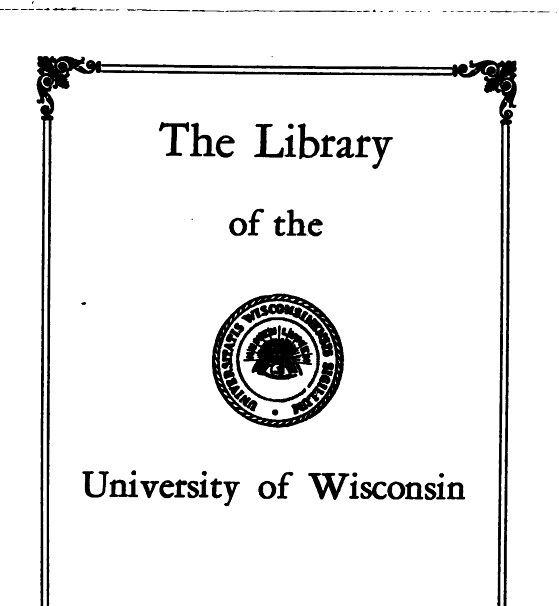
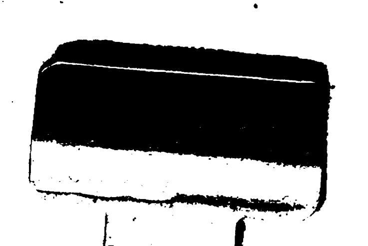
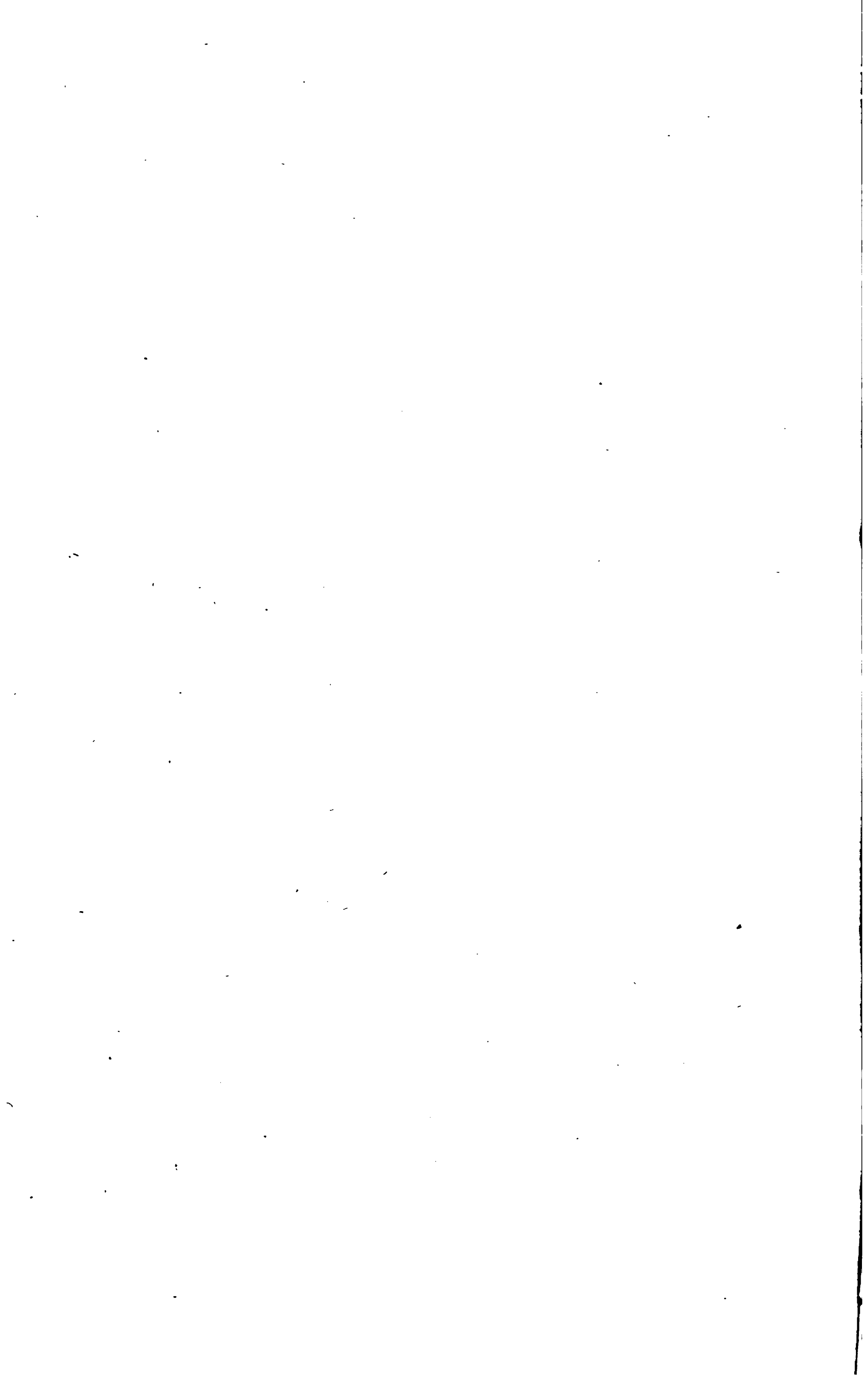






Holm. Göttingen.
1860.



Goethe's

Götz und Egmont.

Geschichte, Entwicklung und Würdigung
beider Dramen.

Von

H. Düntzer.

Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser muß sich ballen.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke & Sohn.
(M. Bruhn.)
1854.

Was wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehn, und uns, wo möglich, etwas Höheres und Besseres geben.

Was helfen alle Künste des Talents, wenn aus dem Theaterstücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Persönlichkeit des Autors entgegenkommt! dieses einzige, was in die Kultur des Volkes übergeht.

Seiner Hoheit

dem regierenden Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha

Ernst II.

dem kunstgesegneten,

ächt vaterländischen

Fürsten und Helden

seien diese Blätter

in unterthänigster Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Als Herder bei der Rücksendung von Schillers „Taucher“ die Bemerkung gemacht hatte, diese Ballade arbeite einen gewissen Nicolaus Pesce veredelnd um, enthielt Goethe sich nicht der scharfen Aeußerung, wenn ihr alter Freund bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern könne, die das Geschichtchen erzähle, wie solle man es dem übrigen Publikum verdenken, wenn es sich bei Romanen erkundige, ob denn alles fein wahr sei. Und freilich hatte Goethe entschieden Recht, wenn der Alte vom Topfberge, wie er jenen seine Eifersucht auf den fruchtreichen Bund zwischen ihm und Schiller schwer verbergenden Freund von seiner Amtswohnung auf dem Töpfermarkt in seiner Verstimmung nannte, die ganze schöne Dichtung damit abfertigte, daß der rohe Stoff keine Erfindung des Dichters sei, als ob hierin das Erste und Letzte beruhe, und das Verdienst eines Gedichtes nicht vielmehr in dem Gehalte, den der Dichter hineinlegt, und in der Behandlungsart zu suchen, obgleich auch die Wahl des Stoffes schon an sich von hoher Bedeutung ist. Gerade deshalb aber mußte Goethe, wie sehr ihm auch jedes bloß neugierige Aufspüren des benutzten Stoffes zuwider war, es als höchst dankenswerth anerkennen, wenn man den Versuch machte, durch Vergleichung der zu Grunde liegenden Quelle das Verdienst des Dichters in's rechte Licht zu setzen, dem überkommenen Stoffe gegenüber die eigenthümliche Behandlungsart und den aus eigenen Mitteln verliehenen Gehalt zu würdigen. So fand er sich denn freundlich angesprochen, als der Direktor Struve in Königsberg zwei seiner Balladen, den „Zauberlehrling“ und die „Braut von Korinth“, mit ihren Griechischen Quellen einsichtig zusammengestellt hatte, so daß er Freund Zelter eifrigst zum Lesen des betreffenden Heftes einlud. „Indem der Verfasser euch an den Born führt“, setzt er empfehlend hinzu, „woher ich den Trank ge-

holt, ist er freundlich genug zu beweisen, daß ich das erquickliche Naß in einem kunstreichen Gefäß dargebracht habe. Was der Dichter vor so viel Jahren wollte, wird doch endlich anerkannt." Und so würde es Goethe auch, trotz Riemer's scharfer Anklage „unnützer Geschäftigkeit und gelehrter Polypragmosyne", nicht ungern gesehen haben, wenn man in gleicher Art den Nachweis geliefert, wie er in „Herrmann und Dorothea" die „wunderbare Heirat" aus der „ausführlichen Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg" — die bloße Hinweisung hierauf war schon im Jahre 1809 im „Morgenblatt" geschehen — zu wahrhaft dichterischem Leben umgeschaffen, den rohen Stoff in die Tiefe seines schöpferischen Geistes versenkt und als einen der strahlendsten Edelsteine zu Tage gefördert habe, wogegen es ihm freilich unerquicklich sein mußte, wenn man die Frage aufwarf, welche Stadt am Rheine im Gedichte gemeint sei.

Kaum aber dürfte eine derartige vergleichende Zusammenstellung und Würdigung irgendwo zu anziehenderen Ergebnissen führen, als bei den in so mannigfacher Beziehung zusammengehörenden beiden Dramen, denen vorliegende Schrift gewidmet ist. Wunderlich genug hat man bisher eine solche Vergleichung noch gar nicht versucht, da man meistentheils der Ansicht gewesen zu sein scheint, der Dichter habe sich im Stoffe keine wesentliche Umgestaltung erlaubt. Christian Heinrich Schmid's im Jahre 1774 erschienene dramaturgische Abhandlung über den „Götz" hat nur einzelnes aus der Lebensbeschreibung des Ritters hervorgehoben, ohne tiefer einzugehn, und dadurch einen neuern Biographen des Dichters, der sich nicht die Mühe gab, auf die Lebensbeschreibung des Götz zurückzugehn, zu manchen irrigen Angaben veranlaßt. Noch weniger hat man an eine Vergleichung des „Egmont" mit seiner Quelle gedacht, ja man wußte diese nicht einmal bestimmt anzugeben. Wie wenig der Dichter in beiden Fällen einen fertigen, ohne weiteres brauchbaren Stoff vorfand, wie er ihn erst nach seinen Bedürfnissen zurecht legen, nicht allein Ungehöriges ausscheiden, sondern auch durch bedeutende Umstellungen, Aenderungen und Eindichtungen sich ganz umschaffen mußte, wird aus unserer in's Einzelne gehenden Nachweisung sich anschaulich ergeben. Auch ist es höchst anziehend, zu bemerken, auf wie wenige Quellen sich Goethe beschränkte, wie er jede eindringende Vergleichung verschiedener Quellen ganz von der Hand wies. Beim „Götz" beschränkte er sich, sehen wir von der Szene des heimlichen Gerichts ab, lediglich auf die Lebensbe-

schreibung, so daß er nicht einmal beim Bauernkriege sich nach einem andern Werke umsah, sondern sich mit den wenigen vom Herausgeber beigefügten Anmerkungen begnügte, aus welchen er alle charakteristischen Hauptzüge seiner Darstellung geschöpft hat. Zum „Egmont" benutzte er außer seiner Hauptquelle, dem Strada, nur zuweilen Meteren's Erzählung, indem er alle übrigen, ihm so leicht zu Gebote stehenden Schriftsteller zur Seite ließ. War es ihm ja in beiden Stücken zunächst nur um den Charakter des Helden zu thun, den er im „Götz" ganz treu beibehalten konnte, wogegen er dem „Egmont" eine größere Selbständigkeit, ein tieferes Gefühl für Recht und Freiheit geben, ihn von der Sucht, bei Hofe zu gefallen, entbinden mußte. Die äußern Verhältnisse beider mußte er zu seinem Zwecke wesentlich umgestalten, damit ihre Charaktere sich reiner und allseitiger entwickeln konnten, die Handlung zu einer lebendigern Einheit sich zusammenschloß. Wie seine beiden Helden selbst, aus denen des jungen Dichters tiefes Gefühl für Recht und Freiheit, der ganze Edelmuth seiner Natur so strahlend hervorleuchtet, so mußte auch das Bild der Zeit und des Volkes sich nach seinen dichterischen Anforderungen umgestalten; er bildete es, mit geschickter Benutzung mancher überkommenen Züge, ganz aus dichterischer Machtvollkommenheit, mit reinster, wenn auch nicht geschichtlicher, doch natürlicher Wahrheit. Im „Götz" mußte er gar so weit gehn, das Bild der Zeit völlig umzukehren, da er zu seiner Darstellung des letzten Ritters einer in sich versunkenen Zeit bedurfte, wie Maximilian's und Karl's V. Regierung sie in der Wirklichkeit mit nichten boten. Hiernach kann von einer geschichtlichen Wahrheit bei diesen Dramen überhaupt nicht die Rede sein; dem Dichter galt es nur, die vollendete Entwicklung eines lebendigen, in sich einigen, ideal erfaßten Charakters zu geben, unbekümmert um die ihn nicht berührende Portraitähnlichkeit; die dichterische Wahrheit schwand vor der geschichtlichen. Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit „Clavigo" und „Stella". Trotz aller wörtlichen Entlehnungen aus dem Memoire von Beaumarchais ist dieser Clavigo, als dessen Folie die wunderbare Gestalt von Carlos geschaffen wurde, dieser schwache, zwischen stillem häuslichem Glück und glänzender Stellung seltsam schwankende, in innerster weich gestimmter Seele mehr jenem zugeneigte Clavigo ein Goethe eigenthümlicher Charakter, der sich von dem Gebilde von Beaumarchais — denn von diesem zum wirklichen Clavigo ist noch ein bedeutender Abstand — ganz wesentlich unterscheidet, so daß er gar am Ende reumüthig

fällt, während er bei Beaumarchais nach seiner Absetzung dessen Verwendung in Anspruch nimmt, und in der Wirklichkeit jenen von Goethe dargestellten Handel noch zweiundvierzig Jahre überlebte, weshalb der Spanische Gesandte zu Hamburg gegen dessen Ermordung auf der Bühne Einspruch that. So wenig war Goethe um geschichtliche Wahrheit ängstlich bekümmert! „Stella" ist eine völlige Umgestaltung der im Stücke selbst erzählten Sage vom Grafen von Gleichen. Aus dem Grafen, der aus Dankbarkeit der schönen Orientalin, die ihn aus der Sklaverei gerettet, mit höchster kirchlichen Genehmigung einen Platz neben seiner angetrauten Gattin einräumt, ist jener eben so glühende als weiche und schwachherzige, mit reizender Anmuth ausgestattete Fernando geworden, dessen wilde Leidenschaft jedes Gefühl ehelicher Treue und Liebe aus seiner Seele auf Augenblicke verdrängt, aber, wie Clavigo, kehrt er in angeborener Gutmüthigkeit zu der schmählich Verlassenen zurück. Daß der Dichter ein solches Verhältniß zwischen Fernando und seinen beiden Gattinnen, wie bei dem Grafen von Gleichen, für möglich hielt, wird freilich immer zu den seltsamsten Mißgriffen gehören, wozu ihn nur die in der Zeit grassirende falsche Sentimentalität und Weichheit verleiten konnte, welche in Bürger's unseliger Ehe so schrecklich zu Tage tritt.

Wenn wir diese vier Dramen als eigentliche Charaktergemälde zu bezeichnen haben, so ist es dagegen in dem nach Goldsmith's Ballade bearbeiteten Schauspiel „Erwin und Elmire" und in „Claudine von Villa-Bella", deren Quelle bisher noch nicht nachgewiesen worden, die Handlung selbst, welche den Dichter anzog und zur dramatischen Darstellung trieb. Aber auch in Goethe's erster dichterischer Laufbahn fehlt es nicht an solchen Dramen, welche eine bestimmte Lehre oder eine allgemeine Idee in lebhafter Handlung vorzuführen bestimmt sind. Hierher gehören die beiden Leipziger Stücke, die „Laune des Verliebten" und die „Mitschuldigen", dann aber auch die in den geheimsten Tiefen der Menschheit spielenden Dramen „Faust", „Prometheus", „Mahomet", die einfach beschreibenden beiden Szenen „Künstlers Erdewallen", endlich die parodischen und satirischen Dichtungen „Satyros", „Pater Brey", „Bahrdt" und das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern".

Auch die bedeutendsten spätern Dramen unseres Dichters sind, wie schon Ulrici bemerkt, mehr Darstellung allgemeiner Sätze, wie lebhaft auch die dramatische Einkleidung erscheint, wie bedeutsam auch die Hauptcharaktere sich hervorthun: wir meinen „Iphigenie", „Tasso", die „natür-

liche Tochter", „Pandora," „Epimenides". Neben diesen treten vor allen die mit lebendigster Wahrheit entworfenen geschichtlichen Zeitgemälde hervor, der „Groszcophta" und die „Aufgeregten" nebst dem parodischen „Bürgergeneral". In „Jery und Bätely" haben wir ein hübsches Schweizeridyll, in der „Fischerin" ein Bild aus dem Fischerleben. „Lila" ist die dramatische Darstellung der Heilung einer Irren, die Ausführung des psychologischen Satzes, daß Phantasie durch Phantasie vertrieben wird, oder wie es der Dichter in Bezug auf den besondern Fall ausspricht, daß „was Lieb' und Phantasie genommen, Lieb' und Phantasie zurückgibt". Auch die „Geschwister" sind die Ausführung einer psychologischen Erscheinung, da in Mariannen statt des dieser aufgedrungenen schwesterlichen Verhältnisses sich unbemerkt wahre Liebe bildet, wie es Wilhelm sehnlichst erwartet hatte. Goethe's Versuche in der Oper sind eben nur Versuche, sich auch dieser dramatischen Form zu bemächtigen.

Gewaltige geschichtliche Ereignisse, durch welche ein großartiger Umschwung der Verhältnisse erfolgt, zogen unsern Dichter wenig an, dessen Seele stets ruhiger Entwicklung und gesetzmäßiger Entfaltung sinnig zugewandt blieb. Daher ist es kein bedeutendes Ereigniß unserer Geschichte, aus welcher er unser Volksdrama schuf — doch klagt er selbst auch über die Armuth unserer Geschichte an großartigen und zugleich ächt Deutschen, für alle Deutschen gleichmäßig anziehenden dramatischen Stoffen —, und aus der Befreiung der Niederlande griff er keineswegs den thatkräftigen Helden und den eigentlichen Befreiungskampf heraus, sondern er wählte sich gerade das Opfer der Despotie, dem sein unerschütterlicher Glaube an die Gerechtigkeit der Majestät den Untergang bereitet, und den glücklichen Kampf um die nationale Freiheit läßt er uns nur in einer begeisterten Vision des muthig dem von gewissenloser Tyrannei über ihn verhängten Tode entgegeneilenden Egmont erschauen. Seine Helden sind mehr Gemüths- und Verstandeshelden, als daß sie in mächtiger That sich offenbarten. Selbst Götz, obgleich er mehrfach kräftig handelnd auftritt, und sogar die Efferische Ohrfeige in derberer Weise austheilt, erscheint mehr leidend, und nicht sowohl das ihn aller freien Thätigkeit beraubende Unglück als der Kummer über den schändlichen Wortbruch und Verrath erschüttert und bricht seine Kraft. Egmont, der Sieger bei Gravelingen, tritt uns fast überall nur als Gemüthsmensch entgegen, und erst im

letzten Augenblick, wo er sich mitten im Freiheitskampfe schaut, verklärt die mächtig hervorbrechende Heldenhaftigkeit sein ganzes Wesen.

Beim „Götz“ haben wir das seltene Glück, den ersten Entwurf mit der in unsere Literatur so ergreifend eingetretenen zweiten Bearbeitung vergleichen, und den ungeheuern Fortschritt bewundern zu können, welchen der junge Dichter binnen einer anderthalbjährigen Frist gewonnen; denn die genialen Auswüchse, in welchen so manche seiner Zeitgenossen sich groß dünkten, hat er fast sämmtlich schonungslos weggeschnitten, und mit großer Einsicht und Selbstüberwindung die Hauptgebrechen des ersten Entwurfs weggeschafft, obgleich er darüber mehrere sehr wohlgelungene Szenen aufgeben mußte. Indem wir vom ersten Entwurf zur zweiten Bearbeitung fortschreiten, erlangen wir eine viel klarere Einsicht in die Entwicklung des Drama's, als wollten wir, wie man bisher, freilich in unzureichender Weise, gethan, von dieser auf jene zurückgehn; die ganze Anlage des Stückes, so wie die Bedeutung der einzelnen Stellen tritt auf diese Weise in ein viel helleres Licht, und wir erkennen deutlicher den Grund der eingetretenen Veränderungen. Viel weniger erfreulich, aber auch nicht ohne manche Aufschlüsse ist die Vergleichung der zweiten Bearbeitung mit der für die Bühne bestimmten. Der geschichtliche Nachweis des Einflusses des „Götz“ auf unsere Litteratur und Bühne wird nicht unerwünscht sein.

Wie sehr „Götz“ und „Egmont“ noch einer eingehenden Erörterung bedurften, wie vieles in beiden Dramen bisher noch unverstanden geblieben, wird sich aus unserer genau eingehenden Behandlung ergeben; eigentlicher Vorarbeiten hatten wir uns gar nicht zu erfreuen. Freilich wird es auch nicht an solchen öffentlichen Stimmen fehlen, welche über unsere Zergliederung als eine nutzlose Zeit- und Kraftverschwendung ihren bittern Unmuth protokolliren werden, wie es denn zur größten Schande Deutschland's noch viele gibt, die über Goethe, sein Leben und seine Werke schon viel zu viel zu wissen vorgeben, obgleich ihre Kenntniß unseres größten Dichters auf den fabelhaftesten Irr- und Wirransichten beruht — die in rührendster Kindereinfalt sich einbilden, die Akten über Goethe seien bereits abgeschlossen, man könne einen solchen Geist, bei dem es ihnen in mancher Beziehung natürlich etwas bänglich zu Muthe wird, schon zu den Todten werfen. Aber die Beschränktheit und der Unverstand haben das Vorrecht, beschränkt

und unverständig zu sein, und mit ihnen läßt sich nicht rechten. Wer tiefer eindringt, wird immer mehr finden, wie viel hier noch zu leisten übrig bleibt, ihm wird aber auch vieles in reinster Klarheit entgegenleuchten, was manche verschrobene, geist- und gemüthlose, ängstlich vor jedem höhern und freiern Sinne zurückbebende Magisterseele nicht begreifen kann. Wir aber wandern getrost unseres vorgezeichneten Pfades, des Beifalles aller Einsichtigen gewiß, die Goethe's unvergängliche Größe zu würdigen wissen — und hierzu gehören glücklicher Weise Deutschland's edelste, vom reinsten Volkssinn ergriffene, des Deutschen Namens würdigste Söhne.

Köln, am 18. August 1853.

H. Düntzer.

Zusätze und Druckfehler.

S. 2 Z. 2 v. u. lese man Indico, S. 14 Z. 15 Frau), S. 26 Z. 1 wurde. (ohne Anführungszeichen), S. 28 Z. 9 solt«, S. 49 Note Z. 3 Unwillen, S. 63 Z. 5 v. u. Leidenschaften«, Z. 4 Haft (ohne Anführungszeichen), S. 100 Z. 10 v. u. vastende (statt vonstende), S. 112 Z. 11 v. u. verfasset, S. 121 Z. 12 wo er, S. 163 Z. 12 (Komma nach Darstellung, S. 170 Z. 1 ist (statt ist's), Z. 9 Dekorationen, S. 176 Z. 20 lebend. S. 249 Z. 16 v. u. karg (statt kurz), S. 270 Z. 7 v. u. angegebenen, S. 298 Z. 6 und sie, S. 315 Z. 15 an den, S. 319 Z. 15 freie leise, S. 320 Z. 3 v. u. entläßt er, S. 344 Z. 9 v. u. Komma nach zwingen, S. 356 Note Z. 6 und die Sorge.

S. 152 Z. 19 f. ist die Bemerkung ausgefallen: »Diese Aeußerung ist aus der Lebensbeschreibung genommen. Vgl. S. 81«. — Zu den S. 2 f. Note † angeführten Schriften füge man hinzu: Götzens Lebensbeschreibung aus Urkunden und Handschriften. (Marburg 1810, wie es scheint schon 1790 gedruckt). Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen im Bauernkriege von 1525, nach ungedruckten Akten herausgegeben von Heinrich Zöpfl. Heidelberg 1850.

Inhalt.

I. Götz von Berlichingen.

Gleichwie Schiller durch physiologisch-psychologische Bestrebungen zum gewaltigen Ausbruch seines gährenden Freiheitsdranges in den „Räubern" getrieben wurde, war Goethe zehn Jahre früher bei Betrachtung der Entwicklung unseres mittelalterlichen Staatsrechtes zur Dichtung des „Götz" geführt worden. Beide Dramen, die so bezeichnend an die Spitze der großartigen Schöpfungen unserer Dichterheroen treten, durchzieht das belebende Gefühl für Manneswerth, Recht und Freiheit, die jugendlich glühende Begeisterung für Muth, Kraft und Treue. Der Schiller'sche Räuberhauptmann, der das Gute und Rechte mit Gewalt wieder zur Geltung bringen, die herrschende Ungerechtigkeit der Welt mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgen will, muß sich selbst am Ende gestehn, daß er, in kindischer Anmaßung, in die Räder des Weltgetriebes einzugreifen, die gesetzliche Ordnung mißhandelt habe, und als Opfer derselben, in gefaßter Unterwerfung unter das herkömmliche Recht, fallen müsse. Der Goethe'sche Götz dagegen, als letzter Ritter voll edler Biederkeit und Tapferkeit, unterliegt der Arglist einer entarteten, kraft-, ehr- und treulosen Zeit. Geht Schiller von einer allgemeinen Idee aus, von dem Gedanken, daß der Drang nach Freiheit und Recht nicht wild gegen die durch Herkommen geheiligten Satzungen anstürmen und eigenwillig die Welt umgestalten dürfe, so stellt uns Goethe dagegen das Bild einer überlieferten Persönlichkeit im breiten Rahmen ihrer Zeit dar, aber nicht mit geschichtlicher Treue, sondern nach einem mit dichterischer Freiheit umgestaltenden, das Charakteristische mit lebhafter Fassung aufnehmenden, die einzelnen überkommenen Züge nach eigenwilliger Bestimmung zum ergreifenden Gesammtbilde verwebenden Aufrisse. So tritt uns schon hier beim ersten Beginn die durchgreifende Verschiedenheit der Großmeister unserer Dichtung sprechend entgegen.

Mit großer Sorgfalt hatte sich Goethe zu Straßburg das berühmte sehr umfangreiche Werk des Würtembergischen Regierungs- und Konsisto-

rialrathes Johann Philipp Datt über den ewigen Reichslandfrieden *) angeeignet, in welchem die Entwicklung der auf Erhaltung der Ruhe und Abstellung der Fehden hingerichteten Bestrebungen der Kaiser und Stände seit den ersten Spuren des sogenannten Gottesfriedens ihre erschöpfende, auf reiche Benutzung von Urkunden, besonders aus dem Archiv von Datt's Vaterstadt Eßlingen, gegründete Darstellung gefunden hatte. Der die Sicherung des Landfriedens bezweckenden Gesellschaft vom St. Georgen-Schild, so wie des im Jahre 1488 zu Eßlingen gegründeten Schwäbischen Bundes wird hier ausführlich gedacht, nicht weniger dem auf dem Reichstage zu Worms beschlossenen Reichskammergericht und den Westphälischen Fehmgerichten eine eingehende Betrachtung gewidmet. Datt kann nicht Worte genug finden, die Herrlichkeit des durch Maximilian endlich glücklich zu Stande gebrachten Werkes zu erheben, worin er den Triumph des Kaiserlichen Ruhmes und den ewigen Verkünder seiner Unsterblichkeit begrüßt. In weiterer Verfolgung dieses für die Deutsche Reichs- und Staatsgeschichte so höchst wichtigen Gegenstandes **) ward Goethe auf die Abhandlung des Hohenloh-Weickersheimischen Hofrathes Wilhelm Friedrich Pistorius geführt, die unter dem Titel: „Historische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffenheit rc. rc. derer in Teutschland ehemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen" der ersten im Jahre 1731 zu Nürnberg erschienenen Ausgabe der „Lebens-Beschreibung Herrn Gözens ***) von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kaysers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers. — Mit verschiedenen Anmerckungen erläutert und mit einem vollständigen Indices versehen, zum Druck befördert, von Verono Franck von Steigerwald" †) beigefügt war. ††) Auch Pistorius ist der entschiedenste

*) Volumen rerum Germanicarum sive de pace imperii publica libri V. Ulmae 1698. fol. Vgl. Goethe's Werke B. 22, 92.

**) Von seinen betreffenden Studien zeugen die Straßburger Ephemerides bei Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 136 f.

***) Göz, nicht Götz giebt die Lebensbeschreibung durchweg.

†) Eine zweite verbesserte, durch viele, auf Veranlassung des Goethe'schen Stückes entstandene Nachfrage nöthig gewordene Ausgabe mit Weglassung und Verkürzung mancher Noten erschien, ebenfalls zu Nürnberg, im Jahre 1775. Eine dritte veränderte, in der Sprache erneuerte gaben J. G. Büsching und Fr. H. v. d. Hagen zu Breslau im Jahre 1813, zum Besten der freiwilligen Studirenden heraus, die den vaterländischen Fahnen zueilten. Zuletzt wurde die Lebensbeschreibung von Götz wieder im Jahre 1843 zu Pforzheim abgedruckt unter dem Titel: „Ritterliche Thaten Götz von Berlichingen's mit der eisernen Hand. Neuerlich aus der verglichenen Handschrift gezogen und lesbar gemacht von M. A. Gessert", worin es aber an mancherlei Mißverständissen

Bewunderer des Landfriedens, der endlich die Fehden dauernd beseitigt habe, obwohl er gestehn muß, daß es auch nach ihm an einzelnen Fehden nicht gefehlt habe, und er schließt seine Abhandlung mit dem Wunsche, daß man in Deutschland noch lange in der That möge sagen und singen können: „Alle Fehd hat nun ein End." Dagegen fühlte sich Goethe durch die treuherzige Schilderung des alten biedern Götz so wunderbar gestimmt, daß er in dem Landfrieden nur die Ausgeburt einer schwachen, entarteten Zeit sah, welcher die wahre Ritterlichkeit der Gesinnung ausgegangen, woher sie zur Unterdrückung des sein Recht frei durchsetzenden Mannes sich verbündete, und zu Trug wie allen Mitteln tyrannisirender Gewaltherrschaft ihre Zuflucht nahm. Götz selbst erschien ihm als der wahrste Träger edelster Ritterlichkeit, der im Kampfe mit der gegen ihn verschworenen arglistigen Schwäche unterliegen muß. Die ganze Lebensbeschreibung ist von tiefstem Gefühle für Recht, Wahrheit und Treue, von kräftigstem Selbstvertrauen und gläubigster Unterwerfung unter den Willen Gottes, der ihn wunderbar geführt habe, auf das lebendigste durchdrungen. „Nachdem ich nun schier sechzig Jahr mit einer Faust Krieg, Vehd und Händel gehabt", *) äußert Götz, nachdem er des Verlustes seiner rechten Hand gedacht (I, 6), „so kan ich warlich nicht anderst befinden noch sagen, dann daß der Allmächtig, Ewig, Barmherzige Gott wunderbarlich mit grossen Gnaden bey und mit mir in allen meinen Kriegen, Vehden und Gefährlichkeiten gewesen." Bei Gelegenheit seiner Fehde mit dem Kurfürsten von Mainz finden wir

---

nicht fehlt. Eine gar wenig Neues bringende „Biographie des Ritters Götz von Berlichingen" gab Karl Lang, Archivariatsaccessist des Schwäbischen Ritterkantons im Kreichgau, im „historischen Taschenbuch für Freunde der Geschichte" auf das Jahr 1793, wovon eine zweite veränderte Ausgabe 1825, eine dritte 1832 erschien.

††) In der bei der zweiten Ausgabe sammt der Zueignung vom 7. Februar 1731 an den Hauptmann, die Räthe und den Ausschuß des Kantons Odenwald weggebliebenen Vorrede vom 4. Mai 1728 wird bemerkt, daß bei der Herausgabe drei verschiedene Abschriften der Lebensbeschreibung verglichen worden. Die auf Sitten und Gewohnheiten der Zeit bezüglichen Anmerkungen sind von Pistorius. Der Herausgeber räumt ein, daß der Herr Götz von Berlichingen geringe Dinge mit eingeschaltet habe, welche wohl hätten wegbleiben können, wie auch, daß er „bißweilen seine Fehden zu weit extendiret, und in solche Handlungen sich eingelassen, welche mehr auf das Faust- und Kolben-Recht, als auf eine im Reich ante Annum 1495 erlaubte Fehd hinaus gelauffen", meint aber, der günstige Leser werde es dem längst verstorbenen Ritter, wo er etwa gefehlt, zu Gute halten.

*) Da er die rechte Hand im Jahre 1504 verlor, so muß die Lebensbeschreibung kurz vor seinem Tode (1562) verfaßt sein.

die für seine treuherzige Gutmüthigkeit sehr bezeichnende Auslassung (I, 11): „Da hett der Bischoff von Maynz verredt gehabt, ich wäre sein erster Feind, ich müste auch sein erster Feind ersterben, das entbodt mir sein eigener Hauptmann Joß, Freund bey meinem Bruder Hannßen von Berlichingen selbs, aber es trug sich zu, daß ich nit ein halb Jahr seiner Churfürstlichen Gnaden Feind bin gewest, und schickt man mir nach, daß ich solte mit mir zu Frieden handlen lassen, so ein gnädigen Gott habe ich in dem allen gehabt, und ein solchen mächtigen Fürsten in so kurzer Zeit dahin gebracht, daß er meines Friedens begehrt hat, darum soll sich niemand auf sein Macht und Hochmuth verlassen, welches ich darum melden thue, daß etlich verlogene Leuth, meine Mißgönner (sie seyen wer sie wollen) mich des Grafen (von Waldeck) halben, und vielleicht in andern mehr meinen Händeln, wie hierinnen gemeldt, gern so viel an ihnen ist, verunglimpffen wolten, die ich auch zum theil zu recht fürgefordert, und sie mir unter ihrem Sigill solchen Rechten auszuwarten, zugeschrieben, sind aber über dasselbig treulos und mir zu recht flüchtig worden, wie ich das kan mit Brief und Sigill und des Grafen von Waldeck Handschrifft selbs, und mit andern Vertrags-Briefen und Sigillen darthun und genugsam beweisen, und es ist auch über ein halb Jahr nit, daß mir die Handlung ufgestanden ist, daß ich gegen dem Stifft Maynz gehandelt hab, deßgleichen er gegen mir auch, und was ich gegen dem Stifft Maynz gehandelt, daß ist alles ungefährlich in einem halben Jahr geschehen; Darnach kam ich in sein Anstand, *) und kan nit anderst achten, dann Gott der Allmächtig habe mir in der kurzen Zeit als einen (sic) armen Rittermann von Adel **) glück und Sieg geben, allein daß mir grosse treffentliche Anschläg durch liederliche fahrläßige Leuth verhindert und verwahrloßt worden, wie hieoben vermeldt, und hab mich in meiner Jugend in grosse Krieg, Vehd und Feindschafft eingelassen, deren wol 15. seyn, die mich selbs antroffen, die ich auch hinaus geführt, ohne was ich bey Kayser und König, Churfürsten und Herrn gethan habe, und was ich auch andern meinen Herrn, Freunden und guten Gesellen in ihrem (sic) selbs eigenen Sachen gedienet, deren auch wol so viel seyn, die ich hierinnen nicht angezeigt habe; Nun weiß ich kein Vehd, Gott lob! die ich gehabt, die über zwey Jahr gewehret hett, ich habe es zu Frieden gebracht und hinaus geführt, Gott dem Allmächtigen seye darum Lob und Danck gesagt, dann ich

---

*) Anstand bezeichnet hier, wie in einer vorhergehenden Stelle, Friede. Vgl. Grimm's Wörterbuch. Der neueste Herausgeber hat die Stelle mißverstanden, wenn er schreibt: „Erst nach dem Mainzer Handel kam ich mit dem Grafen in Anstände."

**) Auch sonst nennt er sich einen „armen Gesellen von Adel", einen „jungen Ritter-Mann von Adel und armen Reiters-Mann".

verwundere mich etwann selbs darüber, daß ich allwegen die Sach so glücklich und in so kurzer Zeit hinaus bracht.“ Gegen Ende der Lebensbeschreibung lesen wir: „Und zum Beschluß, kan und will ich auch nicht verhalten, daß mir der Allmächtige Gott Sieg und Glück gegen all meinen Feinden von Jugend auf, als einen (sic) armen Menschen, durch sein Göttliche Gnad vielfältig geben und verliehen hat, und kommt mir mein Unglück, darinnen ich lange Zeit gewest, allein daher, wann ich mit meinen Feinden und Widerwärtigen gehandelt, daß ich ihnen vertraut hab, und vermeint ja solt ja seyn, und nein solt nein seyn, und was man einander zugesagt, daß man solches wie billig halten solt, darauf hab ich mich verlassen, vertraut und gemeint, andere Leuth sollen thun, wie ich mein Tag gethan hab, und (ob Gott will, noch thun will,) durch solche Ursachen und zu viel Vertrauen, bin ich, wie gemeldt, in all mein Unglück kommen und erwachsen, wann ich aber als ein Feind meinen Feinden nit vertraut, wie dann nach Gelegenheit wohl beschehen mag, ist es mir mit Gottes Gnad und Hülff glücklich und wol gangen, anderst kan ich Gott sey Lob nit sagen, dann da hab ich gewust, wie ich mich gegen meinen Feinden halten solt; Gott der Allmächtige helff mir noch.“ Hiermit verbinde man die frühere Aeußerung (II, 2): „Und auch wissentlich ist, daß ich viel Chur- und Fürsten, auch meines gleichen, auch andere hoch und niedern Stands, und schier vom Höchsten biß zum Niedersten ohne alle Besoldung aus freyem Willen, mein Leib und Leben, Blut und Gut, in ihren Händeln und Kriegen, in Gefährlichkeit begeben, und darob auch grosse Noth erlitten.“

Wie der Straßburger Münster die Herrlichkeit Altdeutscher Kunst vor Goethe's ahnungsvoll ergriffener Seele aufgeschlossen und ihn mit verehrungsvollster Bewunderung ergriffen hatte, so staunte er die einfache Heldengröße des edlen Ritters an, in welchem er den mächtigsten Träger von Biederkeit, Kraft und Treue, das Musterbild aller wahren Deutschen Tugenden erschaute, zu erhaben und rein für jene versinkende Zeit des einst in großartiger Würde prangenden Mittelalters, so daß er sich gedrungen fühlte, die hohe Gestalt des in schmähliche Vergessenheit versunkenen vielverkannten Mannes seinen Zeitgenossen in jener freiern dichterischen Form darzustellen, zu welcher das freilich noch wenig in die Tiefe dringende Studium des großen Briten seinen Geist ausgeweitet hatte. In Straßburg selbst dürfte Goethe nicht über die Vorbereitungen zu der lebhaft seinem Geist vorschwebenden Dichtung hinausgekommen sein; Götz, Faust und die Altdeutsche Baukunst nahmen hier an der Gränze Frankreichs, wo er sich recht als Deutscher fühlen sollte, seinen Geist völlig ein, ohne daß er sich irgend zur Ausführung dieser seine Seele mächtig erfüllenden Aufgaben durchzuarbeiten vermocht hätte. Erst nach der Rückkehr zur Vaterstadt,

wo er sich in der ersten Zeit sehr unbehaglich und mißstimmt fühlte, begann er die dramatische Bearbeitung der Lebensbeschreibung des Götz unter der liebevollsten Aufmunterung seiner ganz an ihm hangenden Schwester. Diese hatte er so oft und vielfach von dem ihm vorschwebenden, im einzelnen bereits in seinem Geiste ausgebildeten dramatischen Götz unterhalten; ohne irgend etwas davon in Wirklichkeit auszuführen, daß diese zuletzt sich nicht enthalten konnte, ihren Unglauben an der Ausführung desselben nicht ohne Unmuth auszusprechen. Hierdurch sah er sich denn veranlaßt, eines Morgens frisch ans Werk zu gehn, ohne irgend einen schriftlichen Entwurf oder Plan, den er aber längst im Geiste sich ausgebildet hatte. So entstanden im frischen Flusse die ersten Szenen, welche er der Schwester am Abend vorlas; ihr Beifall und ihr liebevoller Zweifel an seiner Beharrlichkeit trieben ihn zu ununterbrochener Fortsetzung des Stückes, woran er sich so eifrig hielt, daß er es binnen etwa sechs Wochen in vollständiger Handschrift geheftet vor sich liegen sah. *) Am 28. November, drei Monate nach seiner Rückkehr, schreibt er an seinen mit väterlicher Theilnahme ihn leitenden, innigst vertrauten Aktuarius Salzmann: **) „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange, und es koste, was es wolle, ich stürze mich darein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe; denn es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Effort's, die in dem zerstreuten Straßburger Leben zerlappten: aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoffe Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr (die wir, leider! nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. Dann

*) Vgl. B. 22, 150.

**) Vgl. das „Morgenblatt" vom Jahre 1838 Nro. 28.

weiß ich auch, Sie lieben ihn ein bißchen, weil ich ihn bringe.“ Hiernach hatte der junge Dichter zu Straßburg nicht bloß vor Herder, wie er selbst berichtet,*) sondern auch vor Salzmann seine Absichten auf den Götz ganz geheim gehalten. Daß er wirklich schon zur Zeit, wo Herder in Straßburg weilte, den Plan zu dieser Dichtung gefaßt, darf man wohl mit Recht bezweifeln; erst im Sommer 1771, in der letzten Zeit seines Straßburger Aufenthaltes, möchte dieser Gedanke in ihm aufgegangen sein, und er sich damals besonders mit der ganz seiner Einbildungskraft entsprungenen Gestalt Weislingen's getragen haben, worin er vielleicht die Leiden, welche er seiner bald zu verlassenden Friederike bereitet hatte, dichterisch zu sühnen gedachte. Noch vor dem Ende des Jahres 1771 ward die dramatische Bearbeitung der Lebensbeschreibung des edlen Ritters zu Ende geführt,**) und sofort an Salzmann gesandt. Schon am 3. Februar hatte Goethe das Stück von diesem mit vollster Beifallsbezeugung zurückerhalten. Auch an Herder theilte er das Gedicht mit, der sich aber unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten ihn deshalb mit spöttischen Namen zu bezeichnen,***) wogegen Merck, zu dem Goethe bereits im Herbst in ein vertrautes Verhältniß getreten war, sich wohlwollend und verständig aussprach.

Betrachten wir zunächst den unserm Dichter vorliegenden Stoff. Der Lebensbeschreibung geht eine Anrede an den Burgermeister von Heilbronn Hans Hoffmann und den dortigen Syndik den Licentiaten der Rechte Stephan Feyerabend voran, worin Götz bemerkt, daß er auf ihren und vieler andern seiner „guten Herren und Freunde“ Jahre lang geäußerten Wunsch sich endlich entschlossen habe, seinen Erben, Kindern und Nachkommen zu Ehren und zu Gute dasjenige niederzuschreiben, was er „als ein junger Ritter-Mann von Adel und ein armer Reiters-Mann im Krieg, Fehden

*) B. 21, 245.

**) Böttiger's Bericht (literarische Zustände 1, 60 f.), der sich auf Lerse's Aussage gründen soll, Goethe habe sechs Wochen nach seiner Abreise von Straßburg den ganz vollendeten „Götz“, an dem er bis dahin noch gar nicht gearbeitet, an Lerse gesandt, und dieser einige gar zu freie Stellen darin getadelt, die auch später weggeblieben seien, ist jedenfalls in Betreff der Zeitbestimmung unrichtig. Daß Goethe das Stück in der Handschrift auch an Lerse, dem er ja selbst ein schönes Denkmal darin gründete, mitgetheilt habe, dürfte kaum bezweifelt werden. Leider sind Goethe's Briefe an Lerse, die am Ende des vorigen Jahrhunderts in Pfeffel's Händen sich befunden haben sollen, bis jetzt noch nicht zur Oeffentlichkeit gelangt.

***) So erzählt wenigstens Goethe selbst B. 22, 150. Leider bleibt der höchst wichtige Briefwechsel zwischen Goethe und Herder, der hierüber genauern Aufschluß geben muß, noch immer widerrechtlich der Oeffentlichkeit entzogen.

und Handeln bey der Röm. Kayserlichen Majest. auch Chur-Fürsten und andern" für sich so wie für andere gute Herren und Freunde gethan habe, in ihren und seinen eigenen Sachen, Kriegen und Fehden, die er lange Zeit gegen hohe und niedere Stände geführt, „mit nichten der Meynung, einigen Ruhm oder grossen Nahmen damit zu suchen oder zu erlangen, sondern allein um der Ursachen willen, das mich angelangt, weil etliche meiner Mißgönner etwan aus Neid und Haß, oder vielleicht aus Unwissenheit, gerne meine Handlung, die ich mein Tag geführt, zum ärgsten und übelsten auslegen wolten, denen ich dann hierinnen zu begegnen, und den wahren Grund an den Tag zu bringen fürgenommen."

Die Lebensbeschreibung selbst zerfällt in drei Abtheilungen, von welchen die erste in eilf, nicht ganz streng nach der Zeitfolge geordneten Abschnitten die ritterlichen Thaten unseres Helden von Jugend auf bis zu seiner Heilbronner Gefangenschaft erzählt. Im ersten Abschnitt berichtet Götz, dessen Geburt um 1480 fällt, von den drei ersten Jahren, die er als Reiterbube bei seinem Vetter, Konrad von Berlichingen, Ritter und Rath des Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach (Ansbach), zugebracht, und von der ersten Zeit seines Dienstes bei dem eben genannten Markgrafen; erstern begleitete er auf die Reichstage zu Worms (1495) und Lindau (1497), mit dem Markgrafen machte er den Zug nach Hochburgund, nach welchem er einige Zeit bei den Seinigen, da sein Vater Kilian mittlerweile (1498) gestorben war, auf seiner Stammburg Jarthausen verweilte. Der zweite Abschnitt erzählt den Schweizerzug vom Jahre 1499, wozu Götz in Begleitung des Markgrafen sich begab; in Constanz trafen sie mit dem Kaiser zusammen. „Der hett ein kleines grünes altes Röcklein an und ein grünes Stuz-Käpplein, und ein grossen grünen Huth darüber, daß Ihn keiner für ein Kayser gefangen und angesehen hett." Götz aber erkannte ihn sogleich, da er ihn auf mehreren Reichstagen gesehen hatte, und er befolgte deshalb auch ohne weiteres den vom Kaiser an ihn gerichteten Befehl: „Du hast einen langen Spieß und ein grossen Fahnen daran, reit mit dorthin zu jenem Haufen, biß daß des Reichs-Fahnen der Adler von Costanz heraus kommt." Es war damals, wie Götz hinzufügt, das erste und letztemal, daß er im Feld den Reichsadler fliegen sah, da er sich in der Folge von allen Reichskriegen zurückgezogen hielt, während sein Zeitgenosse, der tapfere und schlachtenkundige Georg von Frundsberg, dem Kaiser die wichtigsten Dienste in und außerhalb des Reiches erzeigte. Uebrigens war Götz auf diesem Schweizerzuge bei keinem ernstlichen Handel gegenwärtig, als bei Thengen, wo die Kirche, in welche sich viele Schweizer geflüchtet hatten, niedergebrannt wurde. Er verlor hier sein Pferd, und „lief als ein böser Bub zu Fuß mit den Knechten hinein zu der Kirchen, er-

wischt ein altes Scheffelein (Spieß), und hett mein Degen auch uf dem Baardt gebunden und die Hosen abgeschnitten.“ *)

Im dritten Abschnitt berichtet uns Götz, wie er im folgenden Jahre (1500), dem neunzehnten seines Lebens, zuerst einen Ritterharnisch getragen, da „der alte Thalacker“ (Hans von Massenbach, genannt Thalaker, von Bürstel) zu ihm nach Jarthausen gekommen, und ihn nebst seinem ältern Bruder Philipp, der sich aber nicht dazu verstehn wollte, zu einem Zuge in's Würtembergische aufgefordert hatte. „Da gab mir mein Bruder ein Gaul, und bracht ich sonst auch zwey Knecht uff, und dienet ihm ein Reiß, er hett freilich auch nicht mehr als 3. Pferd, darunter war Hesselschwerd **) und sonst noch einer sein Gesell, also daß unser 6. waren.“ Sie zogen bis zu den Thoren von Heilbronn und nahmen alles, was Würtembergisch war, gefangen, da Thalacker mit dem Herzog in Fehde lag. „Sonst war ich für ein Jungen ziemlich versucht und gebraucht worden in Kriegen, und anders, doch in Knaben weiß, und macht in diesem ersten Angriff bei dem Thalacker mit berührten Knechten und Reuthern Kundschafft, daß ich folgends als ein Junger wol zwey Jahre mit ihnen ritt, und ihnen anhängig war, darnach aber wurd bemeldter Thalacker des ganzen (Schwäbischen) Bunds Feind.“ Darauf ritt Götz gegen Ende des Jahres 1501 zu dem Bruder seiner Mutter, Neidhard von Thüngen zu Sottenberg, der ihm ein Pferd zugesagt hatte. Hier blieb er den Winter über, mit dem Anfange des Frühlings aber zog er mit vier Pferden zum Markgrafen Friedrich, der damals mit Nürnberg in Fehde lag, wo er unter Leitung des ältesten Sohnes des Markgrafen an der Seite des Feldhauptmanns Paul von Absberg sich tüchtig bewährte, und besonders durch seine Geistesgegenwart den Schluß der Wagenburg hinderte. Auch verfehlte der Feldhauptmann nicht, der guten Dienste unseres Götz und seines Bruders Philipp in dieser Fehde rühmlich zu gedenken. „Das ist mein und meines Bruders seel. Besoldung gewest, war unß auch lieber, dann hett uns der Marggraff 2000 fl. geschenkt, wie wol wir warlich arm Gesellen waren, noch haben wir dennoch eine guthe Besoldung empfangen, daß nicht allein unser gnädiger Fürst und Herr, der Herr Marggraf, sondern auch Ihro Fürstlichen Gnaden Obriste Räth und Haubt-Leuth, Ritter und Knecht, Preiß, Ruhm, Lob und Ehr unß nachgeredt haben, da wir vielmahls etwan wohl bei 20. oder 30. Meil Wegs nit dabey gewesen,

*) Die letztern Worte werden in der Ausgabe von Büsching und von der Hagen irrig gedeutet: „Ging muthig vorwärts und dachte nicht zu weichen.“ Unter Bart ist etwa der Griff des ganz festgebundenen Schwertes zu verstehn. Bei Grimm fehlt diese Bedeutung.

**) Im fünften Abschnitt wird derselbe Haselschwerd genannt.

daß nemlich hochgedachter Marggraf Selbs und Ihro Fürstlichen Gnaden Räthe und Haubt-Leuthe unß ehren und Guthes nachgeredt und unser in besten gedacht, daß dann unß von unsern guthen Gesellen und Freunden ist angezeigt worden, ist unß auch lieber gewest, dann Gold und Silber, welches wir nicht dafür genommen haben wolten." Da er von seinen vier Pferden nur eines, und zwar das wildeste, übrig gehalten, so hatte er die Freude, daß die obersten Räthe des Markgrafen ihm ihre Leibpferde anboten, unter anderen Herr Veit von Vestenberg ein besonders geliebtes, das er, wie man glaubte, dem Markgrafen selbst nicht geliehen haben würde. Eines besondern Handels, den er, als er mit seinem Vetter Neidhard von Thüngen gegen Michael desselben Jahres von Sottenberg ritt, mit Endriß von Gemünd, Amtmann zu Solleck, und dessen Knecht, dem man den Namen des Affen gegeben, bei dem Dorfe Obereschenbach gehabt, gedenkt der vierte Abschnitt, wie im fünften eine besonders mannhafte That erzählt wird, welche Götz im folgenden Jahre (1503) vollbrachte, als er wieder einmal mit anderen guten Freunden und Gesellen dem alten Thalacker diente.

Götzens Theilnahme an dem Baierischen Kriege (1504—1505) schildert der sechste Abschnitt. Auch diesmal stand er mit seinem Vetter Neidhard von Thüngen, als Hauptmann der Gesellschaft des St. Georgen-Schildes, auf der Seite des Markgrafen Friedrich, obgleich er gern dessen Gegner, den Pfalzgrafen Philipp, unterstützt hätte, bei welchem zwei seiner Brüder dienten. In diesem Kriege war es, wo er vor Landshut seine rechte Hand verlor. Auch mit Georg von Frundsberg, der zur Zeit noch nicht Ritter war, traf er damals auf wunderbare Weise zusammen, so daß dieser ihm später, als er zu Heilbronn gefangen lag, mit Hindeutung hierauf zu seinem Verdrusse bemerkte: „Du wolltest zeitlich zu einer Nessel werden!" In demselben sechsten Abschnitt werden noch zwei andere, mit dem Baierischen Krieg nicht in Verbindung stehende Geschichten erzählt. Die eine bezieht sich auf die Hülfe, welche er 1507 mit Hans von Selbiz und anderen guten Gesellen einem Böhmischen Herrn durch Niederwerfung einiger der reichsten Herren aus Böhmen bei ihrer Rückkunft aus den Niederlanden leisten wollte, was aber durch das unangebrachte Prunken jenes „guten frommen Herrleins" vereitelt wurde. Einem Kitzinger Bürger Ulrich Beck und dessen bei Neidhard von Thüngen stehendem Stiefsohn, Philipp Seiboth, der eben den Harnisch angezogen hatte, half er im Jahre 1510 die in Nürnberg wohnenden Waldstromer im Wald vor der Stadt niederwerfen; er brachte sie nach Jarthausen, mußte sich aber bald darauf mit ihnen vertragen, da der Markgraf sie als seine Diener in Anspruch nahm, gestützt auf einen erblichen Dienst, den sie einiger Waldungen wegen

bei ihm versahen. „Weiß aber nit", setzt Götz hinzu, „was mir von solchem Verträg vor mein Person worden ist, doch hat mir der Ulrich Beck etwas geben, kan aber nit wissen wie viel."

Finden wir auf diese Weise drei ganz verschiedene, auch der Zeit nach auseinander liegende Geschichten im sechsten Abschnitt miteinander verbunden, so gedenkt der siebente nur der einen oder der zwei „Reisen", die Götz „und andere mehr von Adel, und andere gute Gesellen" einem unter dem Namen „der Meuterer" bekannten Manne zu Rotenburg an der Tauber geleistet, der mit den von Rotenburg in Fehde lag. Götzens Vetter, Wilibald von Thüngen zu Neuffenberg, hatte ihm eine Zuflucht bei sich gewährt. Der Bischof von Würzburg vertrug die Sache, worüber Götz sich nicht sonderlich gefreut zu haben scheint, jener Meuterer aber fing später neue Unruhen an, und wurde in Folge derselben im Jahre 1513 mit dem Schwert hingerichtet. Der achte Abschnitt beginnt mit der Erzählung, wie Götz im Jahre 1509 auf den Wunsch seines Schwiegervaters Reinhard von Sachsenheim*) sich der Sache eines Stuttgarter Schneiders angenommen, den die Kölner um den im Büchsenschießen wohlverdienten Preis von 100 Florin betrogen. Er warf zwei Kölner Kaufleute nieder, und nur der dringende Wunsch des Grafen von Kronberg bestimmte ihn, neun von Frankfurt herauf kommende Kölnische Wagen unberaubt durchzulassen. Die Sache ward durch Vermittlung des Grafen zu Frankfurt vertragen. Wegen des Niederwerfens der Kaufleute kam er auch mit den Bischöfen von Bamberg und von Hanau und mit den Herren von Hutten in Fehde, und zu gleicher Zeit griffen ihn Philipp Stumpf und dessen beiden Söhne auf treulose Weise an, verbrannten ihm heimlich und ohne vorhergehenden Fehdebrief einen Hof und eine Mühle. Im folgenden, neunten Abschnitt wird der weitern Fehden mit dem Bischof von Bamberg gedacht, wie Götz mit seinem Vetter Eustachius von Thüngen, welcher dem Bischof feind geworden, sich auf dem Main eines Schiffes bemächtigt und alle Güter, welche darin Bambergisch waren, in Beschlag genommen und nach Neuffenberg gebracht, woran sich die ergötzliche Geschichte anschließt, die sich zwischen ihm und dem Bischof zu Heidelberg ereignete. Da er darauf auch der Nürnberger Feind werden wollte, warf er 1512 mit Hans von Selbiz 95 Kaufleute in Bambergischem

*) Hartard von Hattstein nennt im dritten Theile der „Hoheit des Teutschen Reichs-Adels" S. 29 ff. Dorothea von Geiling von Winersheim und S. 34 ff. Sophia von Westerstetten als Gattinnen unseres Götz. Eine von Sachsenheim müßte nach unserer Stelle Götzens erste Gemahlin gewesen sein. Graf Joseph von Berlichingen nennt Dorothea von Sachsenheim als erste, Dorothea von Gailing als zweite Gemahlin von Götz. Vgl. Lang a. a. O. S. 210 der zweiten Ausgabe.

Geleite nieder, nahm aber von der Beute nur dasjenige, was Nürnbergisch war. Gleich darauf zog er, um Kundschaft einzuziehen, gen Köln; zu Bacharach traf während seiner Anwesenheit der Bischof von Bamberg zu Schiffe ein, gegen den er aber nichts unternahm, ja er ließ ihn durch einen einzigen ihn begleitenden Knecht, der aber Pfalzgräfliche Farbe trug, den Rhein abwärts geleiten, ohne daß der Bischof merkte, sein Feind Götz erzeige ihm diesen Dienst.

Der zehnte Abschnitt enthält wieder sehr verschiedene Geschichten aus den Jahren 1513 bis 1516. Zunächst wird erzählt, wie unser Held den Nürnbergern Feind geworden, weil sie seinen Jugendgefährten Fritz von Littwach (Lidwach) heimlich gefangen genommen und einen Knecht, Georg von Gaißlingen, der ihm seinen Dienst zugesagt, erstochen. Götz und sein Bruder kamen wegen ihrer an den Nürnbergern vollbrachten Beraubungen in die Acht und Aberacht, und ward eine Exekution von vierhundert Reitern gegen sie beschlossen, aber Götz fuhr trotzdem fort, sich an den Nürnbergern zu rächen, bis die Sache im Sommer 1514 zu Würzburg vertragen ward. Mehrerer glücklichen Anschläge gegen die Nürnberger wird hierbei gedacht. Gleich nach dem Vertrag der Fehde mit den Nürnbergern zog Götz nebst seinem Bruder dem wilden und ungestümen Herzog Ulrich von Würtemberg, in dessen Land sich eben ein Aufruhr erhoben hatte, mit etwa dreißig Pferden in aller Eile zu Hülfe; er blieb bei ihm mehrere Jahre, bis Franz von Sickingen ihn bestimmte, in Kaiserliche Dienste zu treten, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht gegen Würtemberg und die Pfalz gebraucht werden solle. Die Aufkündigung geschah vertragsmäßig sechs Monate vor dem Ablaufe der bedungenen Zeit. Aber trotz dieser frühzeitigen Aufkündigung sollte Götz in das Unglück des Herzogs verwickelt werden. Dieser zog nämlich Anfangs 1519, gleich nach dem Tode des Kaisers Maximilian, vor Reutlingen, das er auch, da die Bürger die Auslieferung der Mörder eines seiner Diener standhaft verweigerten, wirklich einnahm: aber der Schwäbische Bund, zu welchem die Reichsstadt gehörte, wandte ihr seinen Schutz zu und erklärte dem Herzog den Krieg. Bald waren alle Städte, Festungen und Burgen des Herzogs genommen; nur die Schlösser Hohenasberg und Möckmühl hielten sich noch.*) Letzteres wurde von Götz mit tapferstem Muth und unerschütterlicher Ausdauer bis zum letzten Augenblick vertheidigt, wo die Bündischen sich endlich bereit erklärten, die Besatzung mit „Leib, Haab und Guth, auch mit Wehr, Harnisch und Pferden," frei abziehen zu lassen. „Nun vermeint ich aber uf bemeldte Theydigung (Kapitulation) nit anderst", bemerkt Götz weiter, „dann es

---

*) Vgl. Barthold „George von Frundsberg" S. 159 ff.

solt seyn und darbey bleiben, wie abgeredt und mir zugesagt war, ich und meine Gesellen, die bey mir waren, verliessen uns auch darauf, und meinten, es solte darbey bleiben, dann ich wolte sonst wol heraus kommen seyn, daß es wahr ist, so halff ich meines Herrn Dienern etlich heraus, als nemlich Wolff Endrissen von Weiler und andere mehr seiner Gesellen von Adel, und die ungefährlich zu mir dahin kommen waren, da wolt ich auch so wol als ihrer einer heraus kommen seyn, aber ich verließ mich auf ihr Zusagen, und meint, sie würden mich oberzehlter massen ziehen lassen, was aber nit beschehen, dann wie sie mir Glauben gehalten, das sieht man, und hat es wol gehört, dann ich lag darob nieder, und wurden meine Knecht und Gesellen, erwürgt und erstochen, so fehlete es mir auch nit weit, und daß es noch mehr ist, so haben mir die Bündischen selber vertreulicher Meynung, ehe ich gen Sullen (Sulz am Neckar) kommen, in das Lager, die uf dem Feld uf mich stiessen, gesagt und angezeigt, daß der obrist Bunds-Haubtmann Befelch geben, mich nit leben zu lassen, so gewiß haben sie es gehabt, und wolt dessen noch wol mehr anzeigen, aber es ist nit vonnöthen, und kan auch nit anderst gedencken, dann daß der Allmächtig Gott nit allein in den (sic) Handel, sondern auch in andern meinen sorglichen Gefährlichkeiten, Vheden und Kriegs-Handlungen, gegen hohen und niedern Ständten, da ich viel und offtmals inngestanden und gewest bin, sein Göttliche Gnad, Hülff und Barmherzigkeit mir vielfältig mitgetheilet hat, und mehr für mich gesorgt, dann ich selbst, und ist auch die Wahrheit, daß ich durch Unglauben, so mir gemeldt, begegnet, in all mein Unglück, Schaden und Nachtheil kommen bin." Götz wurde in's Lager geführt, wo sich seine Freunde von Adel und besonders Georg von Frundsberg thätig für ihn verwandten. Herzog Wilhelm von Baiern überantwortete ihn gegen einen am 13. Mai ausgestellten Revers der Gemeinde von Heilbronn, wo er in der Herberge des Meisters Dieze zur Krone seine Wohnung nahm. Die nun weiter folgende Erzählung von seiner viertehalbjährigen Haft, der er nur nach Beschwörung der Urfehde entlassen wurde, bedarf wesentlicher Ergänzungen.*) Am 4. Oktober 1522 beschwor Götz endlich, durch die lange Haft mürbe gemacht und an einer glücklichern Lösung verzweifelnd, die mit der früher mehrfach verweigerten wesentlich übereinstimmende Urfehde, welche ihn verpflichtete, erstlich alsbald gemeinen Ständen des Bundes 2000 Rheinische Gulden in gutem Gold, welche sie den Landsknechten gezahlt, zu entrichten, dazu die Aetzung, welche in der Herberge während seines Gefängnisses auf ihn gegangen, zweitens wegen des Geschehenen an niemand sich zu rächen, noch durch seine Verwandten an

*) Vgl. Barthold a. a O. S. 162 ff. 208 ff.

irgend einem Bundesmitgliede Feindseligkeit zu üben, drittens endlich sein Leben lang mit hohen und niederen Ständen des Bundes Frieden zu halten und in etwa entstehenden Händeln rechtlichen Austrag nach des heiligen Reichs Ordnung nachzusuchen. Nachdem mehrere Edle am 16. Oktober für die 2000 Gulden Bürgschaft gestellt, ritt Götz voll Unmuth über die Treulosigkeit, welche ihm eine solche Urfehde erpreßt hatte, nach seinem Schlosse Hornburg zurück. Götz selbst schließt die Erzählung von der Heilbronner Gefangenschaft mit den Worten: „Als mich aber nun der Bund wieder aus Verhafft that, must ich ihnen lieffern 2000 fl. in Gold, die sie den Knechten gaben, die mich gefangen hetten, wiewol ich dieselben nit hett, so bracht ich sie doch uf, bey meinen guten Herren und Freunden, wie ich kunt, die schickt ich ihnen gen Ulm, und ließ sie wol mit leben." Wegen der unverhältnißmäßigen Zeche von 650 Gulden (300 für drei Jahre und 350 für drei Vierteljahre während der Anwesenheit seiner in Heilbronn niederkommenden Frau, gerieth er mit dem Wirthe zur Krone in Händel, mußte sich aber endlich, da der Heilbronner Rath die Sache des Wirthes ergriff, zur vollen Zahlung entschließen.

Am Schlusse des zehnten Abschnittes werden dann noch einige Unternehmungen aus den Jahren 1515 und 1516 erzählt, wie er 1515 mit Hans Thomas von Rosenberg und anderen guten Gesellen seinem „freundlichen lieben Schwager" Franz von Sickingen, der eben mit Worms in Fehde lag, 70 bis 80 Pferde unentgeldlich zugeführt, wie er selbst in der Fehde mit Mainz im April 1516 den alten Grafen Philipp von Waldeck niedergeworfen, und wie er bald darauf wieder seinem Franz von Sickingen in der Fehde mit dem Herzog von Lothringen alles, was er an Knechten und Pferden aufbringen konnte, zugeschickt habe, während er selbst eben mit dem Kurfürsten von Mainz Vertrag schloß.

Der letzte, eilfte Abschnitt berichtet zunächst die Veranlassung der Fehde mit Mainz. Die von Buchen hatten seinen Bauren zu Haimstett einen großen Acker, unter dem Vorgeben, daß er ihnen gehöre, durch hineingetriebenes Vieh verwüstet, und die geforderte Entschädigung verweigert. Da auch die durch den Kurfürsten von Mainz in Aussicht gestellte Schlichtung nicht zu Stande kam, so begann Götz 1515 die offene Fehde gegen Mainz, wo es an mehreren zum Theil gelungenen, zum Theil durch die Fahrlässigkeit der Knechte mißglückten Anschlägen nicht fehlte, wie hier des weitern berichtet wird. Hieran knüpft sich zum Schlusse die Darstellung der im Jahr 1517, nach der Vertragung mit Mainz, erfolgenden Fehde mit Konrad von Schott, weil dieser den Georg von Böttigheim, der beim Pfalzgrafen Ludwig früher in Dienst gewesen, widerrechtlich niedergeworfen hatte. Da Götz kurz vorher für den Pfalzgrafen gewonnen worden war,

so übertrug dieser ihm und Wilhelm von Habern die Fehde, worin es zu mancherlei Angriffen kam. Diese Erzählung wie die ganze erste Abtheilung, schließt mit dem Bericht, wie er zu Schweinfurt der Nachstellung des Gegners entgangen. „Must ich mein Vortheil suchen, wie ich über den Mayn wolt, wieder uf Heydelberg zu, ich hett aber doch darvor mein gnädigen Churfürsten und Herrn durch Hannßen von Rottenhahn verständiget, was ich gehandelt hett, also kam ich zu Zellingen über den Mayn, darnach durch die Herrschafft Wertheim herein wieder uf Heydelberg zu."

Die zweite, ohne weitere Anknüpfung mit den Worten: „Weither ist auch männiglich wohl wissend", beginnende viel kürzere Abtheilung stellt in vier Abschnitten den nothgedrungenen Antheil unseres Helden am Bauren-kriege und die für ihn sehr traurigen Folgen desselben dar. Nachdem er ausführlich geschildert hat, wie die Bauren ihn zur Uebernahme der Hauptmannsstelle gezwungen, wie Marx Stumpf, der beim Pfalzgrafen in Dienst stand, und die Mainzer Räthe ihn beschworen, ja zum Besten der Fürsten, des Adels, der hohen und niedern Stände im Reich die Stelle anzunehmen und wie er durch sein Ansehen viel Unheil verhütet, wobei er nicht unerwähnt läßt, daß auch viele andere Ritter und Herren, um dem Verderben zu entgehn, sich mit den Bauren vertragen, fügt er die Bemerkung hinzu: „Nun hat ein jedweder ehrlicher verständiger Mensch, er sey wer er wöll, aus dieser meiner schrifftlichen Anzeigung leichtlich und wol zu vernehmen, ob ich mich wol oder übel bey dem Bauren-Krieg gehalten hab, und wolte auch gern einen redlichen Menschen, er sey, wer er wölle, ob er schon partheyisch wäre, hören davon reden, wie ich mich doch anderst bey einem solchen tyrannischen Volck, wie ich zu ihnen verpflicht bin gewest, gehalten haben solt, dann wie ich gethan hab, und hett ich es besser gewust, so wolt ich es auch besser gethan haben, und ich weiß nichts, daß ich gethan hab, dann daß ich manchen Chur- und Fürsten, Geistlichen und Weltlichen, auch Grafen, Herrn und Rittern und Knechten, hoch- und niedern Stands, grossen mercklichen Schaden, so viel mir möglich gewest, verhüt hab, auch darum mein Leib und Leben in Gefährlichkeit begeben, daß ich kein Tag wust, daß ich sicher war, daß sie mich nicht zu todt- oder den Kopf herab schlugen, und kan mir auch keiner, er sey, wer er wöll, uflegen, daß ich je einem eines Nestels werth genommen, entwendt, oder begehrt hab, sondern so viel möglich einem jeden für Schaden und Nachtheil gewest bin, auch mein Lebenlang in keinem Krieg gewest, da ich Gott mehr und vielfältiger in dem Feld um Frieden, daß mit Ehren und Fuegen davon kommen mögt, angeruffen und gebetten hab, dann bey den ehrlosen Bauren." Die Hauptschuld, daß er in dieses Unglück gekommen, schreibt er seiner Schwiegermutter zu, die seine Frau beredet habe, einen Brief aus Heidelberg zu

unterschlagen, auf den er gewartet, um sofort zum Pfalzgrafen zu eilen. Götz wußte sich, nachdem er einen Monat, dem Vertrage gemäß, bei den Bauern gewesen, die er bei Adolzfurth verließ, von aller Schuld frei und hatte keinen andern Wunsch, als beim Kaiser in Dienst zu treten, wofür der Kaiserliche Obrist Georg Truchseß zu Stuttgart sich zu verwenden versprach. Der Vorladung, sich in Augsburg zu stellen, folgte Götz unweigerlich, obgleich Graf Georg von Werthheim ihm davon ernstlich abrieth, indem er ihm vorstellte, der Bund habe beschlossen, ihn sofort in den Thurm werfen zu lassen, was auch wirklich geschah. Hier lag er zwei Jahre und mußte, wie er treuherzig äußert, das Seine verzehren, das ihm lange Zeit sauer geworden. Nur gegen eine schwere Urfehde ward er endlich entlassen, und mußte versprechen, in seinem Schlosse Hornburg und dessen „Gezirck, Hofmarck und Zehenden“ sein Leben lang zu bleiben, keine Nacht außerhalb seines Schlosses zu verweilen, auch kein Pferd mehr zu besteigen, den dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Würzburg und dem Prälaten zu Amerbach im Baurenkriege zugefügten Schaden zu ersetzen, sich des Geschehenen wegen an niemand rächen und gegen die Stände des Bundes weder selbst noch durch andere etwas unternehmen zu wollen bei Strafe von 25000 Gulden. Mit Recht äußert Götz am Schlusse dieser Abtheilung, es sei „schier zu vermuthen“, daß er mehr seiner frühern, längst geschlichteten Fehden, als des Baurenkrieges wegen habe entgelten müssen. „Ich habe mich der Bäurischen Uffruhr halben klärlich und genugsam verantwort, das alles ich Gott dem Allmächtigen in sein gewaltige, ewige, allmächtige Hand allwegen befohlen und noch befohlen haben will.“ In Betreff der fünf Bundesräthe, welche das Urtheil über ihn gefällt, bemerkt er, daß einer von ihnen, ein Marschall von Pappenheim, ihm als ein Edelmann ganz unverdächtig gewesen sein würde, hätte er früher gewußt, daß dieser über ihn urtheilen würde; dagegen würde er sich über die vier anderen mit Recht höchlich haben beschweren können, da er den einen davon einmal in einer Fehde mit seinem Herrn niedergeworfen und ihn längere Zeit im Gefängniß, freilich mit aller Achtung und Freundlichkeit, gehalten, die übrigen drei Aebte und Prälaten gewesen, bei denen er als Bekenner der evangelischen Lehre, und weil er viel mit Geistlichen in Fehde gestanden, nicht besonders gut gelitten gewesen. „Aber sie haben sich wol gehalten“, fügt Götz hinzu, indem er seinen Ingrimm zurückhält, „und ohne allen Zweiffel gethan, als wie fromme (redliche) Herrn und Richter billig thun sollen, will sie auch in dem ungetadelt haben, sondern ihnen alles Guts thun, so viel an mir ist, bey dem allen will ich es lassen bleiben.“ Doch kann er nicht unterlassen, unmittelbar darauf noch einmal hervorzuheben, wie unbillig und unschuldig er in sein Unglück gekommen, und die Ueberzeugung auszu-

sprechen, daß der Schwäbische Bund, wäre er nicht wenige Jahre nachher aufgelöst worden, ihm seine schwere Urfehde erleichtert und sich gnädiglich gegen ihn als einen Rittermäßigen von Adel bewiesen haben würde.

Die dritte und letzte Abtheilung führt die Ueberschrift: „Folgen nun weiter etliche Reuther-Stuck ausserhalb der Vehden." Die in den beiden ersten Abschnitten erzählten Abenteuer sind ohne besondere Bedeutung und fallen in eine frühere Zeit. Dagegen berichtet Götz im dritten Abschnitt, wie er im Jahre 1542 auf Veranlassung des Einfalls der Türken in Ungarn nach Oestreich gezogen sei. „Und nachdeme auch Kayserl. Majestät mich verschiener (vergangener) Jahren auf Fürbitt Chur- und Fürsten, und anderer meiner Herrn und Freund, aus meiner Verhafft in meinem Hauß, da ich dann, wie ich hievor auch gemeldt hab, etliche Jahr verhafft gewesen, und mich Ihro Majestät in Dero Schirm und Glaids-Brief selbs berühmt, daß ich mich 16. Jahr meiner Urphed nach ehrlich und wohl gehalten *), haben mir die Hauptleuth darauf geschrieben 100. Pferd aufzubringen, und ehedann in 14. Tagen, mit auf zu seyn." Schon in Baiern stießen sie auf flüchtige Haufen, die sich aus der Schlacht von Pesth gerettet, doch zogen sie weiter bis Wien, wo sie ein oder zwei Monate blieben; durch Böhmen erfolgte der Rückzug. Im vierten Abschnitt wird nun weiter erzählt, wie Götz nach dem Reichstage zu Speier im Jahre 1544 im Dienste des Kaisers nach der Champagne gezogen. Der am 18. September zu Crespy geschlossene Friede beendete einstweilen den Krieg, und Götz zog nach seinem Schlosse Hornberg zurück, wo er bis zu seinem am 23. Juli 1562 erfolgenden Tode sich ganz ruhig gehalten zu haben scheint. In den beiden letzten Abschnitten spricht sich nochmal das Gefühl seiner Treue, Rechtlichkeit und Biederkeit, die er von Jugend auf bis in sein höchstes Alter bewährt, mit großer Lebhaftigkeit aus, und wie bloß seine von den Feinden mißbrauchte Treuherzigkeit ihn in all sein Unglück gestürzt habe.

Werfen wir einen Rückblick auf den bisher im einzelnen dargelegten Stoff der Lebensbeschreibung, so stellt sich gar bald heraus, daß diese zerfaserten, lose aneinander gefügten Einzelnheiten keineswegs den fortlaufenden Faden zu einer sich abspinnenden dramatischen Handlung boten. Wir sehen unsern Helden im Kampfe gegen den Schwäbischen Bund, der seine

---

*) Auch II, 2 bemerkt er: „Darnach wie Kayserliche Majestät mich in Ihro Kayserliche Majestät Schutz, Schirm und Glaidt aufgenommen, und in solchem Glaidt-Brief mir zu gut angezeigt, daß Ihro Kayserl. Majestät mich wolten in Ungarn brauchen, habe ich mich 16. Jahr in meiner Behaussung behalten, und bin nit aus meiner Marck kommen." Unter den 16 Jahren müssen die zwei Jahre seiner Haft in Augsburg mitbegriffen sein, aber auch so erhalten wir keine volle sechszehn Jahre.

Uebermacht mißbraucht, einen mißliebigen, auf sein Recht und seine Faust trotzenden Ritter mit seinen Netzen zu umspinnen, durch Trug und List ihn in seine Gewalt zu bringen, um bittere Rache an ihm zu üben. Diese Fürsten, Städte und Ritter haben keineswegs den reinen Zweck, die Ruhe im Reich unverbrüchlich aufrecht zu halten, dem Gesetz überall unbedingten Sieg zu verschaffen, vielmehr üben sie unter dem Vorwand, Ruhe, Frieden und Recht zu schützen, die allerschlimmste Tyrannei zum Vortheil des Bundes und seiner einzelnen Mitglieder. Schwäche und Herrschsucht flüchten sich unter die Flügel dieses mächtigen Reichsadlers, um durch alle treulose Mittel der List, des Truges und der Bestechung sich an ihren Feinden zu rächen. Der edle, biedere, tapfere Sinn war aus der deutschen Ritterwelt mit wenigen Ausnahmen völlig verschwunden, so daß nur Tücke, Feigheit und höfische Schlauheit herrschten; im Kampfe mit diesen unreinen Mächten mußte ein edler, freier Ritter nothwendig den Untergang finden. Dies ist der Grundgedanke, welcher dem Dichter aus der Lebensbeschreibung des Götz entgegenblitzte, und den er zum Mittelpunkte seiner dramatischen Bearbeitung zu machen sich gedrungen fühlte. Darauf bezieht sich denn auch das vorgesetzte Motto aus Haller's damals eben erschienenem politischen Roman — die Vorrede ist vom 29. August 1771 datirt — „Usong. Eine Morgenländische Geschichte, in vier Büchern": „Das Uebel ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten, und keiner edlen Begierden mehr fähig". Bei Haller bedient sich der Venezianer Zeno dieser Worte in Bezug auf China, wo der Kaiser sich zuweilen noch einmal veranlaßt sehe, sein Vergnügen im Glücke des Landes zu suchen, sich aber bald überzeugen müsse, daß das Herz des Volkes durch den vorhergegangenen Despotismus so unheilbar verdorben sei, daß man an keine Rettung denken dürfe. Bei Goethe ist wohl zunächst an die Verdorbenheit des Ritterstandes und der Fürsten zu denken, nicht an das Volk, wenn dieses auch im Bauernkriege seine aus härtester Unterdrückung hervorgegangene sittliche Zerfallenheit in schrecklichster Wuth offenbarte.

Zum Zweck einer rasch sich entwickelnden dramatischen Handlung mußten die beiden treulosen Verurtheilungen des Götz näher zusammengerückt werden, und da die dramatische Wirksamkeit als unmittelbare Folge derselben den Untergang des Helden forderte, so konnte der Dichter die spätere Lebensgeschichte des Götz, der in thatenloser Ruhe den Bauernkrieg und seine Freilassung länger als dreißig Jahre überlebte, unmöglich gebrauchen. Die wiederholte, tiefempfundene Treulosigkeit der zu seinem Verderben verbundenen Feigen und Schelme mußte den alten Helden so gewaltig niederbeugen, daß er am Kummer darüber im Gefängnisse verschied. Unter den Fehden des Götz treten die untereinander verbundenen mit dem

Bischof von Bamberg und den Nürnbergern am bedeutendsten hervor; hätte neben diesen noch die dem Herzog von Würtemberg geleistete ritterliche Hülfe zur Darstellung gelangen sollen, welche die eigentliche Veranlassung seiner ersten Gefangenschaft ward, so würde die Handlung an Einheit und Uebersichtlichkeit wesentliche Einbuße erlitten haben. Deshalb sah Goethe sich genöthigt, den Götz nicht zu Möckmühl, sondern in seiner eigenen Burg zu Jarthausen belagern zu lassen, was auch an sich viel drastischer wirken mußte. Wenn er den Götz auf der Stammburg seines Geschlechtes, zu Jarthausen, wo er selbst geboren war, nicht, wie die Geschichte besagt, auf Hornberg sitzen läßt, so bestimmte ihn dazu wohl nicht allein die größere Wirksamkeit, welche die Zerstörung der Stammburg haben mußte, als besonders der Umstand, daß er den Götz, welcher geschichtlich der jüngste von mehreren Brüdern war, als einzigen Sprossen des edlen Geschlechtes darstellen mußte, dem kein Kreis blutsverwandter, zu seinem Schutze bereiter Ritter zur Seite stand. Galt es ja hier die größte Einfachheit, um das mächtig zu entfaltende Gemälde nicht durch eine Masse bedeutungsloser Personen unmäßig auszubreiten. Nicht Verwandte durften ihm Hülfe bringen, sondern nur Freunde, die er durch seine Ritterlichkeit und Biederkeit sich erworben; dagegen mußte das Bild der bis in den Tod treuen Gattin, welche in der Lebensbeschreibung ohne Bezeichnung ihres Vornamens, nur dreimal genannt wird — und zwar einmal bei Unterschlagung des Briefes von Heidelberg *) — weiter ausgeführt werden. Von seinen ritterlichen Freunden läßt Goethe nach der Lebensbeschreibung Hans von Selbiz und Franz von Sickingen hervortreten, von denen der eine als ein tapferer Haudegen, der andere als ein unternehmungsreicher, den Pfaffen und allem Intriguenwesen feindlicher, große Plane verfolgender Ritter erscheint; beide müssen in einer so schwachen, niederträchtigen Zeit, welche nur

*) II, 1: „Da fragt ich mein Weib, ob kein Brief von Heydelberg kommen wer (vgl. oben S. 15 f.), da sagt sie nein, da erschrack ich warlich übel, daß ich nit wust, wie ich mich halten solt, dann es giengen die Red, daß sich mein Herr der Pfalz-Graf wolt mit den Bauren vertragen, daß ich nit wust, wie ich ihm thun solt, hab auch seither denselbigen Brief nit gesehen, aber so viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden ist, und als sie solchen meiner Schwieger gelesen, hat sie ihr befohlen, sie sollt mir bey Leib und Leben nichts darvon sagen sonst wären sie all gestorben und verdorben; darum ich solchen Brief, wie gemelt, nit gesehen, und kame um der Ursachen willen in all mein Unglück und Unrath, das mir begegnet ist, habe auch alsbald darnach, da ich die Sachen besser erfahren, die Schwieger nit länger in meinem Hauß haben wöllen, sie ist auch seithero nit mehr darein kommen." Hier ist an die zweite oder dritte Gemahlin zu denken. Vgl. oben S. 11 Note *

durch Ränke und tyrannische Feigheit herrscht, ihren Untergang finden. Goethe hat in der ersten Bearbeitung des „Götz“, um das arge Verderben zu schildern, welches das edle Ritterthum bis zur tiefsten Wurzel angefressen hat, auch selbst den edlen Sickingen in die Schlingen der Weiberverführung fallen lassen. Wenn er diesen Marien, die Schwester von Götz*), ehlichen läßt, so geschah dies offenbar zum Vortheil der dramatischen Verwicklung, nicht aus einem Mißverständnisse, wie Goethe selbst jenem Zudringlichen, der ihn darüber zu Rede stellte, eingeräumt zu haben scheint**), wenn er dies anders nicht bloß deshalb zugestand, um ihn kurz abzufertigen. Freilich nennt Götz selbst Franz von Sickingen mehrfach (I, 10. III, 2) seinen Schwager, seinen freundlichen, lieben Schwager, aber ganz so werden auch Martin und Philipp von Sickingen, Jakob von Bernhausen, Bartholomäus Hund, Georg Truchseß als Schwäger bezeichnet. Georg von Frundsberg redet den Götz in gleicher Weise an. Die Gattin von Konrad Schott ruft ihm zu: „Schwager, wo zeucht er her?“ worauf Götz erwiedert: „Grüß euch Gott, Geschweyh, seyd ihrs?“ Goethe konnte demnach, bei seiner genauen Kenntniß der Lebensbeschreibung, unmöglich verkennen, daß Schwager hier die freundliche Bezeichnung eines besonders vertrauten Gefährten war. Den Kronos als Postillon hat er selbst in dem bekannten Gedichte als Schwager bezeichnet.

Um aber die Feindseligkeit des Schwäbischen Bundes gegen Götz in lebendiger dramatischen Darstellung hervortreten zu lassen, bedurfte der Dichter einer bestimmten Persönlichkeit, in welcher sich der schärfste Gegensatz höfischer Feigheit und Arglist gegen die ritterliche Tapferkeit und Treue des edlen Götz verkörperte. Und so ward er zur Erfindung eines ganz neuen Charakters, der Person Adelbert's von Weislingen geführt. Der Name selbst scheint auf Trug und List, auf die falsche Hofweisheit hinzudeuten.***) An Weislingen's Person schließt sich die ganze gegen Götz gerichtete Feindseligkeit an, und Goethe wußte dieser Darstellung dadurch eine ganz besondere Anziehung zu geben, daß er jenen zu Götzens liebstem Jugendfreunde macht, der, vom Hofleben angezogen und in alle Intriguen desselben eingeweiht, zum erbitterten Gegner des biedern, treuherzigen Freun-

*) Die Lebensbeschreibung gedenkt gelegentlich (I, 11) nur einer Schwester des Götz als Gattin des Sigmund Truchseß.

**) Vgl. B. 22, 156.

***) Freilich nennt Sickingen ihn spöttisch einen Weißfisch, mit Hinweisung auf die bekannte Bedeutung des Wortes Weißling, allein diese Anspielung kann nichts für die ursprüngliche Beziehung des Namens beweisen. Der Vorname Adelbert bildet gleichsam den Gegensatz zum Zunamen Weislingen.

des geworden, der, als Götz ihn endlich zu glücklicher Stunde gefangen genommen, seine Treulosigkeit gegen diesen tief empfinden muß und mit bewundernder Verehrung zu ihm hingezogen wird, so daß er sich unzertrennlich ihm verbunden fühlt, und, von den stillen Reizen von Götzens Schwester, der weichen, fromm- und edelsinnigen Maria gefesselt, das Band der Freundschaft durch verwandtschaftliche Verbindung noch inniger zu schließen sich gedrungen fühlt. Aber Weislingen's Seele ist zu schwach: Weiberlist weiß ihn seinen besten Vorsätzen untreu zu machen, ihn von dem alten Freunde und der mit ganzer Seele ihm hingegebenen Braut wegzureißen, ihn zum Verräther seines heiligsten Wortes zu erniedrigen. Die Gestalt der im Glanze reichster Schönheit prangenden Adelheid von Waldorf, einer jungen, eben am Hofe verweilenden Wittwe, ist eine reine Erfindung des Dichters; nur der Name dürfte aus der Lebensbeschreibung genommen sein, die I, 6 eines Edelmanns Fabian von Walßdorff, eines Voigtländers, gedenkt, der vor Landshut todt geschossen worden, und zwar durch denselben Schuß, durch den Götz seiner rechten Hand beraubt wurde, wobei der Herausgeber an das Dorf Walzdorff bei Bamberg erinnert. In dieser Adelheid von Waldorf, die auf ihrem Gute bei Bamberg lebt, entwirft uns der Dichter ein sprechendes Bild der an den Höfen wirksamen, alle Verhältnisse vergiftenden Weiberlist, in deren Schilderung er freilich zuletzt in eine unschöne Uebertreibung verfällt. Der Hof, an welchen uns Goethe führt, ist der des Bischofs von Bamberg, des erbittertsten Gegners von Götz, wo neben der schönen, auf das vertraulichste mit dem geistlichen Fürsten lebenden jungen Wittwe uns besonders der lustige Rath Liebetraut bedeutsam entgegentritt, der nicht bloß mit seinen närrischen, oft ungezogenen Witzen die nothwendigste Würze der Unterhaltung bietet, sondern auch, in alle Pfiffe und Schliche des höfischen Treibens wohl eingeweiht, dem Bischofe, wo es Noth thut, glücklich Hand leistet. Zwar finden wir am Bamberger Hofe auch den gelehrten Juristen Olearius; aber wie sehr man mit solchen gelehrten Herren am Hofe nur prunkt, wie wenig man eigentlichen Antheil an der Wissenschaft nimmt, zeigt die großartige Unwissenheit des Bischofes und besonders des Abtes von Fulda. Olearius selbst gibt uns ein sprechendes Bild, wie man durch fremdländische Gelehrsamkeit dem Rechte des Volkes ein falsches Reis aufpfropft, und die natürlichen Rechtsanschauungen verwirrt; die Landsleute des Dichters, die Frankfurter, haben hier die Ehre, den gesunden Sinn des Volkes, das nach seinen eigenen Anschauungen und Herkommen gerichtet sein will, dem Bologneser Professor gegenüber handgreiflich zu vertreten. *) Tritt nun auch der verderbliche Einfluß der geist-

*) Man erinnert sich hierbei der Aeußerung Luther's: „Juristerei ist eine feine, gute Fakultät, aber jetzt gibt man sich nur auf die Praktik, verwirrt die

losen, schwelgerisch lebenden, alle Verhältnisse arglistig trübenden geistlichen Höfe hier sehr scharf hervor, so führt der Dichter doch auch gelegentlich, wie Götz selbst, Beispiele von würdigen Kirchenfürsten an. Das Mönchsthum wird uns als ein sehr bedeutsames Glied des Zeitverderbens in der Person des Erfurter Augustinerbruders Martin, der nicht zufällig Luther's Vornamen trägt, lebendig vorgeführt. Wenn die hohen geistlichen Fürsten ihre Stellung zu einem schwelgerischen Leben und zur Verwirrung der öffentlichen Verhältnisse mißbrauchen, so sehen wir eine große Anzahl tüchtiger Kräfte unter der Last widernatürlicher Gelübde erliegen, in bitterm Zwiespalte mit sich und ihrer traurigen Stellung ihr Leben verquälen. Es ist eine Zeit der Schwäche und Arglist, wo dem Tapfern und Redlichen kein Spielraum seiner Thätigkeit gegeben ist; muß ja auch Götzens einziger Sohn in's Kloster, wo er, verzichtend auf die arglistige, dem Guten feindliche Welt, ein „heiliges" Leben führt. Mögen auch viele in das Klosterleben als auf ein Faulbett sich zurückgezogen haben, so dürfen wir es doch dem Bruder Martin auf sein Wort glauben, daß nicht alle Mönche müßig sind, daß viele thun, was sie können. Daß aber Bruder Martin nicht die Kühnheit des Wittenberger Reformators besitzt, erklärt sich gerade dadurch, daß Goethe uns seinen Helden in einer versinkenden, nicht in einer aufstrebenden Zeit schildern wollte, woher auch im ganzen Stücke keine Andeutung der gewaltsam eindringenden Glaubensänderung hervortritt, obgleich der historische Götz selbst der neuen Lehre zugethan war. Auch das Bild des Kaisers mußte hiernach wesentlich verändert, er als ein vom Alter gedrückter Mann erscheinen, dessen schwacher Hand die Zügel der Regierung entfallen; Maximilian's großartiger Schöpfungen konnte unmöglich gedacht werden, wie denn der ewige Landfriede selbst unserm Dichter in einem keineswegs günstigen Lichte erschien. Die Verdienste, welche sich Maximilian um die Bildung der Landsknechte und der Geschützkunst erwarb, mußten ganz zur Seite bleiben; die Reichstruppen, die uns Goethe schildert, sind nicht die tapfern Scharen, welche der Schwäbische Bund in's Feld schickte, nicht die im Auslande gefürchteten Landsknechte, sondern das Reichsheer, welches bei Roßbach floh. So tritt hier überall Schwäche und Zerfallenheit hervor, die sich auch in der Wirksamkeit des heimlichen Gerichts zeigt, das allein im Stande ist, vornehme Missethäter zu strafen, während der Arm der öffentlichen Macht die Edelsten und Besten vernichtet. Wie sehr jede sittliche Grundlage unterwühlt sei, zeigt uns die gräßliche, im Bauernkriege hervor-

Sachen, je nachdem die mancherlei Gebräuche der Gerichte sind, ziehet und schiebet's auf, hackt allerlei Hundshaar mit ein. Die alten Rechte liegen unter der Bank."

tretende Wuth, den der Dichter eben so wenig als Götz selbst in seiner wahren, erst neuerdings treffend in's Licht gesetzten Bedeutung erkannte. So bietet uns „Götz" ein lebhaftes Bild der ganz versinkenden Zeit, in welcher Feigheit, Arglist und Schwäche über Ritterlichkeit, Treue und biedere Tapferkeit den Sieg davon tragen. Götz selbst ist der letzte Ritter, dessen Augen neben der Gattin und Schwester nur der treue, mannhafte Lersen schließt, der edelste Zeuge von Götzens Größe. Die ganze Handlung des Stückes ist Goethe's freie Dichtung, zu welcher er nur viele einzelne, von der Lebensbeschreibung gebotene Züge benutzt und geschickt zu einem Ganzen verwoben hat, woraus die hohe Gestalt des treuherzigen Ritters uns ergreifend entgegentritt, gehoben durch den Gegensatz Weislingen's und der arglistigen Zeit, in deren Netzen er fällt, wie durch den Haß Adelheidens, seiner natürlichen Gegnerin und Todfeindin, in's klarste Licht gesetzt.

Verfolgen wir nach dieser allgemeinen Darstellung des von Goethe geschaffenen Stoffes die Handlung des Stückes im einzelnen, so bildet die erste Haupthandlung Weislingen's Gefangennehmung. Einen gewissen Anhalt hierzu bot schon die Lebensbeschreibung; denn hier wird I, 8 erzählt, wie Götz dem Bischof von Bamberg, nachdem ein Anschlag auf diesen selbst fehl gegangen, ungefähr acht oder zehn Tage später „einen Bunds=Rath (vom Schwäbischen Bund) und einen einspännigen Reuther" niedergeworfen, „und macht dadurch mein Buben (den der Bischof von Bamberg, Georg von Limburg, gefangen genommen) wieder ledig, und wurd durch Herzog Ulrich von Würtemberg ein Frieden zwischen mir und dem Bischoff von Bamberg auch uffgericht und die Sachen verglichen." Bei der Darstellung der Gefangennehmung selbst schwebt dem Dichter die Beschreibung vor (I, 11), wie Götz den Philipp von Waldeck, einen Freund des Bischofs von Mainz, der mit ihm in Fehde stand, mit Hülfe des Georg Bischoff Rath, eines Feindes des Abts von Fulda, in Westphalen „uf Malparnisch (Paderbornischem?) Boden" niedergeworfen. Der Dichter verlegt die Gefangennehmung in den Mardorfer Wald. Auf dem Wege nach Bamberg hat Weislingen, der einen Wagen mit Gütern des Bischofs von Basel geleitete, die Nacht in Nersheim (Neresheim) zugebracht; sein nächster Weg würde ihn nach Krailsheim und durch den Windsdorfer Wald *) führen, woher denn auch Götz, der in dieser ersten dramatischen Bearbeitung durchweg mit der vollen Namensform Gottfried genannt wird, in einer Herberge in diesem Walde auf ihn lauert. Aber daß Weislingen aus Furcht vor Nachstellung einen andern, weitern Weg eingeschlagen, erfahren wir

*) Dieser Wald ist wohl eine reine Erfindung des Dichters. Ein Windsheim findet sich auf dem Wege nach Bamberg hinter Rothenburg.

gleich in der ersten Szene. In einer Herberge — der Ort ist hier nicht näher bestimmt — treffen wir an dem einen Tische zwei Reitersknechte von Götz, an einem andern einen Bauer und einen Fuhrmann. Aus der Unterredung zwischen den beiden ersteren, die eben zu ihrem Herrn zurück wollen, ergibt sich, daß sie vergebens auf der Straße nach Krailsheim eine Spur von Weislingen zu finden gesucht. Aber das laute Gespräch der beiden andern Gäste gibt ihnen hierüber die erwünschte Auskunft. Beide sind heute einem vornehmen Herrn begegnet, dessen Wagen im Hohlweg stecken geblieben war, weshalb dieser sie freundlich gebeten hatte, ihre Pferde auszuspannen, um seinen Wagen damit von der Stelle zu bringen. Der Bauer, der auf die großen Herren sehr übel zu sprechen ist, hat auf den ersten Blick den Weislingen in ihm erkannt, obgleich er den Hut tief in's Gesicht gedrückt hatte, und er spricht unverholen sein Mißfallen über ihn aus; „er ist nit breitschultrig und robust genug für einen Ritter, ist auch nur für'n Hof." Daß er einen so schlimmen Weg gewählt, scheint ihm seine guten Gründe zu haben, und der Fuhrmann erinnert, wie gefährlich der Weg über die Furth sei, so daß er die Nacht in Rothbach bleiben müsse, und erst am Morgen den ebenfalls nicht guten Weg durch den Marborfer Wald machen könne. *) Die beiden Reiter machen sich, sobald sie dies vernommen, gleich auf den Weg, um die erwünschte Nachricht möglichst rasch ihrem Herrn mitzutheilen. Der Fuhrmann und der Bauer aber geben sich als Hans Sivers von Wangen und Georg Metzler von Ballenberg zu erkennen; der letztere, der als einer der Hauptanführer im Bauernkrieg erscheint — er wird aber als Wirth von Ballenberg aufgeführt —, gibt sich hier als entschiedensten Feind der gnädigen Herren zu erkennen, welche das arme Volk bis auf den letzten Blutstropfen auskeltern, und damit es nicht sage, sie machten's zu arg, nach und nach zuschrauben. So wird hier schon die allgemeine Unzufriedenheit der Bauern angedeutet, die bald in helle Flammen ausschlagen soll. Sivers ist eine Erfindung des Dichters, nicht aber das ihm zur Heimat gegebene Wangen.

Die zweite Szene zeigt uns den Götz vor der Herberge im Windsdorfer Walde, wo er unruhig der Rückkunft seiner Knechte wartet, durch die ihm endlich die glücklich erkundete Nachricht zukommt, daß Weislingen am andern Morgen durch den Marborfer Wald ziehen müsse. Wie in der vorigen Szene der Bauer mit wenigen Worten ein treffendes Bild von Weislingen entworfen hat, so tritt uns hier die Größe von Götz in dem begeisterten Preise des Klosterbruders Martin entgegen, der Gott dankt, daß er ihn den Mann habe sehn lassen, den die Fürsten hassen, und zu dem

*) Auch Rothbach und der Marborfer Wald sind erfundene Oertlichkeiten.

die Bedrängten sich wenden, der seine eiserne Hand, das todte Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott, höher schätzt als eine Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen. Irrig läßt er die Hand vor Nürnberg statt vor Landshut abschießen, dagegen ist die folgende Erzählung, wie er auf den Gedanken gekommen, sich eine eiserne Hand machen zu lassen, ganz aus der Lebensbeschreibung geflossen (I, 6), wo Götz, nachdem er seiner Verzweiflung gedacht, daß er zu einem Kriegsmann doch verderbt sei, also fortfährt: „Doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich etwann von meinem Vater seel. und alten Knechten Pfalzgräfischen und Hohenlohischen gehört het, welcher der Köchle geheissen, und Herzog Georgens von Bayern Feind gewest ist, der hette auch nit mehr dann ein Hand gehabt, und hette eben alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrichten können, als ein anderer, der lag mir im Sinn, daß ich Gott aber anrufft und gedacht, wann ich schon zwölff Händ hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so were es doch alles umsonst, und vermeint derenthalben, wann ich doch nit mehr dann ein wenig ein Behelff hette, es were gleich Eine Eiserne Hand, oder wie es ware, so wolt ich dennoch mit Gottes Gnad und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn als sonsten ein heilloser Mensch, ich bin auch seithero mit desselben Köchles Söhnen geritten, die redlich und berühmt Knecht gewesen“. Wie Bruder Martin vom Dichter dazu verwandt worden, uns in das Mönchsthum der Zeit einen Blick thun zu lassen, ist oben angedeutet. *) Neben Martin tritt aber in dieser Szene noch der Reiterbube Georg auf, dessen junge Seele von ritterlichstem Muth entflammt ist. Er soll uns gleichsam als Gegenbild zu Götzens unkriegerischem Sohne Karl dienen, der nur in einem Kloster seine wahre Stätte findet; die edle, muthige Ritternatur des biedern Reiterbuben taugt nicht mehr in die Zeit der Schwäche und Arglist, drum muß dieses jugendliche Ebenbild unseres Götz, wie dieser selbst, seinen Untergang finden. Er ist gleichsam ein Doppelgänger unseres Helden, neben welchem er sich entwickelt, wie Blume und Blüthe an demselben Stamme uns zu gleicher Zeit erfreuen. Ein eigentliches Vorbild unseres Georg, der den Namen des Ritterpatrons führt, findet sich in der Lebensbeschreibung nicht vor; denn kaum dürfte dieses in der Erwähnung seines Vetters Hans Jörg von Thüngen zu finden sein (I, 11), eines „jungen Knaben, welcher auch zu einem rechtschaffenen Menschen worden“, den Götz einmal nach Franken zu einem Ritter gesandt, auf welchem Wege er von den

*) Er hat die vorige Nacht in St. Veit geschlafen, worunter unmöglich die berühmte Benediktinerabtei im Isarkreise gemeint sein kann. Der Dichter wählte den Namen willkürlich, woher er ihn auch in der zweiten Bearbeitung beibehalten konnte, welche sonst den Ort unserer Szene wesentlich geändert hat.

Knechten des Konrad Schott niedergeworfen wurde." Auch Lessings Philotas und der Heldenknabe in Klopstock's „Herrmannschlacht" haben keinen Einfluß auf unsern Georg geübt. Wenn dieser der Armbrust gedenkt, die Götz neulich verloren, als er sie einem Reiter an den Kopf geworfen, so finden sich zwei derartige Erwähnungen in der Lebensbeschreibung (I, 4. 5), von denen unzweifelhaft die erstere dem Dichter hier vorschwebt. Er erzählt dort von seinem Zusammentreffen mit einem Knechte des Amtmanns zu Solleck, den man den Affen geheißen: „Da er sahe, daß ich das Arm-Brust nicht uf bracht, wartet er mein vorm Thor, biß ich schier zu ihm kam, da schoß er her, und schoß mich vorn auf den Krebs (den Brustharnisch), daß der Pfeil zu Spreisseln gieng, und sprangen mir über den Kopff hinauß, da wurff ich ihme den nechsten mein Arm-Brust an Halß, dann ich hett kein Pfeil darauf, und mit dem Schwerdt rauß, und rannt ihn zu Boden, daß sein Gaul mit der Naßen auf der Erden lag, aber er kam allemal wider uf." Doch die Armbrust ging Götz damals nicht verloren, da er einem ihn verfolgenden Bauer eidlich das Versprechen abnahm, sie ihm zurückzubringen.

Die dritte Szene führt uns auf Schloß Jarthausen zu Götzens Familie, wo sich sofort der Gegensatz zwischen dessen Gattin und Schwester lebhaft ausprägt. Die Hausfrau unseres Ritters, welche den Namen von Goethe's Mutter trägt, ist eine kräftig gesunde, auf das Leben hingerichtete Natur, während die Schwester Maria, von zarterm Stoffe gebildet, einem still beschaulichen, seelenvoll reinen Leben zugewandt ist; wie jene sich durch die mannhaften Thaten ihres edlen, als Vertreter des Rechtes überall auftretenden Gatten gehoben fühlt, so drücken diese ewigen Kämpfe Mariens milde Seele ganz nieder, und in der Art, wie sie Götzens Knaben unterweist, gibt sich ein unbewußtes Gegenstreben gegen den von Jugend auf genährten kriegerischen Sinn ihres Bruders zu erkennen. Das fromme Märchen, welches sie den Jungen lehrt, ist Götzens derb gesunder Gattin zuwider, wie sie es in scharfen Worten ausspricht, nachdem sie das Kind unter einem Vorwand entfernt hat. „Ihr verderbt's mit euern Märchen; es ist so stillerer Natur, als seinem Vater lieb ist, und ihr macht's vor der Zeit zum Pfaffen." Maria möchte die Kinder gern dem Himmel und seinem ewigen Glücke erziehen, während Elisabeth meint, wären sie nur für die Welt erzogen, daß sie sich hier rührten, drüben würd's ihnen nicht fehlen. In den derben, zum Theil unschönen Ausdrücken, deren sich Elisabeth bedient,*) erkennt man ganz den übermüthigen, durch Shakespeare,

*) „Menschen, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun, sind nicht besser als Leute, die ihren Urin nicht halten können. — Dafür bin ich mit Kar-

besonders im Umgange mit Lenz, genährten Humor, der gerade in den Stücken des letztern so überscharf hervortritt, aber Goethe hatte Selbstbeherrschung genug, solche genialen Auswüchse jugendlicher Wildheit vor der Veröffentlichung des Stückes unnachsichtlich wegzuschneiden. In dem herb ausgesprochenen Widerwillen Elisabeth's gegen solche fromme, den Geist zur Weichheit und Schwäche verstimmende Legenden dürfte ein Zug von Goethe's Mutter nicht zu verkennen sein, wie wir auch die Klagen derselben über die neumodische Erziehung in der ersten Gestalt von „Erwin und Elmire" wiederfinden. Freilich trifft die folgende Aeußerung Elisabeth's: „Ich kann kein Märchen machen, weiß auch keine, Gott sei Dank!" gar nicht auf Frau Aja, die in sonstigen, die Phantasie lebhaft ansprechenden und spannenden Mährchen unerschöpflich war. Elisabeth würde ihrem Knaben nur von den mannhaften Thaten ihres Gatten erzählen, von denen sie die neueste hervorhebt, wie er dem Schneider von Stuttgart, den die Kölner um den wohlverdienten Preis bringen wollten, zu dem Seinigen verholfen. Maria erkennt gern an, daß die Thaten ihres Bruders edel seien, nur möchte sie nicht, daß seine Kinder ihm folgten. Freilich müsse er denjenigen, die von Fürsten bedrängt würden, mehr als Heiliger sein, da seine Hülfe sichtbarer sei; aber was komme dabei heraus, daß er Noth durch Noth verdränge? Habe er ja auch den Kölnern drei Kaufleute niedergeworfen, die persönlich unschuldig gewesen. *) Aber Elisabeth vertheidigt das Wiedervergeltungsrecht, wodurch allein die Obern in Schranken gehalten werden könnten. „Sieh nur, wie übermüthig die Fürsten geworden sind, seitdem sie unsern Kaiser beredet haben, einen allgemeinen Frieden auszuschreiben. Gott sei Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird! Es könnt's kein Mensch ausstehn!" Zum Beweise führt sie die Veranlassung der jetzigen Fehde mit Bamberg an, die auch in der Lebensbeschreibung erwähnt wird. Zehn Jahre könnte ihr Mann am Kaiserlichen Gerichtshof klagen, und der Bube, den der Bischof von Bamberg ihm ohne Grund niedergeworfen, würde darüber im Gefängniß verschmachten; darum suche sich Götz selbst Recht zu verschaffen, und so sei er jetzt ausgezogen, da er gehört, ein Wagen mit Gütern für den Bischof von Basel komme unter Bambergischem Geleit herunter. In der Lebensbeschreibung berichtet Götz (I, 8): „Als ich nun erfuhr, daß der

---

toffeln und Rüben erzogen worden; das kann keine zarte Gesellen machen. — So gib der Natur Opium ein, bete die Sonnenstrahlen weg, daß ein ewiger unwirksamer Winter bleibe."

*) Die Lebensbeschreibung (I, 8) weiß nur von zwei Kaufleuten, einem Vater und Sohn, die Götz nach seiner Burg gebracht habe.

Bub eingelegt worden, schrieb ich dem Bischoff von Stund an, er solt mir den Buben ohne alle Entgeltnus wieder ledig lassen, dann ich hett mich der Untreu gegen ihne nit versehen, sonderlich uff das Ansprechen, so er zu Schweinfurt ihme eine Reiß zu dienen (ihm bei einem kriegerischen Unternehmen beizustehn) gegen mir gethan hette, und wo es nit geschehe, müßt ich Nachdenckens haben, wie ich mein Buben wieder ledig macht. Da vertagt er den Buben von Pfingsten an bis uff Michaelis, daß er sich uff selbige Zeit wieder stellen solt „(er wollte ihn jene Zeit über vorläufig freilassen). Erst nachdem Götz ihm einen Bundesrath niedergeworfen (vgl. oben S. 23), gab er den Buben ohne Bedingung frei. Goethe konnte dies nur theilweise zu seinem Zweck benutzen. Maria aber wünschte, daß das Gehetz mit Bamberg bald zu Ende gehe — ein Wunsch, bei welchem noch ein geheimer Beweggrund mitwirkt, eine stille Neigung zu Weislingen, der auf Seiten des Bischofs steht, wie dies Elisabeth sofort hervorhebt, indem sie bemerkt, ihrem Manne sei es einerlei, wie lange die Händel mit Bamberg dauerten (der geschichtliche Götz freute sich [vgl. oben S. 4], daß seine Fehden sich nie sehr lange hinzogen), nur darüber klage er sehr, daß Weislingen, sein ehemaliger Kamerad, dem Bischof in allem Vorschub thue, und mit tausend Künsten und Praktiken, weil er's sich im offenen Felde nicht unterstehe, sein Ansehen und seine Macht zu untergraben suche. Aber Maria kann nicht unterlassen zu bemerken, sie wisse nicht, woher diese Feindseligkeit Weislingens gegen ihren Bruder komme; auf den wahren Grund, den Elisabeth wohl zu errathen glaubt, läßt ihre Neigung zu jenem sie nicht kommen.

Da verkündet der kleine Karl die Rückkehr des Vaters, und aus dem Munde eines Reiterknechts erfahren wir sofort, daß sie einen Wagen voll Güter, Weislingen und drei Reiter vor Mardorf gefangen genommen. In Elisabeth's und Mariens Ausrufen „Adalbert"? und „Von Weislingen"? ahnt man die verschiedenen Gefühle, welche beide bei dieser Nachricht empfinden, deren lebendigen Ausdruck Goethe freilich dem Leser oder Schauspieler überlassen mußte. Bei der weitern Erzählung des Reiterknechts: „Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nistelten uns an ihn, als wenn wir zusammengewachsen wären, und hielten ihn fest, inzwischen der Herr die Knechte überwältigte und sie in Pflicht nahm", folgt Goethe der Beschreibung der Gefangennehmung des Grafen von Waldeck (vgl. S. 23): „Da befahl ich meiner Knechten zweyer, sie sollen nichts thun, dann uf den Grafen acht haben, und solten sich an ihne nesteln, und so viel möglich ihne nit schiessen, noch verwunden, wo er aber entreiten wolt, so mögten sie ihm den Gaul wol erschiessen oder erstechen, so wolt ich mich mit des Grafen Reutern schlagen; Nun es schickt sich die Sachen

also, daß es glücklich und wol zu gienge, daß ich bald mit ihnen den Knechten, fertig wurd, und ruckt darnach den nechsten dem Grafen zu, und fand meine zwey Knecht an ihme, als wären sie an ihne kuppelt, wie ich ihnen dann befohlen hett." Maria spricht ihr tiefstes Mitgefühl für Weislingen aus, ihren Schmerz, „so einen Mann so zu sehn"; aber Elisabeth entfernt sie bald, indem sie ihr die Kellerschlüssel übergibt, und selbst zur Küche eilt. Der Knabe folgt seiner zarter geschaffenen Tante, was den Knecht zur Bemerkung veranlaßt, der werde nicht sein Vater, sonst ginge er mit ihm in den Stall.

Die vierte Szene führt uns endlich die beiden so verschieden geschaffenen Ritter in lebhafter Darstellung vor. Götz, nachdem er sich bequem gemacht und nach seiner Frau gefragt hat, sucht den schweigend auf- und abgehenden Weislingen zu bestimmen, es sich leicht zu machen. Da seine Frage, ob er Kleider bei sich habe, ohne Antwort bleibt, so bietet er ihm ein hübsches, sauberes Kleid von Leinen an, das er auf der Hochzeit des Pfalzgrafen getragen, wobei er einer köstlichen Geschichte gedenkt, welche er damals mit dem Bischof von Bamberg erlebt. Diese ist fast wörtlich aus der Lebensbeschreibung (I, 9) entnommen,*) nur daß Goethe irrig Heil-

*) Die Stelle lautet also: „Da ritten unser viel junger Gesellen von Adel, wie man dann thut, auch dahin uf die Hochzeit, und hat einer ein Kleid wie der andere, das war nit köstlich weder Seyden oder Sammet daran, nun der arme Hauff wurde wol gehalten, und hetten viel guter Gesellen, und thet man unß schier mehr Ehr an, dann wir wehrt waren, man sazt unß auch allein zusammen, und truge sich die Handlung also zu: Martin von Sickingen mein Schwager und ich giengen in die Herberg zum Hirsch die Steigen hinauf, und mein Schwager vor mir, und wie man schier hinauf kommt auf die Steigen, da ist ein eyssernes Glenderlein, daran stunde der Bischoff von Bamberg, gab meinem Schwager Martin von Sickingen die Hand, gab mir sie auch, und wie er mir sie geben hett, so gieng ich hin zu Graf Ludwigen von Hanau, der stund zu nechst dabey, und war mir gar ein gnädiger junger Herr, und sagt zu ihm, der Bischoff hat mir die Hand geben, ich glaube, er hab mich nicht kennt, er hätte mir sie sonst nicht geben, und dergleichen, welches nun der Bischoff, als ich achte, gehört hett, dann ich rede (sic) laut, und gieng also der Bischoff wieder her zu mir, und sagt, er hette mir die Hand geben, aber mich nicht gekennt, da sagt ich, Herr ich hab wohl gedacht, ihr habt mich nicht gekennt, und habt euch hiemit die Hand wieder. Da lief das Mändlein von mir hinein in die Stuben zu Pfalz-Graf Ludwig und Bischoff Lorenz von Würzburg, beede meine gnädigst und gnädige Herren, und war als roth am Halß, als wie ein Krebs, so zornig war er, daß er mir die Hand geben hett, dann er wuste wol, daß ich meinem Vettern Eustachius von Thüngen gedienet, da er ihme die Schiff uf dem Mayn niedergeworffen, so hätte ich auch zuvor selbs zween Händel mit ihme gehabt, die doch damalen wiederum gericht und vertragen waren". Diese Geschichte fällt in's

bronn statt Heidelberg setzt, und Franz von Sickingen statt Martin von Sickingen nennt. Götz sucht, nachdem er die Knechte nach Weislingen's Kleidern weggeschickt, diesen zu ermuthigen. Er selbst habe zwei Jahr in Heilbronn gefangen gelegen und sei schlecht gehalten gewesen;*) Weislingen aber könne überzeugt sein, daß er seine Gewalt gegen ihn nicht mißbrauchen werde. Dieser fühlt sich durch Götzen's Edelmuth, den er nie ganz verkennen konnte, tief erniedrigt, woher die Hindeutung, daß er jetzt seinen Feinden diene, ihn bitter kränkt. Das Gespräch wird durch die Dazwischenkunft des Knaben unterbrochen; der auch den fremden Mann freundlich grüßen muß. Weislingen hat sein Gefallen an dem lieben Kinde, und in dem Wunsche, daß Götz viele Freude an ihm erleben möge, spricht sich sein zum Freunde immer heimischer sich zurückfindendes Herz aus. Dieser aber hat keine große Hoffnung auf den Knaben gesetzt, der keine ritterlichen Eigenschaften — und diese scheinen ihm allein eines Mannes würdig — zu verrathen scheint. „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten; doch wär' mir's willkommen. Wollen sehn, was es gibt". Die „Geschicklichkeit", zu welcher der Knabe von seiner Tante erzogen wird, und die weichliche Natur, die, statt sich wild umherzutummeln, sich im stillen Hause behaglich fühlt, ist ihm am Knaben nicht recht, und deutet ihm auf wenig Gutes. Goethe gibt dem Götz absichtlich nur e i n e n, dem Ritterleben abgeneigten Knaben. Bei Hartard von Hattstein (vgl. oben S. 11 Note *) finden wir den Stammbaum von vier Söhnen von Götz, je zwei aus jeder Ehe, von denen keiner den Namen Karl führt. Auch die Lebensbeschreibung deutet auf mehrere Kinder hin. Nach Graf Joseph von Berlichingen (vgl. Lang S. 210) hinterließ Götz fünf Töchter und acht Söhne, von denen nur einer, Hans Jakob, Nachkommen hatte.

Während Götz zu seiner Frau gegangen ist, spricht sich Weislingen's Herz in wehmüthigster Erinnerung aus; sein Haß gegen den einzigen Mann ist verflogen, sein Neid auf seine Größe ganz hingeschwunden, er fühlt sich wieder innigst zu ihm hingedrängt. Dieser Saal, wohin Götz ihn als Gefangenen geführt hat, erweckt die Erinnerung an seine frühesten Jugendjahre, wo der alte Berlichingen sie hier in ritterlichen Spielen übte, und neidlos sich freute, wenn der junge Adelbert es seinem Götz zuvorthat. Götz kehrt bald mit ein paar Flaschen Wein und einem Becher zurück, den

Jahr 1511. Goethe hat das Zeitverhältniß zu der Fehde mit Bamberg umgekehrt.

*) Eine zweimalige, auch später erwähnte Gefangenschaft des Götz zu Heilbronn ist Goethe's Erfindung; die geschichtlich begründete viertehalbjährige, im Jahre 1519 beginnende hat der Dichter im vierten Akte seinem Zwecke gemäß benutzt.

er Weislingen auf ein fröhlich Herz zubringt. Dieser aber möchte, er bringe ihm vorerst ein gutes Gewissen, worauf Götz einlenkend bemerkt, ein solches möge er ihm nur wiederbringen. Weislingen's Erwiederung: „Nein, ihr solltet's mir bringen", kann nur den Sinn haben, er möge sein schweres Gewissen ihm erleichtern. Götz sucht ihn an die selige Jugendzeit zu erinnern, wo sie so einträchtig zusammen gelebt, daß der Markgraf von Brandenburg sie mit Kastor und Pollux verglichen — ein vom Dichter glücklich erfundener Zug. Aber leider hat diese Erinnerung für ihn etwas Peinigendes, da es ihn an seine Schuld mahnt. Götz dagegen kann, in der Aufregung, in welche er sich dem alten Freunde gegenüber versetzt fühlt, nicht unterlassen, seine tiefste Trauer auszusprechen über den Verlust eines solchen Freundes, von dem er einst, als ihm vor Nürnberg (vielmehr vor Landshut) die rechte Hand abgeschossen worden und er seiner brüderlichsten Pflege genossen, der süßen Hoffnung gelebt, dieser werde künftig seine rechte Hand sein. Daran schließt sich dann der bittere Vorwurf, daß Weislingen, der so edel geboren, so unabhängig sei wie einer, sich nicht nur unter Vasallen, sondern auch unter schlechte Menschen schmiege, wie den Bischof von Bamberg, „den eigensinnigen, neidischen Pfaffen, der das bißchen Verstand, das ihm Gott schenkte, nur ein Quart des Tags in seiner Gewalt hat, das übrige verzecht und verschläft er". *) Den Fürsten, fährt er fort, sei es nicht um das Reich zu thun, sie schrieen nur von Ruh und Sicherheit, um die Geringen zu fesseln, und später nach Belieben zu schalten; sie mißbrauchten den Kaiser auf unanständige Weise. Auf dem Reichstage zu Worms, wo Götz als Reiterbube mit seinem Vetter, dem Markgräflichen Rathe Konrad von Berlichingen, war (vgl. oben S. 8), habe man so viel vom Landfrieden gerühmt; die Fürsten und besonders die Geistlichen hätten darüber so viel geschrieen, wie wenig es ihnen aber damit ernstlich gemeint sei, zeige ganz neuerdings der Bischof von Bamberg, der ihm mitten im Frieden einen Buben niedergeworfen. Weislingen sucht die Sache damit zu entschuldigen, daß die Gefangennehmung des Buben wider Wissen des Bischofs erfolgt sei, und wenn er ihn nicht loslasse, so geschehe dies, weil er sich nicht aufgeführt, wie er gesollt; **) aber Götz mit seinem warmen Rechtssinn fühlt sich hierdurch so gewaltig aufgeregt, daß er seinem Grimm gegen die tückischen auf ihn gerichteten Pfeile seiner niederträchtigen Feinde den vollsten

*) Die scharfe Bemerkung, daß der Bischof das bißchen Verstand vertrinke, ist in der zweiten Bearbeitung weggefallen.

**) Nach der Lebensbeschreibung hatte der Bube auf die Frage, wo Götz wäre und wo er zu ihm kommen sollte, eine ganz falsche Antwort gegeben, und dadurch die Anschläge des Bischofs gegen seinen Herrn vereitelt.

Lauf läßt. *) „Ich sehe lange, daß die Fürsten mir nachstreben, daß sie mich tödten oder aus der Wirksamkeit setzen wollen. Sie ziehen um mich herum und suchen Gelegenheit. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatte ihn zu kundschaften ausgeschickt, **) und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich euch nicht verrieth". Daß gerade Weislingen diesen seinen Feinden Vorschub leiste, verwundet sein tiefstes Herz, das noch immer an ihm hängt. „Da ich ausging, dich zu fangen, zog ich wie einer, der ängstlich sucht, was er verloren hat. Wenn ich dich gefunden hätte"! Dieser aber, von Götzens Edelmuth und seinem Schuldbewußtsein mächtig ergriffen, vermag nichts zu erwiedern. Da wird durch Karl's Einladung zum Essen die schneidend schmerzliche Unterhaltung abgebrochen.

Haben wir auf diese Weise die vollste Einsicht in Götzens Verhältniß zu Weislingen und in sein ganzes auf Recht, Treue und Biederkeit gestelltes Wesen gethan, so führt uns der Dichter in der folgenden Szene zu dem das entschiedenste Gegenspiel zur Götzischen Stammburg Jarthausen bildenden Bamberger Hofe. Die Unwissenheit des Abts von Fulda, die aufgeblasene Vornehmheit des Bischofs von Bamberg, der durch Weislingen's Vermittlung bald am Ziele seiner Wünsche zu stehn hofft, sind eben so bezeichnend geschildert, als die fremdländische Gelehrsamkeit des den Vornehmen schmeichelnden professor iuris, welcher in gleicher Weise zur Unterhaltung beitragen muß, wie der lustige Rath Liebetraut, der mit seinen scharfen Hieben immer auf den rechten Fleck trifft, und den einen auf Kosten des andern lachen macht. Der Bischof bezeichnet den Götz als seinen ärgsten Feind, der ihn beständig molestire — daß er selbst es ist, der die Fehde neuerdings begonnen, dieses Bekenntniß darf man seiner Ehrlichkeit nicht zutrauen —; aber er hofft, dies werde nicht lange mehr dauern, da er durch Weislingen ihm beim Kaiser, der augenblicklich zu Augsburg seinen Hof halte, bald beizukommen gedenke. Da schlägt die erschreckliche Nachricht von Weislingen's Gefangennehmung in die behagliche Tischgesellschaft ein. Der Bischof erhebt sich, um die Trauerpost aus dem Munde des einzigen entkommenen Knechtes umständlich zu vernehmen. „Das Weinfaß von Fuld" weiß seine Theilnahme nur zur biblischen Bezeichnung

*) Die hier und sonst vorkommende Betheurung „bei meinem Eid"! ist aus der Lebensbeschreibung genommen, wo es I, 9 heißt: „Daß ich bey meinem Eydt Sorg hett, es (das Schiff) würde untergehen".

**) Nach der Lebensbeschreibung hatte er den Buben dem ältern Kölnischen Kaufmann nach Bamberg entgegen geschickt, den er auf sein Ehrenwort, daß er auf der Rückkehr sich wieder bei ihm einstellen wolle, nach Leipzig hatte reisen lassen; der Kaufmann aber verrieth ihn.

einer Hiobspost zu bringen, und verlangt gleich wieder zu trinken. Olearius schlägt der Salernitanischen Schule zu Ehren einen Spaziergang im Garten vor, wozu sich denn auch der schwer bewegliche Abt entschließen muß. Hiermit ist nun die eigentliche Exposition des Stückes vollendet; die hauptsächlich handelnd auftretenden Personen sind in Thätigkeit gesetzt, und wir sehen mit gespannter Theilnahme der weitern Entwicklung entgegen, nicht ohne Sorge für den getreuherzigen Götz, der leicht wieder seinem Weislingen zu viel trauen dürfte. Liebetraut hat uns von ihm das treffende Wort zugeraunt, er sei ein vortrefflicher Mann, der wenige seines Gleichen habe, und wenn er nie an Hof gekommen wäre, so könnte er unvergleichlich geworden sein. Der biedere Götz und der höfisch geschmeidige Weislingen, wie sollten die eines Weges gehn können?

Die folgende Szene führt uns nach Jaxthausen zurück, wo das im Keime längst vorbereitete Verhältniß zwischen Weislingen und Marien sich rasch entwickelt hat. In ihrem Liebesgespräche tritt ein zu Mariens mildem, zartem Charakter wenig stimmender Humor zu Tage, der an die übermüthige Ausgelassenheit eines Lenz erinnert; doch hatte der Dichter später Ueberwindung und Einsicht genug, die starken Stellen ganz zu tilgen. Götz kommt mit der Nachricht, der Bote Weislingen's sei von Bamberg zurück; der Bischof wolle seinen Buben nicht herausgeben, sondern die Sache durch Kaiserliche Abgeordnete vergleichen lassen. Wie unangenehm nun auch eine solche Antwort für ihn sein muß, so will er dies doch Weislingen nicht entgelten lassen, gibt ihn vielmehr ganz frei, unter der einzigen Bedingung, daß er in Zukunft seinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub leisten wolle. Dieser aber überrascht ihn mit der Bitte um Mariens Hand, und bietet ihm mit wärmster Seele seine vollste Freundschaft, sein innigstes Vertrauen an, die unveränderlich gleich einem ewigen Gesetz zwischen ihnen walten sollen. Götz fühlt sich durch diese Erklärung von lebhaftester Freude durchdrungen, woher er auch einen Weislingen betreffenden Traum, der ihn eigentlich erschrecken mußte, ganz im umgekehrten Sinne auslegt. Schon sieht er die schöne Zeit einigen starken, Zusammenwirkens mit ihm, die er einst vorahnend erschaut hatte, glücklich verwirklicht, und er kann nicht ruhen, bis er ihn ganz aus seinem bisherigen Treiben herausgerissen weiß. „Du sollst mir jetzt fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu setzen. Der verdammte Hof hat dich beides versäumen machen.“ Auch Götzens Hausfrau muß an dem segensvollen Ereigniß ihren herzlichen Antheil nehmen. Weislingen soll vorerst sich nur vom Bamberger Hof entfernt halten, und sein Verhältniß zum Bischof allmählich ganz aufgeben. Im erhebenden Gedanken einer unzertrennlichen Verbindung mit dem Freunde seiner Jugend findet Götz sich

ganz beseligt, im Vorgefühl, wie sie, vereinigt, den ihre Macht zur Unterdrückung und zu schmählichstem Eigennutze mißbrauchenden Fürsten „den Daumen auf dem Aug halten" werden. Weislingen's Seele ist ganz umgewendet; Götzens treuer Edelmuth hat den Neid auf seine Größe, der ihn von ihm entfernt, zu Schanden gemacht, und er sieht jetzt recht klar, wie tief er sich erniedrigt hat, als er sich solchen kleinen Menschen in Dienst gab, die er zu regieren meinte. „Ich will Bamberg nicht mehr sehn. Ich will mit allen brechen und frei sein. Gottfried! Gottfried! du allein bist frei, dessen große Seele sich selbst genug ist, und weder zu gehorchen noch zu herrschen braucht, um etwas zu sein."

Allein der Versucher stellt sich sofort in der Person von Weislingen's Diener Franz ein, in welchem der Dichter sich einen geschickten Vermittler der folgenden Intrigue der herrsch- und genußsüchtigen Adelheid von Waldorf geschaffen hat. Franz sucht ihn zunächst durch die Nachricht, welchen Antheil der Bischof an seinem Unglück nehme, zur baldigsten Rückkehr an den Hof zu reizen. Er habe, meldet er, für seine Befreiung gleich den Buben herausgeben und noch Geld dazu zahlen wollen; als er aber vernommen, Götz wolle ihm ohne weiteres die Freiheit geben [das konnte aber Franz noch unmöglich in Bamberg erzählen, da dies Götz eben erst nach seiner Rückkehr geäußert *)], und nur den Wagen mit Gütern zurückhalten, so habe er die Schlichtung des Götzischen Handels einem Vergleich vorbehalten. Da aber Weislingen trotz der begeisterten Lobeserhebung der Theilnahme des Bischofs **) seinen bestimmten Entschluß ausspricht, nicht an den Hof zurückzukehren, so sucht Franz durch seine mit glühendster Leidenschaft entworfene Schilderung der Wunderreize des jetzt in Bamberg weilenden „Engels in Weibergestalt" ihn hinzureißen. Ist ja der arme Junge durch die strahlende Schönheit der viermonatlichen Wittwe sich selbst ganz entrückt worden, so daß er ohne ihre Nähe nicht leben kann, woher er alle seine Kraft anspannen muß, Weislingen nach Bamberg zurückzuführen, um so mehr, da er vernommen, sein Herr habe sich hier mit Marien verlobt. In der Person dieses Franz hat der Dichter der glü-

*) Bei der Bearbeitung für die Bühne scheint Goethe dies gefühlt zu haben, aber seine dort versuchte Aenderung hat das Uebel nur vermehrt.

**) Auch hier findet sich einer der Auswüchse übermüthig spielenden Humors, welche der Dichter bei der zweiten Bearbeitung weggeschnitten. Franz bemerkt nämlich, er habe auf die ängstliche Frage, ob Weislingen unversehrt sei, erwiedert, er sei ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs; worauf er hinzufügt: „Ich dachte nicht dran, daß ich sie euch neulich abschneiden mußte; ich traut's aber doch nicht zu sagen, um ihn durch keine Ausnahme zu erschrecken".

hendsten, bis zur Raserei überspannten sinnlichen Liebesgier ihren schärfsten Ausdruck gegeben; sein ganzes Wesen geht in diesem einen Gefühle stürmender Liebeslust auf, die seines Lebens Leben ist. *) Weislingen aber widersteht diesen Lockungen, da ihn Mariens reine Seele wundervoll gefesselt hält; er will auf sein Schloß, Bamberg nicht sehn, wenn auch der heilige Gregorius **) in Person seiner begehrte. Aber Franz verzweifelt noch nicht, er kennt seinen Herrn und seine Leidenschaft für schöne Frauen besser, als daß er nicht hoffen dürfte, ihn doch noch, wenn er einmal die Atmosphäre Mariens verlassen habe, nach Bamberg zu ziehen. Mit der gespanntesten Erwartung, welche Stimme in Weislingen's Seele den Sieg davon tragen werde, entläßt uns der erste Akt.

Der Anfang des zweiten führt uns an den Bamberger Hof zurück, wo wir denn sogleich vernehmen, Weislingen wolle nicht kommen. Der Bischof ist eben mit Adelheid im Schachspiele begriffen, aber sein Geist ist nicht beim Spiele, da ihm Weislingen's Verlust nicht aus dem Sinne will. Der lustige Rath, als unumgänglicher Begleiter des unterhaltungsbedürftigen Bischofs, darf nicht fehlen; er singt zur Zither ein Lied, worin im Gegensatz zu tapferm Ritterkampfe der unblutige Sieg im Felde der Liebe gepriesen wird. Dieses Lied, das er im Kreise von Hofdamen und Hofleuten singt, hat er mit entschiedenster Absicht gewählt, da er in der Schönheit Adelheidens das einzige Mittel findet, dem Bischof zu seinem Zweck zu verhelfen, Weislingen nach Bamberg zurückzuführen. Uebrigens läßt er es auch diesmal nicht an treffenden Hieben fehlen ***), und er scheut sich nicht,

---

*) Der Dichter hat hier in der zweiten Bearbeitung an einer bedeutsamen Stelle die frühere leidenschaftlich ergriffene Schilderung, wir glauben mit Unrecht, sehr abgeschwächt. Wir lesen nämlich im ersten Entwurf: „Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange, halb Physiognomie, halb Empfindung, schien mehren als nur dem elfenbeinern König zu drohen, inzwischen daß Adel und Freundlichkeit, gleich einem majestätischen Ehepaar, über den schwarzen Augenbraunen herrschten, und die dunklen Haare, gleich einem Prachtvorhang, um die Königliche Herrlichkeit herumwallten". Bei der später beliebten abgeschwächten Fassung ist die unmittelbar darauf beibehaltene Bemerkung Weislingen's: „Du bist gar drüber zum Dichter geworden"! weniger an der Stelle.

**) Die zweite Bearbeitung setzt an die Stelle des heiligen Gregorius St. Veit, dessen Anrufung geläufiger war. Unter dem heiligen Gregorius ist übrigens hier ohne Zweifel der bedeutendste Heilige dieses Namens, der durch Klugheit und Charakterstärke ausgezeichnete, außer Italien auch in Frankreich und Deutschland viel verehrte Gregor der Große zu verstehn.

***) Mit den Schwachen, die ein starkes Gewissen haben, deutet er offenbar auf den Bischof, wie die Lücken der Geschlechtsregister und die Sucht, den Stammbaum in die Wolken zu treiben, sich auf Adelheid beziehen.

dem Schamgefühl der jungen Wittwe viel zuzumuthen, wie er auch in der ersten Szene, wo wir ihn an der Tafel in Gegenwart des Fuldaer Abtes und des gelehrten Olearius fanden, den Anstand frei verletzen durfte. *) Von dieser Art ist hier die später weggelassene Klassifizirung der verschiedenen Sorten der Bescheidenheit; auch die Deutung seines Namens Liebetraut, die in der zweiten Bearbeitung gleichfalls wegblieb **), ist nicht sehr fein. Adelheid verzweifelt schon an Weislingen's Rückkehr, und bittet den Bischof, sich diesen ganz aus dem Sinne zu schlagen. Aber Liebetraut weiß die Sache besser zu würdigen, er kennt Weislingen, und die unfehlbaren Mittel, diesen seltenen Vogel zu fangen; darf er nur Adelheidens Reize hineinmischen, so ist er seines Sieges gewiß. Der Bischof läßt ihm das beste Pferd aus seinem Stalle geben, und treibt ihn zu raschester Ausführung seines Versprechens; Adelheid, hofft er, werde ihn, wenn er einmal wieder da sei, festzuhalten wissen, was diese nicht verweigern kann.

An dieser Stelle des Stückes knüpft der Dichter eine andere, mit Weislingen und den Bamberger Händeln in keiner Verbindung stehende Geschichte an, welche ihm den Uebergang zu der durch Weislingen betriebenen Achtserklärung bieten soll, aber das Auseinanderfallen der Handlung hat er nicht zu verdecken gewußt. Wir finden nämlich bei Götz auf seinem Schlosse Jarthausen dessen in der Lebensbeschreibung mehrfach (I, 6. 9. 11) vorkommenden Gesellen Hans von Selbiz mit dem hölzernen Beine, den er zu sich beschieden hat, um ihm in seiner Fehde gegen die Nürnberger beizustehn. Die Veranlassung zu der Fehde gibt Goethe ganz übereinstimmend mit der Lebensbeschreibung an, wo wir I, 10 lesen: „Dann zum Zehenden, damit ein jeder Wissens hab, wie und warum ich mit denen von Nürnberg in Krieg und Vheden kommen bin, so ist das die Ursach, Friz von Littwach ***) ein Marggräflicher Diener, mit dem ich Knaben weiß und im Harnisch auferzogen bin, der auch mir viel Gutes gethan, der ist auf eine Zeit allernechst bei Onoldsbach heimlicher weiß verlohren, gefangen und hinweg geführet worden, daß in langer Zeit niemand wust, wo er hinkommen war, oder wer ihne doch hinweg geführt hette, biß über lang, da

*) Wir gedenken hier der Aeußerung: „Ihr seid von Frankfurt, ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiser Maximilian's Krönung haben wir euren Bräutigams was vorgeschmaust."

**) Chronologische Verstöße kümmern unsern Dichter nicht. Wie er oben Götzens Hausfrau von Kartoffeln reden läßt, wie Karl seine Geographie holen soll, so zeigen sich Liebetraut und Adelheid hier mit Ariost's „rasendem Roland" vertraut, wenn dieser aus letzterm auch nicht genau berichtet. Vgl. Ariost XXIII, 101 ff. Weiter unten sagt Adelheid einmal: „Erzählt das jungen Mädchen, die den Theuerdank lesen." Das Gedicht erschien bekanntlich nicht vor 1517.

***) Goethe nennt ihn irrthümlich Hans von Littwach.

lag ein Verräther nieder, der ihn verrathen, und auch denen Reutern, die ihn niedergeworffen hätten, alle Wahrzeichen geben hett, den warf nun der Marggraf nieder, und erfuhr man also allererst, wo er Friz von Littwach hinkommen wäre, dann derselbe Verräther hette, wie gemeldt, alle Wahrzeichen angezeigt, wo er nemlich hinkommen und wer ihne niedergeworffen hett, und nachdeme Herr Hannß von Seckendorff, derselbiger Zeit Marggräflicher Hoffmeister gewesen, (welchem Friz von Littwach nahe befreundt und verwandt war) und also deßhalben übel zu frieden war, daß nemlich sein Freund also schändlich und heimlich verlohren werden solte, habe ich ihne Herrn Hannsen von Seckendorff, als meinen Verwandten, der mir Guts gönnte, angesprochen und gebetten, daß er mir die Urphed des Verräthers zu wegen brächt, welches er willig thät, und war also die Sachen damit lautbar, daß es deren von Nürnberg Diener gethan haben solte, darauf er auch in ihre Häuser und Frohn-Vesten, wie zu erachten, geführet worden, das ist meine Ursach an die von Nürnberg (darum ich mit ihnen zu Vheden kommen) eine, dann er Friz von Littwach mir allwegen gewogen und dienstlich gewesen ist. Zum Andern hette ich einen Knecht gedingt mit Nahmen Georg von Gaißlingen, der hett mir ein Dienst versprochen und zugesagt, den haben die von Nürnberg bey Stachusen (Eustachius) von Lichtenstein hart verwundt und erstochen, auch seinen Junckern gleichergestalt hart verwundet, wiewol derselbig im Leben blieben ist, und viel andere waren, die feindlich böß wolten seyn, da doch niemand wust, wo Friz von Littwach hinkommen wäre, so habe ich doch keinen gemerckt, der der Kazen die Schellen wie man sagt, angehängt, oder die Sachen angriffen hett, dann der arm getreuherzige Göz von Berlichingen,*) der nahm sich beeder an." Selbiz ist froh, daß Göz mit den Nürnbergern angebunden, ihnen den Fehdebrief geschickt hat, und erklärt sich herzlich bereit, ihm dabei zu dienen. Göz aber fühlt sich ganz in seinem Element, und wünscht nur, der Burgemeister von Nürnberg mit der güldnen Kette käme ihnen in den Wurf, der sollte sich verwundern.**) Auf Weislingen hat er noch

---

*) Bei Goethe sagt Göz: „Und obgleich viele bisher feindlich bös gethan haben und geschworen, sie wollten die Türken aus Jerusalem beißen, wenn sie an Hansens von Littwach Unfall Schuld hätten, so ist doch jezt, da es zur Sache kommt, niemand als der getreuherzige Gottfried von Berlichingen, der der Katze die Schellen anhängen mag."

**) Kurz nach der eben angeführten Stelle äußert Göz: „Und wolte ich damalen (1512, als Kaiserliche Commissarii zwischen ihm und Nürnberg verordnet waren) denen von Nürnberg wol all ihr Kriegs-Volck auch den Burgermeister selbs (der ein groſſe guldene Ketten am Halß hangen, und ein Küriß Bengel [einen eisernen Streitkolben] in der Hand hett) auch alle ihre Reißige und

immer das beste Vertrauen, der ihm nur aus besonderen Ursachen noch nicht öffentlichen Vorschub leisten dürfe. Am folgenden oder am zweitfolgenden Tage wollen sie ausziehen, da bald Kaufleute aus Bamberg und Nürnberg von der Frankfurter Messe kommen, an denen Götz einen guten Fang zu machen hofft. Durch die Erwähnung der neben den Frankfurter genannten Bamberger Kaufleute knüpft der Dichter hier nur sehr lose an die Händel mit Bamberg an.

Den glücklichen Erfolg von Liebetraut's Sendung, worüber dieser in nicht gar feinem Tone an Adelheid Bericht erstattet, verkündet uns die folgende Szene. Weislingen ist wirklich wieder auf dem Schlosse, und Adelheid brennt vor Verlangen, den so ruhmvoll ihr verkündeten Mann zu sehn. Aber der Dichter unterbricht die Bamberger Szenen durch eine im Spessart spielende, wo wir außer Götz und Selbiz, die den Kaufleuten auflauern, auch den Buben Georg finden, der hier bereits als Reiterknecht erscheint. Götz hat diesen mit Aufträgen an Weislingen gesandt, der aber Tags vorher nach Bamberg abgereist war. Selbiz bezweifelt deshalb Weislingen's Treue, während Götz in seinem festen Glauben an ihn noch nicht wankt. Georg soll einstweilen auf Kundschaft ausreiten, die für ihn eine schöne Uebung sei; was er auskundschaften soll, hätte wenigstens angedeutet werden müssen. Zum Bischöflichen Hofe zurückgeführt, finden wir Weislingen, der den mit Götz geschlossenen Bund heilig hält, trotz des Bischofs vorwurfsvoller Bitten, zur Abreise bereit. Der Bischof spricht seine Furcht aus, ihn noch einmal als Feind vor seinen Mauern zu sehn. „Würtemberg hat einen alten Zahn auf mich. Berlichingen ist sein Augapfel, und ihr werdet ins künftige das Schwarze drinn sein“. *) Aus der Lebensbeschreibung wissen wir nur, daß Götz nach der Beilegung der Händel mit Bamberg und Nürnberg ein paar Jahre dem unruhigen Herzog Ulrich von Würtemberg diente und beim Abzug aus der längere Zeit für diesen tapfer behaupteten Burg Möckmühl gefangen genommen wurde. Nachdem Weislingen sich vom Bischof verabschiedet, wartet seiner noch eine härtere Prüfung. Franz, der noch immer nicht an die Abreise glauben kann, meldet ihm, Adelheid wolle ihn, obgleich unwohl, nicht ohne Abschied entlassen. Diese finden wir auf ihrem Zimmer mit ihrem Fräulein, welches den unauslöschlichen Eindruck hervorhebt, den ihre Herrin auf Weislingen gemacht; auch möchte diese, obgleich sie Weislingen nicht liebt, ihn gerne an sich fesseln.

---

ein Fähnlein Knecht, da sie für Hohen-Krehen zogen, mit der Hülff Gottes geschlagen, gefangen und niedergeworffen haben“.

*) In der zweiten Bearbeitung heißt es allgemeiner: „Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich dich hatte—“.

Umsonst versucht sie, ihn gegen Götz einzunehmen, wenn auch die abhängige Stellung, die sie ihm neben diesem anweist, nicht ohne Einwirkung bleiben kann; dagegen verfehlt die Ungnade, welche die schöne Frau ihm mit kalter Verachtung zeigt, nicht ihres Zweckes. Eben zum Bischof gerufen, vermag er nicht von ihr Abschied zu nehmen, er muß sie noch einmal wiedersehn. Aber Adelheid kennt gar wohl ihren Vortheil; sie läßt ihn abweisen — und er bleibt. Die trüben Ahnungen, die ihn in diesem Augenblicke erfüllen, lehnt er als thörichte Einbildungen ab. „Thor! — hier (in den bangen Ahnungen) liegt dein Feind, und die reinste Himmelsluft würde zur beklemmenden Atmosphäre um dich her.“ Weislingen's Selbstgespräch ist von Ueberladung und Unklarheit nicht freizusprechen.

Die zunächst folgende Szene zwischen Elisabeth und Marien zeigt uns beide noch in gutem Glauben an Weislingen, dessen sanfte Natur wie sein edles Herz letztere liebevoll hervorhebt, während Elisabeth ihn zu den Schwachen zählt, die selten Kraft genug haben, um der Versuchung zu widerstehn. Maria, die des Glaubens lebt, daß es auch für milde und sanfte Herzen noch einen Platz in der Welt gebe — gehört sie ja selbst zu diesen —, kann den Entschluß ihres Bruders nicht billigen, seinen Sohn in's Kloster zu thun, wogegen Elisabeth bemerkt, die Welt erfordere jetzt Männer, Schwache seien hier nicht an der Stelle, wären es nicht Schurken. Welch trefflichen Gegensatz bildet dieses edle, unter sich so verschiedene Paar zum list- und ränkevollen Weibe, das den Weislingen an ihren Triumphwagen zu fesseln kein Mittel scheut.

Adelheid bleibt bei ihrem ersten Siege nicht stehn. Durch geschickt gewählte Mittel, indem sie den Gegensatz ihrer hohen Meinung von Weislingen zu seiner wirklichen Thätigkeit, dessen, was er sein könnte, zu dem, was er in Wahrheit ist, hervorhebt, und seinen Neid gegen Götz, dessen biedere Treue und edle Rauheit ihrem auf Schein und Trüglichkeit gestellten Wesen herzlich zuwider ist, gewaltsam aufstachelt, weiß sie ihn zum entschiedensten Bruche mit Götz und zu feindlichstem Gegenwirken zu treiben. Unverzüglich will er zum Kaiser hin, der eben einen Reichstag zu Augsburg hält, und Adelheid soll bald sehn, ob er nicht mehr sei, als der Schatten eines Mannes. Ungern vermißt man hier eine Andeutung, daß er ihre Güter von ihren gewaltsamen Besitzern befreien werde. Ihrer Verdrießlichkeiten mit diesen hat Liebetraut schon oben gedacht. Die ganze Szene, die später sehr wesentliche Umgestaltungen erlitten hat, enthält manche höchst geniale, von lebhaftestem dichterischem Feuer durchglühte Stellen, doch fehlt es auch nicht an übertriebenen, wie in den Worten: „Und nun gleich entfesselten Winden über das ruhende Meer. Du (er deutet auf Götz) sollst an die Felsen Schiff! und von da in Abgrund! und wenn ich mir die Backen (er

bleibt im Bilde von den blasenden Sturmwinden) drüber zersprengen sollte."

Die Gewißheit von Weislingen's Wortbruch erhält Götz in der folgenden Szene, wo wir ihn wieder im Spessart mit Selbiz und Georg finden. Hier erfahren wir denn, daß Götz seinen Georg an Weislingen geschickt, was in der vorigen im Spessart spielenden Szene hätte angedeutet werden sollen, wie es auch in der zweiten Bearbeitung wirklich geschieht. Aus Georg's Erzählung *) ergibt sich unwidersprechlich, daß Weislingen Götz und seiner Schwester die Treue gebrochen, daß die Verbindung mit Adelheid beschlossen und sein Verhältniß zum Bischof enger wie je ist. Götz, der bis zum letzten Augenblick zweifelt, kann sich endlich die schreckliche Gewißheit nicht verhehlen, daß Treu und Glaube ihn wieder einmal betrogen habe. Mit dieser gebrochenen Hoffnung erhält der zweite Akt seinen treffenden Abschluß.

Weislingen schreitet in seinen Anschlägen gegen Götz unverzüglich vor. Der Dichter führt uns mit dem Anfange des dritten Aktes zum Augsburger Reichstag, wo wir Kaiser Maximilian, Mainz, Bamberg, Anhalt, Nassau, Weislingen und „andere Herren" finden. Man muß gestehn, die Auswahl der hier genannten Fürsten und Herren ist etwas gar wunderlich, nicht weniger die Rede, womit Maximilian, der den Fürsten die Köpfe zurecht setzen will, „eine Contribution von Geld und Mannschaft wider den Türken" verlangt, und das Gebot hinzufügt, keiner möge sich unterstehn, dawider zu reden. Maximilian schlug bekanntlich im Jahre 1503 die eingefallenen Türken, so daß sie während seines Lebens seine Erblande nicht weiter beunruhigten. Auch die Rede des Bischofs von Mainz, worin dieser mit schlecht versteckter Ironie die Fürsten auffordert, gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit anszuziehen, und sich mit dem Gedanken, der allgemeinen Ruhe gedient zu haben, freudig zu trösten, wenn sie bei der Rückkehr ihre Schlösser verheert, ihr Geschlecht vertrieben, ihr Besitzthum verödet finden würden, ist gar übel an der Stelle. Die Noth im Innern des Reiches sei es gewesen, das ist der Kern der Rede, welche früher den gewünschten Zug gegen die Türken gehindert; der Zustand sei aber trotz aller dagegen gemachten Versuche, trotz des Landfriedens, der Achtserklärungen, des Kammergerichts, nicht gebessert worden. „Wir sind noch, wo

*) Goethe läßt Georg Reineckische Bauern geleiten. In der Lebensbeschreibung kommen I, 9 Reineckische Knechte vor, d. i. Knechte des Grafen von Rheineck (Rhyneck) am Main unterhalb Würzburg. Daß Georg die Bauern in Pfalzgräfischer Kleidung nach Bamberg geleitet, ist später mit Recht dahin geändert worden, daß er es in Bambergischer Reitertracht thut.

wir waren, und vielleicht übler dran. Wohldenkende Ritter gehorchen Euer Majestät Befehlen, begeben sich zur Ruhe, und dadurch wird unruhigen Seelen der Kampfsplatz überlassen, die sich auf eine ausgelaßne Weise herumtummeln und die hoffnungsvollsten Saaten zertreten.“ Der Kaiser ist durch diesen wiederholten Widerstand gegen den Türkenzug sehr verstimmt; seine Drohung durchzusetzen, dazu kann der alte schwache Mann — so schildert ihn uns Goethe — sich natürlich nicht ermuthigen, doch gibt er sein vollstes Mißvergnügen in den Worten zu erkennen, mit welchen er sich entfernt, um die Fürsten ihren Entschließungen zu überlassen: „Wenn ihr dann sagt, ich hab' euch gezwungen, so lügt ihr.“ Die ganze Szene, der es keineswegs an treffendem Ausdruck fehlt, ist ihrem Inhalte und der Auffassung nach völlig mißlungen, ein in Eile hingeworfenes Erzeugniß einer unglücklichen Stunde, das der Dichter in der zweiten Bearbeitung auch unbedenklich ganz wegwarf.

Die zweite Szene führt uns zwei der von Götz und Hans Selbiz auf der Rückkehr von der Frankfurter Messe im Bambergischen Geleite beraubten dreißig Kaufleute vor, wobei der Dichter zum Theil der Lebensgeschichte folgt. Götz erzählt nämlich (I, 10): „Neben deme ist auch weiter wahr, als ich deren von Nürnberg Feind gewest bin, daß ich in einem grossen Anschlag war, ihnen ein groß Guth niederzuwerffen, das dann mir durch mein Kundschaffter, der sich nit recht gehalten, wie ich ihm befohlen hett, in einer halben Stund verwahrloßt wurd, daß ich nit das rechte Guth, darum ich da war, angrieff und daß es wahr sey, so war Kayserl. Majestät Maximilian desselbigenmahls zu Augspurg, und wolten die Kauffleuth nit anderst wehnen, dann ich hett den rechten Wagen angegriffen, daß (da) sie ihr bestes Guth auf hatten, so hett aber ich den bösen angriffen, und lieffen zum Kayser gen Augspurg, und fielen Ihrer Kayserlichen Majestät zu Fuß, und verklagten mich auf das Höchste, wie daß sie nämlich verdorben Leuth weren, und einen unüberwindlichen Schaden, den sie und ihre Kind und Nachkommen nit überwinden kunten, empfangen hetten; Darauf ihnen der fromm Kayser Maximilian geantwort und gesagt: Heiliger Gott, heiliger Gott! was ist das? der ein hat ein Hand, so hat der ander ein Bein, wann sie dann erst zwo Händ hätten und zwey Bein, wie wollt ihr dann thun, das war nun uf mich und Hannßen von Selbiz geredt gewest, und hette auch der Kayser, wie ich berichtet, darbey gesagt: Wie gehets zu, wann ein Kauffmann einen Pfeffer-Sack verleuert, so soll man das ganz Reich ufmahnen, und so viel zu schicken haben, und wann Händel vorhanden seyn, das Kayserliche Majestät und dem ganzen Reich viel daran gelegen ist, das Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anders antrifft, so kan euch niemand nacher (dahin) bringen; welche Rede ich ungefehrlich über 3. oder 4.

Tag darnach bey eines Fürsten Gewaltigen erfahren, dem sie durch die Post von Augspurg auß zu wissen gethan, oder vielleicht zugeschrieben worden, und gefiel mir solches von der Kayserl. Majest. so wohl, daß es mir im Herzen ein Freud war".

Die beiden Kaufleute erwarten den Kaiser bei einem Spaziergange im Garten. Dieser erscheint darauf in Weislingen's Begleitung, was jenen sehr gelegen kommt, da er ein Freund Bamberg's ist, unter dessen Geleit sie sich begeben hatten. Der Kaiser ist sehr mißmuthig über den schlecht verdeckten Widerstand, den seine Pläne bei den Fürsten finden, da auch den kleinsten derselben an ihren Grillen mehr gelegen sei, als an seinen Gedanken. Deutschland sei einem Morast ähnlich, in welchem auch der tüchtigste Schwimmer versinken müsse. Sein ganzes vergangenes Leben zeigt ihm nur so viel halbe, so viel verunglückte Unternehmungen, da alles an der Theilnahmlosigkeit der Fürsten gescheitert sei. Der geschichtliche Maximilian durfte mit viel heiterem Blicke auf seine Regierung zurückschauen, wenn es auch seinen äußeren Unternehmungen, zum Theil nicht ohne seine Schuld, an nachhaltigem Erfolge fehlte, aber die mannhafte Rittergestalt dieses Kaisers konnte Goethe zu seinem Bilde einer versinkenden Zeit nicht gebrauchen. Die Kaufleute fallen vor dem Kaiser nieder, und flehen um Hülfe und Beistand, da sie sonst alle verdorbene Leute seien, genöthigt, ihr Brod zu betteln; Götz und Hans von Selbiz hätten sie aller ihrer Güter beraubt. Die Antwort Maximilian's ist fast wörtlich aus der oben angeführten Stelle der Lebensbeschreibung herübergenommen. Weislingen entfernt die Kaufleute, und fordert sie auf, einige Tage in Augsburg zu verweilen, worauf er den Unmuth des Kaisers gegen Sickingen, Selbiz und Götz, diese „flammenden Brände", welche Franken und Schwaben noch immer beunruhigen, geschickt aufzuregen weiß. Wenn dieser auch jene unruhigen Köpfe ihrer edlen Tapferkeit wegen zu schätzen weiß, so macht doch Weislingen's Schilderung, wie „das Glück ihrer rebellischen Unruhe" einen bösen Geist umhergeblasen habe, ihm ernstlich bange, und sein Vorschlag, die Achtserklärung, mit dem Kaiserlichen Racheschwert bewaffnet, von tapferen und edlen Fürsten begleitet, über die Schuldigen zu senden, findet ein geneigtes Ohr. Der Kaiser wünschte sie gefangen zu haben, wo sie ihm Urfehde schwören sollten, sich ruhig auf ihren Schlössern zu halten, und nicht aus ihrem Bann zu gehn, aber weiter soll ihnen nichts zu Leide geschehn; schon in der nächsten Sitzung will er die Sache zum Vortrag bringen. Weislingen, der den Haß der herrschsüchtigen Fürsten gegen die freien, ihrer Unterdrückung des Rechts entgegenwirkenden Ritter kennt, darf ihn der jubelnden Beistimmung des Reichstages fest versichern. Mit Recht hat der Dichter die Darstellung dieses Beschlusses unterlassen. Daß Götz wegen der Nürnberger Händel,

aber nicht auf Veranlassung jenes Gnadengesuches zu Augsburg, in die Acht erklärt wurde, berichtet er selbst (I, 10) in folgender Weise: „In summa summarum, das Reich verordnete 400. Pferd wider mich, darunter Grafen und Herrn, Ritter und Knecht waren, wie dann dieselbigen Feinds-Brief noch vorhanden, und kamen ich und mein Bruder (Philipp) in die Acht und Uberacht, (Aberacht) und in etlich Städten schossen die Pfaffen und München auf der Canzel mit Lichtern zu mir *), und erlaubten mich den Vögeln in Lüfften, sie solten mich fressen, und ward unß alles genommen, waß wir hetten, daß wir nit eines Schuhes breit mehr behielten. **) Nun war keines Fehrens da, wir musten fort, und brach ich dannoch meinen Feinden ziemlich ab, an Gütern, und sonsten, also daß sich Kayserl. Majest. etlich mal in die Sachen geschlagen, und ihre Commissarien verordnet, die zwischen unß handlen und alle Sachen richten und vertragen solten, welches mir mehr dann zweymal hundert tausend Gulden Anschläg halben, die mir Kayserl. Majest. damit verhindert, Schaden thut, dann ich damalen Gold und Geld gegen denen von Nürnberg zu wegen gebracht haben wollt." Von einer Belagerung und Eroberung der Burgen Jarthausen und Hornberg weiß die Lebensbeschreibung nichts; Goethe erfand sie zu seinem Zwecke, indem er von der Belagerung in Möckmühl (vgl. oben S. 12 f.) einzelnes entnahm.

Hier tritt nun urplötzlich der neben Götz bedeutendste Ritter der Zeit ein, der edle, in der vorigen Szene von Weislingen unter den Friedensstörern erwähnte Franz von Sickingen, den Goethe zur weitern Fortführung der Handlung im vierten Akte nothwendig brauchte. Um ihn enger mit der Handlung zu verflechten, läßt der Dichter ihn um die Hand Mariens werben, von deren Verlobung mit Weislingen er noch nichts erfahren hat. Sein Auftreten erscheint hier zu sehr als reiner Zufall, als ein dramatischer Nothbehelf, der auch durch jene Erwähnung nicht gehörig motivirt ist. Auch ist die stille Maria keine für den kriegerischen Sickingen passende Natur, obwohl dieser die durch den Erfolg bewährte beste Erwartung hat, den Schatten des elenden Weislingen bald ganz aus ihrer Seele zu verscheuchen. Die Hingabe Mariens, deren ganzes Herz gebrochen ist, widerstreitet aller

*) Der Herausgeber gedenkt hierbei der katholischen Exkommunikation, wobei „ein brennendes Licht oder schwarze Kerze weggeworffen oder hingeschossen wird".

**) In der alten Achtserklärung hieß es: „Wir theilen — dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften! — Wir weisen dich in die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels." Schon der Herausgeber deutet auf die alte Bannformel hin, die er also angibt: „Wir theilen deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüfften, und den Fischen in dem Wasser." Götz umschreibt eigentlich nur den Ausdruck „vogelfrei erklären".

Wahrscheinlichkeit; für sie gibt es nach der ganzen Schilderung des Dichters jetzt nur einen Ruheort, die Stille des Klosters, in welcher sie erzogen worden, wenn nicht etwa die Liebe zum Bruder sie bestimmen sollte, dem Manne ihre Hand zu geben, der zu seiner Rettung erschienen, von dessen Hülfe sie alles erwarten darf; aber in diesem Falle wäre eine genauere Darstellung des Verhältnisses erforderlich gewesen, und Sickingen's spätere Aeußerung, bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt seien, werde ein Heiratsvorschlag bald gar, dürfte bei einer so tief innerlichen Seele wie Maria keine Anwendung finden.

Der Dichter führt uns zunächst in das Lager der Reichsexekution, welche bereits die Achtserklärung an Götz gesandt hat. Dem Hauptmann scheint der ihm gewordene Auftrag, ihn lebendig gefangen zu nehmen, keine Kleinigkeit, da sich niemand leicht an ihn machen werde. Auch dem ältern Offizier, der nicht gern Arm und Bein dem Kaiser und Reich zu Gefallen dran setzen möchte, und der dazu dem tapfern Götz keineswegs gram ist, dünkt die Sache bedenklich, wogegen ein jüngerer, dessen Ehrsucht größer ist als Muth und Kraft, sich hier die Sporen verdienen möchte. Nach Jarthausen zurückgeführt, werden wir zunächst in einem kurzen Selbstgespräch Sickingen's davon unterrichtet, daß Maria seinen Antrag nicht gar übel aufgenommen, daß sie ihn von Kopf bis zu Fuß angesehen und nur wenig und durcheinander geantwortet habe. Götz theilt diesem darauf die eben erhaltene Achtserklärung mit; die gegen ihn verordnete Exekution solle sein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden, wobei offenbar Götzens oben erwähnte spottende Bemerkung über die Reichsacht vorschwebt. Sickingen erklärt sich bereit, ihm sofort mit aller Macht Beistand zu leisten, allein Götz will nicht, daß sein künftiger Schwager sich jetzt zum Feind des Reiches machen solle, da er ihm auf andere Weise, falls er in Noth gerathe, wirksamer nützen könne. Die jetzt gegen ihn anrückende Exekution fürchtet er nicht, da man Tapferkeit nicht so leicht einblasen als einen Haufen zusammenblasen könne. Nach Selbiz und sonst in der Nachbarschaft herum hat er seine Knechte abgesandt, und wenn er sein Häufchen zusammen hat, so darf er hoffen, daß wenig Fürsten ein solches gesehen haben. Die Reichstruppen sind ihm lauter feige Miethlinge, und der zu Hause vom Fürsten entworfene Operationsplan müsse alles kräftige, aus der Gelegenheit selbst zu schöpfende Handeln durchaus lähmen. Die hier eingefügte Geschichte von der aus der Kanzlei erhaltenen Vorschrift, wie er in der Fehde gegen Konrad Schott verfahren solle, ist fast wörtlich aus der Lebensbeschreibung genommen, wo es I, 11 heißt: „Und alsbald legt mein gnädigster Churfürst und Herr der Pfalzgraf ꝛc. mir aus der Canzley ein Zettel dar, wie ich reithen und mich halten solt, da wurff ich den Räthen den Zettel wieder dar, und sagt, ich

wüst nach dem Zettel nit zu reiten, dann ich reit nit mehr heim gen Hornberg, ich weiß nit was mir begegnen mag, das steht in dem Zettul nit, ich muß die Augen selbs ufthun und sehen, was ich zu schaffen hab." Sickingen wird nun von Götz zu den Frauen geführt, damit er rasch das Jawort der Schwester gewinne; heimlich soll er dann mit den Götz angebotenen zwanzig Reitern kommen, und die angetraute Schwester mit sich fortführen.

Jetzt erst führt uns der Dichter zu Adelheid zurück, die uns ihre Absichten weiter enthüllen muß. Weislingen hat ihr brieflich gemeldet, daß der Kaiser zwei Exekutionen beschlossen habe, eine gegen Götz, die andere gegen die gewaltsamen Besitzer ihrer Güter; da ihm die Wahl freigestanden, habe er sich an die Spitze der letztern gestellt. Das stolze Weib, dem Weislingen nichts ist, sieht in dieser Wahl nur eine Folge seiner Feigheit, da er dem Götz nicht begegnen möge; wie hätte sie sich gefreut, ihn als erbitterten Kämpfer dem ihr tödlich verhaßten, ihrenthalb verlassenen Götz persönlich entgegentreten zu sehn! Aber fühlt sie auch nichts für Weislingen, so will sie doch nach Beendigung des Trauerjahres dem hochstehenden Manne, dem Retter ihrer Güter, die Hand bieten; soll er ja eine Staffel bilden, auf der sie zur Höhe herandringt.

Im Gegensatz zu Adelheidens Verachtung Weislingen's tritt uns die edelste Bewunderung von Götzens wahrhaft ritterlicher Tapferkeit in der Person des jetzt auftretenden Lersen entgegen, in welchem der Dichter seinem wackeren, durch strenge Pünktlichkeit und Ordnung ausgezeichneten, treuherzigen Freunde Franz Lerse, der besonders im Fechten große Gewandtheit besaß und im Freundeskreise als steter Schieds- und Kampfrichter galt, ein schönes Denkmal errichtet hat. Dem Namen hat der Dichter nur eine andere Endung, nach der Analogie von Berlichingen, Weislingen, Sickingen, gegeben. Lersen bietet Götz freiwillig seine Dienste an, und gibt sich als das Männlein zu erkennen, das ihm einst beim Dorfe Remlin (den Ortsnamen hat Goethe willkürlich gewählt) auf dem Wege nach Haßfurt so viel zu schaffen gemacht; damals habe Götz nicht bloß seinen Arm, sondern auch sein Herz überwunden, daß er von Stund an beschlossen habe, ihm zu dienen. Götz nimmt seinen Dienst auf ein Jahr freudig an, doch soll er nicht ohne Entgelt dienen, wie er ihm angeboten, sondern ganz wie die übrigen gehalten werden, und noch drüber. Auch hier hat Goethe wieder eine Geschichte der Lebensbeschreibung sehr geschickt benutzt. Götz erzählt nämlich I, 11 von der Zeit, wo er die Fehde mit Konrad Schott hatte: „Bald nach dem erfuhr ich weither Kundschafft, wie eine grosse Faßnacht zu Haßfurth seyn wird, — und dacht wol, er Veltin Schott wird mit einem Gesind gen Haßfort kommen, sonderlich mit seinem Vettern Erhard Truchsessen, uff welchen er Veltin Schott der Zeit warte, da hett ich gar

einen feinen wissenden Knecht bey mir, den ich auch Pfalz-Gräfl. machte, samt etlichen von Adel, die in demselbigen Orth (Aichelsdorff) daheim waren und mir dienten, und hett 16. Pferd, und zwey Buben darunter, als wir nun uf sie hielten, da ziehen sie daher bey 10. oder 12. Pferden, wie wir sie erstlich anschlugen, und dieweil sie nit mehr hetten, theilten wir uns, und gab ich Georg Gebsattel die besten Knecht zu, daß sie solten bey einer Mühle hinüber ziehen, dann sie konnten sonst nit über das Bächlein kommen, daselbst, und solten ihnen unter Augen ziehen, treffen sie dann mit ihnen, so wolt ich nit weit von ihnen seyn, treffen sie dann mit mir, so solten sie desselbigen gleichen auch thun, in Summa, ich ruckt zu einem Dorf hinter eine Scheuer, und meint ich wolt Veltin Schotten und den Erhard Truchsessen mit ihrem Hauffen für lassen, und wolte ihnen uf dem Fuß nach ziehen, wie ich dann den Bescheid mit meinen Reutern gemacht hett, da wurden sie aber mein gewahr hinter der Scheuren, und ruckten bey dem Dorff zusammen uf ein Büchelein (Hügel) und hetten ihre Spieß uff den Beinen und ihre Arm-Brüster uffbracht, wie dann ein jeglicher gerüst war, da zog ich Fuß für Fuß zu ihn(en), das thete ich darum, damit der Georg Gebsattel, und die andern Reuther die ich von mir geschickt hett, mögten auch desto eher mir zu Hülff und zum Handel kommen, und war mir dabey die Weil nit kurz, dann je näher ich zu ihnen kam, je grösser mich daucht der Hauffen seyn, und hetten bey 4. oder 25. Pferd. Nun wolt ich mit Gottes Gnad und Hülff wol von ihnen kommen seyn, so gedacht ich aber die 6. Pferd, die ich von mir hett geschickt, möchten darob geschlagen, gefangen und erstochen werden, das mögte mir zu grossem Nachtheil und Schaden gereicht haben, und daß ich dem Bescheid nicht nachkommen war, wie ich dann mit ihnen gemacht hett, und wie sie uf dem Büchelein halten, hielt ich darunter, da ich aber nit kommen wolt, da kommen sie und durchrannt mir Erhard Truchseß ein Knecht, der hieß Leonhard Schmidle, und war Pfalz-Gräfl. und sonst kein Pfalz-Gräfl. Knecht bey mir, dann derselbig, daß er dem Gaul mit seinem Rucken ufm Rucken lag, darauf ich ihne Erhard Truchsäßen auch so bald vom Pferd herab stach, daß er mit samt dem Federbusch im Dreck lag, daß dann, wie ich acht, unser groß Glück war, nun war einer bey ihme, der hat eine Arm-Brust und schoß uff mich ab, und hett das Arm-Brust nach mir geworffen, welches ich nit gesehen hett, dann ich hett mit den andern zu schaffen, daß ich sein nit warten kunt, da gieng es, daß ich bey 3. oder 4. mal mit den 10. Pferden und 2. Buben durchbrechen must, ehe dann die andern 6. Pferd zu uns kamen, darnach fiengen wir sie alle, ohne die uns entritten, und hätten sie alle gethan, wie der gut fromm Erhard Truchsäß und ein Knechtlein, so beym Bernhard von Hutten gewesen, es wär mein und meines kleinen Häuffleins übel ge-

wart worden *), dann wann ich schon das Männlein etwan einmal von mir bracht, und ich etwann sonst an einem andern war, so kam es von Stund an wieder an mich, es hub mich auch durch den Panzer-Ermel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hett **), und hett ich sonst so viel zu thun, daß ich sein nicht allein gewarten kunt, und dasselbig Männlein entboth mir darnach, wann ich es zu einem Diener annehmen wolt, so wolt es mir ein Jahr umsonst dienen, nit weiß ich, was es an mir ersehen hat, da entboth ich ihme, es solte kommen, ich wolte es nit umsonst begehren, sondern ich wolt ihn halten, wie einen andern Knecht, und wiewol mir das Männlein uf dem Tag hart zusezt, und ich sein nit bedorfft, so hett ich ihne doch gern zu einem Diener angenommen, dann er gefiel mir uf den Tag nit mehr dann zu wol, in Summa, ich fieng sie alle, und gab sie doch uf eine alte Urpheb wieder ledig". Goethe läßt seinen Lersen wirklich bei Götz erscheinen, der in diesem drangvollen Augenblicke, wo er den Verlust alter Freunde fürchten muß, sich von freudigstem Selbstgefühl gehoben fühlt, sich einen Diener auf eine so ehrenvolle Weise geworben zu haben, wie der Kaiser selbst sich nicht rühmen könne.

Wenn Lersen hier als ein kleiner Mann, mit wohlgeübtem Körper geschildert wird, so folgt der Dichter ganz der Darstellung in der Lebensbeschreibung. Der wirkliche Lerse, dem Goethe hier einen unvergänglichen Erinnerungsstein weihte, wie Schiller in den „Räubern" seinem Lehrer, dem Pfarrer Moser, und im „Tell" dem Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes Müller, war an Gestalt gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, wie Goethe selbst (B. 21, 195) berichtet. Daß er hier als ein kleines Männlein erscheinen sollte, mußte ihn etwas unangenehm berühren, und auf seine Vorstellung (vgl. oben S. 7 Note **) geschah es wohl, daß der Dichter ihn in der zweiten Bearbeitung als stattlichen Mann einführt und ihm seinen unveränderten Namen Lerse gibt; dagegen ließ er ihm die „feurigen schwarzen" Augen, während er in „Wahrheit und Dichtung" bemerkt, Lerse's „kleine blaue" Augen seien heiter und durchdringend gewesen.

Georg meldet darauf, Selbiz werde am andern Tage mit fünfzig Mann zu Götz stoßen, zugleich aber hören wir, daß bereits an fünfzig Mann von der Exekutionsarmee am Kocher in der Nähe der Burg heraufziehen. Diesem Trupp will Götz mit Lersen rasch entgegen, damit Selbiz schon ein Stück Arbeit gethan finde. Wie schlecht es mit der Reichsarmee bestellt sei, zeigen die beiden folgenden Szenen an den Soldaten und ihrem

*) Der Ausdruck ist von Goethe beibehalten, wie er aus einer kurz vorhergehenden Erzählung die mehr als einmal in der Lebensbeschreibung vorkommende Redeweise „die Hand in die Kohlen schlagen" (unser „sich die Finger verbrennen") genommen, in der Bedeutung „übel ankommen".

**) Auch dies ging wörtlich in Goethe's Darstellung über.

Anführer, jenen jungem Offizier, der hier nicht als Offizier, sondern als Ritter bezeichnet wird *) — und diese auffallende Ungleichheit ist auch in die zweite Bearbeitung übergegangen. Hier schwebt dem Dichter, wie bereits oben bemerkt wurde, nur die spätere schlechte Reichsarmee vor, die er willkürlich auf die Zeit der tapfern Landsknechte überträgt.

Den folgenden Tag finden wir Götz mit Selbiz auf Jarthausen, von denen letzterer in Erfahrung gebracht, daß die Achtserklärung ein Streich von Weislingen sei. Jetzt durch Selbiz verstärkt, versucht Götz von neuem den Exekutionstruppen Abbruch zu thun, und mit welchem Erfolg, belehrt uns die folgende Szene, worin der Hauptmann klagt, daß Götz ihnen ein Detaschement nach dem andern schlage, und sie alle Tage schwächer werden, so daß sie bereits hundert Mann verloren. Drum wollen sie jetzt, um nicht allmählich ganz zu vergehn, gesammter Hand zum Schloß hinziehen, zu dessen Vertheidigung Götz zurückeilen müsse. Dieser aber, der indessen durch Sickingen's Reiter verstärkt ist, sieht sie auf der Haide heranziehen, und er entwirft sofort einen klugen Plan. Mit Georg will er ihnen gegenüber Stand halten, Selbiz soll links um die Höhe ziehen, Lersen fünfzig Mann rechts durch den Wald hinaufführen, und beide im Falle eines Angriffes den Feinden in die Seiten fallen. Im Gegensatz hierzu führt uns der Dichter dann den Exekutionszug vor, bei welchem das stolze, auf die Menge vertrauende Siegsbewußtsein des Hauptmanns durch die Mahnung des einen Ritters (des ersten Offiziers) einen sehr starken Stoß erleidet. **) Selbiz und Lersen eilen nun nacheinander, jeder von seiner Seite, Götz zu Hülfe. Heftig entbrennt die Schlacht. Selbiz wird verwundet auf eine Höhe gebracht, von deren Wartthurm herab ein Knecht ihm weitere Nachricht von der Schlacht geben muß. Wir vernehmen, wie Götz den Hauptmann der Exekutionstruppen zu Boden wirft, wie darauf ein gewaltiges Getümmel um ihn sich erhebt, in welchem Götz verschwindet, aber bald erscheinen er und Georg wieder hoch zu Roß, die Reichstruppen fliehen, Götz bemächtigt sich der feindlichen Fahne und kommt siegreich zur Stelle, wo der verwundete Selbiz ihn begrüßt und die Feigheit seiner eigenen Reiter verwünscht. Hierbei erfahren wir genauer, wie Götz Georg und Lersen sein Leben verdankt, der feindliche Hauptmann aber mit Mühe aus der Schlacht gerettet worden. Mit Selbiz, der auf einer Bahre von Aesten weggetragen

---

*) Wenn Georg erzählt, Götz habe ihn von unterst zu oberst vom Pferd gestürzt, so daß der Federbusch im Koth gesteckt, so ist dies aus der eben S. 46 erwähnten Erzählung von Erhard Truchseß genommen.

**) Die Worte desselben: „Ich hoffe, daß ihr nicht Lust habt, zum Rosmarinstrauch zu werden", sind in der zweiten Bearbeitung als übel angebrachte Witzrede gestrichen worden.

wird, und dem ihn begleitenden Trupp kehrt er zur Burg Jarthausen zurück, wo ein Glas auf diesen Strauß*) ihnen wohl schmecken soll. Dagegen hören wir unmittelbar darauf den Hauptmann die Feigheit der Seinen verfluchen**), und Reiter aussenden, die zerstreuten Truppen zurückzubringen und die, welche nicht folgen wollen, niederzustechen; gilt es ja seine Ehre, diese böse Scharte baldigst auszuwetzen. Aber auch Götz sieht sich genöthigt, Verstärkung an sich zu ziehen, weshalb er Georg und Lersen aussendet; sie sollen die neu anzuwerbenden Reiter nach Weilern (der Name ist von Goethe ganz willkührlich gewählt) bestellen; die Belagerung des Schlosses scheint unvermeidlich, doch will er vorher noch die Trauung zwischen seiner Schwester und Sickingen vollziehen, und beide dann abziehen lassen. Maria bittet Sickingen, er möge doch vom Bruder, da Selbiz nach seinem Schlosse gebracht sei, und alles zu fürchten stehe, nicht weggehn, was dieser gern zusagt, aber Götz besteht darauf, daß sie ihm zur Kirche folgen, und nach der heiligen Handlung sogleich das Schloß verlassen. In einer sehr kurzen im Lager spielenden Szene finden wir den Hauptmann wieder, der mit den hundertundfünfzig Mann, die ihm von den vierhundert allein übrig geblieben sind, gerade auf Jarthausen los will, ehe Götz sich ihnen noch einmal in den Weg stelle. Es folgt nun die Abschiedsszene. Maria will sich vom Bruder nicht trennen, bis dieser durch grausame Ausmalung des Unglücks, in welches Sickingen's augenblickliche Hülfe sie beide stürzen würde, sie endlich umstimmt. Die Reichsarmee befindet sich noch jenseit der Jart; hätte Götz nur fünfzig Mann — vergebens sind die Anstrengungen von Georg und Lersen gewesen —, sie sollten ihm nicht herüber kommen. Nach Mariens Abschied fühlt Götz erst recht, wie schwer ihm doch die Trennung von der Schwester falle; aber noch bleibt ihm ja seine bis in den Tod treue Elisabeth.***) Georg meldet unmittelbar darauf, daß er die Ankunft der Reichsarmee vom Thurme aus gewahrt habe, aber

*) In der Lebensbeschreibung sagt Götz einmal (I, 10): „Ich hab so viel Streuß seithero und zuvor gehabt", wo der Herausgeber das Wort „Strauß" in einer Anmerkung durch „Streit, Zanck, Zwistigkeit und Unwillen", so man mit einander hat". erklärt.

**) Nach den Worten zu „lachen Lust hat" ist in der zweiten Bearbeitung folgende etwas übertriebene, zu weit ausführende Stelle ausgefallen: „Und der wird eine reiche Kitzlung für seine Lunge sein ganz Lebenlang haben; und wenn das Alter ihn hinter den Ofen knickt, wird ihm das Husten und Schwachheit vertreiben, wenn ihm einfällt unsre Prostitution in seiner Enkel Gehirn zu pflanzen."

***) Auch hier hat der Dichter in der zweiten Bearbeitung eine Verkürzung eintreten lassen, wodurch die Stelle bedeutend gewonnen hat. Im ersten Entwurf geht Elisabeth erst nach Götz ab.

er fühlt vor ihnen keine Furcht. Götz läßt indessen inwendig die Thore verrammeln, bereit, der Belagerung entschiedenen Widerstand zu leisten. Kurz nachher erfolgt durch den Trompeter, einen „rothröckigen Schuften", die Aufforderung, sich als Beleidiger der Majestät auf Gnad und Ungnade zu ergeben, worauf Götz dem Hauptmann eine derb abfertigende Antwort zuruft, welche der Dichter aus einer Stelle der Lebensbeschreibung genommen. Götz erzählt nämlich I, 11, wie er zu Krautheim das „Schaafhauß" angezündet, um den Amtmann herauszulocken. „Und wie ich also hernieder brandt, da schrie er der Amtmann oben heraus, vornen für Kleppßen (ein Dorf bei Krautheim) zu, da schrie ich wieder zu ihme hinuf, er solte mich hinden lecken."

Die Burg ist bald sehr bedrängt; die Belagerer bemächtigen sich des Kellers, und somit des Weines und des sonstigen Vorrathes, wovon Elisabeth leider nur einen Theil hat heraufschaffen können. *) Götz wünscht nur den Reichstruppen so viel Abbruch zu thun, daß sie ihm eine Kapitulation vorschlagen, und er rühmt in dieser Beziehung die ausdauernde Wachsamkeit Lersen's, der mit seiner Büchse wacker aufräume, während die Belagerer nur die Mauern verwunden und die Scheiben knicken. Aber leider sind die Kugeln verschossen, so daß sie neue gießen müssen, und mit dem Pulver steht es auch nicht zum Besten, wie wir von dem Knechte vernehmen, der zur Küche kommt, um von der Hausfrau Kohlen zu fordern. Da es an Blei fehlt, hebt Lersen, der hier zuerst in der Personenangabe als Franz aufgeführt wird, ein Fenster aus und schlägt die Scheiben heraus, wobei er die Bemerkung nicht unterdücken kann, der Glaser, der die Scheiben gefaßt, habe wohl nicht gedacht, dieses Blei werde einmal seinen Urenkeln garstiges Kopfweh machen; was ihn auf seine eigene traurige Bestimmung führt, einst von Vögeln und Würmern gefressen zu werden, woran sein Vater bei der Zeugung nicht gedacht habe. **) Zu gleichem Zwecke ist Georg zum Dachfenster herausgestiegen und hat kühnen Muthes

---

*) In der zweiten Bearbeitung wird der etwas sonderbaren Einnahme des Kellers nicht gedacht, und der bald zu fürchtende Mangel dem Umstand zugeschrieben, daß sie nicht Zeit gehabt, sich gehörig für die große Anzahl von Knechten vorzusehn.

**) Die folgende ungehörige und etwas matte Betrachtung: „Danken wir Gott davor, daß er uns bei dem Anfang gegen das Ende gleichgültig gemacht hat. Wer möchte sonst den Weg von einem Punkt zum andern gehn. Wir können nicht und sollen nicht. Ueberlegung ist eine Krankheit der Seele, und hat nur kranke Thaten gethan. Wer sich als ein halbfaules Geripp denken könnte, wie ekel müßt ihm das Leben sein!" ist in der zweiten Bearbeitung mit Recht weggeblieben, aber auch die vorhergehenden Worte von „und da mich mein Vater" an hätten gestrichen werden sollen.

eine Rinne abgerissen, wobei der nach ihm zielende „Reichsmusje“ statt seiner eine Taube zum erwünschten Braten getroffen hat. Hierbei schwebte unserm Dichter die Beschreibung der Belagerung von Möckmühl (vgl. oben S. 12) vor, von welcher Götz erzählt: „Dann wir hetten (zur Zeit der Annahme der Kapitulation) nit mehr dann noch 3. Malter Meels im ganzen Hauß, so hetten die Bürger in der Stadt (Möckmühl) den Kasten und Keller innen, daß wir nichts mehr zu essen bekommen mögten, auch hätten wir noch etliche Schaaf, die ich den Burgern vor der Stadt nahm, und ließ sie zu sehen und trieb sie uf das Schloß, davon wir uns auch ein Weyl enthielten, so hetten wir auch kein Kugeln mehr zu schiessen, dann was ich aus den Fenstern, Thorenglen, Zinn, und was es war, zu wegen bracht, daß ich dannoch wieder zu einem Anlauff gefast war, darzu hetten wir nit Wasser, daß wir den Pferden geben mögten, und auch kein Wein mehr, dann was mein war, den musten wir und unser Pferd trincken und unß mit behelffen, so war auch kein Frucht oder Habern mehr droben, dann was mein war, wiewol es auch nit viel war, da musten wir uns von enthalten, dann die Bürger, wie gemeldt, hetten den Kasten innen, und ich nit, also daß wir ohne das Hungers halben hetten darvon ziehen und weichen müssen.“ Sowohl die Benutzung als Nichtbenutzung und Zudichtung einzelner Züge beweist den glücklichsten Takt. Es muß auffallen, daß Goethe den Gebrauch des Feuergewehrs ohne weiteres aufgenommen, und nicht entweder diese Waffe, der Götz selbst nicht besonders befreundet war, ganz beseitigt, wie er sich ja vieler ähnlichen Freiheiten bedient, oder den Einfluß derselben auf das Verschwinden persönlicher ritterlicher Tapferkeit hervorgehoben hat — aber er scheint dieses in die Kriegsgeschichte außerordentlich wichtig eingreifende Moment im raschen Schaffungsdrange ganz übersehen zu haben.

Götz theilt darauf Lersen mit, daß man ihm wieder einen Vertrag angeboten, wobei die Andeutung, daß ihm schon ein derartiger Vorschlag gemacht worden, sehr störend scheint; mit Recht fehlt dieses „wieder“ in der zweiten Bearbeitung. Man hat ihm die Bedingung ritterlichen Gefängnisses gestellt; Lersen aber, der mit den Belagerern unterhandeln will, hofft für Götz und die Seinen freien Abzug zu erhalten. Nach der Lebensbeschreibung verhandelte Götz lange wegen der Uebergabe des Schlosses Möckmühl.

Von höchst treffender Wirkung ist die folgende Szene, wo wir Götz mit seiner Gattin, Georg und den übrigen Knechten bei Tische vereinigt finden. Die Gefahr hat sie hier so freundlich zusammengeführt. Götz, auch durch das Unglück nicht gebeugt, zeigt sich als treuen Hausvater, der vor den Genossen seiner Noth nichts voraus haben will — Elisabeth muß

auch die letzte, für ihn gesparte Flasche hergeben —, und er spricht seine das allgemeine Beste bezweckenden Gesinnungen mit herzlichster Offenheit aus. Mag auch der Kaiser diese Exekution gegen ihn beschlossen haben, ihm gilt doch das erste treugemeinte Hoch; seine Verehrung des Reichsoberhauptes steht unerschütterlich fest; er weiß, daß er das Beste will, daß er aber mit diesem „krüppeligen" Reichskörper nichts ausrichten kann*), wo er den Reichsständen die Mäuse fangen, ihren Privatangelegenheiten sich zuwenden muß, während sie ihn, wo es das Reich gilt, schmählich verlassen. Aber wird ihr vorletztes Wort dem Kaiser gelten, so soll ihr letztes dem höchsten und edelsten Ziele menschlichen Strebens, der Freiheit geweiht sein, auf die sie die Neige des Weines leeren. Und Götz ist weit entfernt, die Verwirklichung wahrer Freiheit, welche alle beglücken werde, für eine Chimäre zu halten, vielmehr lebt er des überzeugungsvollsten Glaubens, diese werde und müsse seinen Enkeln endlich kommen, wenn auch zunächst noch keine Anzeichen dafür gegeben scheinen. Freilich erwartet er den heilbringenden Eintritt jener Zeit der Freiheit, wo die Diener der Fürsten so edel und frei dienen, wie die Seinen ihm, wo die Fürsten dem Kaiser so treu dienen, wie er diesem dienen möchte, nicht von einem gewaltigen Umsturz, sondern von höherer Erkenntniß, von der lebendigen Einsicht der Fürsten selbst, daß ihr wahres Glück nicht in der Unterdrückung eines sklavenartig sich schmiegenden Volkes, sondern im Gefühle des reichen, allgemein verbreiteten Segens ruhe. Dieses spricht sich auf das bestimmteste in der folgenden später in Wegfall gekommenen Stelle aus. „Es wird! Es wird (viel anders werden)! Vielleicht daß Gott denen Großen die Augen über ihre Glückseligkeit aufthut. Ich hoff's; denn ihre Verblendung ist so unnatürlich, daß zu ihrer Erleuchtung kein Wunder nöthig scheint. Wenn sie das Uebermaß von Wonne fühlen werden, in ihren Unterthanen glücklich zu sein; wenn sie menschliche Herzen genug haben werden, um zu schmecken, welche Seligkeit es ist, ein großer Mensch zu sein; wenn ihr wohlgebautes, gesegnetes Land ihnen ein Paradies gegen

---

*) Hier ist in der zweiten Bearbeitung folgende weiter ausführende mißlungene Stelle ausgefallen: „Ruft er zum Fuße: marsch! der ist eingeschlafen; zum Arm: heb' dich! der ist verrenkt. Und wenn ein Gott im Gehirn säß', er könnt' nicht mehr thun als ein unmündig Kind; die Spekulationen und Wünsche ausgenommen, um die er noch schlimmer dran ist." Schon im Gespräche mit Weislingen gedenkt Götz der „neuen Pfannenflicker", die den Kaiser tagtäglich mit ihren Plänen angehen. Wie das Haupt in einem geordneten Organismus alle Glieder in Bewegung setze, führt Goethe gerade in Bezug auf den Kaiser im zweiten Theil der „Faust" Akt IV (W. 12, 244) weiter aus.

ihre steife, gezwungene, einsiedlerische Gärten scheint; wenn die volle Wange, der fröhliche Blick jedes Bauern, seine zahlreiche Familie die Fettigkeit ihres ruhenden Landes besiegelt, und gegen diesen Anblick alle Schauspiele, alle Bildersäle ihnen kalt werden; dann wird der Nachbar dem Nachbar Ruhe gönnen, weil er selbst glücklich ist. Dann wird keiner seine Gränzen zu erweitern suchen. Er wird lieber die Sonne in seinem Kreise bleiben, als, ein Komet, durch viele andere seinen schrecklichen unsteten Zug führen." Den allgemeinen sogenannten Landfrieden kann Götz nur als ein Mittel herrschsüchtiger Großen ansehn, ihre Macht auszudehnen, die einzelnen Freien zu knechten und tyrannische Willkür an die Stelle des Rechts zu setzen; wahrer Friede kann nur dann gedeihen, wenn die Fürsten ihr Glück darin erkennen, in ihrem Kreise reichsten Segen über alle zu verbreiten, und statt ihre eigene Macht als höchstes Ziel zu erkennen, sich als treueste Diener des Kaisers und des Reiches bewähren. Der Wegfall der angeführten Stelle möchte wohl zunächst in den hier anstößigen, aber dem Naturdrang der Zeit entsprechenden Ausfällen auf die freilich erst unter Ludwig XIV. aufgekommene Französische Gartenkunst und die Sucht nach reichen Bildersälen und prachtvollen Schauspielen, dann aber auch in der richtigen Einsicht zu suchen sein, daß der Ausdruck mehrfach mißlungen ist: indessen dürfte eine Andeutung desjenigen, wovon Götz die glückliche Veränderung der traurigen Unterdrückung der Zeit erwartet, sehr wohl an der Stelle sein, ja kaum entbehrt werden können. Daß der freien Ritterkraft bei dem allgemeinen Reichsfrieden kein Spielraum gegeben sein werde, fürchtet Götz nicht; sie würde genug zu thun finden, wenn sie die Gebirge von Wölfen säuberte und gleich Cherubs mit flammenden Schwertern die Reichsgränzen gegen die Wölfe, die Türken, und die Füchse, die Franzosen, vertheidigte. Den bittern Gegensatz zwischen dieser ersehnten Zeit und der traurigen Gegenwart, wo des Kaisers treuester Diener, dem es nur um Herstellung des gewaltsam gefährdeten Rechtes zu thun ist, als Reichsfeind belagert wird, bringt Goethe uns durch Georg nahe, der sich so lebhaft in die schönen von Götz geträumten Zeiten hinein versetzt, daß er darüber ihre arge Noth einen Augenblick vergißt. Wir müssen gestehn, das der von Götz hier bezeichnete Zustand der Dinge doch zu sehr mit seiner freien, stets schlagfertigen Ritterlichkeit in Widerspruch steht, als daß wir ihn uns wirklich in einer solchen Zeit recht an seiner Stelle denken könnten, und wäre deshalb jede Hindeutung darauf besser vermieden und an deren Stelle der Haß gegen die von der Ehrsucht und Gier der Fürsten gestachelte Unterdrückung, wie auch die Liebe zu Kaiser und Reich mit schärferer Betonung hervorgehoben worden.

Da kommt Lersen mit der frohen Botschaft, daß die Belagerer ihnen freien Abzug mit Gewehr, Pferden und Rüstung, jedoch mit Zurücklassung des Proviants bewilligt haben; diese „unschlüssigen, bedächtigen Esel" hatten ihn lange hingehalten, ehe sie sich entscheiden konnten. Bei der Belagerung von Möckmühl unterhandelte man lange mit Götz wegen der Uebergabe, „als nemlich Johann von Hattstein, Hannß von Ehrenberg und Florian Geyer und dann ein Zeuch= oder Büchsenmeister und andere mehr, die ich nit alle weiß oder kennt hab, und fieng nemlich der Büchsen= oder Zeuchmeister, wer er dann gewest ist, an, und sagt, wann ers nit gern will aufgeben, so gebt ihm kein gut Wort, und war daruf die Sache angerichtet, und dahin gedeydtingt, daß sie mich und die Meinigen, die bey mir in der Besazung lagen, mit unserm Leib, Haab und Guth, auch mit Wehr, Harnisch und Pferden, wie dann ein jeglicher hat, frey wolten abziehen lassen".

In der folgenden Szene, bei welcher die Angabe der Ortsveränderung fehlt, hören wir Georg, der erst, als er sein Pferd herausführt, auf der Bühne erscheint, im Stalle beim Satteln der Pferde wohlgemuth sein Liedchen singen, worin er in sinnbildlicher Hindeutung der Belagerer spottet, die sie nun doch ungestört herauslassen müssen. Götz fordert die im Schloßhofe sämmtlich sich einfindenden Belagerten auf, sich die besten Büchsen oben aus dem Rüstschrank zu nehmen, während er selbst schon mit Georg und Lersen vorausreiten will. Aber zwei Knechte, die noch mit der Auswahl der Büchsen im obern Saale beschäftigt sind, sehen zu ihrem Entsetzen, wie man sich der im guten Glauben auf die Kapitulation herausreitenden Männer verrätherisch bemächtigt und sie niederwirft. Götz und Georg stürzen; nur Lersen hält sich noch; ihm will der eine der beiden Knechte zu Hülfe eilen, während der andere sein Heil in der Flucht suchen möchte. Mit den bezeichnenden Worten des erstern: „Wenn sie sterben, wer mag leben!" schließt der Akt. Götz selbst erzählt von dem Verrathe bei Möckmühl: „Ich verließ mich auf ihr Zusagen, und meint, sie würden mich oberzehlter massen ziehen lassen, welches aber nit beschehen, dann wie sie mir Glauben gehalten, das sieht man, und hat es wol gehöret, dann ich lag darob nieder, und wurden meine Knecht und Gesellen, erwürgt und erstochen, so fehlete es mir auch nit weit."

Der vierte Akt zeigt uns den Helden in seinem ritterlichen Gefängniß zu Heilbronn zunächst in der Herberge zur Krone. Götz äußert seinen tiefsten Ingrimm über den schändlichen Verrath, der ihnen doch nichts helfen soll. Er vergleicht sich mit einem bösen Geiste, den der Kapuziner durch List in einen Sack gebannt hatte, der aber auch so noch seines hohnlachenden Gegners spottet, indem er seinen Plan, ihn in die Dornsträuche zu bannen, vereitelt; kann er nicht den Sack mit den Zähnen zerreißen, so wird er sich

so schwer machen, daß der Pater unter der Last erliegt.*) Elisabeth's Mittheilung, daß von seinen treuen Genossen einige erstochen sind, andere im Thurme gehalten werden, setzt Götz in äußerste Aufregung, so daß er fast an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifeln möchte; die Gattin sucht ihn zu beruhigen und seine Aufmerksamkeit auf das ihm selbst Bevorstehende hinzulenken, doch kehrt Götz immer wieder auf das unwürdige Schicksal seiner geliebten Genossen und Freunde, besonders Georg's und Lersen's, so wie auf die schändliche Verrätherei zurück.**) Jene ermahnt ihn, sich aller dieser Gedanken zu entschlagen, und zu bedenken, daß er vor den Räthen erscheinen müsse, die er in dieser Stimmung nothwendig verletzen werde; aber Götz verachtet diese Kaiserlichen Räthe, vor denen man sich nicht zu fürchten brauche, da sie von Natur feig und elend seien.***) Auch als Elisabeth ihm die Ankunft des Gerichtsboten meldet, kann er seinen Unmuth nicht unterdrücken. Die Anzeige, daß die Kaiserlichen Kommissarien auf dem Rath-

---

*) In der zweiten Bearbeitung ist das Ganze anders gewendet, indem auf die Worte: „Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwur", unmittelbar folgt: „Ich arbeite mich ab, und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!" Der Vergleich muß hier darin liegen, daß er gegen die verbündeten Feinde eben so wenig ausrichten kann, wie der böse Geist im Sacke. Sagen, wo der Teufel oder böse Geist geprellt wird, sind häufig, wie wenn Virgilius den Teufel listig wieder in sein Felsloch einsperrt; hier aber überlistet der Teufel wieder den Pater, der ihn in den Sack gebannt hat.

**) Die zweite Bearbeitung hat hier bedeutend abgekürzt, indem sie ein Wortspiel und eine ausgeführte Vergleichung des ersten Entwurfs ausläßt, welche den raschen Gang des Gesprächs unangenehm aufhalten. „Du würdest dein Herz fressen", sagt hier Elisabeth nach Götzens Worten: „Ich wollt die Zähne — kauen", worauf Götz seine Erwiederung also beginnt: „Desto besser! so würd' ich meinen Muth nicht überleben." Weiter ist die Aeußerung ausgefallen: „Welcher Unterthan würde nicht hundertfach straffällig sein, der ein Bildniß seines erhabenen Monarchen an einen ekeln, verächtlichen Ort aufhangen wollte! — Und er selbst übertüncht alle Tage mit dem Abglanz der Majestät angefaulte Hundsfötter, hängt sein geheiligtes Ebenbild an Schandpfähle, und gibt es der öffentlichen Verachtung Preis."

***) Auf die Worte Elisabeth's: „Bedenkt, daß ihr vor ihnen erscheinen sollt. Die Weise, die euch im Kopfe summt, könnt' Empfindungen in ihrer Seele wecken. —", erwiedert Götz: „Laß es sein! sie haben keine. Nur brave Hunde ist's gefährlich im Schlaf zu stören. Sie bellen nur meistentheils; und wollen sie beißen, ist es in einem Anfall von dummer Wuth, den Kopf gesenkt, den Schwanz zwischen den Beinen. Damit ihre Raserei selbst noch Furcht ausdrücke, trappeln sie stillschweigend herbei und knappen von hinten nach Knaben und sorglosen Wanderern." Statt dieser weiten Ausführung gibt die zweite Bearbeitung nur: „Bedenkt daß ihr vor den Räthen erscheinen sollt. Ihr seid nicht gestellt, ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles. Götz. Was wollen sie mir anhaben?"

hause seiner warten, nimmt er ruhig hin, fühlt sich aber durch die ihm aufgedrungene Begleitung des Gerichtsboten beleidigt. „Wozu?“ erwiedert er auf dessen Bemerkung, er werde ihn begleiten. „Ist's so unsicher in Heilbronn? Ah! Sie denken, ich brech' meinen Eid. Sie thun mir die Ehre an, mich vor ihres Gleichen zu halten.“ Elisabeth aber beschwichtigt ihn durch ihr eindringlich bittendes „Lieber Mann!“ *) Am Schlusse fordert Götz seine Gattin auf, ihm auf's Rathhaus zu folgen, was diese aus freien Stücken thun würde. Diese letztere, ganz gemäße Aufforderung ist bei der zweiten Bearbeitung weggefallen, obgleich auch diese weiter unten Götzens Hausfrau auf dem Rathhaus erscheinen läßt.

Götz selbst erzählt von seiner Gefangenschaft zu Heilbronn: „Und wie ich nun zu Heylbronn nach jeztberührter Gefängnus etliche Wochen in einer Herberg verhafft gelegen bin, da schickt der Bund einen der war freylich von Constenz ein Schweizer, Stadtschreiber oder was er war **), gen Heylbronn, und het ein Urphed bey ihm, die las er mir für in der Stuben, in Beywesen vieler von Heylbronn, also daß die Stuben voller Leuth war, und begehrt, ich solt solche schwöhren und annehmen, und wo ichs nit thet, hett der Bund geschrieben, solten sie mich nehmen und in Thurn legen, aber ich schlug solche Urphed stracks ab, wolt ehe ein Jahr im Thurn liegen, ehe ich sie annehmen wolt, darzu so zeigt ich hingegen an, ich wer in einer ehrlichen Vhedt betretten, und hett mich auch bey meinem gnädigen Fürsten und Herrn (dem Herzog von Würtemberg), wie einem frommen von Adel und Rittermann wol anstundt, gehalten, darzu so wer ich auch in ein ehrlich ritterlich Gefängnus vertagt ***), also, daß ich verhofft, sie würden mich darbey bleiben lassen, und nit daraus nehmen, hett ich mich aber in meiner Gefängnus übel gehalten, so solten sie mirs anzeigen, ich wüst mich aber nit besser zu halten; Da wusten sie mir nichts anzuzeigen, dann ich hielt

*) In der zweiten Bearbeitung erwiedert Götz bloß das spitze „Viel Ehre“, worauf Elisabeth bittet: „Mäßigt euch“! und Götz die Szene mit dem beruhigenden: „Sei außer Sorgen!“ schließt. Die frühere Fassung, wonach Götz seinen Ingrimm über den abscheulichen Wortbruch gar nicht zurückhalten kann, dürfte entschieden den Vorzug verdienen.

**) Der erste Bundesabgeordnete an ihn war der Syndikus von Eßlingen, Magister Grienbach, der zweite Meister Wolfgang Gröninger. Vgl. Barthold S. 163 f.

***) Besonders hob er auch hervor, daß Georg von Frundsberg und sein Schwager Franz von Sickingen seinetwegen in Unterhandlung seien, und er diesen nicht vorgreifen dürfe. Am meisten empörte ihn, daß er für die Landsknechte, die ihn wider das gegebene Wort gefangen genommen, 2000 Gulden zahlen solle, da diese ihn ja nicht geschätzt, und wäre es geschehen, ihn nicht in die Hände eines andern hätten abliefern dürfen.

mich dermassen, wie mir uferlegt wer worden, und sonderlichen war mir erlaubt in die Kirchen zu gehen, und von der Kirchen wiederum in die Herberg, und wann ich aus der Kirchen gieng, und etwann Leuth mit mir reden wolten, so wolt ich nit uf der Gassen bey ihnen stehen, und gieng den nechsten wieder der Herberg zu, das thät ich darum, damit ich mich unverdächtig hielt, in Summa, da ich die Urpheb nit annehmen wolt, hetten sie die Weinschrötter bestellt, die traten zu mir in des Diezen Herberg in der Stuben und wolten mich fangen, ich dem nechsten vom Leder und mit der Wehr heraus, da schnäpten sie wieder hinder sich, und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich solt einstecken und Fried halten, sie wolten mich nit weiter führen, dann auf das Rath-Hauß, da glaubt ich ihnen auch, und wie sie mich in der Herberg zur Stuben heraus führten, gieng meine Haußfrau gleich die Steegen heruf, und ward (sic) in der Kirchen gewest, da riß ich mich von ihnen und gieng zu ihr, und sagt, Weib, erschrick nicht, sie wollen mir ein Urpheb fürlegen, die will ich nit annehmen, will mich ehe in Thurn legen lassen, thue ihm aber also, und reit hinauf zu Franciscus von Sickingen und Herrn Georgen von Fronsperg, und zeig ihnen an, die Ritterliche Gefängnus, wie mir zugesagt, wöll mir nicht gehalten werden, verstehe (vertritt) mich, sie werden sich als redliche von Adel und Haubt-Leuth wol wissen zu halten, das thet nun mein Weib *), und führten mich die Bündischen mit uf das Rath-Hauß, und von dem Rath-Hauß in Thurn, und must dieselbige Nacht darinn liegen, und wie sie mich uf den Pfingst-Abend hinein legten, musten sie mich auf den Pfingst-Tag des Morgens frühe wiederum heraus thun, und führten mich also darnach wieder uf das Rath-Hauß, da waren etliche des Raths bey mir in der Stuben ufm Rath-Hauß, und war mein Haußfrau wieder vom Leger kommen, und stund heraus vor der Stuben, hetten sie vielleicht gehört, daß der ganz Hauf wieder herab züg, der Stadt zu, da baten sie mich, ich solt zu meiner Haußfrauen gehen, und zu ihr sagen, daß sie wieder hinaus ritt, und für sie bitten solt, dann der Hauff zoge eben der Stadt zu, zu Roß und zu Fuß **), da gieng ich zu meiner Haußfrauen und sagt ihr in ein

---

*) Wohl schon früher war die Nachricht von der unritterlichen Behandlung des biedern Götz zu den an der Enz wenige Stunden von Heilbronn gelagerten Landsknechten und Rittern unter Georg von Frundsberg nnd Franz von Sickingen gelangt, welche kaum die Wuth der stürmischen Haufen zu besänftigen wußten.

**) Die Ritter und Knechte machten sich zum Angriff bereit, und man trank im Lager auf die Befreiung von Götz. Die Bürger selbst waren in Aufruhr begriffen, und der Pöbel drohte, Götz und sein schwangeres Weib zu ermorden. Der Rath wandte sich an die benachbarten Reichsstädte und an den

Ohr, was mein Meynung war, das war das, und sagt zu ihr, sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen, und Herrn Georgen von Fronsperg, sie haben beede (in Betreff beider) mich gebetten, ich solt für sie bitten, aber sag zu ihnen, haben sie was im Sinn, so solten sie fortfahren, ich wolt gern sterben und erstochen werden, allein daß sie all mit mir erstochen würden, das hett sie nun ausgericht, und kam Herr Georg von Fronsperg mit andern auch zu mir hinein auf das Rath=Hauß, die handelten mit denen von Heylbronn, daß sie sich musten verschreiben, mir Ritterliche Gefängnus zu halten, so lang derselbig Krieg und mein Gefängnus wehret, und ich mit dem Bund vertragen würde." *)

Hat schon Götz selbst in der Darstellung seines Lebens seine Heilbronner Begebnisse möglichst vereinfacht, so ist dies in noch höherm Grade bei Goethe der Fall, welcher den Götz nur einmal, gleich nach seiner Ueberantwortung an die Gemeinde Heilbronn, auf dem Rathhause erscheinen, dort die Annahme der Urfehde verweigern und von den Handwerkern angreifen läßt; aber in diesem Augenblick ist Franz von Sickingen vor der Stadt erschienen, dessen Drohungen die Bürger in schrecklichste Angst setzen, so daß sie den auf die Befreiung des Götz gerichteten Forderungen nicht zu widerstehn vermögen. Von der wirklich erfolgten Einkerkerung des Götz ist keine Andeutung gegeben; alles entwickelt sich rasch und folgerichtig. Sickingen, der Schwager von Götz, ist es, der die Sache durchsetzt, nicht Georg von Frundsberg, und zwar nicht durch bloße Unterhandlung, sondern durch entschiedene Drohung, jedes Unrecht, das man dem Freunde thun werde, bitter zu rächen. Die Person des Obersten der Landsknechte konnte Goethe, der uns die Reichsarmee im schlechtesten Zustand erscheinen läßt, gar nicht brauchen, er bedurfte statt seiner eines kühn unternehmenden Reiterheerführers, der hohen Rittergestalt des stürmischen Franz von Sickingen, der seinen Drohungen die Ausführung unverzüglich folgen läßt.

Auf dem Rathhause finden wir außer den Rathsherren die Kaiserlichen Räthe, von denen nur einer das Wort führt, den ganz stummen Hauptmann und einen Schreiber. Was sie mit Berlichingen bezwecken,

---

Kaiserlichen Statthalter des Herzogs von Würtemberg um Hülfe, die von letzterm sogleich zugesagt ward.

*) Auf bringendes Bitten des Rathes ritt Frundsberg am 17. Juni, am Freitage nach Pfingsten, zur Stadt, wo er denn einen Vergleich zwischen Götz und der Stadt zu Stande brachte, in welchem diesem ritterlich Gefängniß zugesagt ward. Franz von Sickingen hatte sich, wie auch Frundsberg, in einem von Lenzingen aus an den Rath gerichteten Schreiben für Götz verwandt.

falls er sich der Urfehde nicht fügen wolle, erfahren wir in einer kurzen Unterredung zwischen einem Rathsherrn und dem einen Kaiserlichen Rathe: in der Nähe haben sie Schmiede, Weinschröter und Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und voll kräftigen Muthes, zusammen beschieden, welche sich Götzens, falls er sich widersetzen werde, sofort bemächtigen sollen. In der Verhandlung mit dem Kaiserlichen Rathe kann Götz, der sich als einen Verbrecher widerrechtlich behandelt sieht, seine gereizte Stimmung nicht ganz unterdrücken. Der Kaiser, so verkündet ihm jener, verzeihe ihm alle seine Uebertretungen, spreche ihn von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los *), wogegen er nur die folgende Urfehde zu beschwören habe. Aber der biedere Mann enthält sich nicht, ehe er jene Urfehde hören will, sich nach dem Schicksal seiner treuen Freunde und Genossen zu erkundigen, die für ihn ihr Leben eingesetzt. Die harte Antwort des Kaiserlichen Rathes, dies gehe ihn nichts an, entzündet seine edle Seele zu bitterstem, von solchen gemeinen Gesinnungen sich voll Ekel abwendendem Ingrimm. Erst als dieser den herben Spott auf den an ihm verübten Wortbruch ruhig hingenommen, und ihn erinnert hat, daß er nach Beschwörung der Urfehde einen Weg finden werde, um seiner Knechte Leben und Freiheit zu flehn, läßt Götz sich die Vorlesung der Urfehde gefallen. **) Aber bei den Worten, er habe sich neulich gegen Kaiser und Reich rebellisch aufgelehnt ***), vermag er seinen Zorn nicht zu hemmen, und er muß jene Behauptung als unwahr entschieden abweisen; er sei kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich gehe ihn nichts an. Die weitere Ausführung, in welchem Sinne er sich um's Reich nicht kümmere: „Kaiser und Reich! — Ich wollt, Ihro Majestät ließen Ihren Namen aus so einer schlechten Gesellschaft. Was sind die Stände, daß sie mich Aufruhrs zeihen wollen! Sie sind die Re-

*) Der Urfehde, deren Beschwörung der Schwäbische Bund, in dessen Gewalt er gefallen war, von Götz verlangte, war ein Zettel angehängt, wonach Herzog Wilhelm von Baiern ihn vor ewigem Gefängniß und vor Todesstrafe sicher stellte. Dies wird in der Lebensbeschreibung ganz übergangen.

**) Der Eingang lautet bei Goethe: „Ich Gottfried von Berlichingen, bekenne öffentlich durch diesen Brief", in der im Jahre 1522 wirklich beschworenen Urfehde: „Ich Göz von Berlichingen zu Hornberg bekenn offentlich (sic) mit diesem Brief."

***) In der von Götz wirklich beschworenen Urfehde heißt es nur, daß er „vergangener Täg, in dem Krieg und Hörtzug (Heerzug) gemeiner Ständ des Löblichen Bunds zu Schwaben, wider Herzog Ulrichen von Würtemberg geübt, als ein Mithelffer gemelts von Würtemberg, und abgesagter Feind gemains Bunds, gegen gemainen Bund niedergelegen, und zu gemains Bunds Handen zugestellt worden."

bellen, die mit unerhörtem geizigem Stolz mit unbewehrten Kleinen sich füttern und täglich Ihro Majestät nach dem Kopf wachsen. Die sind's, die alle schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen, und die man laufen lassen muß, weil der Galgen zu theuer werden würde, woran sie gehenkt werden sollten" — diese für Götz bezeichnende, sein ganzes Verhältniß zu den mächtigen Reichsständen klar entwerfende Stelle ist in der zweiten Bearbeitung weggeblieben, obgleich nach dem Ausfall derselben die unmittelbar darauf folgenden Worte des Raths: „Mäßigt euch und hört weiter", weniger passend scheinen. Götz kann seinen Zorn, ehe er demselben einen derb kräftigen Ausdruck verliehen, in seinem Laufe nicht hemmen, und so will er auch trotz der Mahnung des Rathes nichts weiter von der Urfehde hören. Niemand werde ihn eines Schrittes wider den Kaiser, wider das Haus Oestreich zeihen können. Man gedenkt hierbei der merkwürdigen Aeußerung der Lebensbeschreibung (I, 10): „Ich kan mich auch nicht erinnern, daß ich mein Tag je etwas wider Kayserl. Majest. oder das Haus Oesterreich gehandelt hab, wolt auch wohl an die Orth kommen seyn, da das weich Geld und Cronen wohlfeyl waren, aber ich hab es Kayserl. Majest. unserm allergnädigsten Herrn zu Ehren und Gefallen unterlassen, und mich sonst alß ein armer Krieg- und Reuters-Mann beholffen und viel Gefährlichkeit außgestanden, alß ungefehrlich einer leben mag." Durch alle Handlungen, so läßt Goethe seinen Götz fortfahren, habe er von jeher bewiesen, daß er besser als einer fühle, was Deutschland seinem Regenten, und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig seien, so daß er ein Schurke sein würde, könnte er sich bereden lassen, ein solches, die Wahrheit verhöhnendes Bekenntniß abzugeben. Da aber der Rath, der sich auf solche Erörterungen nicht einlassen will, ihm mit dem Thurme droht, da bricht seine durch die schmählichste Verletzung alles Rechtes auf's äußerste getriebene Wuth alle Schranken. Ihn in den Thurm zu werfen, das könne unmöglich der Wille des Kaisers sein, sondern nur eine Verrätherei der gegen ihn verschworenen Feinde, die ihm zuerst die feierlich versprochene Kapitulation gebrochen, und jetzt auch das nach seiner Gefangennehmung zugesagte ritterliche Gefängniß nicht halten wollten. Noch heftiger flammt er auf, als der Rath ihn als einen Räuber brandmarkt, dem sie keine Treue schuldig seien. Trüge er nicht das Ebenbild des Kaisers an seiner Kette, droht er ihm, so wollte er ihm zeigen, wer der sein müsse, der ihn einen Räuber nennen wolle. *) Er sei in einer ehrlichen Fehde begriffen, und

*) In der zweiten Bearbeitung steht hier das knappere und kräftigere: „Du solltest mir den Räuber fressen", wie das vorhergehende Wort „Malerei" in „Konterfei" verändert ist.

und der Kaiserliche Rath würde Gott danken und sich vor der Welt groß machen können, hätte er eine so ehrliche, eine so edle That gethan, wie die sei, derentwillen er gefangen sitze. Hier kommt er in seiner derb treffenden Weise auf die Veranlassung seiner Fehde gegen die Nürnberger zu sprechen, die zuerst das Recht gebrochen. Vgl. oben S. 36 f. „Denen Spitzbuben von Nürnberg einen Menschen abzujagen, dessen beste Jahre sie in ein elend Loch begruben, meinen Hansen von Littwach zu befreien, hab' ich die Kujone kujonirt. Er ist so gut ein Stand des Reichs als eure Churfürsten; und Kaiser und Reich hätten seine Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe meinen Arm gestreckt und habe wohl gethan." Da in der zweiten Bearbeitung die frühere Erwähnung des Hans von Littwach ganz gestrichen ist, und die Veranlassung zur Nürnberger Fehde darein gesetzt wird, daß diese Götzens Buben an die Bamberger verrathen, so mußte diese Stelle eine wesentliche Aenderung erleiden. Der Kaiserliche Rath, der über die grimmige Aeußerung des Götz in Angst und Verwirrung geräth, winkt dem Rathsherrn, damit dieser nach Verabredung durch die Klingel die draußen wartenden Handwerker zum Eintritt in den Saal veranlasse. Götz aber fährt unbeirrt fort, indem er auf die Gefahr hindeutet, welche allen Bürgern von den immer feineren Ausbeutern ihres Wohlstandes drohe, die sie mehr fürchten müßten als ihn, den ehrlichen, freien Rittersmann, den sie, weil er sich dem alles umspinnenden Unrecht nicht fügen wolle, einen Räuber zu schmähen wagten. „Ihr nennt mich einen Räuber! Müsse eure Nachkommenschaft von bürgerlich ehrlichen Spitzbuben, von freundlichen Dieben und privilegirten Beutelschneidern bis auf das letzte Flaumfederchen berupft werden!" Diese freilich sehr starke, aber treffend bezeichnende Stelle ist in der zweiten Bearbeitung ganz weggefallen, und deshalb der Wink des Kaiserlichen Rathes weiter oben gesetzt, gleich nach der diesen scharf verletzenden Bemerkung, er könne Gott danken, wenn er irgend eine solche That gethan, wie die, durch welche Götz selbst in's Gefängniß gerathen.

Den auf das verabredete Zeichen mit Stangen in der Hand und Wehren an der Seite sofort eintretenden Handwerkern, welche wir oben auch in der Lebensbeschreibung fanden, wird vom Kaiserlichen Rathe der Befehl ertheilt, den edlen Ritter zu fangen. Dieser aber räth ihnen mit humoristischer Derbheit, ihm vom Leibe zu bleiben, und da sie sich trotzdem an ihn machen, schlägt er einen davon zu Boden, einem andern entreißt er seine Wehr, worauf der Haufe zurückweicht. Götz fühlt jetzt recht seine Kraft, woher er die Zumuthung, sich zu ergeben, stolz zurückweist. Aber von seiner günstigen Lage, wo es ihm keine Mühe kosten würde, durch alle diese „Hasenjäger" hindurch in's Weite zu kommen, will er keinen Miß-

brauch machen, vielmehr seinen Gegnern ein Beispiel liefern, wie ein ehrlicher Mann sein Wort heilig zu halten wisse; sie sollen ihm nur das Versprechen ritterlichen Gefängnisses erneuern, und er ist bereit, das Schwert wegzugeben und, wie vorher, ihr Gefangener zu sein. Aber der Kaiserliche Rath glaubt hierdurch seiner Würde etwas zu vergeben, und stellt ihm vor, wie strafbar es sei, mit dem Schwert in der Hand mit dem Kaiser rechten zu wollen. Doch Götz schiebt die Einmischung des Kaiserlichen Namens von sich ab, und will nur dem Rathe und seiner „edlen Kompagnie", denen, die ihn gesandt haben, sein gutes Recht abtrotzen. Dabei kann er nicht unterlassen, spottend auf die Leute hinzuweisen, deren Hülfe sie gegen ihn vergeblich in Anspruch genommen. „Seht, wie sie sich die Gesichter gewaschen haben! Was gebt ihr ihnen für die vergebliche Müh? Geht, Freunde! es ist Werkeltag, und hier ist nichts zu gewinnen als Verlust." Diese herbe Verspottung, daß sie Handwerker gegen ihn aufgebracht haben, scheint uns viel treffender, als die hier in der zweiten Bearbeitung eingetretene Abschwächung: „Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen ist hier nichts als Beulen." Die wiederholte, auf ihre Liebe zum Kaiser sich berufende Aufforderung zum Angriffe wird von Götz bitter verspottet.

Da setzt der Gerichtsdiener durch die entsetzliche Nachricht, daß, wie der Thürmer rufe, ein Trupp von mehr als zweihundert den Mauern der Stadt drohe*), alle Rathsherren in die schrecklichste Verlegenheit. Die unmittelbar darauf eintretende Wache verkündet, daß Franz von Sickingen vor dem Schlage halte**); dieser habe gehört, daß die Herren von Heilbronn der bundbrüchigen Behandlung seines Schwagers allen Vorschub leisteten, worüber er Rechenschaft verlange, sonst werde er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung Preis geben. Der Kaiserliche Rath läßt Götz, der sich dieser wackern That seines Schwagers mächtig freut, einstweilen abtreten, um ernstlich zu besprechen, was hier zu thun sei. Die Heilbronner Rathsherren flehen um Mitleid mit ihrer Stadt, da Sickingen unbändig in seinem Zorn sei, aber der erste Kaiserliche Rath möchte den Gerechtsamen des Kaisers nichts vergeben haben, wogegen ein zweiter Rath meint, man könnte dieselben unmöglich

---

*) Die Angabe, daß sie „hinter der Weinhöhe hervorgequollen", ist eine ganz willkührliche, auch in der zweiten Bearbeitung beibehaltene Ortsbestimmung. „Weinhöhe" ist mundartliche Bezeichnung der die Stadt umgebenden Weinberge.

**) Götz erzählt (I, 3), wie er mit dem alten Thalacker bis an die Schranken von Heilbronn gezogen, so daß diejenigen, welche die Thore bewachten, mit ihrem Harnisch allernächst bei ihnen gewesen.

erhalten; durch Nachgeben wäre das meiste zu gewinnen.*) Der erste Kaiserliche Rath läßt endlich auf Bitten der Rathsherren den Götz wieder eintreten, dem er vorstellt, wie es in seinem eigenen Vortheil liege, seinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Götz wendet sich darauf zu seiner an der Thüre stehenden Gattin, der er, in Uebereinstimmung mit der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 58), heimlich ins Ohr flüstert, sie solle Sickingen auffordern, unverzüglich in die Stadt hereinzubrechen, aber ohne derselben Leids zu thun: im Falle eines Widerstandes solle er Gewalt gegen die Schurken anwenden; es liege ihm nichts daran, umzukommen, wenn sie nur alle mit erstochen würden.

Die folgende Szene zeigt uns Sickingen und Götz in dem von den Reitern des erstern besetzten Rathhaussaale. Götz ist noch immer zufrieden, wenn sie ihm sein ritterlich Gefängniß halten wollen**), aber Sickingen verlangt, ganz abweichend von der Geschichte, sie sollten ihn gegen das eidliche Versprechen, sich ruhig zu verhalten, nach seiner Burg ziehen lassen. Die langjährige Haft zu Heilbronn konnte der Dichter unmöglich brauchen, weshalb er Sickingen, statt des gebrochenen ritterlichen Gefängnisses, gleich Götzens Entlassung nach seinem Schlosse erwirken läßt. Gegen die Meineidigen, bemerkt dieser, müsse er sich seines Vortheils bedienen; sie hätten die Befehle des Kaisers „zu Knechten ihrer Leidenschaften gemacht***); er dürfe, wie er selbst den Kaiser kenne, mehr verlangen als ritterliche Haft.“ Auf Götzens Bemerkung, er sei immer mit wenigem zufrieden gewesen, erwiedert er, dabei sei er auch immer zu kurz gekommen; solche Großmuth sei übel angebracht. „Der Großmüthige gleicht einem Mann, der mit seinem

---

*) In der zweiten Bearbeitung wird diese Rede in einer etwas veränderten Gestalt dem Hauptmann (vgl. oben S. 58) beigelegt, was weniger zu billigen ist, als die Umstellung der in der ersten Bearbeitung knapper und bündiger ausgedrückten Gedanken.

**) Im Anfange der Szene ist folgende, die Ankunft Sickingen's unnöthig und nicht besonders glücklich motivirende Stelle eingeschoben:

„Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören, wie dir's ginge. Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir sie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.“

Nach der Lebensbeschreibung hatte Götz seine Frau zu Frundsberg und Sickingen gesandt.

***) In der zweiten Bearbeitung steht statt dessen das unbildliche „schändlich mißbraucht.“

Abendbrod Fische fütterte, aus Unachtsamkeit in den Teich fiel und ersoff. Da fraßen sie den Wohlthäter mit eben dem Appetit wie die Wohlthaten, und wurden fett und stark davon." *) Sickingen meint, man müsse Götzens Knechte aus dem Gefängniß und ihn mit diesen auf seinen Eid nach seiner Burg ziehen lassen; er möge dann versprechen, nicht aus seiner Terminei**) zu gehn, wo er es jedenfalls weit besser haben werde, als hier in Heilbronn. Das Bedenken, daß seine Güter dem Kaiser heimgefallen, weiß er leicht wegzuräumen; eben so wenig will er auf das Gerede von der Majestät des Kaisers und dessen Auftrag etwas wissen; sie werden sich schon fügen müssen, besonders da der Kaiser viel auf Götz hält, den er längst schon unter seiner Armiee zu haben gewünscht. Dieser aber kann sich der Zukunft nicht mit so günstigen Aussichten zuwenden, wie der von thatkräftigstem Muthe belebte Sickingen, dessen längst entworfenes Unternehmen eben zu reifen beginnt. Alles deutet ihm darauf, daß die Zeit gekommen, und er will nur noch, nachdem Götzens Sache erledigt ist, an den Hof gehn, um sich der Gesinnung des Kaisers zu versichern. Sein Plan ist auf Trier und die Pfalz gerichtet, über die er wie ein Hagelwetter kommen will, und wenn sein Schicksal nicht dawider ist, so hofft er es bald zu einem Churfürstenthum zu bringen. Bekanntlich erlag Sickingen im Mai 1523 einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen; der Churfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen zogen vereint vor seine Burg Landstuhl, bei deren Belagerung er in Folge einer durch einen herabstürzenden Balken erhaltenen Verwundung den Tod fand, fast sieben Monate nach Götzens endlicher Befreiung. Sickingen's Geständniß, daß er bei seiner beabsichtigten Unternehmung auf die Faust seines Schwagers gerechnet habe, erweckt in diesem die Erinnerung an Weislingen's schändlichen Verrath, der die Schuld seines ganzen Unglückes ist; der Traum, in welchem Weislingen seine Hand so fest drückte, daß sie aus den Armschienen ging, hat ihm seine ganze jetzige Wehrlosigkeit vorgedeutet. Vergebens sucht Sickingen seine Gedanken von dem Verräther abzuwenden, dessen Anschläge sie vernichten, dessen Ansehen

*) Diese im Tone der Geniezeit gehaltene Ausführung, ist mit Recht in der zweiten Bearbeitung weggeblieben.

**) In der Lebensbeschreibung (II, 2) bedient sich Götz hierfür des Wortes „Mark" oder „Markung", in der zweiten Urfehde (Beilage II) findet sich „in dem Gezirck, Hofmarck und Zehenden meines Schlosses Hornberg." Goethe hat zu Straßburg in seine Ephemerides die Bemerkung eingetragen (Schöll S. 65): „Im Elsaß heißt die Terminei Bann, der Feldschütze Bannkert." Des Ausdruckes Bann hat er sich bereits oben in der Rede des Kaisers (S. 42) bedient, wogegen ihm hier das ihm geläufigere, in der Lebensbeschreibung nicht vorkommende Terminei entschlüpft.

sie untergraben und zu den geheimen Martern des Gewissens noch die Qual einer öffentlichen Schande hinzufügen wollen;*) vergebens verkündet er ihm, wie er im Geiste schon seine und Götzens Feinde niedergestürzt, und sie selbst über ihre Trümmer hinaufsteigen sehe.**) Götzens Muth ist durch die Treulosigkeit seines geliebtesten Jugendfreundes und durch den schändlichen Verrath seiner die Heiligkeit des Wortes höhnenden Gegner völlig gebrochen, so daß keine fröhlichen Aussichten sich ihm eröffnen wollen. Er fühlt sich so beengt***), wie es ihm niemals gewesen, und doch ist es nicht das erstemal, daß er im Unglück sich befindet, ja er war schon einmal gefangen.†) Sickingen will von einer solchen trüben Ahnung nichts wissen. „Das ist ein kleiner Unmuth, der Gefährte des Unglücks; sie trennen sich selten. Seid gutes Muths, lieber Schwager! wir wollen sie balde zusammen verjagen.“ ††) Götz soll jetzt mit ihm sogleich zu den Rathsherren, den „Perücken“, denen sie diesmal die Mühe des Vortrags abnehmen wollen. Die wirkliche Verhandlung hat der Dichter mit Recht nicht zur Darstellung gebracht, dagegen erhalten wir in der folgenden Szene, mit welcher eigentlich ein neuer Akt beginnen sollte, die Gewißheit von der wirklich erfolgten Entlassung des Götz.

Adelheid und Weislingen haben wir seit dem Briefe, in welchem letzterer dem stolzen, ehr- und herrschsüchtigen Weibe den Beschluß der beiden Exekutionen meldete, ganz aus den Augen verloren. Jetzt, wo der Anschlag auf Götz wider alles Erwarten vereitelt worden, führt uns der Dichter seine beiden grimmigsten Feinde vor, den feigen Weislingen und die arglistige Adelheid, welchen Götzens Tapferkeit und biedere Treue, gleich den Skorpionsbissen des Gewissens, tief in die Seele stechen. Adelheid, deren Vermählung mit Weislingen nach der Wiedergewinnung ihrer Güter stillschweigend vorausgesetzt wird — die Szene spielt auf ihrem Schlosse —, spricht hier nur in kurzen, scharf ausgeprägten Sätzen, wogegen Weislingen sich ganz seiner Redseligkeit überläßt. Er hat die Zähne darüber zusammen

---

*) Statt dessen heißt es hier in der zweiten Bearbeitung: „Und Gewissen und Schande sollen ihn zu Tode fressen.“

**) In der zweiten Bearbeitung findet sich hier der Sickingen's kräftiges Selbstvertrauen treffend hervorhebende Zusatz: „Götz, nur noch ein halb Jahr!“

***) Die nicht besonders bezeichnenden Schlußworte: „Es ist mir so eng! So eng!“ fehlen in der zweiten Bearbeitung.

†) Vergl. oben S. 30.

††) An der Stelle dieser Worte hat die zweite Bearbeitung nur das einfach kräftige: „Glück macht Muth.“

gebissen und mit den Füßen gestampft*), daß sie den Götz nach seinem Schloß entlassen; es war ihm, „wie's dem sein müßte, den der Schlag rührte, im Augenblick, da er mit dem einen Fuße das Brautbette schon bestiegen hat".**) Besonders verhaßt ist es ihm, daß es gerade Sickingen war, der Götzens Befreiung erwirkt; denn in diesem „hochmüthigen, jähzornigen" Manne, der mit solcher Kraft überall auftritt, dessen Ansehen immer bedenklicher zunimmt, „wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen geben sich von selbst," sieht er seinen natürlichen Feind, den er um so ängstlicher fürchten muß, als der Kaiser alt, schwach und mißmuthig ist. Goethe verlegt dieses alles unter die Regierung Maximilian's, während Götzens Gefangennehmung und Entlassung in der Wirklichkeit unter seinem Nachfolger sich ereignete. Weislingen erzählt auf Adelheidens Verwunderung, daß die Heilbronner dem Kaiserlichen Befehl zum Trotz den Götz frei gegeben, wie der schwache Kaiser selbst sich mehr anerkennend als mißbilligend über die Sache geäußert, Götz und Sickingen gegen alle gehässigen Beschuldigungen in Schutz genommen habe. Sein Trost ist, daß er bald aus der Welt gehn werde, wo Weislingen denn Platz zu finden hofft, sich zu regen — eine Hoffnung, die uns seinem Charakter wenig angemessen scheint, da er bei einem schwachen Kaiser eher mit seinen Intriguen durchzudringen hoffen darf, als bei einem selbständigen, auf seine Macht eifersüchtigen, den Uebergriffen der Reichsstände sich widersetzenden. Später ist dieser Uebelstand bei der gänzlichen Umgestaltung, welche der Schluß der Szene erfahren hat, ganz weggefallen. In der ersten Bearbeitung schließt die Szene damit, daß Weislingen an den Hof geht, und Adelheid ihn um baldige Nachricht von dort bittet.

Einen scharfen Gegensatz zu dieser, die argen Pläne aufgestachelter Ehrsucht aufzeigenden Szene auf Adelheidens Schloß bildet die folgende, uns nach Jarthausen zurückführende, wo wir zur Nachtzeit Götz und seine treue Gattin an einem Tische sitzen finden, letztere mit einer Arbeit beschäftigt. Götz spricht seinen Widerwillen gegen den ihm aufgenöthigten Müßiggang und gegen seine Beschränkung aus, die ihm von Tag zu Tag lästiger werden. Elisabeth aber beruhigt ihn, und fordert ihn auf, an seiner Lebensbeschreibung fortzufahren, die seinen Freunden ein Zeugniß, seine Feinde zu beschämen, in die Hand geben und der edlen Nachkommenschaft das Vergnügen verschaffen werde, ihn nicht zu verkennen. Aber die Aufzeichnung

*) Diese zweite heftigere Aeußerung seines Unwillens hat die zweite Bearbeitung gestrichen.

**) Auch dieser an die Kraftausdrücke der Geniezeit erinnernde Vergleich ist bei der zweiten Bearbeitung weggeblieben.

seiner ritterlichen Thaten läßt ihn seine Unthätigkeit um so schmerzlicher empfinden. Um ihn zum Weiterschreiben zu drängen, nimmt Elisabeth selbst das Blatt auf, und liest ihm die zuletzt geschriebene Stelle vor, welche sich auf seine erste Heilbronner Gefangenschaft bezieht, und bei der Antwort abbricht, welche Götz einigen von den Bündischen gegeben, die ihn einen Thoren gescholten, weil er sich seinen Feinden in die Hände geliefert. Die ganze hier angeführte Stelle findet sich nicht in der Lebensbeschreibung, ja die erste, dem Verrath bei Möckmühl vorhergegangene Gefangenschaft zu Heilbronn ist, wie von uns mehrfach bemerkt worden, eine bloße Erfindung des Dichters. Aber von der zweiten, nach dem Bauernkriege erfolgten Verhaftung, wo er zwei Jahre in Augsburg lag, enthält die Lebensbeschreibung folgende sehr ähnliche Stelle (III, 5): „So sagten mir auch etliche der Fürnehmsten von (sic) Bund selbs, ich hette thörlich gethan, daß ich mich also zu denen Leuthen gestellt hett, denen ich viel Leids gethan, und die mir also gram und feind gewesen." Die Antwort, welche Götz hier darauf gegeben haben will, steht nicht in der Lebensbeschreibung, wie auch die Aeußerung, welche Elisabeth nach des Dichters Erzählung von denen von Miltenberg und Singlingen vernahm, auf reiner Erdichtung beruht, ja die Edlen von Miltenberg und Singlingen selbst gehören willkürlicher Erfindung an, wenn auch freilich eine Stadt Miltenberg vorhanden ist. Götz darf sich des ehrenvollen Zeugnisses, das jene, ohne die Anwesenheit seiner Gattin zu ahnen, ihm aus vollem Herzen gegeben, wahrhaft freuen, und sich mit gutem Gewissen rühmen, daß er redlich gearbeitet, um den Namen eines tapfern und treuen Ritters, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen, und daß Gott ihm gegeben, worum er geworben — eine Aeußerung, die ganz in dem Tone der Lebensbeschreibung gehalten ist. Daß letztere in die letzten Lebensjahre des Götz fällt, nicht so früh, wie der Dichter hier annimmt, ward oben S. 3 Note* bemerkt.

Götzens treue Diener und Genossen, Lersen und Georg, treten uns unmittelbar darauf in ihrer neuen Beschäftigung entgegen; aus braven Reitern, die sie nicht mehr sein sollen, sind sie rüstige Jäger geworden; eben kehren sie mit ihrer Beute zurück. Auf Lersen's Bemerkung, die Jagd sei doch auch immer etwas, eine Art von Krieg, erwiedert Georg: „Ja! Heute hatten wir mit Reichstruppen zu thun" *) womit er offenbar

*) In der zweiten Bearbeitung heißt es statt dessen: „Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte." Die Anknüpfung ist hier freilich viel leichter, aber man würde die ganze Bemerkung viel lieber völlig gestrichen sehn.

andeuten will, es sei heute wirklich fast zu einem Kampfe zwischen ihnen und den Reichstruppen gekommen, was ganz im Charakter Georg's liegt, der seine Abneigung gegen die seinem Herrn so feindliche, im Grunde höchst feige Reichsarmee und seinen schlagfertigen Arm schwer zurückhält. Aber höchst auffallend ist es, daß der Dichter dieses nur ganz kurz, kaum verständlich andeutet, und unmittelbar darauf zur Erinnerung an den Tag der Kapitulation überspringt, wo Götz ihnen prophezeit habe, wie sie, wenn die Welt sich umkehrte, Jäger werden würden, was jetzt ohne das eingetroffen sei. Götz erwiedert mit schmerzlich bewegtem Gefühl, die Sache sei dieselbe, ob s i e, wie es jetzt der Fall, oder die W e l t aus ihrem Kreise gerückt sei; aber Georg bedauert es um so mehr, daß sie nicht wie tapfere Reitersleute ausziehen dürfen, da der eben ausgebrochene Bauernkrieg ihnen eine so treffliche Gelegenheit zur Bewährung ihres tapfern Armes bieten würde. Goethe bedurfte einer solchen vorläufigen Erwähnung des Bauernkrieges, um den folgenden Akt nicht ganz unvorbereitet anzuknüpfen. Wenn Georg auch deshalb reiten zu dürfen wünscht, um manchen Freunden seines Herrn beistehn zu können — denn ist der Aufstand auch zunächst gegen tyrannische Herren gerichtet, so kommen doch auch andere unschuldiger Weise mit ins Feuer*) —, so berichtet uns Lersen auf Götzens Frage Genaueres über den Bauernkrieg, wie der Aufstand im Herzen von Schwaben ausgebrochen, und das Volk, unbändig, wie ein Wirbelwind, überall brenne und morde, so daß des Jammers kein Ende sei. Götz äußert sein tiefstes Bedauern über diesen unglückseligen Aufruhr, der über das Volk und die Fürsten gleicher Weise Wehe bringen werde, schreibt aber die ganze Schuld desselben den Fürsten zu. „Wehe, wehe denen Großen, die sich auf's Uebergewicht ihres Ansehens verlassen! Die menschliche Seele wird stärker durch den Druck. Aber sie hören und fühlen nicht.“ Und auf Georg's Wunsch, daß alle Fürsten von ihren Unterthanen so gesegnet würden, wie sein Herr, erwiedert er: „Hätt' ich ihrer nur viel! Ich wollt' nicht glücklicher sein als einer, außer darin, daß ich ihr Glück machte. So sind unsere Herren ein verzehrendes Feuer, das sich mit Unterthanen-Glück, Zahl, Blut und Schweiß nährt, ohne gesättiget zu werden.“ Goethe faßt hier den Bauernkrieg in seiner geschichtlichen Berechtigung als den Verzweiflungskampf der schmählich niedergetretenen, grausam ausgesogenen Menschheit, die endlich die tyrannisch angeschraubten Fesseln bricht, und zur blutigsten Rache ungeheuern Frevels wild entflammt hinstürmt, wogegen er im folgenden Akt

*) Die zweite Bearbeitung hat diese Aeußerung hier unterdrückt, dagegen dem Götz weiter unten die Worte: „Da leiden von meinen guten Herren und Freunden mit!“ an einer nicht gerade sehr passenden Stelle zugetheilt.

nur die blutdürstige, kein Gesetz und keine Schranke kennende Wuth uns schildert, um Götzens ihm aufgezwungene Betheiligung daran in ihrer ganzen unseligen Schwere vorzuführen. In der zweiten Bearbeitung aber hat er jene die Schuld des Aufstandes der grausen Unterdrückung der Fürsten zumessende Stelle völlig unterdrückt. Dagegen sind dort zwei andere Stellen eingeschoben. In der ersten erzählt Georg, schon seit acht Tagen lasse sich ein fürchterlicher Komet sehn, und ganz Deutschland sei in Angst, es bedeute den Tod des Kaisers, der sehr krank darniederliege; in der andern werden als grause Anzeichen entsetzlichen Krieges angeführt, daß der Sturmwind neulich ganze Wälder ausgerissen, und man kurz darauf in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehen. Diese Anzeichen sind sämmtlich im Sinne der Zeit erfunden *), und die wiederholte Hindeutung auf den Tod des Kaisers sehr wohl an der Stelle. Die Erwartung desselben gibt auch die Veranlassung zur folgenden, bei der zweiten Bearbeitung in Folge der in Adelheidens Geschichte eingetretenen Veränderungen weggefallenen Szene. Weislingen hat seinen Diener Franz und drei Reiter mit dem Auftrage an seine Gattin gesandt, sie möge, der rauhen Jahreszeit ungeachtet, zu ihm an den Hof eilen, da er bei der gefährlichen Krankheit des Kaisers und den vielen ihn bedrängenden Geschäften ihres Rathes und Beistandes bedürfe. Dem ränkevollen Weibe kommt diese Einladung höchst erwünscht, da sie am Hofe die für ihre hochfliegenden Pläne geeignetste Stelle zu finden hofft, zu deren Ausführung sie in dem von rasender Liebe umgetriebenen Franz eines der gefügigsten Werkzeuge gefunden. Deshalb weist sie auch Franzens glühendes Liebesfeuer nicht zurück, sondern nährt seine Hoffnungen; wie unbedeutend dieser von sinnlichster Gier gestachelte „gute Junge" auch ihrem Hochmuth scheinen mag, so hat sie in ihm doch einen unschätzbaren Diener gefunden, von dessen wahnsinniger Liebesglut sie die Ausführung jedes noch so bedenklichen, gefährlichen, ja verbrecherischen Anschlages erwarten darf. Zu einem bestimmten Entschluß ist sie noch nicht gekommen, aber ein dunkles Gefühl sagt ihr, daß sie über Weislingen hinaus müsse. Leider hat der Dichter dieses anzudeuten versäumt, wogegen dies in der zweiten Bearbeitung an einer frühern Stelle geschieht.

Der folgende Akt führt uns gleich am Anfange die Veranlassung zur

*) Kometen erschienen in den Jahren 1500, 1505, 1506, 1512, 1514, 1516, 1518, 1521, 1522, 1530, keiner im Todesjahre Maximilian's (1519) und beim Ausbruche des Bauernkrieges (1525). Ueber den Aberglauben an die Bedeutung von Kometen vgl. meine Schrift: „Die Sage von Doctor Johannes Faust" S. 54 f. mit Note 42. 156.

weitern Entwickelung von Adelheidens Plänen in lebhafter Darstellung vor; denn in der Zigeunerszene macht Adelheid unter sehr seltsamen Verhältnissen die Bekanntschaft Sickingen's, der Weislingen's Bild ganz aus ihrer Seele verscheucht, und zu gleicher Zeit erfährt sie von der Zigeunerin nicht allein eine sie besonders aufregende Weissagung, sondern auch das Geheimniß eines fürchterlichen Zaubermittels, welches in ihrer Hand so unheilvoll wirken soll. Das von der ältesten Zigeunerin mit Begleitung des Chors der übrigen, beim Feuer kochenden Zigeunerinnen gesungene Lied spricht das Grausenhafte des äußern und innern Lebens dieser umherirrenden Horden bezeichnend aus. Die erste Strophe schildert den grauenvollen nächtlichen Aufenthalt zur Winterzeit im wilden Walde, wogegen die drei andern auf den düstern Aberglauben an zauberhaften Spuk hindeuten. Sieben Weiber aus dem Dorfe kommen in der Nacht in Wärwölfe verwandelt, zu einer Zigeunerin gelaufen, um sich wegen einer von ihrem Manne am Zaun erschossenen schwarzen Katze zu rächen. Aber die Zigeunerin erkennt sie und macht ihren Zauber zu nichte, indem sie die Weiber bei ihren Namen anruft.*) In der zweiten Ausgabe der Werke nahm Goethe das Zigeunerlied unter seinen Gedichten in etwas veränderter Gestalt auf, aber die dort getroffenen Aenderungen, besonders die Imperfekta „hörte" V. 3 f., dürften nicht alle zu billigen sein.**) Eine „vermehrte und berichtigte Ausgabe" des Zigeunerliebs sandte Goethe am 31. Oktober 1810 an Zelter.

Zu den Zigeunerinnen tritt zunächst ein eben von einer Wanderung in der Umgegend heimkehrender junger Zigeuner, der einen Hasen und einen Hamster mitbringt. Von der Mutter***), die ihn „brauner Sohn,

*) Die Verwandlung in einen Wärwolf wird durch einen um den Leib gebundenen Gürtel bewirkt. Man erkennt die Wärwölfe am abgestumpften Schweif. Grimm's Mythologie S. 1050 f. Hexen kommen häufig in Katzen verwandelt vor, woher die Warnung, man solle fremden Katzen nichts zu Leide thun, die Hexe könnte sich rächen. Grimm S. 1051. Die hier geschossene Katze war eine Hexe, woher die beschlossene Rache der vereinten sieben Hexen.

**) Richtig wird V. 8 das Wort „sieben" einmal gestrichen. Statt „Reupel", V. 11, was ein verächtlicher Spitzname, gleichbedeutend mit „Riepel", „Rüpel", sein muß, da ein auf diese Weise abgekürzter Frauenname uns nicht bekannt ist, hat Goethe den Namen „Ev" gewählt und „Greth" in das leichtere „Beth" verwandelt. „Barbe" statt „Bärbel" scheint eben so wenig zu billigen, als im vorhergehenden unvollständigen Verse „die" statt „'s war". V. 6 wäre leicht durch „schwarz" statt „schwarze" herzustellen.

***) Den Zigeunern gibt Goethe die Baierische Form „Mueter"; nur an dieser Stelle steht durch Versehen, vielleicht durch einen bloßen Druckfehler, das

schwarzer Sohn" anredet (das erstere geht auf die Gesichts-, das andere auf die Haarfarbe), freundlich begrüßt, erzählt er kurz, wie es ihm ergangen, wodurch wir in die rauhe Jahreszeit, in welcher die Szene spielt, lebhaft hineinversetzt werden, und zugleich einen Begriff von der Unerschrockenheit erhalten, mit welcher dieses Volk dem wilden Wetter trotzt, aber auch der bei ihnen gewaltig herrschende Aberglaube verleugnet sich nicht in der Erzählung, wie er, obgleich das Irrlicht im Sumpfgebüsch gesessen, ohne Schaudern vorüber gegangen sei, weshalb er von der Mutter sehr gerühmt wird; daß er rauh, wie sein Vater, wie Ort und Zeit seiner Geburt sei; denn sie hat ihn im Harzgebirg im November geboren.*) Gleich darauf kommt der Hauptmann mit vier Zigeunern, welche ihren festen Glauben an die Wirklichkeit des eben über ihnen herziehenden, hier treffend geschilderten wilden Jägers**) aussprechen, und somit einen neuen Strich zum Bilde des Zigeuneraberglaubens liefern; denn wie dieser bei den Weibern und den jüngeren Zigeunern herrsche, haben wir eben gesehen. Da der Dichter Adelheid unter die Zigeuner bringen will, so sucht er ihre plötzliche Erscheinung bei ihnen sofort geschickt zu motiviren, wobei er zugleich auf die sehr frühzeitige Abrichtung der Zigeuner zum Diebs- und Gaunertreiben hinzudeuten Gelegenheit erhält.

Auf die Frage der alten Zigeunerin nach ihrem kleinen Jungen, dem Goethe die Ehre anthut, ihm seinen eigenen, freilich bei einem in der Wildniß lebenden Volke sehr natürlichen Namen Wolf beizulegen, erwiedert der Hauptmann, der Jäger, der gestern bei ihnen gewesen, habe ihn gelehrt, wie man Reiter verführe, daß sie sich von einander verirren müssen; die halbe Nacht habe er an der Erde gelegen, um auf Pferde zu horchen, und sei nun, um sein Kunststück zu erproben, auf die Straße hinaus. Den Erfolg dieses Verlockungsstückchens erfahren wir sogleich; denn während die Zigeuner am Feuer sitzen und essen, kommt Adelheid in schrecklichster Angst herangeritten. Sie ruft die Mutter Gottes zu Hülfe, da die Trennung von ihren Begleitern nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könne. Da gewahrt sie das Feuer, aber die Gestalten, welche sie um dasselbe ge-

---

gewöhnliche „Mutter." Seltsam, daß Goethe nur in diesem einen Worte der Sprache der Zigeuner eine eigene dialektische Färbung geben wollte.

*) In diesem Sinne ist hier offenbar das Wort „finden" zu fassen; der Sohn ist nicht etwa ein gestohlenes Kind, sondern ein ächter Zigeuner, wie dies weiter unten bestimmt ausgesprochen wird.

**) Vgl. Grimm's Mythologie S. 880 f. Goethe's aus der Ueberlieferung geschöpfte Darstellung ist für den im einzelnen wechselnden Volksglauben nicht ohne Bedeutung.

lagert sieht, findet sie so unheimlich, daß sie wiederholt den abwehrenden Beistand der Mutter Gottes anruft. Vergebens suchen die Zigeuner durch ihre freundliche Begrüßung sie zu beruhigen, und Zutrauen ihr gegen ihr harmloses Völkchen einzuflößen, sie fühlt sich gar zu unheimlich, und selbst ihre zuthätige Bereitwilligkeit ängstet sie. Daher hat sie nichts Eiligeres zu thun, als unter dem Versprechen reichlichster Belohnung zu bitten, einige Leute nach ihrem Diener und ihren Knechten auszusenden. Der Hauptmann ordnet sogleich ein paar Zigeuner ab, mit dem heimlich gegebenen Auftrag, dem kleinen Wolf in seinem Namen zu gebieten, den Zauber aufzuthun, wo sich denn die verirrten Reiter bald zurecht finden werden. Mittlerweile kann die Zigeunerin es nicht lassen, der vornehmen Fremden mit ihrer Weissagekunst zu dienen, wobei sie sich geschickt den Rücken frei zu halten weiß. Daß sie vom Hofe sei, kann sie ihr wohl ansehn, und sie wagt nicht viel, wenn sie verkündet, daß sie an den Hof gehe, da sie im schlimmsten Falle dieses als allgemeinen, nicht auf den gegenwärtigen Augenblick bezüglichen Satz auslegen kann. Die Behauptung, daß Fürsten und Herren sie lieben, muß Adelheid schmeicheln und ihr Zutrauen zu der Chiromantin befestigen. Bei einer Frau von ihrer Jugend ist es auch nicht gefährlich, ihr drei Männer vorherzusagen, und die Vorsicht der pfiffigen Zigeunerin verleugnet sich nicht, wenn sie weiter weissagt: „Den ersten habt ihr — Habt ihr den zweiten, so kriegt ihr den dritten auch"; denn das erste „habt ihr" ist doppelsinnig, und das folgende besagt weiter nichts, als was schon in der Verkündigung dreier Männer bestimmter ausgesprochen war. Aber diese auf's Gerathewohl gewagte Weissagung muß auf Adelheid, die sich schon längst von Weislingen abgewandt fühlt, wunderbar wirken, doch sucht sie ihre Empfindung hinter einem abwehrenden: „Ich hoff's nicht", zu verstecken. Die etwas voreilig gemachte Hindeutung auf schöne, edle Kinder weiß die Zigeunerin, da Adelheid sie des Gegentheils versichert, mit gewandter Schlauheit auf den letzten, schönsten Mann zu beziehen. Wenn sie weiter bemerkt: „Viel Feind habt ihr, viel Feind kriegt ihr. Eins steht euch im Weg, jetzt liebt ihr's", so braucht sie nicht zu fürchten, sobald eines Irrthums gezeiht zu werden. Adelheidens Erwiederung: „Schlimme Wahrheit!" bezieht sich vor allem auf die Verkündigung vieler Feinde; die räthselhaften letzten Worte kümmern sie wenig, da die Weissagung eines dritten Mannes, wie ihr Ehrgeiz ihn wünscht, sie wunderbar ergriffen hat — und daß dieselbe in ihr fortwirkt und sie in ihren ehrsüchtigen Plänen fast eben so wesentlich bestimmt und treibt, wie Macbeth von der Hexenweissagung trotz seines Unglaubens erfaßt wird, dürfen wir, obgleich der Dichter dieses anzudeuten unterlassen hat, unbedenklich annehmen.

Die Weissagung wird unterbrochen durch den Sohn, der, von Adelheidens hinreißender Schönheit gefesselt, sich nahe zu ihr setzt; diese aber rückt weiter von ihm ab. Die Zigeunerin, welche dem Charakter dieses Wandervolkes gemäß die übermäßigste Liebe zum Sohne nicht verleugnen kann, schildert die Freude, welche ihr sein Anblick gewährt, mit lebhaftester Empfindung; sie freut sich, wie der Liebling ihrer Seele jetzt so stolz und wild sehe, und sie verhehlt der Fremden nicht, daß sie demselben gar wohl gefalle. Da dieser aber vor seinen gierigen Blicken bangt, sucht die Alte sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß er bei Weibern mild wie ein Lamm sei, wogegen er sonst reißend wie ein Wolf, und in allen Zauberkünsten, von denen sie drei anführt, wohl erfahren sei; auch daß der Sohn großes Gefallen an der vornehmen „blanken Mueter" zeigt, thut ihrem stolz klopfenden Mutterherzen sehr wohl. Da sie aber die Fremde, von der sie ein Geschenk für ihre Weissagung erwartet, durch die gierigen Blicke des Sohnes immer ärger geängstigt sieht, ermahnt sie ihn, davon abzulassen, und wendet sich zu der gewohnten Bitte um eine kleine Gabe. Adelheid will in ihrer Furcht ihnen den ganzen Beutel geben, was aber die äußerlich auf einen gewissen ehrenhaften Anstand haltende Würde des Hauptmanns nicht zugibt, der nur für die Weissagung und für die Aussendung der Zigeuner nach Adelheidens Begleitung eine Erkenntlichkeit in Anspruch nimmt. Zum Dank für die Gabe lehrt die Zigeunerin sie ein Zaubermittel, wodurch, wer ihr im Wege stehe, Mann oder Weib, sich verzehren und sterben müsse, was auf die oben gegebene Weissagung: „Eins steht euch im Wege, jetzt liebt ihr's", ein erläuterndes Licht wirft. Es ist hier eines der vielen durch Zaubersprüche (susurri) geweihten sympathetischen Mittel gemeint, welche Krankheit oder Tod bringen. Man weiht irgend ein Bild oder einen sonstigen Gegenstand auf den Namen dessen, dem man Uebels thun will, und alles, was man an dem geweihten Gegenstand thut, trifft in gleicher Weise den Gegner.*) So gibt die Zigeunerin Adelheid an, wie sie irgend etwas Flüssiges — das Genauere verschweigt der Dichter, indem er sie das Mittel ihr geheim zuraunen läßt — auf einen Namen weihen und es in fließendes Wasser werfen soll; wie dieses zerrinnt, so wird auch das Leben des Gegners rasch hinsiechen. Adelheid graust, als sie das Zaubermittel vernimmt; dieses ihr Grausen ist das letzte Sträuben ihres Gewissens, das vor dem ihrem Geiste plötzlich vorschwebenden Gedanken, sich Weislingen's auf diese Weise zu entledigen, schaudernd zurückbebt — aber der Gedanke ist einmal in ihre Seele geworfen und läßt sie nicht ruhen. Unterdessen

---

*) Vgl. meine Schrift: „Die Sage von Doctor Johannes Faust" S. 187 ff. Note 201.

ist der junge Zigeuner, von seiner wilden Gier aufgestachelt, ihr immer näher gerückt, und als sie nun aufstehn will, hält er sie fest, und läßt sie nicht, obgleich sie ihn um Gotteswillen darum bittet. Das Gefühl ihrer wunderbaren Schönheit durchzuckt ihn gewaltig; indem er sie enger umfaßt, beißt er in wilder Gluth die Zähne auf einander. Adelheidens Bitte an die Mutter, ihrem Sohne zu wehren, fruchtet nichts, da diese, in vollster Freude über die wilde Lust, die aus seinen Augen strahlt, sich mit der Versicherung begnügt, er thue ihr kein Leids. Vergebens will sie sich ihm entziehen, der Zigeuner wird dadurch nur noch gieriger gereizt; wild umfaßt er sie mit beiden Armen, und will eben einen feurigen Kuß auf ihre Lippen drücken, als ihre verirrten Begleiter noch zur rechten Zeit erscheinen. Kaum dürfte die überwältigende Gewalt hinreißenden Liebreizes je so ergreifend geschildert worden sein, wie denn diese ganze, später weggefallene Szene in ihrem keck genialen Entwurfe und ihrer treffenden Ausführung als höchst gelungen bezeichnet werden muß, woher Goethe sich mit Recht, wie er B. 22, 151 berichtet, etwas darauf zu Gute that.

Aber nicht Franz allein ist mit den drei Reitern gekommen, sondern in ihrer Begleitung erscheint der edle Franz von Sickingen, der, wie Adelheid, auf dem Wege nach Augsburg begriffen, auf die nach ihrer Herrin Suchenden gestoßen war. Franz, der voll schrecklichster Verzweiflung sich nicht gekannt, als er Adelheid verloren, wird jetzt, als er sie wieder findet, von so unermeßlicher Freude überströmt, daß er, wie er nun vor ihr niederkniet und ihre Hände küßt, in Ohnmacht fällt. Aber ist Adelheid auch dem lieben Jungen, worin sie ein nichts versagendes Werkzeug ihrer Ränke gefunden hat, nicht gram, so wird doch ihre Aufmerksamkeit ganz von dem herrlichen Ritter in Anspruch genommen, in welchem ihr der dritte edle und schöne Mann der Zigeunerweissagung genaht zu sein scheint. Sie kann nicht leugnen, daß, wenn auch die Gesellschaft, worin sie sich befunden, menschenfreundlicher sei, als sie aussehe, er ihr wie ein Heiliger erschienen sei, erwünscht wie unverhofft. Eine bestimmtere Andeutung des Eindruckes, den Sickingen's urplötzliche Ankunft gerade in dieser aufgeregten Stimmung auf das ehrsüchtige, hochfliegenden Plänen nachhängende Weib gemacht, dürfte hier sehr an der Stelle gewesen sein. Jetzt erst gewahrt Adelheid, daß Franz neben ihr in Ohnmacht gesunken, und in höchster Angst, daß dem guten, ihr so treu anhängigen, von der Gnade ihres Blickes lebenden Jungen ein solcher Unfall zugestoßen, wovon sie gleich das Schlimmste fürchtet, ruft sie um Hülfe. Die alte Zigeunerin weiß ihn durch ihre Mittel rasch in's Leben zurückzurufen, während Sickingen die unsägliche Angst und den grausam marternden Schmerz schildert, welche Franz um seine Herrin empfunden. Dieser wacht wie aus einem wüsten Traume auf, in welchem

er die Geliebte von schrecklichster Gefahr umringt gesehen; der Anblick der Zigeuner und der plötzliche Gefühlswechsel hatte seine Lebensgeister in wirre Nebel gehüllt. Jetzt, da er ihre Hand wieder fassen, ihr fest und unverwandt in's liebreizende Auge schauen darf, kann er nicht umhin, seiner schwellenden Liebe ihren vollsten Ausdruck zu geben. „Liebe gnädige Frau! ihr seht noch einmal so schön in der schrecklichen Nacht, bei dem ängstlichen Feuer. Ach wie lieb' hab' ich euch"! Sickingen, der ihn seiner vollen Freude ganz überläßt, unterhält sich indessen mit dem Zigeunerhauptmann, der, nachdem er vergebens betheuert hat, sie verlangten nichts als wüste Heide, dürres Gesträuch zum Aufenthalt auf eine Nacht, und Luft und Wasser, sich zum Bekenntniß genöthigt sieht, daß sie nur denen nichts nehmen, die ihnen was schenken, dagegen aber ihre mancherlei höchst förderlichen Künste herausstreicht.*) Sickingen fragt darauf, ob keiner von ihnen den Weg nach dem nächsten Dorfe gegen ein Trinkgeld zeigen wolle, und er erbietet sich, Adelheid sammt den Ihrigen zur nächsten Herberge zu begleiten, was diese freundlich annimmt. Da sich aber herausstellt, daß sie beide nach Augsburg wollen, so nimmt er in einer fein gefälligen Wendung, die von jener gleich höflich erwiedert wird, ihre Begleitung nach Hofe in Anspruch. Franz aber kann seine Eifersucht auf Sickingen nicht verleugnen, der sich ihm hier auf der Reise, wo er der nächsten Nähe seiner Herrin sich vollauf zu erfreuen gedacht hatte, so gar unbequem in den Weg stellt. Adelheid nimmt von den Zigeunern freundlichen Abschied, und der Hauptmann bittet sie, ihrer

*) Die Zigeuner fanden damals in Deutschland gesetzlich keine Stätte, aber in jenen wilden Tagen erhielten sie sich auch dem Gesetze zum Trotz, und spielten in der allgemeinen Verwirrung auch ihre Rolle, weshalb sie im Bilde jener wunderlichen Zeit nicht wohl fehlen durften. Schon auf dem Reichstage zu Lindau 1497 wurden Mittel, gegen sie zu wirken, in Aussicht genommen, und ihnen verboten, durch das Land zu ziehen; in demselben Jahre beschloß man zu Freiburg, daß man sie, da es sich ergeben, daß sie „Erfahrer, Ausspäher und Verkundschafter der Christenlande" (für den Erbfeind, die Türken) seien, in Deutschland nicht handeln uoch wandeln lassen, noch ihnen Sicherheit und Geleit geben solle; bis nächste Ostern sollten sie sich „außer Lande deutscher Nation thun"; jeder, der sich an einem nach diesem Zeitraume noch in Deutschland weilenden Zigeuner, auf welche Weise immer, thätlich vergreife, solle ganz straflos sein. Aber wie wenig dieses Verbot fruchtete, ersieht man daraus, daß es auf den folgenden Reichstagen wiederholt werden mußte, wo man den Zigeunern immer wieder aufgab, bis nächste Ostern oder binnen drei Monaten das Land zu verlassen, so auf den Reichstagen zu Augsburg 1500, 1530, 1548, 1551, auf dem zu Speier 1544. Vor allem erhielten sie sich im südlichen Deutschland, besonders in Oestreich, wo Maria Theresia sie 1768 an feste Wohnsitze binden wollte, aber fünf Jahre später, gerade im Jahre, wo unser „Götz" erschien, sah sie sich zu strengeren Maßregeln veranlaßt.

bei Hofe im Guten zu gedenken, wogegen die alte Zigeunerin, welcher der Eindruck Sickingen's auf die schöne Frau nicht entgangen ist, sie an ihre Weissagung mahnt, bei deren Eintreffen sie ihrer sich erinnern möge.*)

Der Dichter führt uns, nachdem er auf diese Weise Sickingen Adelheid genähert und die weitere Entwicklung ihrer Absichten gegen Weislingen eingeleitet hat, mitten in die grause Wuth des Bauernkrieges, woran Götz unfreiwilligen Antheil nehmen sollte. Bei der Darstellung des Bauernkrieges hat der Dichter nur die Erzählung von Götz selbst im zweiten Abschnitt seiner Lebensbeschreibung und ganz besonders die vom Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen benutzt. In den letzteren lesen wir nämlich: „Sonsten hatten sich bey dieser Aufruhr sonderlich famos und schuldig gemacht, Hannß Bermetter zu Würzburg, Linck genannt, Jörg Metzler, der Würth zu Ballenberg, Jacob Köhl zu Eibelstatt, Florian Geyer, Jacob Schmid zu Kitzingen, Wendel Salb zu Oehringen ꝛc. welche alle zusammen nachgehends mit dem Leben ihre Missethat verbüssen müssen.“ Goethe läßt hier Georg Metzler von Ballenberg, Hans Link und Jakob Kohl (so schreibt er) auftreten. Zu Götzens Worten (II, 1): „Wie nun die Bauern zu Weinsperg gehandelt haben“, macht der Herausgeber folgende erläuternde Bemerkung: „Hier ist mit der Erst Dieterich von Weyler, als er vom Kirch-Thurn herab mit denen Bauren gütlich gesprochen, erschossen, und hernach herunter geworffen worden. Dann führten die Bauren Herrn Grafen Ludwig von Helffenstein nebst 13. von Adel, unter welchen 2. Sturmfeder, Rudolph Nagel von Eltershofen, Pleickard von Rüxingen, und ein Späth gewesen, und vielen andern, zusammen bey 80 Personen auf einen Acker gegen Heylbronn, machten da einen Creyß, und jagten sie alle erbärmlich durch die Spieß. Mst. Hallens. Chron. p. m. 90 seq. Ohngeachtet des Grafens Gemahlin, Kaysers Maximiliani I. natürliche Tochter, nebst einem kleinen Kind auf dem Arm denen Bauren zu Fuß fiele, und ganz erbärmlicher Weiß, mit vielen (sic) Weinen und Klagen um des Grafens Leben bate, und daß sie solchen dem Kindlein schencken mögten, sie anflehete. Arnold in Msto. Chron. p. m. 195.“ Goethe hat auch den letzten Zug sehr geschickt benutzt, nur gibt er dem Grafen Helfenstein irrig den Namen Otto, und übergeht die Herkunft seiner Gattin, die er gar wirksam hätte benutzen können.**)

---

*) Nach Adelheidens „Adieu!“ folgt unter der Ueberschrift Vice versa: „Lebt wohl! Gott geleit' euch! Adieu!“ was ohne Zweifel so zu deuten, daß ihre Begleiter den Zigeunern „Lebt wohl!“ zurufen, diese mit „Gott geleit' euch!“ erwiedern, worauf denn von jenen das schließende „Adieu!“ erfolgt.

**) Rosenkranz hat irrig vermuthet, Goethe habe die Szene mit der Gattin des

Die Szene spielt nicht auf einem Acker bei Heilbronn, sondern auf einem Kirchhof bei einer halb verfallenen Kapelle; die Aufrührer der Bauern haben nämlich die Opfer ihrer Wuth in das Beinhaus mit berechnetster Grausamkeit eingesperrt. Der erbittertste und blutgierigste, von rasender Wuth getriebene Anführer ist Georg Metzler, den wir schon aus der ersten Szene des Stückes als entschiedensten Fürstenfeind kennen. Graf Otto von Helfenstein, „der giftige Drache", hat seinen Bruder wegen Jagdfrevels in den Thurm werfen, und trotz aller flehentlichen Bitten, darin grausam verschmachten lassen; dadurch ist seine Wuth gegen die Unterdrücker fürchterlich entflammt. Eben kommt er mit der Jubelnachricht, daß sie die Adligen, deren Schlösser sie angezündet, alle gefangen genommen haben. Auf die Frage Link's, „wen alles" sie bekommen, beginnt er die Aufzählung, mit Otto von Helfenstein und Nagel von Eltershofen, aber die triumphirende Freude, daß er den Helfenstein in seiner Hand habe, läßt ihn nicht weiter kommen. Er erzählt darauf, wie er die Gefangenen in das Beinhaus an der Kirchhofmauer gesperrt habe, wo sie sich mit den Schädeln besprechen mögen, von denen manche von ihrer grausamen Tyrannei, die sie zu Tod gequält, erzählen können. Das Freudegefühl, daß er seines verhaßtesten Feindes habhaft geworden, schlägt immer wieder gewaltig auf; es sei ihm dabei gewesen, äußert er, als hätte er die Sonne in seiner Hand, und könnte Ball mit ihr spielen. Die wilde Wuth, welche ihre Opfer noch am heutigen Tage, beim ersten, mit dem fürchterlichen Schein der Flamme ihrer niederbrennenden Schlösser sich vereinigenden gebrochenen Strahl der untergehenden Sonne der Rache weihen will, erhält in Metzler's Rede ihren gewaltigsten, wahrhaft erschütternden Ausdruck. Hieran schließt sich die gleichfalls höchst gelungene Darstellung, wie Metzler die mit ihrem Kinde auf dem Arme erscheinende, für das Leben ihres Mannes kniefällig flehende Gräfin von Helfenstein mißhandelt, an deren Verzweiflung sein blutlechzendes Tigerherz sich weidet. Kohl und Link wagen nicht, seiner sich immer steigernden Wuth entgegenzutreten. Nachdem die Gräfin auf Kohl's Drängen sich entfernt hat, wendet Link die Aufmerksamkeit auf das, was nach Ermordung jener Schlachtopfer zu thun sei, und er schlägt vor, den Götz zu ihrem Hauptmann zu machen, da sie eines Anführers von Kriegserfahrung und Ansehen bedürften. Auf Kohl's Zweifel, daß dieser sich dazu verstehn werde, antwortet Metzler mit einer fürchterlichen Drohung, im Fall einer

---

Grafen von Helfenstein aus Gottfried's Chronik genommen, wo sich außer einer allgemein gehaltenen Erzählung auch eine Abbildung findet. Die Gattin hat dort das Kind nicht auf den Armen, sondern ihr Knabe fällt mit ihr den Bauern zu Füßen.

Weigerung. „Er soll! Wir sind einmal im Metzeln, es kommt mir auf einen mehr nicht an.“ Goethe deutet hiermit auf Metzler's Namen hin, der ihn auch unzweifelhaft veranlaßte, gerade diesen als den erbittertsten zu schildern, während der Herausgeber der Lebensbeschreibung ihn erst an zweiter Stelle nennt. Der Sturz der niedergebrannten, ihre Flammenglut weithin verkündenden Burgen und der nahe Untergang der Sonne regen ihn gewaltig auf, er ergreift seinen Speer, und eilt zum blutigen Opfer. „Auf! Ihre Seelen sollen mit dem Morgennebel steigen.*) Und dann stürm', stürm', Winterwind!**) und zerreiß' sie, und heul' sie tausend Jahre um den Erdkreis herum, und noch tausend, bis die Welt in Flammen aufgeht, und dann mitten, mitten mit ihnen in's Feuer“ Die ganze, später ausgefallene Szene gehört zu den ergreifendsten, die Goethe's Dichtergeist geschaffen. Der Versuch, Götz zu gewinnen, ist hier nur angedeutet; die Darstellung, wie er sich lange gesträubt und unter welchen Umständen er die Hauptmannsstelle angenommen, vermißt man sehr ungern; die zweitfolgende Szene, worin der Sache als einer vollendeten Thatsache gedacht wird, kann dies unmöglich ersetzen.

Adelheidens Verlockungen haben unterdessen auf Sickingen gewirkt. Der Dichter versetzt uns zunächst in ihr Vorzimmer zu Augsburg, wo Franz eben in Verzweiflung ist über einen Liebesbrief, den er an Sickingen, den verhaßten Nebenbuhler, besorgen soll. Seine Herrin hat ihn eben mit ihren Liebkosungen wieder erfreut, aber nur, wie er wohl merkt, um ihn desto bereitwilliger zu dem Dienste zu machen, den sie von ihm fordert. Das zerreißt ihm die Seele; der bittere Schmerz der Eifersucht erpreßt ihm den Entschluß, diesmal ihrem Befehle nicht zu gehorchen, wobei ihm, freilich etwas spät und sehr nebenbei, der Gedanke kommt, daß er, wenn er den Auftrag erfülle, seinen Herrn verrathen werde. Diesen seinen Entschluß theilt er auch der heraustretenden Adelheid mit, welche sich wundert, ihn noch im Vorzimmer zu finden; den Brief will er ihr zurückstellen, da er kein Verräther an seinem Herrn werden dürfe. Freilich hat Adelheid Recht, ihn spottend zu fragen, wo er denn dem Gewissen so geschwind begegnet sei, aber auch Franz trifft gut, wenn er den Grund, weshalb sie Sickingen um Mitternacht in ihr Schlafzimmer beschieden habe, als schlechte Ausflucht bloß stellt. Noch bleibt ihr ein Mittel, auf den durch Sickingen's

*) Die materielle Vorstellung, daß der winterliche Abendnebel die Seelen nicht steigen lasse, ist für den rohen Metzler sehr bezeichnend.

**) Der Bauernaufstand begann wirklich im Winter, worin auch die vorangehende Zigeunerszene spielt. Die vierwöchentliche Hauptmannschaft von Götz fiel in den April und Mai.

Bevorzugung aufgeregten Sinn Franzens zu wirken, die Aeußerung ihrer Ungnade, mit entschiedener Hindeutung auf ihren frühern liebevollen Antheil. Sie fordert selbst den Brief zurück, und bemerkt ihm mit Bitterkeit, er solle nur gehn und ihre Geheimnisse verrathen, wobei sie sich selbst eine Närrin schilt, die ihn für etwas gehalten, was er nicht sei. Das wohl berechnete Mittel schlägt auf das vortrefflichste an. Franz ist bald ganz wiedergewonnen, so daß er sich eher das Herz aus dem Leibe reißen wollte, als den ersten Buchstaben ihres Geheimnisses verschwatzen. Und doch kann er nicht umhin, des tiefen Schmerzes zu gedenken, sich andere vorgezogen zu sehn. Indessen wird er durch die Zusage, daß ihm, wenn er von seiner Liebe und Treue nicht wanke, der schönste Lohn werden solle, wieder zu ihrem leidenschaftlichsten Diener umgeschaffen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Charakter Franzens, der, trotz des Vorzuges, dessen sich Sickingen entschieden zu erfreuen hat, doch auf die Erfüllung seiner eigenen Liebeswünsche mit fast rasender Gier hofft, etwas Unnatürliches und Verletzendes hat.

Welchen Abstand gegen Adelheidens mit ihrer Liebe ein frevles Spiel treibenden Ehrsucht bietet uns Götzens Hausfrau, die wir in der folgenden Szene auf Burg Jarthausen mit dem treuen Lersen in traulich ernster Unterhaltung über ihren Gatten finden, der dem Andringen der Bauern, ihr Hauptmann zu werden, nicht hat widerstehn können. Mit Thränen in den Augen hat Götz, der sonst immer in heiterm Selbstvertrauen von ihr ging, diesmal Abschied genommen, und wie finster wird er von diesem Zuge zurückkehren! Und wie ängstlich muß Elisabeth fürchten, daß Götzens Feinde lügenhafte Klagartikel gegen ihn schmieden werden! Freilich war er gezwungen, da im Falle der Weigerung sein Leben und seine Burg bedroht war, aber die Gegner werden sich darauf steifen, daß er sich zu Rebellen, Missethätern und Mördern gesellt hat. Lersen aber bittet sie, sich ja nicht mit vergeblicher Furcht zu quälen. „Haben sie ihm nicht selbst feierlich zugesagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen wie die bei Weinsberg (vgl. S. 76. 80)? Hörtet ihr sie nicht selbst halb reuig sagen: Wenn's nicht geschehen wäre, geschäh's vielleicht nie? Müssen (Müßten) nicht Fürsten und Herren ihm Dank wissen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raserei Einhalt zu thun, und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?“ Goethe vereinfacht hier die Art, wie Götz zur Annahme der Hauptmannsstelle gezwungen worden, seinem Zwecke gemäß sehr bedeutend; er läßt die Bauern gerade vor das Schloß rücken, so daß Elisabeth selbst ihre Aeußerungen vernimmt; in der zweiten Bearbeitung ist dies wesentlich geändert und einzelnes aus der Lebensbeschreibung aufgenommen. Letztere berichtet darüber folgendes:

„Da brachen die Bauren zu Gundelsheim wieder uff, und schickten die Hauptleuth meinen Schuldheißen zu mir, ich solt zu ihnen kommen, sie hetten was mit mir zu handeln, wust ich doch nit, wie oder wann, furcht mich auch, sie mögten mich übereilen, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zu Nachtheil mögt gereichen, dann ich hett kein wehrsames Volck in meinem Hauß, so wären (sic) die Bauren all voll Teuffel und wolten Knecht und Mägd auch nicht guth thun, also zog ich mit dem hinauf, und saß vorm Wirthshauß ab, und will hinein gehen, als ich auch thet, so gehet Marx Stumpf von Bauren die Stegen herab, und spricht, Göz bistu da, da sagt ich ja, waß ist die Sach, waß solt ich thun, oder waß wollen die Hauptleuthe mein, da hebt er an, du must ihr Hauptmann werden, da sagt ich Gott mir nit, das thue der Teuffel, warum thustu es nit, thue du es an meiner statt, da sagt er, sie haben mirs zugemuth, ich hab mich aber von ihnen geredt, und wann ich es meines Diensts halb thun könnt, so wolt ichs thun, so sagte ich, wie vor, so will ichs nicht thun, viel ehe selbs zu denen Hauptleuthen gehen, versiehe (vertritt) mich, sie werden mich nicht darzu zwingen oder nöthigen, da sagt er, nimms an meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns allen, dem gemeinen Adel zu guth, da sagt ich, ich wills nit thun, und gieng darauf zum Hauptmann selbs, und erlangt guten Bescheid, allein daß sie mir das anhengten, ich solt zu den andern Hauptleuthen auch gehen, die unterm Hauffen draussen vorm Thor wären, wie ich sie dann im Feld sehen würde, und solts ihnen auch anzeigen, und sie, wie ihnen angezeigt hett, bitten, das thet ich, reit hinaus, und sprach sie an, eine Rott nach der andern, wie sie dann in allen Fehnlein Hauffenweiß bey einander waren, da fand ich aber guten Bescheid bey allen Fürsten Grafen und Herrn, Verwandten und Unterthanen, die im Hauffen waren, ausgenommen bey den Hohenlohischen die nahmen meinen Gaul bey dem Zaum, und umringten mich, mit Vermelden, ich solt mich gefangen geben, geloben und schwören, den andern Tag bey ihnen zu Buchen im Leger zu seyn, da würde ich sie finden, und ohne ihr Wissen nit abziehen, die Gelübd zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen stellt, damit nit mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beschädiget würden, und thet es mit traurigem betrübtem und bekümmerten Herzen, dann ich ließ mich nit gern erwürgen, wie sie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Leger, und wünscht mir vielmahl darfür, daß ich in den bösten Thurn leg, der in der Türckey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt, und gieng mir wie Gott wolt, wie mir gleich Gott aushilfft; nun ich kam zum Hauffen, Gott erkannt (sic) und weiß, wie mir war, da nahmen

sie den Gaul bey dem Zaum, und must ich abstehen zu ihnen in Rinck da redten sie mit mir der Hauptmannschaft halben, das schlug ich ihnen nun frey und gut und rund ab, ich kunt und wust es meiner Ehren und Pflichten nach nit zu thun, darzu verstund ich mich nit ihres Handels, dann ihre Handlung und meine Handlung, und ihr Wesen und mein Wesen, wäre als weit von einander als der Himmel von der Erden, darzu kunt ich es auch gegen Gott, Kayserl. Majest. Chur-Fürsten, Grafen und Herren und der gemeinen Ritterschafft und gegen den Bund auch allen Ständen des Reichs Freunden und Feinden mit Ehren nit verantworten, und bath sie solten mich dessen erlassen, aber es war verlohren, kurtzum ich solt ihr Hauptmann seyn, da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann seyn, und so tyrannisch handlen, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen solt, ehe müsten sie mich zu todt schlagen, wie ein wüteten Hund, da sagten sie, es wäre geschehen, wo nit, geschehe vielleicht nimmer; Nun kamen die Maynzische Räth auch gen Buchen ins Feld zum Gespräch, und Marx Stumpff mit ihnen, deren war unter 5. oder 6. nit, und war freylich einer, hab ich anderst recht behalten, darunter, der hieß der Rucker, in Summa die Maynzischen Räth bathen mich auch, wie Marx Stumpff, ich solte solche Hauptmannschafft ihrem gnädigsten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel hohen und niedern Ständen im Reich zu gut annehmen, ich mögte viel Unraths damit vorkommen, da sagt ich drauf, wann die Bauern von ihrem Fürnehmen wolten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschafft gehorsam seyn, mit ihnen Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hindersassen wol anstehet und gebühret, so wolt ich es 8. Tag mit ihnen versuchen.“ Goethe begnügt sich, die Annahme der Hauptmannschaft einfach durch die Götz drohende Gewaltthätigkeit und die gute Wirkung, welche er auf den rasenden Sinn der Aufrührer zu üben glaubte, zu entschuldigen und zu rechtfertigen; daß er wirklich von Dienern der Fürsten zur Annahme bestimmt worden, und auch bereits andere Grafen, Ritter und Herren sich der Gewalt gefügt hatten, läßt er, bei dem geringen Raume, den er hierfür in Anspruch nimmt, ganz zur Seite.

Wenden wir uns zu der zwischen Elisabeth und Lersen auf Jarthausen spielenden Szene zurück, so kann erstere, trotz der warmen Vertheidigung von Lersen's Seite, doch den schrecklichen Gedanken, daß man ihren Gatten bei den Aufständischen gefangen nehmen, ihn als Rebellen behandeln und sein graues Haupt schmählich fallen lassen werde, nicht aus der Seele verscheuchen. Lersen weiß keine Beruhigung für sie, weshalb er den Vater der Menschen um einen sanften Schlaf für sie bittet, wenn er ihr sonst keinen

Trost gewähren könne. Besonders beunruhigt es Elisabeth, daß sie durch Georg, der ihren Gatten nicht verlassen wollte, keine Nachricht von Götz bekommen, obgleich dies darin seine Erklärung findet, daß beide, wie sie von anderer Seite vernommen hat, von den Aufrührern wie Feinde bewacht werden, ein Umstand, der ihre Lage noch viel bedenklicher erscheinen läßt. In der Lebensbeschreibung äußert Götz, wäre Gott vom Himmel zu ihm gekommen, die Bauern hätten ihn nicht mit sich reden lassen, ohne daß ihrer zehn oder zwölf dabei gestanden. Daß er selbst seinen Herrn nicht begleitet, erklärt Lersen, mehr des Lesers und Zuhörers als Elisabeth's wegen, in den Worten: „Das Herz blutete mir, wie ich ihnen vom Thurn nachsah.*) Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Strafen einer kalten, feigen Mordsucht sollten mich nicht zurückgehalten haben." **) Außer dem Schicksale von Götz ist Elisabeth auch noch um Sickingen besorgt, von dessen Aufenthalt sie nichts weiß; sie möchte an Marien deshalb gern einen Boten schicken, wozu ihr Lersen verhilft. Diese Erwähnung soll unzweifelhaft auf das auch von Sickingen, den Adelheidens verlockende Reize und Ränke umstrickt haben, dem Götzischen Hause drohende Unheil hinweisen, so daß das schreckliche Unglück desselben hier wie in einem mächtig wirkenden Gesammtbilde uns vor die Seele tritt. Lersen's Schlußworte: „Wenn du nicht das Gegengewicht hältst, Gott im Himmel, so sinkt unsre Schale unaufhaltsam in Abgrund", sind in der zweiten Bearbeitung in Wegfall gekommen, wir glauben, mit Unrecht; denn mochte auch der Ausdruck einer Veränderung bedürftig sein, so scheint doch nach der Antwort Lersen's in Betreff des an Marien zu sendenden Boten ein solcher die unselige Lage des biedern Götz und der Seinigen kräftig zusammenfassender Ausruf kaum entbehrt werden zu können.

Jetzt erst führt Goethe uns den Götz selbst mit seinem treuen Georg im Bauernkriege vor, und zwar in dem Augenblick, wo er eben Miltenberg brennen sieht; Georg soll rasch zu Pferde hineilen. „Das ist wider den Vertrag.***) Die Mordbrenner! Sagt' ich ihnen nicht zu, ihnen zu ihren

*) Die Aenderung der zweiten Bearbeitung, „wie er mich von sich schickte", ist durch die verschiedene Darstellung bedingt, wie und wo Götz zur Annahme der Hauptmannschaft gezwungen worden.

**) Die letztern Worte sind in der zweiten Bearbeitung also verbessert: „Alle Gefahren des schmählichsten Tods sollten mich nicht von ihm getrennt haben", wie vorher „sein Schloß zu seinem Scheiterhaufen machen", in das einfachere „sein Schloß anzuzünden", mit Recht verändert worden ist.

***) Die zweite Bearbeitung bietet das kräftigere: „Halten sie so den Vertrag!" Die folgende etwas ungeschickte Ausführung bis zu den Worten „verkehren wollten", ist mit Recht ausgefallen.

Rechten und Freiheiten behülflich zu sein, wenn sie von allen Thätlichkeiten abstehn und ihre grundlose und unnütze Wuth in zweckmäßigen Zorn verkehren wollten. Reit' hin und sag' ihnen die Meinung! Sag', ich sei nicht an mein Versprechen gebunden, wenn sie das ihrige so scheuslich vernachlässigten." *) In der Lebensbeschreibung berichtet Götz, wie die Bauern, nachdem er sich endlich bereit erklärt, unter der Bedingung ihres guten Verhaltens auf acht Tage ihr Hauptmann zu sein, ihm eine lange Zeit vorgeschlagen, doch sei man zuletzt auf einen Monat überein gekommen. Der frühere Hohenlohische Kanzler Wendel Hippler setzte darauf den Vertrag auf worin die Bauern sich verpflichteten, ihm gehorsam zu sein, keines Fürsten und Edelmanns Haus zu verbrennen oder sonst zu beschädigen, auch diese Uebereinkunft an alle andern Haufen zur Nachachtung zu schicken versprachen. „Was geschahe aber, sie wolten hinab ziehen, von Ammerbach gen Miltenberg, und wolt Graf Georg von Wertheim auch dahin kommen, daß er sich auch mit denen heyllosen Leuthen vertragen mögte, und ziehe ich dahin, und will wehnen, sie ziehen mir nach, so halten sie ohne wissend mein ein Gemein mit dem ganzen Haufen, und war das die Meynung, die Bauren, den man hinter sich geschrieben hat, weren mit ihrer Bottschafft da, und sagten, sie wollten wehnen, sie kriegten um ihre Freyheiten, so wer ihnn (sic) geschrieben worden und gebotten, sie solten eben thun, wie vorhin auch, und dergleichen, und machten also ein Ufruhr unter dem Hauffen, daß sie zusammen schwuren und die Finger ufreckten, mich und diejenigen, die solchen Vertrag ufgericht und ihnen zugeschickt hätten, todt zu schlagen, um der Ursach willen, wie obgemeldt, daß sie dem Vertrag, den wir ufgericht hetten, nachkommen, und also halten solten, da wust ich Herr Gott! nichts darum, und zeug doch den Hauffen zu und wolte sehen, was die heillosen Leuth für ein Handel hätten, so läufft ein Kriegsmann herab; der war von Heilbronn, und war auch bei den Bauren — der gemeints ohne allen Zweiffel treulich gut gegen mir, und hett alle Redt gehört, daß ich nit wuste, der sagt mit kurzen Worten zu mir, Juncker reit nit zum Hauffen, da war ich schellig (ungehalten) und schwur übel, daß euch Boz der und jener uf ein Hauffen schendt, was habe ich dann gethan, dann ich kunte nit wissen, was es war, oder warum ich besorgen solt, hette an den Vertrag nit mehr gedacht, sondern gemeint es blieb dabey, und stunde gleichwohl, wie ich schier zum Hauffen kame, da sahe ich ein

*) Statt der Worte „Sag — vernachlässigten", lesen wir in der zweiten Bearbeitung das wirksamere: „Ich sage mich von ihnen los. Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geschwind, Georg!" Dieselbe streicht mit Recht das „und" nach „Reit' hin".

Schloß brennen, daß heißt Willenberg, ist des Bischoffs von Mayntz, welches alles wider den Vertrag, den wir ufgericht hetten, gehandelt war, und wie sie mit mir thaydigten (übereinkamen) vor Buchen, und wolten mir alsbald oblaut (wie bemerkt) länger Zeit bey ihnen zu bleiben uflegen, dann ich thun wolt, da sagte ich frey zum ganzen Hauffen, sie solten mich also, wie ich bewilligt, die 8. Tag bleiben lassen, ich wolte mich dermassen halten, sie solten mein eben alsbald müdt werden, als ich ihr, und das geschahe auch, und wehrt solche Hauptmannschafft nit über 8. Tag, wie ich gesagt hett." *) Goethe hat hiervon nur den Brand des Dorfes Miltenberg genommen, den er an die Stelle des Schlosses Willenberg setzt, und er läßt den Götz in Folge desselben sogleich seine Hauptmannschaft kündigen. Nach Georg's Entfernung spricht Götz seine Sehnsucht, endlich von diesen wüsten Aufrührern befreit zu werden, sehr dringend und leidenschaftlich aus. „Wollt, ich wär' tausend Meil davon. Wer sich in die Gesellschaft des Teufels begibt, ist so gut als versengt; sein Element ist das Feuer. **) Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich sag ihnen alle Tage die bittersten Wahrheiten und fahr' ihnen durch den Sinn, daß sie meiner satt werden sollen. ***) Aus dem Fegefeuer wird keiner mehr nach Rettung seufzen als ich aus dieser Schlinge." †) Wie sehr Götz sich durch seinen Freimuth bei den Aufrührern verhaßt gemacht, ersehen wir aus der folgenden Warnung eines Unbekannten, welche der Lebensbeschreibung entnommen ist. Götz erzählt nämlich unmittelbar nach der eben angeführten Stelle: „Also zogen sie nein für Würzburg. — Und wie wir also etlich Tag zu Würzburg gelegen, da kommt ein guter frommer treuherziger (der vielleicht sahe, daß ich die Sachen meiner Meynung nach, treulich und gut gemeint, und nit einem jedweden redt, was ihm wol gefiel) zu mir allein und warnet mich, ohne Zweiffel aus redlich treulicher Meynung mir zu gutem, und sagt, ich wär ein guter freyer Edelmann, und redt frey, nit einem jedlichen

---

*) Hierzu vergleiche man die weiter unten folgende Aeußerung: „Ich ließ mir in den 8. Tagen, was ich im Sinn hett, das Herz nit abstossen, wie ich dann nie kein Heuchler gewesen bin, und noch uf diesen Tag nit, und redt nichts, daß ihnen gefallen thet, gab ihnen auch nit Recht, wo sie Unrecht hetten."

**) Statt „Wer sich — Feuer", hat die zweite Bearbeitung „und läg im tiefsten Thurm, der in der Türkei steht", nach den oben S. 80 angeführten eigenen Worten des Götz.

***) Die zweite Bearbeitung ändert treffend: „Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn, sag' ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie mein müd werden und mich erlassen sollen." Vgl. oben S. 81.

†) Dieser Satz fehlt in der zweiten Bearbeitung, wodurch Götzens Rede etwas stumpf abschließt.

was ihm wol gefiel, und wäre kein Heuchler, aber er rieth mir doch vertreulicher Weiß, ich solte solcher Redt müßig gehen, und solte mich auch bey Leib und Leben nichts mercken lassen, daß er mich gewarnet hett, dann wo ich es nit thun werd, so wäre beschlossen, sie wolten mir den Kopff herab schlagen, und war derselbig darzu der Sibener *) und innern Raths einer, waß die Bauren beschlossen, das nahmen sie (die Siebener) an, und was sie handelten, daß were gethan, darbey musten die Bauren bleiben, das nahm ich nun willig, (dann ich merckt, daß es treulich und gut gemeint) zu grossem Danck an, und war wohl bedacht, was ich thun oder wie ich mich halten solt." Bei Goethe ist der Warner ein Unbekannter, der verkündet, daß die Anführer, müde, sich so harte Worte von ihm geben zu lassen, ihn aus dem Wege zu räumen beschlossen haben **), und den Götz deshalb auffordert, entweder sich zu mäßigen oder zu fliehen. Der Unbekannte enteilt rasch, ohne sich durch Götzens in der zweiten Bearbeitung wohl mit Unrecht weggelassenen Nachruf: „Hört! Noch ein Wort!" halten zu lassen. Schrecklicher als je stellt sich ihm jetzt die unselige Verbindung dar, in welche er sich, durch die Noth gezwungen, eingelassen hat. „Auf diese Art mein Leben zu lassen? — Gottfried! Gottfried! du wolltest dem jämmerlichen Tod entgehen, die Flamme löschen, die deine Burg zu verzehren drohte! Du hast dich in ein abscheuliches Feuer gestürzt, das zugleich dich und deinen Namen verzehren wird. — Wollte Gott verzehren!" Aber der ihm drohende Tod muß ganz andere Gefühle hervorrufen, als die der Verzweiflung, sich und seinen guten Namen auf ein böses Spiel gesetzt zu haben; gerade diesem gegenüber muß er seine volle Kraft im besten Bewußtsein wiederfinden, und diesen eher willkommen heißen, da er ein sicheres Zeugniß für seine mit den Aufrührern in Widerspruch stehende Gesinnung ablegen werde. Dieses bestimmte den Dichter bei der zweiten Bearbeitung zu der glücklichen Aenderung: „Auf diese Art dein Leben zu lassen, Götz, und so zu enden! Es sei drum! So ist mein Tod der Welt das sicherste Zeichen, daß ich nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe."

Goethe bringt mit dem Brande von Miltenberg eine Niederlage in unmittelbare Verbindung, bei welcher auch der treue Georg unschuldigerweise seinen Tod findet, aber den Tod eines braven Reiters. Nach der Lebensbeschreibung zogen die Bauern nach dem Brande von Willenberg in Würzburg ein, wo sie einige Tage verweilten, bis die Nachricht von der

---

*) Siebener bezeichnet hier wohl ein Mitglied des aus sieben Personen bestehenden Ausschusses des Rathes der Bauern, nicht, wie sonst in Franken, den Beaufsichtiger der Feldgrenzen, den „Umgänger".

**) Den lästigen Zusatz: „Denn ihr steht ihnen im Weg", hat die zweite Bearbeitung mit Recht gestrichen.

großen Niederlage, welche ein sehr starkes Heer der Aufständischen bei Böblingen erlitten hatte, sie zum Aufbruche veranlaßte; bei Adolsfurth verließ Götz, da seine vier Wochen zu Ende waren, den Haufen, dessen Hauptmann er war, ehe dieser geschlagen wurde. Goethe mußte seinem Zweck gemäß alles näher zusammenrücken, Georg unter den Aufständischen fallen und den Götz nach der Niederlage gefangen nehmen lassen.

Einige rasch eindringende Bauern verkünden dem Götz, daß die, welche Miltenberg verbrannt, vom Schwäbischen Bund geschlagen worden. Wie sehr er nun auch diesen Frevlern den verdienten Lohn, der sie treffen wird, von Herzen wünscht, so setzt ihn doch der Gedanke, daß man seinen Georg mit den Bösewichtern gefangen haben werde, in fürchterlichste Angst. Aber den Führern gegenüber weiß er seine ganze Würde als edler, unerschrockener Ritter aufrecht zu erhalten. Als diese kommen, um ihn zum Aufbruche zu drängen, da der Feind in der Nähe und mächtig sei, fragt er mit dem Ausdruck gewaltigen, strengste Rechenschaft fordernden Unwillens, wer Miltenberg verbrannt habe, worauf der wilde Metzler, dessen grimmige Blutgier wir bereits oben kennen lernten (vgl. S. 78), mit einer herausfordernden Drohung erwiedert, während der gemäßigtere Kohl nur auf schnellste Sorge für ihre gemeinsame Sicherheit dringt. Götz tritt der Drohung Metzler's mit dem Ausdrucke tiefster Verachtung entgegen. „Du Nichtswürdiger, glaubst du, daß du mir fürchterlicher bist, weil noch des Grafen von Helfenstein (vgl. oben S. 76 f.) Blut an deinen Kleidern klebt? Es ekelt mir vor dir! Ich verabscheue dich, wie eine gefleckte Kröte." *) Metzler sucht vergebens, ihn durch den scharf betonten, ihm ein ähnliches Schicksal wie dem Grafen von Helfenstein in Aussicht stellenden Anruf bei seinem Namen einzuschüchtern. Götz spricht das selbstbewußte Gefühl seines ehrlichen Namens im Gegensatz zu dem Fluch, der Metzler's Namen verfolgt, bezeichnend aus. „Du darfst mich beim Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen, wenn deiner, du Bösewicht, wie der Name des Teufels, nur zu Flüchen und zu Verwünschungen tönen wird." **) Kohl sucht dem Streite ein Ende zu machen, der nur dem drohenden Feinde vorarbeite. Götz aber kann sich nicht enthalten, seine ganze bittere Galle in einem die ungezügelte kecke Derbheit naturwüchsiger Genialität verrathenden Tone zu ergießen. „Er mir drohen! Der bellende Hund! Das schlechtste Weib

*) Die Worte „Es ekelt — Kröte" fehlen in der zweiten Bearbeitung, wodurch die Rede kräftiger schließt, als mit dem schmähenden Ausdruck seines Abscheus.

**) Der Wegfall der Worte „wenn deiner — wird" in der zweiten Bearbeitung ist nur zu billigen, hängt aber mit einer weitern bedeutendern Aenderung zusammen. Dieselbe Bearbeitung setzt das einfachere „meinen Namen" statt „mich bei Namen".

würde seinen Zorn aushöhnen. Der Feige! dessen Galle wie ein bösartiges Geschwür innerlich herumfrißt, weil seine Natur nicht Kraft genug hat, sie auf einmal von sich zu stoßen. Pfui über dich! Es stinkt, es stinkt um dich von faulen, aufgebrochenen Beulen, daß die himmlische Luft sich die Nase zuhalten möchte.“ *) Kohl sucht den wilden Metzler, den der gewaltige Ausbruch von Götzens Zorn verstummen macht, zu entfernen. „Geht, Metzler, zu euerm Trupp. Unsre halten schon hinterm Dorf. Wir müssen auf- und abziehen, um es zu keiner Schlacht kommen zu lassen.“ Nach des Dichters unzweifelhafter Absicht sollte Metzler sich hierauf wirklich entfernen, doch vermißt man die betreffende szenarische Bemerkung. Bei der zweiten Bearbeitung schien ihm Metzler's stummes Hinnehmen von Götzens Worten mit Recht anstößig, weshalb er jenen der Götzischen Berufung auf seinen Namen den Vorwurf der Feigheit und Fürstendienerei entgegensetzen läßt, den Götz mit einem Hiebe über den Kopf erwiedert, von welchem Metzler niederstürzt. Kohl verwünscht diesen rasenden Zwist, in einem Augenblicke, wo der Feind von allen Seiten hereindringe, und Link schließt die Szene mit dem Rufe zum Aufbruche, worauf Tumult und Schlacht folgen. Dieser Schluß ist ohne Zweifel viel wirksamer, als der im ersten Entwurf, wo es nach dem Abgange Metzler's noch zu einer Erklärung wegen Götzens Hauptmannschaft nach Anleitung der Lebensbeschreibung kommt. Götz, dessen Zorn noch gewaltig fortglüht, wendet sich von Metzler, welchem er das schlimmste Ende nachruft, zu den übrigen Anführern, und kündigt ihnen das baldige Ende seiner Hauptmannschaft an. „Wenn der Teufel ihn zu holen kommt, nehmt euch in Acht, daß er nicht einen von euch im Dunkeln erwischt. Und ihr seid werth, seine Gebrüder in der Hölle zu sein, da ihr euch zu Gesellen seiner scheuslichen Thaten macht. Was! eure Freiheiten, eure Gerechtigkeiten wieder zu erlangen, begeht ihr Thaten, die der Gerechtigkeit so laut in die Ohren brüllen, daß sie vor euerm Flehen taub werden muß. Meine Zeit geht zu Ende. Und ich will meines Wegs.“ Link spricht es dagegen offen aus, daß sie seiner herzlich müde; sie hätten einen edlern, freiern Mann, einen Feind der Unterdrückung in ihm vermuthet, sähen aber jetzt, daß er nur ein Fürstendiener, kein Mann für sie sei; wenn seine Zeit vorüber sei, solle er fort. Nach der Lebensbeschreibung legte Götz schon nach den ersten acht Tagen die Hauptmannschaft nieder, blieb aber die bedungenen vier Wochen bei ihnen. Götz überläßt die Entscheidung Gott, der, wenn noch Gerechtigkeit sei, die Frevler nicht entkommen lassen könne. „Und wenn ihr durchschlüpft, so darf der Teufel Erlö-

*) Man wird hierbei an die Worte des Königs im „Hamlet“ erinnert (III, 3): O meine That ist faul und stinkt zum Himmel.

sung hoffen.“ Dieser ganze Schluß der Szene leidet an einer gewissen Mattheit, die freilich zum Theil in der Lebensbeschreibung liegt, aber leicht wegzuschaffen war. Götz und die Bauern müssen beide entschiedener auftreten; entweder muß Götz diese einschüchtern, wie es in der zweiten Bearbeitung geschieht, oder er muß als Gefangener von ihnen behandelt und nur in dringendster Noth, wo er seiner eigenen Haut sich zu wehren hat, wieder losgelassen werden.

Nachdem uns Goethe also Götzens traurige Lage unter den ihrer völligen Sprengung nahen Bauern geschildert hat, führt er uns wieder zu Adelheid zurück, in deren Armen eben der zur nächtlichen Zusammenkunft eingeladene Sickingen ruht. In Adelheidens Vorzimmer finden wir Franz, der, auf den Tisch gelehnt, in einem Sessel sitzend, eingeschlafen ist. Aus einem bösen Traume auffahrend, erinnert er sich bald des Verbrechens, das er durch seine Vermittlung unterstützt, bei dessen Bewachung er eingeschlafen war. Er möchte vor Wuth, daß er hierein gewilligt, daß er seinen Herrn und seine eigene Liebe zu Adelheid verrathen, sich selbst „auffressen“. Da vernimmt er von drinnen ein Geräusch, und entfernt sich mit dem Wunsche, daß die Sonne die ehebrecherischen Stirnen Adelheidens und Sickingen's nicht beleuchten möchte. Dieses kurze Selbstgespräch von Franz ist in der Anlage und Ausführung ganz mißlungen. Unmittelbar darauf folgt der Abschied des verliebten Paares, der gleichfalls nicht besonders gerathen ist. Beide sprechen die Schmerzlichkeit der Trennung lebhaft aus, und Adelheid zugleich den dringenden Wunsch, Sickingen bald wieder bei sich zu sehn; wüßte sie, daß dies ihre letzte Zusammenkunft sein sollte, so würde sie ihren Sickingen trotz des verrätherischen Tages nicht aus ihren Armen lassen. Er möge ihrer ja nicht vergessen und ihrer Liebe verzeihen, die ihm zu viel zugestanden habe. Dieser versichert sie, daß sie in seinem Herzen unter den stolzesten Unternehmungen wohne, und dieses Platzes, ja eines Thrones vollkommen würdig sei; Adelheid aber würde, wie sie mit schmeichelnder Liebkosung bemerkt, auch dort nicht schöner als an Sickingen's Brust ruhen können. Sickingen dagegen bittet sie, ihre Augen von ihm abzuwenden, weil er sonst nicht wegkommen könne.

Kaum ist Sickingen, von Adelheidens begeisterten Segenswünschen geleitet, von dannen geeilt, so bejammert diese ihr Schicksal, das sie an den elenden Weislingen geschmiedet, der gegen Sickingen ein Schatten sei. Aber Schicksal scheint ihr ein dummes Wort, sie besinnt sich bald, daß wir selbst es sind, die unser Leben leiten, sie erinnert sich des Spruches der Zigeunerin vom dritten, schönsten Mann, von dem einen, das ihr noch im Wege stehe, und des von dem Weibe ihr mitgetheilten Zaubermittels, sich ihres Feindes rasch zu entledigen — und der Entschluß steht in ihrer Seele

fest, Weislingen, der sich zwischen sie und ihr Glück stelle, aus dem Wege zu räumen. Auch dieser Monolog, wie die zunächst vorhergehende Szene zwischen Adelheid und Sickingen, verräth die deutlichsten Spuren eines zu raschen, ohne die rechte dichterische Stimmung hingeworfenen Entwurfes.

Dasselbe gilt fast in noch höherm Grade von der folgenden Szene zwischen Weislingen und Adelheid. Letztere wird durch den frühen Besuch ihres Gatten überrascht, der ihr mittheilen will, der Kaiser liege eben im Sterben, und große Veränderungen drohten dem Reiche; der bäuerische Aufruhr sei, wie er eben erfahre, durch eine entscheidende Schlacht gedämpft, und Götz unter den Rädelsführern gefangen. Die letztere Nachricht nimmt Adelheid, welcher der biedere, treue, derbkräftige Götz in tiefster Seele verhaßt ist, mit einem freudig bewegten „Ach!" auf. Daß Weislingen vom Bunde zum ersten Kommissarius in der Rebellensache berufen sei, ist ihr höchst genehm; dagegen treibt sie das schaudernde Gefühl, welches diesen bei dem Gedanken ergreift, den alten Jugendfreund zum Tod verdammen zu sollen, zum Ausdruck ihrer schärfsten Verachtung Weislingen's. „Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben." Weislingen vergilt ihr dieses harte Wort, das unwillkürlich ihrer Seele entflogen ist, mit dem entgegengesetzten bittern Lobspruche: „Und wie du gemacht wurdest, wetteten Gott und der Teufel um's Meisterstück." Adelheid aber spricht nach seinem Weggange ihre bestimmte Absicht aus, zunächst Götzens Tod, trotz Weislingen's bangen Schreckens, zu erwirken, wodurch auch ihr Sickingen von einem leidigen Bande befreit werde; dann aber müsse auch Weislingen fallen, dessen Feigheit durch keine noch so dringende Herausforderung überwunden werden könne. „Und dann, Weislingen, mach' dich zur Ruhe gefaßt! Du bist zu ein fauler Geselle, als daß ich auf der Reise länger dich fortschleppen solle. Lieg'! Lieg'! Versteck' dich unter den Boden, du Feiger! Es dürfen tausend Herolde, drei Schritte von dir, tausend Herausforderungen herabtrompeten, und du kannst in Ehren außen bleiben." Auch hier gibt sich die scharfe den Kraftmännern der Zeit eigene Sucht nach stark bezeichnendem bildlichen Ausdruck deutlich genug zu erkennen. Goethe hat von den in Adelheidens Vorzimmer spielenden Szenen bei der zweiten Bearbeitung mit Recht nichts beibehalten.

Haben wir bereits durch Weislingen Götzens Gefangenschaft erfahren, so zeigt uns die folgende Szene den armen Götz selbst nebst seiner Gattin im Kerker — die Stadt Heilbronn wird im ersten Entwurf nicht genannt —; er ist ganz muthlos und gebrochen, so daß die treu liebende Gattin ihn vergebens aufzurichten, seine Seele aus sich selbst herauszureißen bestrebt ist. „Sie haben mich nach und nach verstümmelt", klagt er: „meine Hand,

meine Freiheit, Güter und guten Namen. Das Schlechtste haben sie zuletzt aufbehalten, meinen Kopf; und was ist der ohne das andre!" Er vergleicht sich dann in weiterer Ausführung mit dem gefallenen Gewölbe eines stolzen Schlosses, worin der Geist seines alten Besitzers ächzend herumgleite. Elisabeth, welcher Götzens „muthlose Finsterniß" das Herz zerreißt, sucht ihn mit dem Gedanken zu erheitern, daß Lersen nun bald kommen werde; bereits gestern hat sie ihm erzählt, wie einer der Kaiserlichen Regimentsräthe auf ihre Bitte Lersen unter der Bedingung freigegeben, daß er auf Mariä Himmelfahrt (15. August) sich in Augsburg auf Urfehde stellen solle, aber sein geschwächter Kopf hat dies ganz vergessen. Er vernimmt diese Nachricht mit Freuden, kann sich aber des Gedankens nicht erwehren, daß er zu Mariä Himmelfahrt Lersen's Dienste nicht mehr brauchen werde. Auf Elisabeth's Mahnung, sich aufzurichten, da alles sich wenden könne, erwiedert er mit der verzweiflungsvollsten Ueberzeugung, daß seine Stunde gekommen sei: „Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht wieder auf. Ich weiß am besten, was auf meinen Schultern liegt. Es ist nicht das Unglück. Ich habe viel gelitten. Liebe Frau, wenn so von allen Seiten die Widerwärtigkeiten hereindringen, und ohne Verbindung unter sich selbst auf einen Punkt dringen, dann, dann fühlt man den Geist, der sie zusammen bewegt. Es ist nicht Weislingen allein; es sind nicht die Bauern allein; es ist nicht der Tod des Kaisers allein: es sind sie alle zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte nicht, daß es eine der wintermitternächtlichsten sein werde." Der matte Ausdruck, der nur in dem bezeichnenden „wintermitternächtlichsten" am Schlusse sich etwas hebt, soll wohl der Gebrochenheit von Götzens ganzer Seele entsprechen, wozu freilich der vorhergehende kräftig ausgeführte Vergleich mit dem niedergebrannten Schlosse wenig stimmt.

Lersen's erwartete Ankunft erfahren wir in der nächstfolgenden Szene, wo er mit Elisabeth vor dem Gefängniß erscheint. Hier vernehmen wir denn, daß Maria, welcher Lersen von allem Nachricht gegeben, mitgekommen sei, um ihren Bruder zu sehn. Für Götz fürchtet Lersen alles. *) „Weislingen ist erster Kommissarius, und man hat schon mit unerhörten Exekutionen den Anfang gemacht. Georg Metzler ist lebendig verbrannt, die andern gerädert, enthauptet, geviertheilt. Das Land rings umher gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist." **) Die Nachricht, daß

*) In der zweiten Bearbeitung ist diese Stelle sehr zu ihrem Vortheil umgestaltet worden, so daß Elisabeth Götzens unselige Lage lebhaft schildert, und Lersen zu allem Unglück noch die Nachricht von Weislingen hinzufügt.

**) Dieser letztere Satz ist in Lersen's Munde anstößig, dennoch in die zweite Bearbeitung übergegangen, die sonst den Ausdruck mehrfach verbessert hat.

Weislingen Kommissar sei, bewegt Elisabeth gewaltig, doch kann sie nicht unterlassen, nach Sickingen zu fragen, vernimmt aber zu ihrem Erstaunen, daß dieser, wie er schon früher Götz angedeutet hatte, gleich nach dem Tode des Kaisers Trier überfallen habe. Sickingen's Ueberfall von Trier ist freilich geschichtlich, aber mit dem Tode Maximilian's stand er in keiner Verbindung; auch starb Sickingen beinah vierzig Jahre vor Götz. Die Frage nach ihm nebst der kurzen Andeutung scheint hier störend; am besten werden wir an diesen gar nicht erinnert, da es sonst sehr auffallen muß, daß er gar keinen Antheil an Götz nimmt, was wenigstens irgendwie, wenn auch nur durch Adelheidens Einfluß auf ihn, erklärt werden müßte. Die zweite Bearbeitung hat die Erinnerung an diesen mit Recht ganz gestrichen. Da Elisabeth von Sickingen, über dessen kühnes Unternehmen das ganze Reich in Bewegung ist, keine Hülfe erwarten kann, so ist jetzt ihre einzige Hoffnung auf Weislingen gesetzt, auf den sie durch dessen verlassene Geliebte, Götzens Schwester, noch wirken zu können glaubt. Dies ist im ersten Entwurf nur kurz angedeutet, in der zweiten Bearbeitung dagegen mit Recht bestimmter ausgesprochen.

Adelheid ist unterdessen, wie uns die nächste Szene belehrt, in ihren Plänen rücksichtslos fortgeschritten. Wir finden sie auf Weislingen's Schloß, dem sie Götzens Todesurtheil abgezwungen hat. Aber sie hat auch bereits das fürchterliche Zaubermittel, welches Weislingen Verwesung und Selbstverzehrung bringen soll, in fließendes Wasser gestreut. Mit gieriger Wuth erfleht sie Weislingen schrecklichen Tod, ihrem Sickingen dagegen schönsten Sieg in seinen kühnen Unternehmungen, dessen er an ihrer glühenden Brust sich vollauf erfreuen möge. „Gift — Gift — Du Fluch des Himmels, der du unsichtbar um Missethäter schwebst und die Luft vergiftest, die sie einziehen, stehe meinen Zaubermitteln bei! Verzehre, verzehre diesen Weislingen, den Verräther an der ganzen Welt! *) Rette mich aus seinen todten Umarmungen, und laß meinen Sickingen seiner Wünsche theilhaftig werden, und mich des meinigen. Siege, siege, würdigster, schönster Mann, den schönsten Sieg! Und dann flieg' in meine Arme! Die heißeste Brust des Ueberwinders soll an diesem Busen noch erwärmter werden." Adelheid will gleich die Burg ihres Gatten verlassen, um nach ihrem Schlosse zurückzukehren. Franz meldet sofort, die Pferde seien gesattelt, aber seine kummervolle Miene bewegt ihr Herz, so daß sie durch freundliche Ansprache und die Aufforderung, sie zu begleiten, seiner glühend ausgesprochenen Liebe

---

*) Es ist schwer zu sagen, in wiefern Adelheid den Weislingen, der sich freilich gegen Götz und dessen Schwester, aber gerade auf ihre Veranlassung, freventlich vergangen hat, einen Verräther an der ganzen Welt nennen könne.

einigen Trost zu reichen sich veranlaßt sieht. Der gute Junge fühlt wohl, daß sie seine Glut nicht erwiedern könne, aber dennoch dringt ihre Freundlichkeit wie ein belebender Strahl in die Tiefe seines Herzens. „Sie lächelt. Unglücklicher Junge! so führt sie dich herum. Meine Hoffnung krümmt sich und kann nicht ersterben. Sie ist ich selbst. Ach, muß ich ihr nicht Arznei und Speise reichen?“

Unmittelbar darauf finden wir Elisabeth und Marien im Wirthshause.*) Erstere beredet Marien, bei Weislingen, der als oberster Kommissarius alles könne, um das Leben ihres Bruders zu flehen. Mariens Bedenken, Weislingen werde sie vielleicht verächtlich fortschicken, beseitigt Elisabeth mit der Bemerkung, er habe von jeher ein gutes Herz gehabt, und denjenigen, dem wir Unrecht gethan, im Elende zu sehn, habe so was „Greifendes“, daß die menschliche Natur ihm nicht widerstehe.**) Eben so wenig vermag der Zweifel, was Sickingen dazu sagen werde, etwas zu verfangen, wobei es auffällt, daß gar kein Grund angedeutet wird, weshalb Sickingen selbst sich seines unglückselig bedrängten Schwagers nicht annehme. Maria entschließt sich, mit ihren zwei Reitern zu Weislingen zu eilen, und Elisabeth weiß sie zu bestimmen, daß sie sich gleich auf den Weg mache, ohne den Bruder zu sehn, damit sie ja nicht zu spät komme, um den Todesstreich vom geliebten Haupte abzuwehren.

Haben wir früher Sickingen in Adelheidens Armen gesehen, so steht diese auch nicht an, ihrem Franz, den die Verweigerung zur fürchterlichsten Verzweiflung und zum Verrath ihrer Geheimnisse führen könnte, die äußerste Gunst zu bewilligen. So tief ist das ränkevolle, von der Natur wunderbar begabte Weib von ihrer edlen Frauenwürde herabgesunken! Wir finden sie auf ihrem Schlosse, als sie eben ihren Franz auffordert, sie zu verlassen. „Der Wächter singt auf dem Thurn, heimlich schleicht der Tag heran. Daß niemand erwache und in den Busen unsers Geheimnisses schaue.“ Aber Franz ist von dem Genusse in den Armen der wunderreizenden Frau so ganz berauscht, daß er sich nie von ihr trennen will, und seiner glühenden Gier den überschwenglichsten Ausdruck geben muß. „Soll ich fort? O! das geht über alle Höllenstrafen, die Glückseligkeit des Himmels nur einen kleinen Augenblick zu genießen. Tausend Jahre sind nur eine halbe Nacht. Wie haff' ich den Tag! Lägen wir in einer uranfäng-

---

*) Durch ein Versehen ist, wenigstens im Abdruck, die Szenenveränderung unbemerkt geblieben, wie kurz vorher die Andeutung weggeblieben, daß Adelheid die Worte: „Er dauert — machen“, leise spreche.

**) In der zweiten Bearbeitung hat der Dichter diese beiden Erwägungen am erweiterten Schlusse der Szene zwischen Lersen und Elisabeth benutzt.

lichen Nacht, eh das Licht geboren ward! O, ich würde an deinem Busen der ewigen Götter einer sein, die in brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten, und in einem Punkte Keime von tausend Welten gebaren, und die Glut der Seligkeit von tausend Welten auf einen Punkt fühlten." Adelheid, durch den wilden Ausbruch seiner glühenden Leidenschaft erschreckt, bittet schmeichelnd den „kleinen Schwärmer", sie zu verlassen; dieser aber will nicht als Schwärmer gelten, sei er ja in Wirklichkeit so in Freude versunken, daß sich keine Nerve rühren könne, er schlage nicht, wie der Schwärmer, mit seinen Flügeln den leeren Raum. *) Weislingen's Gattin mahnt dringender zum Aufbruch, indem sie an das frühe Aufstehen der Knechte erinnert. Ihm aber ist es unmöglich, so auf einmal aus der Hitze in den Frost versetzt zu werden; die leere Erinnerung an den Genuß in ihren Armen würde ihn rasend machen. Aber Adelheid, der diese Fieberglut von Franzens Liebe immer bedenklicher wird, gedenkt zur rechten Zeit der Hoffnung, welcher er in der Fülle des Genusses keinen Platz gelassen hatte. Jetzt erst glaubt er zum erstenmal zu empfinden, was Hoffnung ist, da sie ihm auf einen Genuß hindeute, dessen Möglichkeit er bisher kaum geahnt hatte. Von dieser Hoffnung beseligt, verläßt er das liebreizende Weib, das er vorher noch einmal feurig umarmt, um sich der Seligkeit zu versichern, wie sie der Himmel nicht bieten könne, die aber für ihn von diesem Augenblick an unentbehrlich sei. Mit den Worten: „Ich wollte meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte", entreißt er sich Adelheidens himmlischer Nähe. Diese aber fühlt sich durch Franzens rasende Leidenschaft in ihren auf Sickingen gerichteten hochfliegenden Aussichten ernstlich bedroht, so daß sie keine andere Auskunft sieht, als auch ihn durch dasselbe Zaubermittel, wie Weislingen, dem Tode zu weihen. Ihr Gewissen ist so ganz verstummt, daß sie vor dem Verbrechen gar kein Grausen mehr empfindet. „Wenn's nicht fürchterlicher ist zu sterben als einem dazu zu verhelfen, so thu' ich euch kein Leids. Es war eine Zeit, wo mir graute. So sind alle Sachen, wenn sie in die Nähe treten, alltäglich." Mit diesen etwas matt abfallenden Worten schließt der kurze, auch sonst nicht ganz gerathene Monolog Adelheidens, der, wie die vorhergehende trefflich ausgeführte Szene, in der zweiten Bearbeitung wegbleiben mußte.

Unterdessen ist Maria auf Weislingen's Schloß geeilt, wo wir diesen in der unmittelbar darauf folgenden Szene gegen Morgen, matt und abge-

---

*) Der leere Raum wird hier der Wirklichkeit entgegengestellt, von der Franz sich hold umfangen fühlt; er deutet auf phantastische Einbildungen, zu welchen der schwärmerische, dem Boden der Wirklichkeit entrückte Geist sich versteige.

zehrt, vom Fieber durchrüttelt und von schrecklichster Herzensangst scheu umhergetrieben, wiederfinden; das Zaubermittel hat seine sich immer tiefer in das Mark des Lebens einfressende Gewalt nicht verfehlt. Weder Tag noch Nacht kann er Ruhe finden; fällt er auch einmal in Folge seiner Mattigkeit in einen leichten Schlummer, so stören ihn sogleich giftige Träume grausam auf. Die vergangene Nacht glaubte er Götz im Walde zu begegnen. „Er zog sein Schwert, und forderte mich heraus. Ich hatte das Herz nicht, nach meinem zu greifen, hatte nicht die Kraft.*) Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging vorbei. — Er ist gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Mensch! Sein Kopf hängt an meinem Wort**), und ich bebte vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter." Allein die Stimme des Gewissens, die sich nicht ganz betäuben läßt, drängt sich in dem schmerzlichen Rufe: „Gottfried! Gottfried"! hervor, wofür wir in der zweiten Bearbeitung das bezeichnendere: „Und soll er sterben? Götz! Götz!" lesen! Unfähig, sich anderswie zu rechtfertigen, wirft er die Schuld auf böse Geister, denen Macht über den Menschen gelassen sei, daß sie ihren höllischen Muthwillen an seinem Verderben üben. Seine Mattigkeit nnd Schwäche hat sich unterdessen immer mehr gesteigert, so daß er sich niedersetzen muß, wo er denn mit Schrecken bemerkt, wie seine Nägel schon blau werden; von kaltem, verzehrendem Schweiß fühlt er jedes Glied gelähmt, es beginnt ihm zu schwindeln. Umsonst sehnt er sich nach Schlaf. In diesem Augenblick wird er durch die unangemeldet eintretende Maria — daß Maria keinem im Schlosse begegnet und alles offen gefunden, wird bald darauf motivirt — in den fürchterlichsten Schrecken versetzt; er hält sie für eine Geistererscheinung, glaubt, sie zeige eben im Augenblicke ihres Todes sich ihm an, und beschwört sie, ihn nicht durch ihre Gegenwart zu quälen, da er so schon elend genug sei.***) Als sie sich aber als noch lebend zu erkennen gibt, und die Bitte um des Bruders Leben vorträgt, der eben so unschuldig sei, als er strafbar scheine, da ergreift ihn die Er-

---

*) Die zweite Bearbeitung gibt viel treffender: „Ich faßte nach meinem, die Hand versagte mir", wie sie gleich darauf das mundartliche „hinter mich", das sich auch in der Lebensbeschreibung findet, statt „vorbei" setzt.

**) Dieser Ausdruck ist nicht bezeichnend genug, da Weislingen, wie wir wissen, das Todesurtheil schon unterzeichnet hat. Deshalb heißt es richtiger in der zweiten Bearbeitung: „Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt." Auch ist dort das folgende „ich bebte" in die schärfer eintretende Selbstanrede „du bebst" verwandelt.

***) In der zweiten Bearbeitung sind nach dem doppelten „Laß mir Ruh!" (im ersten Entwurf findet sich zwischen diesen beiden Ausrufen mit Recht ein Gedankenstrich) die Worte: „Seliger Geist, quäle mich nicht!" ausgelassen. Lieber würden wir das matte: „Die Gestalt fehlte noch!" entbehren.

innerung an die Vergangenheit, an die doppelte und dreifache Schuld gegen Götz mit peinigendster Gewalt, so daß er den Engel des Himmels, der für ihn die Qualen der Hölle mit sich bringe, inständigst bitten muß, nicht fortzureden. Maria, welche dieses Abschneiden ihrer Bitte mißversteht, wird immer dringender und sucht ihm immer mächtiger in's Herz zu reden. „Weislingen! es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig! daß ich jammern muß, deine Hand *) von dem abscheulichsten Mord zurückzuhalten. Deine Seele ist bis in ihre innerste Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!" Weislingen aber vermag das schaudervolle Unglück, worin Maria ihn antrifft, und das sie selbst durch ihre Gegenwart steigert, nur mit wenigen Worten anzudeuten. Der Tod hat ihn angehaucht, und er sinkt dem Grabe in schrecklichstem Gefühle seiner Schuld zu; Mariens Anblick, der edlen, reinen Frau, in deren Besitz er ein so hohes Glück hätte genießen können, bringt ihn zur Verzweiflung. „Wenn ich reden könnte! Dein höchster Haß würde sich in sanftesten Jammer **) zerschmelzen." Das einzige, was er für Marien und Götz thun kann, ist die Vernichtung des Todesurtheils und Sorge für Götzens Befreiung. Er zerreißt das erstere, und rafft seine letzten Kräfte zusammen, um einen auf seine Befreiung bezüglichen Brief zu schreiben. Leider fühlt er hierbei nur zu tief, daß er das nicht mehr retten könne, was er in's Verderben gestürzt. Maria aber wird durch Weislingen, dessen Zustand sie erst jetzt in seiner ganzen Trostlosigkeit erkennt, auf das tiefste bewegt.***) Wie er einst ihre ganze Liebe besessen, was sie in diesem schrecklichen Augenblick lebhafter als je empfindet, so ist ihm jetzt ihr vollstes Mitleid zugewandt. †)

---

*) Für „deine Hand" gibt die zweite Bearbeitung „dich", weil Weislingen selbst die Todesstrafe nicht vollstreckt, wodurch aber die Aenderung kaum gerechtfertigt scheinen dürfte.

**) Treffender heißt es in der zweiten Bearbeitung „in Mitleid und Jammer".

***) Die Worte Mariens „Er ist sehr krank — wie lebhaft", stehen in der zweiten Bearbeitung weiter unten.

†) In der zweiten Bearbeitung erfolgt das Zerreißen des Todesurtheils erst später, von einem Briefe ist gar keine Rede. Nachdem Weislingen die Andeutung seines gräßlichen Unglücks mit dem schmerzlich gepreßten Ausruf: „O Marie, Marie!" geschlossen, sucht diese, die ihn noch immer nicht versteht, durch ihre Schilderung der traurigen Lage ihres an seinen Wunden erkrankten, von Alter und Kummer gebeugten Bruders, so wie durch die Hinweisung auf die Verzweiflung, in welche der schmachvolle Tod des Bruders sie alle versetzen würde, ihn zur Milde zu stimmen, worauf er seinem Diener Franz klingelt, der ihm das Todesurtheil reichen muß, da er selbst sich nicht mehr erheben kann.

Aber Weislingen soll noch gewaltiger erschüttert werden, er soll die Tiefe seines Unglücks ganz ermessen. Hierzu bedient sich Goethe der Erzählung des Fräuleins, welches auf das Klingeln von Weislingen, der zum Siegeln eines Lichtes bedarf, herbeigelaufen kommt, da sein Diener Franz vom fürchterlichsten Fieber auf seinem Lager hin- und hergeworfen wird. Die zweite Bearbeitung, in welcher Franz selbst auf Adelheidens Anstiften seinen Herrn vergiftet hat, mußte hier die wesentlichste Umgestaltung eintreten lassen. Das Fräulein, welches weinend hereinkommt, berichtet auf Weislingen's Frage nach Franz und den übrigen, die Diener hätten in der Nacht alles geraubt und seien davon gegangen, nachdem sie den Thorwächter zum Aufschließen gezwungen. Weislingen nimmt diese Nachricht mit innigem Dank gegen Gott an, der ihn also noch vor seinem Tode büßen lasse — eine Aeußerung, die dem Charakter Weislingen's wenig zu entsprechen scheint. Eher sollte er mit tiefem Schmerzgefühl hervorheben, daß sich alle in seinem Elende von ihm abwenden. Noch schlimmer steht es mit Franz, der von fürchterlichen Schmerzen gequält wird, so daß die Erinnerung daran die tiefste Seele umwendet. Ihn, den von leidenschaftlicher Sinnlichkeit getriebenen und ganz verschlungenen, von der Liebe verzückten und in Hoffnung auf ewige Fortdauer von Adelheidens Liebesgunst beseligten Jüngling, hat das verzehrende Fieber noch schlimmer angegriffen, als Weislingen selbst. „Bald rast er an den Wänden hinauf, als wenn an der Decke seine Glückseligkeit geheftet wäre; bald wirft er sich auf den Boden mit rollenden Augen, schrecklich, schrecklich! Dann wird er still und matt, und blickt nur mit Thränen in den Augen und seufzt — und nennt eure Gemahlin." Von einer weisen Frau aus dem nahen Dorfe hat sie vernommen, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugehe, daß sein Leben durch mächtige Zauberformeln der Verwesung geweiht sei, wobei es nur auffallend ist, daß die weise Frau, wie dies sonst gewöhnlich ist, kein Gegenmittel weiß und in Anwendung bringt. Vergebens will Weislingen dies als Aberglauben verwerfen, das Fräulein glaubt fest daran, und schreibt auch Weislingen's Krankheit einer gleichen Verwünschung zu. Dieser muß freilich zugeben, daß sein schrecklicher Zustand ihn urplötzlich auf ganz unerklärliche Weise überfallen habe, aber er mag darüber nicht weiter nachdenken, sondern treibt das Fräulein, ihm möglichst rasch ein Licht zu besorgen, um mit dem ihn drängenden Briefe zu Ende zu kommen. Marien aber bittet er, den Brief in die Hände des Regimentsrathes von Seckendorf zu geben, der immer seiner Härte entgegengetreten sei, und der alles zu Gunsten des Bruders thun werde. In der Lebensbeschreibung wird einmal des vornehmen Fränkischen Geschlechtes von Seckendorff gedacht; unter den Kaiserlichen Kommissarien wird ein Seckendorff eben so wenig als Weislingen genannt.

Marien selbst bedauert Weislingen, daß sie des Bruders wegen zu einer so „grausamen Szene" habe kommen müssen. Vergebens will sie Gottes Hülfe für ihn, den tief gesunkenen Mann, herabflehn; dieser hat sein Antlitz längst von ihm abgewandt, da er den Weg zum Verderben gewandelt. Den letzten Schlag soll er von dem mit dem Lichte zurückkommenden Fräulein erfahren, welches auf seine Frage, ob der an seine Frau gesandte Bote zurückgekehrt sei, erwiedern muß, diese werde nicht kommen, und auf weiteres Drängen gesteht, daß sie ihn nicht liebe, daß sie auf seinen Tod warte und für Sickingen in glühendster Liebe entbrannt sei. So hat Weislingen's Verrath der engelreinen Maria sich an diesem bitter gerächt, aber leider werden wir zu gleicher Zeit daran gemahnt, wenn das Fräulein auch glücklicher Weise mit ihrem ganzen Geheimnisse noch zu rechter Zeit inne hält, daß Mariens Gatte selbst, der edle Sickingen, von den Schlingen des ränkevollen Weibes umstrickt ist.

Weislingen fordert nun Marien auf, den Brief zu nehmen und wegzugehn „aus der Nachbarschaft dieser Hölle", diese aber will nicht von dem armen Verlassenen weichen, der seine Bitte dringender wiederholt. „Ich bitte dich, geh'. Elend! Elend! ganz allein zu sterben, von niemanden gepflegt, von niemanden beweint! Schon die Freudenfeste nach seinem Tode versummen hören! Und den letzten einzigen Trost, Marie, deine Gegenwart — Ich muß dich weg bitten — Das ist mehr Qual als alles." *) Marie will ihn nicht lassen, er solle sie als seine Wärterin betrachten; Gott möge ihm so vergeben, wie sie ihm alles vergeben habe. Das fromme Bittgebet thut seinem Herzen wohl, das selbst nicht zu Gott zu flehn vermag, da es so verschlossen ist, daß es sogar in Mariens Liebe nur Elend fühlt. **) Diese weist ihn auf Gottes Erbarmung vertrauensvoll hin, aber Weislingen fühlt sich von dem furchtbaren Todeskampfe ganz durchschüttert, in welchem er schon die Qualen der ihm grausig drohenden Hölle vorempfindet. „Ich sterbe, sterbe, und kann nicht ersterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes zerrissen, schmeck' ich die Qualen der Hölle alle vor." ***) Mariens zart und tief fühlende Seele weiß in ihrer Verzweiflung an allem menschlichen Trost nur bei Gottes unerschöpflicher Gnade Hülfe zu suchen. „Erbarmer! erbarme dich seiner. Nur einen liebevollen

---

*) Diese Stelle ist in der zweiten Bearbeitung wesentlich erweitert und glücklicher gefaßt.

**) Die Worte: „Sogar ich fühle nur Elend in deiner Liebe", hat die zweite Bearbeitung mit Recht gestrichen.

***) Die zweite Bearbeitung läßt das Wort „zerrissen" weg und liest am Schlusse weniger bezeichnend: „sind die Qualen der Hölle."

Blick*) in sein Herz, daß es sich zum Trost öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den ewigen Tod hinüber bringe!" Höchst auffallend muß es scheinen, daß die liebevollsten Antheil nehmende, engelmilde Marie hier den Ausspruch thun soll, Weislingen sei ewig verloren — denn anders kann der „ewige Tod" doch nichts bezeichnen —; in der zweiten Bearbeitung ist das anstößige Beiwort auch mit Recht ausgefallen. Den wirklichen Eintritt von Weislingen's Tod zu schildern hat der Dichter sich mit Fug enthalten, da er uns nur die fürchterliche Rache schildern will, welche der Verrath der reinsten Seelen Weislingen gebracht hat.

Aber auch Adelheid soll von ihrer Strafe bald ereilt werden. In einer versinkenden Zeit, wie der Dichter sie uns im „Götz" schildert, muß sich das Recht in's Geheime zurückziehen, und so kann Adelheidens Vergehen nur von dem heimlichen Gerichte zur Verantwortung und Sühne gezogen werden. Daß das heimliche Gericht trotz seiner Heimlichkeit keine Privatsache, sondern vom Kaiser anerkannt und vom Erzbischofe von Köln überwacht wurde, wodurch freilich manche schreiende Ungerechtigkeit nicht vermieden werden konnte — dies übergeht der Dichter seinem Zwecke gemäß völlig; ihm liegt es nur daran, durch das heimliche Gericht zu zeigen, wie große Verbrechen der Vornehmen zu jener Zeit nicht öffentlich, sondern nur insgeheim verfolgt und gestraft werden konnten, während, wo es die Unterdrückung des Rechts und die Hebung tyrannischer Macht der Fürsten und Reichsstände galt, sich diese öffentlich zu gemeinsamer übermächtiger Wirksamkeit verbanden. Götz, der biedere, nur das Recht gegen Willkür auf seine Art wahrende Ritter, wird öffentlich von den Fürsten verfolgt und verrathen, und entgeht mit Mühe dem Henkertode, nachdem durch die Treulosigkeit seiner Feinde alle seine Kraft und Wirksamkeit gebrochen ist, während Adelheidens Verbrechen vor ein heimliches Gericht gezogen werden muß.

In der Darstellung des heimlichen Gerichtes hat der Dichter keineswegs nach geschichtlicher Wahrheit und Treue gestrebt, sondern nur einzelne überkommene Züge zu seinem Zwecke benutzt; steht ja sogar die Verfolgung Adelheidens vor dem heimlichen Gerichte mit der allbekannten Bestimmung in Widerspruch, daß Frauen von den Fehmgerichten befreit waren. Wir finden bei Goethe das heimliche Gericht in einem kleinen unterirdischen Gewölbe; um einen schwarzbedeckten Tisch, auf dem Schwert und Strang liegen, sitzen sieben Oberrichter wogegen auf jeder Seite sieben Unterrichter stehen, alle tragen weiße lange Kleider, und sind vermummt. In der zweiten Bearbeitung, welche als Ort ein finsteres enges Gewölbe angibt,

*) Bezeichnender steht in der zweiten Bearbeitung „einen Blick deiner Liebe", dagegen scheint das hier eingeführte „an sein Herz" weniger passend.

ist die Unterscheidung zwischen Ober- und Unterrichtern verschwunden, und nur bemerkt, daß die Richter alle vermummt seien.

Eine Hauptquelle für Goethe's Kenntniß der Fehmgerichte war das berühmte, oben S. 2 näher bezeichnete Werk von Datt, aus welchem sich folgendes ergibt. Vor dem Freigrafen wurde durch einen Freischöffen die Klage vorgebracht, und zunächst entschieden, ob die Sache vorm Fehmgerichte zugelassen werden solle, ob sie „fehmrügig" sei. Hierauf erst erließ der Freigraf die erste Vorladung; die erste Frist war für solche, die selbst Freischöffen oder, wie man diese auch nannte, Wissende waren, auf sechs Wochen und drei Tage, für Nichtwissende auf dreizehn oder vierzehn Nächte angesetzt. Bei der Verhandlung selbst mußte der Freischöffe, welcher die Klage übernommen hatte, des Klägers „gewonnener Fürsprech", an den Freigrafen „die Frage eines rechten Urtheils" stellen, worin er gegen den Schuldigen eine ganz bestimmt angegebene Strafe beantragte. Der Freigraf fällte nicht selbst das Urtheil, sondern beauftragte damit einen der beisitzenden Freischöffen, er „setzte oder stellte das Urtheil" an einen Freischöffen. Dieser aber erhob sich darauf und entfernte sich vom Gerichte; ihm folgten die übrigen Schöffen, so wie diejenigen, welche das Recht hatten, um das Gericht herumzustehn, der sogenannte Umstand oder die Umständer des Gerichts; die Zahl derjenigen, welche dem zum Richter ernannten Freischöffen folgte, die „Folge", wie sie zuweilen heißt, bestand oft aus sechzig bis siebzig Personen. Der Richter vernahm nun die Ansicht dieser Folge, ehe er seine eigene eröffnete; stimmten alle überein, so ging die ganze Folge mit ihm an's Gericht zurück, wo, wenn von Seiten des Vorsitzenden kein Widerspruch erfolgte, das Urtheil unwiderruflich nach der Ansicht des Richters vom Freigrafen ausgesprochen ward. Mit der Ausführung desselben wurden ein oder zwei Freischöffen betraut, denen aber jeder andere Freischöffe auf Verlangen hülfreiche Hand leisten mußte. Neben dem Werke von Datt benutzte Goethe ohne Zweifel den zweiten im Jahre 1760 zu Frankfurt erschienenen Band des Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus ineditum e bibliotheca Senckenbergiana, welches S. S. 88—144 unter der Ueberschrift: Codex legum et consuetudinum judicii Westphalici summae sedis Tremoniensis, den Abdruck einer aus dem Nördlinger Archiv stammenden Handschrift über die Fehmgerichte enthält, an deren Schluß die sogenannte Arnsberger Reformation sich findet. Hier wird nun gelehrt, der Freigraf müsse, sobald er sich auf den Stuhl niedergelassen, an den Freifrohnen die Frage stellen, ob es am Tage und an der Zeit sei zu richten unter Königsbanne. Auf erfolgte Bejahung fragt der Freigraf weiter, mit wie vielen Schöffen und Freien er den Stuhl besetzen soll, worauf die Erwiederung erfolgt, er solle den Stuhl mit wenig-

stens sieben Freien der Grafschaft besetzen, und ein Schwert mit einem Stricke oder einer Weide solle auf dem Tische vor ihnen liegen. Der Freigraf besetzt dann den Stuhl mit sieben namentlich genannten Freischöffen, denen er noch andere zugesellt. Nach der Arnsberger Reformation soll ein Unwissender nur einmal auf sechs Wochen und drei Tage und zwar vor ein offenbar, und nicht vor ein heimlich Gericht geladen werden. Weiter heißt es daselbst (S. 107 f.): „Es sol auch ain yedlicher Freygref nit richtten noch gericht besitzen dann mit wissen und willen seiner Stulherrn; der sol neben im angespannen banck (bei angeordnetem Gericht) sitzen zu richten über leib und Ere, und sol das Swert vor ihm liegen haben mit der Wyd, Das Swert bedeut das Creutz, do Jesus Cristus an gelitten hat, und die gestrengkeit des gerichtes, Die Wyd bedeutt die Straffung den bösen umb ihr Missethat." Darauf wird vom Freigericht, da es höher als alle übrigen Gerichte stehe, auch „mehr Zucht" vor Gott gefordert. „Die erst Zucht ist das der Freygreff und der Stulherr und der Schriber mit dem Buch, und der Fryfron sol auch do neben steen, und alle Fryschöffen die in Umbstand gehörent dreissig, und nit mynder, merer mag Ir wol sein Und es sol auch kain unwissender unter in nit sein. — Am ersten wann man das gericht verbannt bej küngespanne und der heymlichen besloffen acht, dinget oder richtet So söllen alle Ire Häupter bloß und ungedeckt sein, Das sie weder kappen noch huette noch nichts daruff haben.*) — Und Ir aller Antlit sol unbedeckt sein. — Sy sollen auch alle bloße Hend haben. — Sie söllen auch mentelein, Das seint Hökin uf Iren Schultdern haben. — Sy söllen auch kein waffen nit bej In haben noch kainen Harnasch. — Auch so söllent sein an allen zorn und vonstende nüchtern." **)

Goethe hat die Siebenzahl und das auf dem Tisch liegende Schwert nebst Strick beibehalten. Die „Umstände" haben ihn zu der Unterscheidung von Ober- und Unterrichtern geführt, die er auf ganz eigene Weise benutzt. Sonst ist alles seine eigene Erfindung, und darauf berechnet, dem Ganzen den Charakter des Grausenhaften, Unheimlichen aufzudrücken, so besonders die Vermummung, der schwarzbedeckte Tisch, mit welchen die weißen langen Kleider, die auf die Reinheit des Herzens der Richter deuten sollen, einen wirksamen Gegensatz bilden. Der erste Oberrichter — in der zweiten Bearbeitung als „Aeltester" bezeichnet — erinnert die Richter an

*) Wir lassen hier und im folgenden die symbolischen Deutungen dieser Bestimmungen als unwesentlich weg.

**) Die neuern, so höchst erfolgreichen Versuche zur Aufklärung der Fehmgerichte von Wigand, Troß, Usener, Wachter u. a. müssen hier, wo es sich zunächst um die Goethe vorliegenden Quellen handelt, unberücksichtigt bleiben.

ihren auf Strang und Schwert geschworenen Eid, unsträflich zu sein und zu richten im Verborgenen und zu strafen im Verborgenen, Gott gleich*), und fordert sie auf, wenn ihre Herzen und Hände rein seien, die Arme zu erheben und ihr Wehe über die Missethäter zu rufen**), was dann sofort geschieht. Nach dieser feierlichen Einweihung wendet sich der erste Oberrichter an den „Rufer", mit der Weisung, das Gericht zu beginnen, die Kläger vorzurufen. Der erste Unterrichter — in der zweiten Bearbeitung wird er in der Personenbezeichnung als „Rufer" aufgeführt — ruft nun die Klage gegen den Missethäter. „Wessen Herz rein ist und wessen Hände rein sind***) zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!" Ein zweiter Unterrichter — in der zweiten Bearbeitung gleich als „Kläger" bezeichnet — tritt nun auf†), und erhebt die Klage, nachdem er betheuert hat, daß sein Herz rein von Missethat und seine Hand rein von unschuldigem Blut sei.††) „Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen.†††) Ich hebe meine Hand auf, und klage! klage! klage!" Auf die Frage des ersten Oberrichters, wogegen er Klage erhebe, klagt er nun Adelheid von Weislingen auf Strang und Schwert an. „Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht und ihren Mann sammt seinem Knaben durch geheime verzehrende Mittel zu Tode gesaugt.†*) Der Mann ist todt, der Knabe stirbt."†**) Auffallend muß

---

*) Von einem solchen Eide findet sich keine Spur. Der Freischöffe mußte nur schwören, das Geheimniß der Fehme vor allen außer dem Kaiser zu wahren, die Fehme in jeder Weise gewissenhaft zu fördern und vor allem den betreffenden Freistuhl.

**) Die zweite Bearbeitung hat aus der bloßen Anrede der Richter einen selbständigen, viel bedeutsamer eintretenden Satz gemacht, auch sonst den Ausdruck etwas straffer angezogen.

***) In der zweiten Bearbeitung heißt es: „Des Herz rein ist, dessen Hände rein sind", wobei das Gefühl für Wohllaut den Dichter irre führte.

†) Vom Kläger und dem später erscheinenden Rächer bedient sich die zweite Bearbeitung des Ausdrucks „tritt vor", indem sie beide sich nicht unter den Richtern, sondern im Hintergrunde des Aufrufs wartend denkt.

††) Statt „und meine Hand" gibt die zweite Bearbeitung „meine Hände."

†††) Er kann sich als sündigen Menschen nicht von aller Lockung zum Bösen freisprechen, drückt aber den Wunsch aus, von aller Schuld frei zu bleiben — eine mittelbare Erklärung, daß bei der Anklage, die er jetzt vorbringen wolle, er keines bösen Willens sich bewußt sei.

†*) Das Zaubermittel saugt die Lebenskraft aus und überliefert den Unglücklichen der Verwesung. Vgl. oben S. 73.

†**) Die Stelle hat in der zweiten Bearbeitung eine durch die veränderte Dar-

es scheinen, daß hier nicht zugleich der Ehebrecher angeklagt wird, der sich dazu eines doppelten Ehebruchs schuldig gemacht, worauf man nicht in ähnlicher Weise antworten kann, wie Abraham a St. Clara in Betreff der von den Pharisäern im Evangelium vorgeführten Ehebrecherin. Der erste Oberrichter läßt sodann den Kläger die Wahrheit der Klage beschwören, und seinen Hals, im Fall er die Unwahrheit sage, der Strafe des Mordes und des Ehebruches bieten. Von einer erfolgten Vorladung findet sich hier keine Spur, ja die Anklage und Verurtheilung folgt dem Verbrechen so rasch auf dem Fuße, daß Franz noch nicht verschieden ist. Auch die Art, wie das Urtheil gefällt wird, widerspricht allem, was über das Verfahren beim Fehmgericht bekannt ist. Der Oberrichter steht auf und sammelt die Stimmen; zuerst treten die sechs übrigen Oberrichter, dann die sieben Unterrichter der Rechten, endlich die sieben der Linken zu ihm und reden mit ihm heimlich.*) Nachdem er die Stimmen vernommen, setzt er sich wieder, worauf dann der Kläger an die Richter des heimlichen Gerichtes die Frage stellt, was ihr Urtheil über Adelheid von Weislingen sei. Der erste Oberrichter spricht dieses denn mit besonderer Erhebung in den Worten aus: „Sterben soll sie! Sterben des bittern Tods. Mit Strang und Dolch. Büßen doppelt doppelte Missethat.**) Streckt eure Händ empor und ruft wehe über sie, wehe! weh! und übergebt sie den Händen des Rächers.“ ***) Der unmittelbar darauf eintretende Rächer faßt nun Strang und Schwert an, zur Betheurung, daß er sie binnen acht Tage Zeit „vor dem Angesichte des Himmels“ tilgen wolle.†) „Wo du sie findest, nieder mit ihr in

---

stellung des Todes von Weislingen und Franz nothwendig gewordene Umgestaltung erfahren.

*) Die zweite Bearbeitung, welche die Unterscheidung von Ober- und Unterrichtern nicht kennt, bemerkt nach den Worten des Aeltesten: „Eure Stimmen!“ ganz einfach: „Sie reden heimlich.“

**) Im Abdruck steht „doppele“ statt „doppelt.“ In der zweiten Bearbeitung lesen wir: „Sterben soll sie! sterben des bittern doppelten Todes; mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Missethat!“ Der Mörder erdrosselt auch weiter unten Adelheid zuerst und durchsticht sie dann mit dem Dolche.

***) Die zweite Bearbeitung gibt hier: Und rufet Weh über sie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.“

†) Daß „vor dem Angesichte“ statt „von dem Angesichte“ zu lesen sei, habe ich schon in meinen „Frauenbildern“ S. 480 Note 2 bemerkt. Der Ausdruck „von dem Angesicht des Himmels“ in der Bedeutung „von der Erde“ wäre doch gar zu sonderbar. „Vor'm Angesicht der Sonne“ (später im), „vorm Angesicht des Volks“, sagt Goethe im „Egmont“ (B. 9, 225. 233).

Staub! du oder deine Gehülfen.*) Richter, die ihr richtet im Verborgenen**), Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut." So wird die schauerliche Gerichtshandlung mit einem feierlichen Schlußworte beendet, wie sie durch eine ähnliche Anrede eingeleitet wurde. Der Dichter hat die ganze Darstellung in einfach bedeutsamem, schauerlich wirkendem Ton zu halten gewußt, und dadurch für die später vielfach in Ritterdramen vorkommenden ähnlichen Szenen einen dichterischen Typus ausgeprägt, an dem man sich fester hielt als an die geschichtliche Ueberlieferung.

Nachdem also die Rache für Adelheidens Verbrechen insgeheim vorbereitet ist, finden wir die von Weislingen zurückgekehrte Maria und Lersen im Wirthshause wieder. Erstere hat mittlerweile von der Kaiserlichen Kommission auf Verwendung von Seckendorf's eine Erleichterung des Gefängnisses ihres Bruders erlangt. Aber Lersen kann sie mit keinem frohen Willkommgruß empfangen. Wie erwünscht ihm auch die Vernichtung des Todesurtheils sein mag, wahren Trost kann die Erde seinem Herrn nicht geben, nur ein Engel des Himmels, der ein Wunderevangelium verkündete, könnte Heil und Rettung bringen. Der Begnadigung muß er die Trauerkunde entgegenstellen, daß der gute, herzlich betrauerte Georg bei Miltenberg erstochen worden. Götz hängt mit ganzer Seele an dem tapfern, biedern Reiterjungen, und schickt täglich zehnmal, um Erkundigung über ihn einzuziehen; die Mittheilung der unglücklichen Gewißheit würde seinem Herzen den letzten Stoß geben, da er von dem drückenden Gefängnisse und dem gewaltigen Kummer so erschöpft ist, daß sein Tod stündlich zu fürchten steht. Maria spricht ihren bittersten Unmuth darüber aus, daß ihre für den Bruder gefaßte Hoffnung so traurig vernichtet werden soll, bittet aber Lersen, sie sofort zu diesem hinzubringen, den sie doch noch einmal sehn müsse. „O Gott! sind denn die Hoffnungen dieser Erde Irrlichter, die, unsrer zu spotten und uns zu verführen, muthwillig in ängstliche Finsterniß einen freundlichen Strahl zu senden scheinen? Bring mich zu ihm!" So wenig diese letzte Aeußerung im Charakter der engelmilden Maria liegt, so wenig können wir die ganze Szene, worin die Erwähnung Georg's wunderlich eingefügt ist, für gelungen halten. Daß Götz in Folge des Gefängnisses und herbsten Kummers seiner Auflösung nahe sei, so daß man

---

*) Die mit großer Freiheit angefügten Worte: „du oder deine Gehülfen", sind in der zweiten Bearbeitung weggeblieben.

**) Mit Recht fügt die zweite Bearbeitung hinzu „und strafet im Verborgenen", wie es auch in der ersten Anrede des ersten Oberrichters heißt. Gleich darauf hat sie „für" statt „vor".

fürchten müsse, ihm Georg's Tod mitzutheilen, hätte in anderer Weise angedeutet werden sollen, wenn es anders, was nicht zu behaupten steht, im Fortschritte der Handlung hier nicht entbehrt werden konnte. Goethe hat in der zweiten Bearbeitung diese Szene ganz fallen lassen und dafür eine andere ganz kurze eingefügt, welche aber auch ihr Bedenken hat und gleichfalls unnöthig erscheint. Er führt uns nämlich Marien und Lersen auf dem Rückwege im Hofe einer Herberge vor. Maria will sich nicht länger halten lassen, sondern trotz der Nacht und der Ermüdung der Pferde sogleich weiter, da sie nicht Ruhe noch Rast findet, bis sie ihren Bruder gesehen, so daß Lerse sich wider Willen fügen muß. Goethe nimmt also hier an, abweichend vom ersten Entwurf Lerse habe Marien auf ihrer Reise zu Weislingen begleitet, obgleich es für höchst unwahrscheinlich gelten muß, daß diese ihren Bruder in seiner unglücklichen Lage eines so treuen Dieners und Freundes habe berauben können. Lerse's Sorge für Marien ist an sich sehr gegründet, aber muß auch er nicht wünschen, mit der Begnadigung bald möglichst, und wäre es auch ohne Marien, Götz und die treu liebende Gattin zu erfreuen! Daß Maria sich sehr beeile, den Bruder wiederzusehn, bedarf keiner Ausführung, besonders bei der springenden, nicht alle Punkte der Handlung genau verfolgenden Darstellung. Die Erwähnung von Georg's Ende und von der Furcht, dem auf den Tod schwachen Götz diese Trauerkunde mitzutheilen, hat die zweite Bearbeitung weiter unten an passender Stelle eingeführt.

Die blutige Rache, welcher Adelheid verfallen ist, kommt endlich in der folgenden Szene zur Vollziehung. In ihrem Schlafzimmer finden wir diese in tiefer Nacht, von ängstlicher Unruhe gequält. Sie wünscht den Morgen heran, da ihr Blut von den seltsamsten Ahnungen herumgetrieben wird, und „der Sturm den ruhigen Wanderer Schlaf vertreibt", obgleich sie sich so ermüdet fühlt, daß sie vor der Entkräftung, welche alle ihre Glieder schmerzlich lähmt, fast weinen möchte. Die Nacht ist so dunkel und stürmisch, und erinnert sie unwillkührlich an die ganz gleiche Mitternacht, wo Sickingen sie unter den Zigeunern gefunden, wie an jene andere, wo sie in seinen Armen ruhte — gleichsam die beiden Knotenpunkte ihres verbrecherisch sich entwickelnden Geschickes. Aber ihr fieberhaft aufgeregter Geist läßt sie bei dieser sonst so lieben Erinnerung nicht lange verweilen. So unheimlich wird es ihr in ihrem Zimmer; die Lampe brennt so düster, und die Dunkelheit ängstigt sie, daß sie zur Schelle greift, um einen ihrer Diener aufzuwecken. Es ist das erstemal, daß sie sich so ganz allein und einsam fühlt; ihre glühenden, vorwärts dringenden Leidenschaften gaben ihr früher die lebhafteste Unterhaltung und Spannung, aber jetzt fühlt sie sich von der Unruhe des Gewissens so bitter verfolgt, daß sie „nackend, wie ein

Missethäter vor Gericht steht". In ihre auf die gegenwärtige Lage bezüglichen Bemerkungen mischen sich ängstlich bewegte, in die Weite schweifende Gedanken ein. Sie erinnert sich, daß sie ihr Mädchen von sich gelassen; aber noch ehe sie diese Erinnerung ganz ausgesprochen, erfaßt sie die Ungewißheit, ob Weislingen schon todt sei. Von immer steigender Angst aufgeschreckt, zieht sie noch einmal die Schelle; aber auch diesmal hört niemand, „der Schlaf hält ihnen die Ohren zu." Der Rächer des heimlichen Gerichts hat alle ihre Diener wegzuschaffen gewußt. Da beschleicht sie der neue, gleichfalls aus ihrem schuldbewußten Gewissen aufsteigende Zweifel, ob auch ihr Franz schon todt sei, und sie kann nicht unterlassen, ihr Bedauern über den „lieben Jungen" auszusprechen, den sie Sickingen's wegen opfern mußte. Ganz erschöpft setzt sie sich an den Tisch, wo sie endlich in Erinnerung an Sickingen, das höchste Ziel ihres stolzen Ehrgeizes, einschläft. Adelheidens Monolog enthält manche geniale Züge, und auch die Anordnung ist im ganzen wohl zu billigen, aber es fehlt zuweilen an treffend bezeichnenden Uebergängen, und der Ausdruck ist ein paarmal durch Haschen nach Ungewöhnlichem und scharfer Bezeichnung vergriffen, woneben er dann auch anderswo matt abfällt, woran die Raschheit des ersten Entwurfes und der Mangel vollendeter Durchbildung die Schuld trägt.

Auf das Grausenhafte der nun folgenden Ermordungsszene und die Erfindung derselben hielt der junge Dichter, als sie sich in seinem Geiste bildete und zur kecken Ausführung gelangte, ohne Zweifel große Stücke, aber er hatte später Selbstüberwindung und Einsicht genug, sie nebst dem vorhergehenden Monolog ganz auszuscheiden, wobei ihn das richtige Gefühl leitete, daß die wirklich erfolgte Ermordung des ränkevollen Weibes nicht nothwendig zur Darstellung gelangen müsse, ja daß die Anziehung der Todesszene des Götz, die in großartiger Bedeutsamkeit hervortreten muß, dadurch wesentlich beeinträchtigt werde. Das moralische Gefühl ist durch Adelheidens Verurtheilung und die vom Rächer übernommene Verpflichtung, ihre Verbrechen mit Strang und Dolch zu sühnen, hinlänglich befriedigt, und bedurfte es eines Gegensatzes zu Götzens Tod, so ist ein solcher schon in Weislingen's verzweiflungsvollem Ende gegeben.

Franz zeigt sich seiner Herrin im Augenblick seines Todes an, und zu gleicher Zeit kommt der Mörder unter Adelheidens Bett hervor, wo er lange auf ihr Einschlafen hatte warten müssen. Die Vollziehung des Urtheils des heimlichen Gerichtes wird hier, abweichend von der allgemeinen Ueberlieferung, nicht einem Freischöffen, sondern einem gedungenen Mörder gegeben (er nennt sich selbst einen „Elenden"), wodurch die Szene, besonders an der Stelle, wo der Mörder Adelheidens Hingabe verlangt, viel

wirksamer wird. Auch tritt dadurch das Treiben der heimlichen Gerichte, das sich solcher schleichenden Mörder bedienen muß, in ein noch düstereres Licht. Nachdem Franz zweimal Adelheid beim Namen angerufen hat und wieder verschwunden ist, erwacht diese voll Angst über die grause Erscheinung; sie hatte ihn mit hohlen und doch liebevollen Blicken gesehen, wie er eben mit dem Tode rang. Aber während sie von diesem Schrecken sich an der Wirklichkeit ihrer äußern Umgebung zu erholen trachtet, tritt ihr der Mörder mit Strang und Dolch vor Augen, gegen den sie um Hülfe ruft. Dieser aber erwiedert, ihr Ruf gelte nur dem Tode, der ihr nahe sei; „Rachegeister halten der Hülfe die Ohren zu.“ *) In bitterster Todesangst bietet sie ihm ihr Gold, ihre Juwelen an, wenn er ihr das Leben lassen wolle; er aber gibt sich jetzt noch bestimmter als Rächer ihrer Schuld zu erkennen. „Finsterniß hat Finsterniß gerichtet, und du mußt sterben.“ Adelheidens Wehe ruft er über ihren Kopf, und fordert sie auf, ihr sündiges Herz im letzten Augenblick reuevoll zum Himmel zu erheben. „Wenn die scheusliche Gestalten deiner Thaten dich nicht zur Hölle hinab schrecken, so blick' auf, blick' auf zum Rächer im Himmel, und bitt' mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe“ — eine Mahnung, die im Munde eines gedungenen Mörders höchlich auffallen muß. Adelheidens Seele hat längst verlernt, sich nach oben hinzuwenden, sie ist ganz sinnlichem Genusse und den Reizen irdischen Lebens zugewandt, weshalb sie zum letzten Mittel greift, sich dieses zu retten; flehentlich fällt sie dem Mörder zu Füßen, den ihre wundervolle Schönheit zu wilder Gier entflammt, so daß ihm der Gedanke kommt, durch das täuschende Versprechen, ihr das Leben zu schenken, sich des höchsten Liebesgenusses theilhaft zu machen. Adelheid sieht, daß er stutzt, und als er sie nun bittet, ihr das zuzugestehn, was ein Mann von einer schönen Frau in tiefer Nacht verlangen könne, da fühlt sie zum erstenmal ganz, wie tief, wie unrettbar tief sie gesunken sei. „Mein Maß ist voll. Laster und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teuflischen Armen umfaßt. Ich büße, büße. Umsonst suchst du Laster mit Laster, Schande mit Schande zu tilgen. Die scheuslichste Entehrung und der schmählichste Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen.“ Da aber der Mörder zum Entschlusse drängt, da greift das ränkevolle Weib, dem Tod und der Entehrung zu gleicher Zeit zu entgehn, zu einer ihrer würdigen List. Sie wendet sich zum Bette, zu welchem jener ihr folgt, und sticht nach ihm mit einem unter dem Kopfkissen hervorgezogenen Dolche. Der Mörder aber, ergrimmt über das Weib, das bis zu Ende vom Verrath nicht ablassen kann, fällt über sie her und erdrosselt sie, worauf er ihr

---

*) Aehnlich hieß es oben: „Der Schlaf hält ihnen die Ohren zu.“

noch mit dem Dolche einige Stiche versetzt. Jetzt erst bemerkt er, daß er selbst blute. Die Schlußworte: „So bezahlt sich dein blutig Gelüst. — Du bist nicht der erste. — Gott! machtest du sie so schön, und konntest du sie nicht gut machen!" stimmen wenig zum bestimmt ausgesprochenen Charakter des Mörders, und wirken sehr störend. Auch bedurfte die Szene eines solchen Abschlusses keineswegs. Wie wenig der Dichter die Darstellung des Gräßlichen scheut, sahen wir oben in der ersten Szene des Bauernkriegs; aber während Lenz u. a. sich darin gefielen, tilgte er dies schon ganz in der zweiten, zum Druck bestimmten Bearbeitung, in welcher er auch das Zaubermittel und die Geistererscheinung mit einer bei dem vierundzwanzigjährigen Jüngling und in jener wild gährenden, auf starke Wirkungen hinarbeitenden Zeit wahrhaft überraschenden Entsagung wegließ.

Nachdem wir Weislingen's und Adelheidens grausenhaftes Ende gesehen haben, bleibt dem Dichter nur noch die Darstellung von Götzens Scheiden übrig. Er versetzt uns in ein Gärtchen am Gefängnisse, wohin Götz sich von den Seinen tragen läßt. Der edle freie Rittersmann, der sein Leben lang wacker gekämpft und gerungen, um der einbrechenden Unterdrückung zu wehren, kann seine Seele nicht in den beengten Kerkermauern aushauchen; zu Gottes freier Luft fühlt er sich mächtig hingezogen. „Tragt mich hier unter diesen Baum, daß ich noch einmal die Luft der Freiheit aus voller Brust in mich sauge und sterbe." In der zweiten Bearbeitung ist die Aeußerung von Götz wesentlich geändert, und vor derselben noch eine längere Stelle glücklich eingeschoben, in welche das oben ausgefallene Gespräch zwischen Marien und Lersen mit passenden Veränderungen zum Theil übergegangen ist. Wir treffen im „Gärtchen am Thurn" zunächst Marien und Lerse, die eben von der Reise (vgl. oben S. 104) zurückgekehrt sind. Lerse eilt in den Thurm hinein, um zu sehn, wie es mit Götz steht. Elisabeth tritt sodann mit dem Wächter heraus, dem sie für die an ihrem Herrn bezeugte Liebe und Treue dankt. Maria verkündet auf Elisabeth's Frage, daß sie ihres Bruders Sicherheit bringe, aber sie ist nicht so wohlgemuth, wie in dem ersten Entwurf, wo erst Lersen's Mittheilung sie aus ihrer hoffnungsvollen Freude herausscheucht (vgl. oben S. 103), vielmehr klagt sie hier, daß ihr Herz zerrissen sei, da Weislingen von seinem Weibe vergiftet, ihr Mann von den Fürsten eingeschlossen und belagert sei. Im ersten Entwurf gedenkt Lersen in einer frühern Szene (vgl. S. 82), daß über Sickingen's Ueberfall von Trier eine schreckliche Bewegung sei, ohne daß im fernern Verlauf dieser Sache irgend weiter gedacht würde, wie denn Sickingen's Person dem Dichter zuletzt da er sie nicht wohl verwenden konnte, lästig wurde. Elisabeth will an jenes Gerücht von der Belagerung Sickingen's nicht glauben, und bittet Marien, ja den Götz nichts

davon merken zu lassen. Darauf eröffnet ihr Elisabeth fast ganz in derselben Weise, wie Lersen in der ausgefallenen Szene des ersten Entwurfs (vgl. oben S. 103), den hoffnungslosen Zustand ihres Gatten und den Tod Georg's, um dessen Schicksal Götz sie zehnmal des Tags frage und aussende, aber sie fürchte mit der schrecklichen Gewißheit seinem Herzen den letzten Stoß zu versetzen. Maria erwiedert dann mit den fast ohne alle Veränderung aus der ausgefallenen Szene herübergenommenen Worten: „O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!“ Jetzt erst wird Götz von Lerse und dem Wächter herausgetragen. Sein erstes Wort gilt einer Anrufung des allmächtigen Gottes, unter dessen Himmel er sich so wohl, so frei fühlt. Er sieht die Bäume ihre Knospen treiben und fühlt, wie hoffnungsvoll alle Welt den Frühling begrüßt; aber mit ihm ist es zu Ende. „Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.“ Von hier ab stimmen die beiden Bearbeitungen, wenige unwesentliche Veränderungen abgerechnet, wieder überein.

Götz nimmt von den Seinen den letzten, bittern Abschied. Elisabeth's Frage, ob Lersen seinen Sohn aus dem Kloster holen solle, verneint er, da dieser heiliger als er selbst sei, seines Segens nicht bedürfe. Ein höchst schmerzliches Gefühl befällt ihn bei dem Gedanken, daß sein kräftiges Geschlecht mit einem solchen „Heiligen“ enden solle. Der Segen, welchen sein alter Vater am Hochzeitstage über ihn sprach, ist nicht in Erfüllung gegangen; eine Nachkommenschaft von edlen, tapfern Söhnen, die aus seinem Gebete quoll, blieb ihm versagt, er stirbt als der Letzte, was freilich mit der Geschichte nicht stimmt (vgl. oben S. 30). Aber hat ihm das Schicksal auch keinen tapfern, ritterlichen Sohn verliehen, so hat es ihm doch in Lersen und Georg zwei tapfere Kampfgenossen gegeben, an denen seine Seele sich mächtig erfreute. Lersen's Angesicht, das ihm im muthigsten Gefecht so freundlich entgegen schien, hält ihn jetzt im Augenblicke des Todes allein aufrecht. Aber leider wird diese Freude durch die Abwesenheit Georg's getrübt, an dessen Blick er sich noch einmal wärmen möchte. Mit stummer Rührung vernehmen die Seinen diesen sehnlichsten Wunsch, dessen Erfüllung sie ihm nicht gewähren können. Ihr zur Erde gesenkter weinender Blick verräth ihm, daß er todt ist, und in gewaltsam überflutendem Schmerz wünscht er sich selbst den Tod. „Stirb, Gottfried! Du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt.“ Die Ueberzeugung, daß auf der Erde für wahren Edelmuth, für ritterliche Tapferkeit kein Raum mehr sei, drängt sich ihm im frühen Tode des geliebten Reitersjungen mit lebhafter Gewalt auf; Georg, in welchem er seine eigene derbe und edle Rittertugend der Nachkommenschaft zu vererben gehofft hatte, mußte fallen, weil solche ritterliche Kraft der Zeit versagt bleiben soll. Götz hat zu lange gelebt, da ihm

diese erschütternde Gewißheit noch vor seinem Ende werden mußte. Nachdem er dem Schmerz über Georg's Verlust seinen wärmsten Ausdruck verliehen, kann er sich nicht enthalten, genaueres über sein Ende zu erfragen, wo er denn zu seinem Troste vernimmt, daß er nicht unter den Mordbrennern hingerichtet worden, sondern bei Miltenberg erstochen worden, nachdem er sich um seine Freiheit wie ein Löwe gewehrt. „Gott sei Dank! sein Tod war Belohnung. Auch war er der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Laß meine Seele nun." *) Aber bitter fällt es ihm, seine Gattin zu verlassen in einer so nichtswürdigen **) Welt; Lersen's treuer Vorsorge empfiehlt er sie an, indem er beide ermahnt, sich gegen den Trug, der herrschen werde, wohl vorzusehn. „Verschließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thüren. Es kommen die Zeiten des Betrugs; es ist ihm Freiheit gegeben. Die Schwachen werden regieren mit List, und der Tapfre wird in die Netze fallen, womit die Feigheit die Pfade verwebt." ***) Auch Marien, der herzlich geliebten Schwester, muß er noch ein Wort der Liebe sagen. Gott möge ihr ihren Mann zurückgeben, doch kann er bei diesem Wunsche die in der Schlechtigkeit der Zeit begründete Furcht nicht unterdrücken, daß dieser so tief fallen werde, wie er hoch gestiegen sei. Sind ja die Besten und Tapfersten hingeschieden, nur die Schwachen und Unedlen bleiben zurück. „Selbiz starb und der gute Kaiser und mein Georg." Aber die lange, aus innigst wahrem Gefühl geflossene Rede hat ihn auch körperlich angegriffen. Er empfindet Durst und verlangt nach einem Trunk Wasser — er fühlt seinen Athem beklommen, und sehnt sich nach himmlischer Luft. Mit dem sehnlichsten Gefühle nach Freiheit, welche das Leben seines Lebens immerfort gewesen, verläßt er die Erde, die ihn empfindlich einengt. Elisabeth wendet sich in der Verzweiflung ihres Schmerzes zum Himmel, wo allein wahre Freiheit zu finden sei. Die milde Maria dagegen verdammt die Zeit, welche den edlen Mann †) von sich gestoßen, und Lersen beklagt eine Nachkommenschaft, die Götz verkennen könnte, wie die feige und

*) Die zweite Bearbeitung läßt die anstößigen Worte: „Sein Tod war Belohnung", ganz weg, und liest dann weiter: „Er war der beste u. s. w." Statt „laß" gibt sie das bezeichnendere „löse." Ungern vermißt man hier das anredende „Gott", wie in der „Iphigenie" B. 13, 50 die Anrede der Götter fehlt.

**) „Verderbt" steht in der zweiten Bearbeitung.

***) Die Worte „womit — verwebt" sind in der zweiten Bearbeitung ausgefallen, aber dafür „die Netze" in „ihre Netze" verändert. Sonst sind als Verbesserungen zu bemerken: „schließt", „Thore" statt „Thüren", „die Nichtswürdigen" statt „die Schwachen" und „der Edle" statt „der Tapfre".

†) Der erste Entwurf gibt: „Edler, edler Mann!" statt des kräftigern „Edler Mann! Edler Mann!"

schwache Mitwelt gethan, welcher der hohe, gerade Charakter des Helden ein Stein des Anstoßes geworden. Man würde hier Elisabeth und Marien gern ihre Reden vertauschen lassen, da die Verdammung der Zeit, die Götz von sich gestoßen, mehr im Charakter der starkmüthigen Elisabeth liegt, als sie der zartsinnigen Seele von Götzens Schwester eignet.

„Freiheit!" sagt Fr. K. von Moser, „war von den ältesten Zeiten unserer vaterländischen Geschichte immer das große Wort, so in der Mitte des Volkes lag, die allgemeine Losung der ganzen Nation." Freiheit ist auch der warme Pulsschlag, der Götzens ganzes Wesen durchzieht, Freiheit ist die Auserwählte seines Herzens, die er zur Zeit der Belagerung seines Schlosses bei der Neige des Weines leben läßt, der er dort sein letztes Wort, wenn er sterbe, weihen will, und die wirklich sein letztes Wort, sein letzter Gedanke ist. Freiheit war vor allem die Losung der durch Rousseau mächtig aufgetriebenen, gegen jede falsche Einzwängung und Unterdrückung enthusiastisch aufgeregten Zeit, in welcher Goethe's Jugend ihre tief eindringenden Wurzeln trieb. Goethe's „Götz" mit seiner begeisterten Erhebung der Freiheit ist somit der ächtdeutsche Ausdruck der Zeit, welche diese erste wahrhaft geniale Schöpfung unserer neuern Dichtung trug. Wie Goethe's Bildung und Leben sich jeder falschen Einzwängung entledigte, wie er mit überkeckem, himmelanstürmendem Sinne nur der Stimme seiner Brust folgte, und jedem eingefrorenen Wesen den Krieg erklärte, so wehrt sich Götz gegen die immer mehr einreißende Unterdrückung der zur Mehrung ihrer Macht verbündeten Städte und Fürsten, ihnen gegenüber sucht er auf eigene Hand das gefährdete Recht herzustellen: aber er fällt, weil die Zeit der natürlichen Freiheit auf immer dahin, weil an die Stelle der Manneskraft und Mannesehre Trug, List und eigennützige Herrschsucht getreten, gegen welche eine so edle, biedere und männliche Natur sich nicht halten kann. Von diesem Standpunkt ausgehend, mußte Goethe die ganze Gestaltung der neuern Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert als eine der freien Entwicklung feindselige, das Rechte, Wahre und Gute versumpfende, die Freiheit unterdrückende, nur dem Gelüst weniger Vorschub leistende auffassen, und wider sie in entschiedensten Gegensatz treten, indem er ihr den freien deutschen Mann, freilich zunächst in der Person eines auf eigene Faust das verletzte Recht herstellenden Ritters, entgegenhält. Als die goldene deutsche Zeit müssen ihm demnach die Jahrhunderte der vor der Entwicklung der Fürstenmacht liegenden mächtigen Ritterschaft gelten, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, woher er in den entschiedensten Gegensatz zu Moser tritt, welcher bereits im Anfange der sechziger Jahre in seinen „Beherzigungen" sich also aussprach: „Eine mitleidige Beherzigung des vielen Elends, in welchem der größte Theil der Menschen unter

dem immer strenger werdenden Joche der heutigen Regierungen seufzet, ein edler Eifer für die Vorrechte der Menschen hat seit einiger Zeit mehr als sonst verschiedene nachdenkende Männer zu dem Wunsche verleitet, die natürliche Freiheit des Menschen in ihrem ganzen großen Umfang mehr geltend zu machen. Denn, nach Helvetius, besteht in den gesitteten Staaten die Kunst, Gesetze zu geben, häufig nur darin; eine unzählbare Menge Menschen zu vermögen, zu dem Wohlstande etlicher weniger ihre Kräfte anzustrengen, was eine Beleidigung des Menschenstandes ist. Allein abgesehen davon, daß jeder Stand seine Last und seine Gemächlichkeit hat, so muß man, um den Werth des so eifersüchtig betrachteten Standes der natürlichen Freiheit richtig genug zu taxiren, nur den Zustand solcher Völker erwägen, welche unter einer noch unausgebildeten Regierungsform gestanden oder das strenge Joch eines tyrannischen Regiments von sich abgeschüttelt haben. In den Zeiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts lebte man in Deutschland in einem Zustande, welchen die Ritter jener Zeit für die natürliche Freiheit erkannt haben. Es war damals sehr gewöhnlich, daß geringe Personen, welche ihren Haß und Rache auf jemand gerichtet hatten, den Titel ihrer vermeintlichen Beleidigung an einen Edelmann verhandelten. Die Edelleute legten sich häufig auf offenbaren Straßenraub, und lauerten, als Flibustier des festen Landes, aus ihren Bergschlössern auf vorbeireisende Kaufleute, welche sie nach Gutbefinden plünderten: eine demüthigende Erinnerung für jeden, der in das Leben und die Thaten seiner Ahnherrn zu weit zurückgehn wollte! Der Befehdungen unter dem Adel selbst war gar kein Ende — eine sich weit auf das ganze Volk erstreckende Wildniß der Sitten, zu welcher auch die unaufhörlichen Kriege und Plünderungen zwischen dem Landadel und den Städten gehören."

Im geraden Widerspruche mit Moser hatte Justus Möser*) die Zeiten des Faustrechts für diejenigen erklärt, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Jugend und eine eigene Nationalität gezeigt habe, worin Goethe in der Darstellung des Götz vollkommen

---

*) Der in den „Beilagen zu den Osnabrückischen Intelligenzblättern" im Jahre 1770 erschienene Aufsatz „von dem Faustrecht" ward im ersten Theile der „patriotischen Phantasien" (1774) unter der Ueberschrift: „Der hohe Stil der Kunst unter den Deutschen", abgedruckt. Nach der Aeußerung Goethe's B. 22, 181, Herder habe ihn früher auf die Aufsätze Möser's in jener Zeitschrift aufmerksam gemacht, könnte man vermuthen, sie seien dem Dichter schon vor dem Erscheinen in den „patriotischen Phantasien" bekannt geworden; dies wird aber durch Goethe's eigene Aeußerung im Briefe an Möser's Tochter vom 28. Dezember 1774 (Möser's Werke 10, 233) widerlegt.

mit ihm übereinstimmte. „Die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauern“, bemerkt Möser, „und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreien, so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Stils bewundern, und unsere Nation — sollte billig diese große Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete, und sowohl seine Erfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt keinen Begriff machen können. Die einzelnen Räubereien, welche zufälliger Weise dabei unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsere heutigen Kriege anrichten — und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andre Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen und eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. — Unsere ganze Kriegsverfassung läßt keiner persönlichen Tapferkeit Raum; es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden, und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Antheil am Siege, welchen der edelste Muth davon haben kann. — Unsere Vorfahren wagten es nicht, dieses angeborene Recht (der Stärke) zu unterdrücken. Sie gönnten ihm seinen Lauf, aber sie lenkten es durch Gesetze; und das Faustrecht war das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Landfriedensrichter. — Nun läßt sich freilich das alte Recht nicht wieder einführen, weil keine Macht dazu im Stande ist. Es darf uns aber dieses nicht abhalten, die Zeiten glücklich zu preisen, wo das Faustrecht ordentlich verhasset war, wo die Landfrieden oder Conföderations solches auf's genaueste handhabeten, und in einen Krieg nicht mehrere verwickelt werden konnten, als daran freiwillig Theil nehmen wollten, wo die Nation einem solchen Privatkriege ruhig zusehn und dem Sieger Kränze widmen konnte, ohne Plünderung und Gewaltthaten zu besorgen.“ Freilich war Möser weit entfernt, die hohe Wichtigkeit und Nützlichkeit des nach der gänzlichen Zertrümmerung des ältern, in einzelnen Provinzial-Landfrieden zerspaltenen Reiches glücklich eingetretenen allgemeinen Landfriedens zu leugnen, von welchem er sogar die Deutsche Reichsgeschichte begonnen wissen wollte*), aber an Deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit gab er der Faustrechtszeit den entschiedensten Vorzug, und glaubte, unsere

*) Vgl. den Aufsatz: „Vorschlag zu einem neuen Plan der deutschen Reichsgeschichte“ (1780), im vierten Theile der „patriotischen Phantasien“.

Nation könne auf dem später eingeschlagenen Wege unmöglich zu der Größe gelangen, welche die Natur für sie bestimmt zu haben scheine.

Goethe war weit entfernt, jene Zeiten, wo der freie Deutsche Ritter selbst sein Recht wahren mußte, für das höchste Ideal des Rechtsstaates zu halten, er stellt jenen Zustand herrschender Manneskraft, Treue und Ehre nur der auf Trug, Arglist und Unterdrückung beruhenden, einzig auf Mehrung der Macht ausgehenden und zu diesem Zwecke kein Mittel scheuenden Hof- und Diplomatenherrschaft, die wie ein Wurm an dem Deutschen Reiche und seiner Verfassung nagte, da sie in schnöder Eigensucht kein Recht, keine Ehre, keine Nationalität kannte, als den menschlich edlern entgegen. Götz ist der entschiedenste Freund und Verehrer des Kaisers, er wünscht, daß die Fürsten diesem edel und frei dienten, und indem jeder nur das Glück seiner Unterthanen zu fördern bestrebt wäre, ohne nach Erweiterung seiner Macht und Herrschaft zu trachten, das allgemeine Beste beförderten, während sie in Wirklichkeit nur die Macht des Kaisers zu hemmen und dem Rechte zum Trotz ihrer Herrschsucht zu fröhnen, sich über andere zu erheben bestrebt seien. Auch fürchtet er nicht, daß es ihm bei diesem glücklichen Zustand der Dinge an Beschäftigung fehlen werde; gern würde er seinen Fehden entsagen, wenn das Recht allgemein gesichert wäre, er würde die Gebirge von Wölfen säubern und wie ein Cherub die Grenzen des Reiches gegen dessen geschworene Feinde, die Türken und die Franzosen, sichern. So ist denn Götz, wenn er auch in der unglücklichen, in Trug, List Schwäche und Unterdrückung versunkenen Zeit dem verletzten Recht mit Gewalt auf eigene Faust Anerkennung verschafft, doch keineswegs ein eigennütziger Raubritter, dessen Leben nur Fehde und Raub, vielmehr ist er nur ein Hort der Bedrängten, den die Fürsten in demselben Maße hassen, als er ihrer Willkür und Ungerechtigkeit den entschiedensten Widerstand leistet. Daß Goethe aber in der Beurtheilung der mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts anhebenden neuen Zeit, wenn er in ihr nur eine Zeit des Verfalles erkennt, höchst einseitig verfahren sei und den wahren geschichtlichen Standpunkt ganz verfehlt habe, bedarf um so weniger einer Bemerkung, als der Dichter selbst später zu einer ganz andern, die ungeheuern Fortschritte jener drei Jahrhunderte höchlich anerkennenden Einsicht gekommen; nur übersehe man nicht, daß jene Auffassung eine in der ganzen Stimmung und Ansicht der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begründete war, wo die brausenden Hermanniaden und Bardenlieder die noch wildere Urzeit als goldene Freiheitstage heraufbeschworen, und es Goethe nur von diesem Standpunkt aus gelingen konnte, uns in Götz das Bild eines edlen, freien Deutschen Ritters in aller seiner schönmenschlichen Herrlichkeit aufzustellen, der gerade in seinem Untergange den reinsten Glanz

seines Wesens entfaltet. Freilich fällt er hoffnungslos, aber die sittliche Erhebung, welche uns das Drama am Schlusse gewähren soll, fehlt keineswegs; denn das Gefühl für Freiheit und Recht hat Götz durch alle Wechselfälle des Schicksals sich ungeschwächt und und ungebeugt erhalten, wenn diese ihn auch körperlich ganz gebrochen und zu Grunde gerichtet haben.*) Und geht er nicht am Schlusse in's Reich der wahren Freiheit ein, dem seine mit innigster Liebe an seinem Vaterland und Kaiser hängende Seele entgegen geschmachtet! Daß dies bezeichnender hervorgehoben würde, dürfte freilich ein wohl zu rechtfertigender Wunsch sein. Der Schluß der letzten Rede des Götz würde hierzu nur geringer Veränderung bedürftig gewesen sein, und das Ganze passend mit den Marien zugetheilten Worten geschlossen haben: „Nur droben, droben bei dir! Die Welt ist ein Gefängniß!"

Götzens Bild und die das ganze Drama durchdringende und belebende Idee lagen bereits im ersten Entwurf so vollständig und klar entwickelt vor, wie in der spätern Gestalt des Stückes, welche nur in künstlerischer Hinsicht sehr bedeutende Verbesserungen erfuhr. Ohne an dem ersten Entwurf etwas zu ändern, nahm der Dichter sich vor, das Ganze umzuschreiben, und er leistete dies auch, wie er selbst B. 22, 152 erzählt, mit solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor ihm lag. Während seiner Anwesenheit in Wetzlar scheint er das Stück nicht weiter gefördert, jedoch seinen Freunden mitgetheilt zu haben, welche ihm an der dortigen Rittertafel den Namen „Götz von Berlichingen, der Redliche," beilegten.**) Die Umschrift des Stückes dürfte erst im folgenden Frühjahr (1773) erfolgt sein. Schon mit dem Ende des vorigen Jahres hatte er begonnen, auch außer den in die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" gelieferten Beurtheilungen, sich mit der Deutschen Lesewelt in eine nähere Verbindung zu setzen. Die erste selbständige Arbeit, mit welcher er damals hervortrat, war der Bogen „Von Deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach", wovon wir bereits eine Beurtheilung (von Herder?) in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom 4. Dezember 1772 lesen. Dort heißt es nach einer kurzen Inhaltsangabe also: „Wir empfehlen diese kleine Schrift, sowohl in An-

---

*) Auch Hegel verkennt den eigentlichen Kern des „Götz", wenn er (Aesthetik I, 251 f.) bemerkt, die neuentstehende objektive Ordnung und Gesetzlichkeit bringe den edlen Helden selber in Unrecht und richte ihn zu Grunde. Nur der Treubruch und die Arglist einer kleinen, unter dem Scheine des Rechtes sich jede Willkür gestattenden Zeit stürzen und verderben ihn, nicht ein auf festen Grundlagen ruhender Rechtszustand, worin freilich eine ganz auf freie Ritterlichkeit gegründete Götzische Natur sich schwer zurecht finden würde.

**) Vgl. B. 22, 102. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 205.

sehung ihrer Grundsätze als des wahren Genius, der durch die kleinsten Theile durchzieht, allen Verehrern der Kunst! Und allen Theoristen mag sie dann ein kurzer Metallcylinder sein, um langen Draht akademischer Weisheit daraus zu ziehen, mit dem man das Gebiet der Deutschen Kunst, wie mit dem Riemen der Königin Dido, von Osten, Westen, Süden und Norden nach Belieben umspanne." Darauf ließ Goethe den „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen" (26 Seiten) erscheinen, wovon die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" bereits am 12. März 1773 eine Anzeige brachten. So mit der Lesewelt in nähere Verbindung getreten, scheint Goethe, in der Aufregung, in welche ihn nach der Mitte des Februar die Vermählung Kestner's mit Lotten versetzt hatte, auch den „Götz" wieder aufgenommen zu haben, in der entschiedenen Absicht, bald damit öffentlich aufzutreten und seinen wahren Dichterberuf zu bekunden. Freilich stimmt hiermit seine eigene Angabe in „Wahrheit und Dichtung" nicht überein, aber diese bedarf in vielen Punkten wesentlicher Berichtigung. „Ich ging damit (mit der Umarbeitung des „Götz") um so rascher zu Werke", erzählt Goethe, „je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig, bei einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung, abermals zum Grunde legen wollte. Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dies anzufangen gedächte, Mercken vorzutragen anfing, spottete er mein, und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehn, was das für Wirkung thue, und dann wieder was Neues unternehmen. „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" rief er sprichwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiederte ihm dagegen, daß es mir unangenehm sein würde, eine Arbeit, an die ich so viel Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten, und mir vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen: denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine „Mitschuldigen", auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehen; allein ich fand keinen geneigten Verleger. *) Hier ward nun meines Freundes technisch-merkantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung (die „Frankfurter gelehrten Anzeigen") hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt; wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigene Kosten

*) Er hatte sie dem ihm befreundeten Buchhändler J. G. Fleischer in Frankfurt angeboten. Vgl. B. 36, 94.

herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen sein; wie er denn mit so vielen anderen öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch an's Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in sauberen Aushängebogen zu sehn: sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Packeten versendet. — Weil wir aber, bei unseren beschränkten Verhältnissen, die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdies gegen unsere Aussendungen so bald keine Erstattung, am allerwenigsten eine baare, erfolgen konnte, so war ich — höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der sich schon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens alles wieder in's Gleiche stellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden."

Merck hatte schon mehrere kleine Sachen, Dorat's Ma philosophie, Goldsmith's The deserted village und seine eigene „Rhapsodie von Johann Reinhart dem Jüngern", auf eigene Kosten herausgegeben, und war mit der Art, sich darüber mit den Buchhändlern zu benehmen, wohl bekannt. Er wandte sich deshalb an ansehnliche Buchhändler, wie an Fleischer in Frankfurt, Dietrich in Göttingen, Bode in Hamburg, denen er eine bedeutende Anzahl Exemplare in Kommission gab. *) Goethe selbst hatte bei den beiden kleinen Flugschriften ohne Zweifel auch schon seine Erfahrungen gemacht, so daß er in diesen Dingen nicht so ganz unbewandert sein konnte, wie er es selbst darstellt. Freilich galt es jetzt ein bedeutenderes, über ein paar Bogen hinausgehendes Unternehmen, aber eines ganz besondern Drängens von Seiten Merck's bedurfte es hierbei wohl um so weniger, als der Vater, der seinen Sohn gern gedruckt lesen mochte, leicht die Kosten hergeschossen haben würde. Auch können wir es Goethe kaum glauben, daß er die zweite Bearbeitung nur als eine weitere Vorübung angesehen: die Fehler, woran der erste Entwurf litt, hatte er wohl erkannt, und sie mit entschiedener Einsicht und kecker Selbstüberwindung getilgt, aber an eine weitere Umarbeitung zu denken, mußte ihm ganz fern liegen; hatte er ja der zweiten Bearbeitung, wie eine genaue Vergleichung ergibt, seinen besten

---

*) Vgl. Briefe an Merck I, 45. Auf dem Titel des Goldsmith'schen Gedichtes findet sich die Verlagsangabe: Darmstadt and Francfort, Fleischer.

Fleiß zugewandt, und durfte sich dem Glauben hingeben, seinem Stücke, nachdem er über den ersten Entwurf die verschiedensten Stimmen vernommen, die höchste, ihm mögliche Vollendung verliehen zu haben. Merck's sprichwörtliche Aeußerung möchte eher ein Jahr später fallen, und sich auf den „Werther" bezogen haben. *) Zur Zeit des Erscheinens des „Götz", das in den Sommer fällt, befand sich Merck gar nicht in Darmstadt oder Frankfurt, da er im Mai die Reise nach Rußland antrat, so daß er bei der Versendung der Packete sich unmöglich betheiligen, auch kaum den wegen der Bezahlung des Papiers verlegenen Dichter beruhigen konnte, da er erst Ende Dezember zurückkehrte. Daß Goethe gleich am Anfang auf alle Weise bestrebt war, seine Kosten herauszubringen, zeigt der Brief an Kestner, den er auffordert, für den Absatz einiger Exemplare zum Preise von zwölf Groschen Sorge zu tragen. Schon im folgenden Jahre gab er die zweite Auflage im Verlag der Eichenbergischen Erben zu Frankfurt heraus, und dürfte die ganz abgesetzte erste Ausgabe, auch bei manchem Ausfall, doch ihre Kosten eingebracht haben. **)

Auch Goethe's eigene Aeußerungen über das Verhältniß der zweiten Bearbeitung zum ersten Entwurf bedürfen wesentlicher Berichtigung. Er habe sich, erzählt er, durch Herder's harten und spöttischen Tadel nicht irre machen lassen, sondern seinen Gegenstand scharf in's Auge gefaßt; der Wurf sei einmal gethan gewesen, und es habe sich nur gefragt, wie man die Steine im Brett vortheilhaft setzte. „Ich sah wohl ein, daß mir auch hier niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, so erkannte ich freilich, daß ich, bei dem Versuch, auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höhern Einheit, die um desto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich, ohne Plan und Entwurf, bloß der Einbildungskraft und meinem innern Trieb überließ, so war ich von vorne herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das, was sie sein sollten, gar

*) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 116.

**) Die Verleger versahen diese „zwote Auflage" mit folgender bezeichnenden Vorrede: „Kaum war dieses Stück erschienen, als auch sogleich ein Nachdruck davon heraus kam, worüber man sich weiter nicht zu beklagen hätte, wenn nur derselbe mit etwas weniger Flüchtigkeit veranstaltet worden wäre. Zwar bescheidet man sich gerne, daß ein Schauspiel keine Schrift von solcher Wichtigkeit ist, daß Druckfehler darin von großer Bedeutung sein sollten. Doch aber weil man's für billig hält, daß jede Sache ihr Recht habe, und so viel möglich in ihrer Art gut sei, so hat man geglaubt, durch gegenwärtige ganz korrekte Ausgabe dem Publiko einigen Gefallen zu erzeigen." Aber leider fehlt es dieser Ausgabe nicht an neuen Druckfehlern, und die frühern sind keineswegs alle berichtigt.

füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der, die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neüen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel, oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens — mein eignes Werk im Sinne *), und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben, und das, was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu Gute gethan, indem ich in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerszene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Akte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau (sonderbar daß Goethe sich hier des Verhältnisses zu Sickingen nicht erinnert) sich in's Enge zog, und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte."

Der Hauptverstoß gegen die dramatische Einheit liegt in der von Anfang bis zu Ende durchgehenden, nicht etwa erst im vierten Akte hervortretenden, durch die überwuchernde schöpferische Kraft des Dichters verschuldeten doppelten Handlung. Die von Goethe geschaffene Person Weislingen's, des treulosen Freundes und bitter neidischen Verfolgers des Götz, führte nothwendig zur Erfindung einer neuen Fabel. Weislingen mußte sein heilig gegebenes Wort brechen und zum zweitenmal von Götz abfallen; er mußte Marien verlassen und sich zum Bischofe von Bamberg zurückwenden. Als liebreizende Verführerin bildete sich Adelheidens Bild in des Dichters Seele; aber die Schilderung des ehrsüchtigen, ränkevollen und doch so schönen Weibes zog ihn so gewaltig an, daß er es weit über den Bedarf der Haupthandlung hinausführte, so daß diese beinahe darüber in den Hintergrund tritt. Adelheidens wundervolle Schönheit erhält ihren reichsten Abglanz in Weislingen's Diener Franz, dessen Seele von trunkener Leidenschaft verzehrt wird.

*) Diese Aeußerung ist nicht ganz richtig, da Goethe in die zweite Bearbeitung noch manches aus der Lebensbeschreibung herübergenommen, wovon der erste Entwurf keine Spur bietet.

Ihre Herrschsucht schweift über den ihren hohen Absichten nicht genügenden Weislingen hinaus, und wendet sich Sickingen zu, dem edlen, herrlichen Mann, den sie in ihre Netze zieht. Ränkevoll, wie sie ist, sucht sie sich Weislingen's zu entledigen und bereitet Franz denselben Tod, da dieser, nachdem sie sich seiner sinnlichen Gier hingegeben hat, ihr gefährlich zu werden, ihr den Besitz Sickingen's zu rauben droht. Aber die dramatische Gerechtigkeit fordert auch Adelheidens Bestrafung, und so nimmt denn das eng verbundene Schicksal dieser drei erfundenen Personen, von denen Adelheid gleichsam erst aus Weislingen, Franz aus Adelheid hervorgegangen ist, am Schlusse fast die ganze Breite des Schauplatzes ein. Aber dieser Uebelstand ist nicht etwa erst in die letzten Akte hineingebracht, sondern er beruht in der ganzen Anlage; denn die so weit ausgeführte Person des Franz konnte der Dichter später unmöglich fallen lassen, und Adelheidens Verachtung von Weislingen's Schwäche, die bereits im zweiten, noch entschiedener im dritten Akte hervortritt, drängt nothwendig zu einer weitern Entwicklung. Im ersten Entwurf gab Goethe der in der Anlage vorgedeuteten Entwicklung ihre vollste, in dieser berechtigte, aber freilich mit der ursprünglichen Haupthandlung zu keiner lebendigen Einheit sich zusammenschließende Ausbildung, während er in der zweiten Bearbeitung den Mißstand wohl fühlte, und deshalb möglichst die Darstellung des Verhältnisses Adelheidens zu ihren drei Verehrern zu verkürzen suchte, ohne aber für das Grundübel irgend Abhülfe zu finden, und selbst die Abkürzung ist höchst unbedeutend, da er ganz neue Szenen hinzuthun mußte. Die glücklichste und folgenreichste Veränderung war ohne Zweifel diese, daß er Adelheidens anstößiges Verhältniß zu dem edlen Sickingen ganz wegwarf, und statt dessen eine Beziehung zu dem als Nachfolger Maximilian's in Aussicht gestellten Karl V, freilich mit großer dichterischer Freiheit, erfand, wobei er sich mit einer leisen Andeutung begnügen konnte. Die Zweispältigkeit der Handlung führte nothwendig zu einem unaufhörlichen Abspringen von einem zum andern Orte; der Dichter hat gleichsam die Bühne in zwei Räume abgetrennt, und läßt den Blick von diesem zu jenem herüberschweifen, um keinen ganz aus den Augen zu verlieren. In dieser Hinsicht konnte auch die zweite Bearbeitung keine wesentliche Verbesserung schaffen, dagegen hat dieselbe das Stück in dramatischer Hinsicht bedeutend gefördert, indem sie in die mehr schildernden als eine lebhafte Handlung darstellenden Bilder — denn dieses sind sie mehr als eigentliche Szenen — ein regeres Leben gebracht, manche schroffe Uebergänge glücklich geebnet und überhaupt den Fortgang der Handlung schärfer bezeichnet hat. Daneben hat der Ausdruck durch Tilgung mancher unschönen Auswüchse bedeutend gewonnen, und ist, ohne an Kraft, treffender Eindringlichkeit und scharfer Eigenthümlichkeit zu verlieren, gere-

gelter und gediegener geworden. Daß aber Goethe, wie er behauptet, dem Stücke in der neuen Bearbeitung mehr historischen und nationalen Gehalt gegeben habe, müssen wir um so entschiedener in Abrede stellen, je höher wir die Einsicht, Ausdauer und Selbstüberwindung des Dichters in künstlerischer Hinsicht anschlagen. Eben so wenig können wir zugestehn, daß er das „Fabelhafte" des Stückes ausgelöscht, da er die Hauptdichtung beibehalten, anderes nach freier Willkür umgestaltet hat. „Götz" liefert uns den deutlichsten Beweis, wie auch dem glücklichsten Genie der erste dichterische Wurf nicht durchweg gelingt, sondern auch dieses mit manchen Unzulänglichkeiten zu kämpfen hat, die es nur durch fortgesetzte Bildung und aufmerksamste Sorgfalt abzustreifen vermag. Aus manchen Stellen des Entwurfs blickt uns noch das wilde Ungestüm und der unklare Schwulst des „Sturms und Dranges" entgegen, aber Goethe war während einer nicht ganz anderthalbjährigen Frist aus dieser sprudelnden Ueberfülle und dieser schäumenden Jugendlichkeit so rein und klar hervorgetreten, daß er sich aller falschen Auswüchse, welche manche jener Sturmdichter für ihre ächtesten Geistesblüthen hielten, mit unnachsichtlicher Strenge entledigte, und festen Blickes sein höheres dichterisches Ziel unverrückt im Auge hielt.

Verfolgen wir nun die hauptsächlichen Veränderungen der zweiten Bearbeitung, so stellt sich uns in der ersten Szene ein bewegtes dramatisches Leben statt des frühern nur durch wenige Worte der aufhorchenden Reiter unterbrochenen Gespräches zwischen dem Fuhrmann und dem Bauer dar, die hier gleich in der szenarischen Ueberschrift namentlich als Metzler und Sievers bezeichnet *), aber im Gespräche selbst, was wegen des spätern Auftretens Metzler's im Bauernkrieg hätte geschehn sollen, nicht namentlich angeredet werden, wogegen sie im ersten Entwurf ihre Namen gegeneinander austauschen. Am Tische sitzen Metzler und Sievers, von denen letzterer den neben ihnen stehenden Wirth Hans auffordert, ihm noch ein Glas Branntwein einzuschenken, aber ja christlich zu messen, worauf dieser mit einem scherzhaften Ausfall auf seine Unersättlichkeit erwiedert. Zwei Reitersknechte des Bischofs von Bamberg befinden sich am Feuer. Metzler bittet Sievers leise, noch einmal das von Berlichingen zu erzählen, damit die Reitersknechte vor Aerger schwarz werden möchten, und er beginnt, um seinen Gesellen darauf zu bringen, mit der Bemerkung, daß Weislingen schon zwei Tage

*) Da den ersten Ausgaben noch kein Personenverzeichniß beigegeben ist, so finden wir in den szenarischen Ueberschriften beim ersten Auftreten häufig den Stand der Personen oder ihre Beziehung zu anderen angegeben, wie hier Metzler und Sievers als Bauern, bald darauf Elisabeth und Marie als Götzens Frau und Schwester, Olearius als beider Rechte Doktor, im fünften Akt Kohl und Wild als Anführer bezeichnet werden.

oben auf dem Schlosse des Grafen Schwarzenberg sei, und nach Bamberg wolle. Hier finden wir gleich die im ersten Entwurf vermißte bestimmte Angabe der Szene, die näher bei Bamberg verlegt wird.*) Daß die Freiherrn von Schwarzenberg erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben wurden, durfte der Dichter übersehn. In dem sich nun anspinnenden Gespräch schlägt Sievers gewaltig auf den Bischof von Bamberg los, der, als er gesehen, daß er gegen Berlichingen nichts ausrichten könne, gleich zu Kreuz gekrochen sei, und einen Vergleich betrieben habe, wozu der „getreuherzige Berlichingen" (so nennt Götz sich selbst in der Lebensbeschreibung), wie er immer thue, wenn er im Vortheil sei, mit unerhörter Nachgiebigkeit bereit gewesen; nun aber habe er ihm ganz unversehens einen Buben niedergeworfen, wofür der Berlichingen ihn schon wieder „lausen" werde. Metzler bedauert nur, daß ihm der letzte Streich gegen den Bischof mißlungen sei, worauf Sievers erwiedert: „Ich glaub' nicht, daß ihn lang was so verdrossen hat. Denk' auch, alles war auf's genauste verkundschaft, wann der Bischof aus dem Bad käm, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wär' durch falsche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben." Goethe setzt uns hierdurch gleich viel lebhafter in die Mitte der Handlung, als es im ersten Entwurf der Fall war, wo wir von früheren Anschlägen auf den Bischof selbst nichts vernehmen. Er folgt übrigens hier wieder ganz der Lebensbeschreibung, wo er nach der Bemerkung, der Bischof habe seinen Buben von Pfingsten auf Michaelis vertagt (vgl. oben S. 28), also fortfährt: „Indem aber erfuhr ich, daß er der Bischoff von Bamberg gen Göppingen in Sauerbronnen ins Wildbad geritten war, und wolt baden für den reissenden Stein, so hett ich es guth im Sinn; ich wolt ihm das Bad geseegnet und ihne ausgerieben haben, und hat mich schon zum Handel geschickt und beworben, und befahl einem, denn (dem?) ich sonderlich vertraut, und ihme nichts verhielt, der sich auch deucht aller Reuther Mutter**) seyn, daß er mir auch etlich Pferd solt bewerben, wie er dann thet, aber alß derjenig, bey deme er geworben hat, gefragt, wer ist der, welchen du bewirbest, und welchen triffts an, uff welches er ihnen allen meinen Anschlag hett eröffnet, und vielleicht den Bischoff von Bamberg selbs genannt, das war nun nicht redlich von ihme, und hette ihm doch derjenig, den er geworben, zugesagt, er wolt mir dienen, aber über das alles reit derselbe, den er geworben, und alle Ding gesagt und vertraut het, zu

*) Die Angabe „Schwarzenberg in Franken. Herberge" ist ungenau. Wir haben die Szene wohl nach Marktscheinfeld zu versetzen, am Fuße des Berges, worauf Schloß Schwarzenberg liegt.

**) Der beste Reiter. Vgl. Grimm's Grammatik IV, 723.

dem Bischof gen Göppingen, und warnet ihn, daß ich nichts mehr kunte ausrichten, sondern war all mein Anschlag gar verderbt und verlohren."

Die beiden Bambergischen Reiter fühlen sich durch die Schmähung ihres Herrn beleidigt; es kommt zum Streite; der Wirth schiebt die Reiter, welche die Schlägerei eröffnet haben, zur Thüre hinaus, und schilt die beiden andern Gäste, daß sie den Streit hervorgerufen. Als diese eben herausgehn wollen, um die Bambergischen Reiter zu bläuen, treten zwei Berlichingische Reiter zur Stube herein, die von Sievers als gute Bekannte bei ihrem Namen gegrüßt werden, doch bitten sie ihn, nicht zu verrathen, wem sie dienten. Diese erfahren nun, daß die Bambergischen Reiter Weislingen's wegen da seien, der sich bereits zwei Tage auf dem Schlosse befinde, und noch heute fort wolle. Diese köstliche Entdeckung läßt die Berlichingischen Reiter, die Weislingen noch diesseit Schwarzenberg vermuthet hatten, keinen Augenblick säumen, so daß sie beim Ausprügeln der Bambergischen keine hülfreiche Hand bieten können. Sievers schimpft deshalb über diese Lumpenhunde, die ohne Bezahlung keinen Streich zu thun bereit seien, wogegen Metzler richtig ahnt, daß sie einen Anschlag vorhaben. Metzler und Sievers eilen nun auf die Bambergischen Reiter los. Wenn im ersten Entwurf Sievers von ruhigerm und milderm Charakter als Metzler erscheint, der allen großen Herren von Herzen gram ist, so spricht dieser hier seine Lust aus, einmal recht über die Fürsten herfallen zu dürfen, die den Bauern die Haut über die Ohren ziehen möchten. Um so auffallender muß es scheinen, daß wir Sievers im fünften Akt nicht unter den Anführern finden, was der Dichter ohne Zweifel beabsichtigte, aber erst in der Bearbeitung für die Bühne zur Ausführung brachte.

Auch die zweite Szene hat eine freilich nicht so durchgreifende Umgestaltung erfahren, wie die erste, welche der Dichter zu einer meisterhaften Exposition des Stückes umgestaltet hat, die wir um so mehr zu bewundern haben, wenn wir sie mit dem Entwurfe vergleichen. Der Ort der Herberge im Walde, vor welcher Götz auf- und abgeht, ist hier nicht näher angegeben — der Entwurf nannte den Windsdorfer Wald —, doch ergiebt sich aus dem folgenden, daß wir ihn zwischen Dachsbach und Halslach *), also wohl im Dachsbacher Walde zu suchen haben. Der Monolog, mit welchem Götz die Szene eröffnet, ist mit Ausnahme der Anfangsworte: „Wo meine Knechte bleiben!" und des nur ein paar Auslassungen zeigenden Schlusses durchaus verändert. Wenn im Entwurf hier alles unbeholfen und leblos ist, nur darauf berechnet, Götzens Plan gegen Weislingen und die Furcht

*) Es ist wohl an Burghaslach zu denken; Dachsbach liegt bei Neustadt an der Aisch.

seines Mißlingens anzudeuten, so hat das Ganze jetzt frisches, kräftiges, charakteristisches Leben gewonnen. Bezeichnet Götz dort nur sein ungeduldiges Erwarten der Knechte, die schon sechs Stunden zurück sein könnten, da sie nur nachsehn sollten, was bereits ausgekundschaftet sei, so ist er hier durch das Lauern auf Weislingen, das ihn fünf Tage und Nächte auf den Beinen erhalten, so ermüdet, daß er auf und ab gehn muß, um nicht in Schlaf zu fallen. Solche Anstrengungen muß sich der Rittersmann gefallen lassen für „das bißchen Leben und Freiheit"; aber diesmal gilt es auch einen herrlichen Fang, nach welchem er es sich wohl sein lassen will. Wir bemerken hier gleich, wie Goethe in der zweiten Bearbeitung Götzens Anschlag auf Weislingen dadurch veredelt hat, daß dieser nicht auf einen Wagen mit Gütern gerichtet ist, den Weislingen geleitet, sondern auf die Person seines treulosen Jugendfreundes allein. Ein süßes Labsal ist der Wein dem edlen Rittersmann; diesem spricht denn Götz auch wacker zu, so daß der Krug schon wieder leer ist, weshalb er dem Burschen ruft. Im Entwurf ist der Ruf weniger gut motivirt, da Götz hier dem Georg den Auftrag gibt, seinen Gaul bereit zu halten, und seinem Vater und Hansen zu sagen, daß sie sich rüsten und ihre Pferde satteln sollten. Götzens frisches Ritterherz spricht sich in den kräftigen Worten aus: „So lang's daran (an Wein) nicht mangelt und an frischem Muth, lach' ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke", welche seine Stellung als freier, das Recht und die Freiheit wahrender Rittersmann gleich in's rechte Licht setzen, wogegen er unmittelbar darauf, nachdem er nach Georg noch einmal gerufen hat, Weislingen's Verhältniß zum Bischof treffend bezeichnet. Der Bischof schickt den „gefälligen" Weislingen zu allen Vettern und Gevattern herum, um den Götz bei ihnen anzuschwärzen, sie gegen ihn aufzuregen, aber Götz ist deshalb auch hinter ihm her, und Weislingen soll jetzt, da der Bischof ihm entwischt ist, die Zeche bezahlen. Zum drittenmal ruft er jetzt nach dem Burschen. „Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!" Im Entwurf tritt der wiederholte Ruf nach Georg ganz an das Ende des Monologs *), während er hier sehr passend darauf vertheilt ist.

Das folgende Gespräch zwischen Georg und Götz ist treffend verändert und aus seiner leblosen Steifheit zu bewegtem, frischem Leben gediehen. Götz macht dem Jungen, der in der Rüstung eines Erwachsenen mit der ängstlichen Meldung: „Gestrenger Herr!" erscheint, das Bekenntniß leicht, indem er den Panzer gleich erkennt. „Wo stickst du? Hast du geschlafen?

---

*) „Georg! — Wenn's ihm aber jemand verrathen hätte? Oh! (Er beißt die Zähne zusammen.) Hört der Junge nicht? (Lauter) Georg! Er ist doch sonst bei der Hand. (Lauter.) Georg! Georg!"

Was zum Henker treibst du für Mummerei? Komm' her, du siehst gut aus. Schäm' dich nicht! Du bist brav! Ja wenn du ihn ausfülltest! Es ist Hannsens Küraß?" *) Georg erzählt nun, durch Götzens Freundlichkeit ermuthigt, den Hergang, doch wird die Erzählung durch Götzens eingeworfene Bemerkungen schön belebt, während sie im ersten Entwurf ohne Unterbrechung fortläuft. **) Auch im einzelnen zeigt die Erzählung Verschiedenheiten. So setzt in der zweiten Bearbeitung der Junge den Helm nicht auf, der ihm natürlich tief in den Kopf fallen würde, er wagt es nicht, mit dem Schwert von Hans so übel umzugehn, sondern holt seines Vaters altes Schwert von der Wand, mit dem er nicht gegen Bäume, sondern gegen Dornen und Hecken auf einem Wiesengrunde kämpft. Genau anknüpfend an Georg's Erzählung, wie er in Eile den Panzer nicht habe ausschnallen können, beendigt Götz die Sache damit, daß er ihn auffordert, Hans den Panzer wiederzubringen und ihm zu sagen, er solle bereit sein und nach den Pferden sehn: aber der brave geschäftige Reiterbube hat für die Fütterung der Pferde bestens gesorgt, und sie schon aufgezäumt. Der letztere treffende Zug fehlt ganz im Entwurf, wo Götz unmittelbar nach Georg's Erzählung fortfährt: „Braver Junge! Sag' deinem Vater ***) und Hansen, sie sollen sich rüsten und ihre Pferde satteln. Halt' mir meinen Gaul parat." Auch die folgende Aufforderung, einen Krug Wein zu bringen, und Hansen, der ja munter sein solle, da seine Kundschafter bald zurück sein würden, ein Glas zu geben, ist ein schön bezeichnender Zusatz. Wenn im ersten Entwurf Götz ohne besondere Veranlassung dem Buben verspricht, er solle nächstens auch einmal mitziehen, und dieser dann gleich mitziehen möchte, so bringt in der zweiten Bearbeitung Georg selbst die sehnsüchtige Bitte nicht ohne Scheu vor. Auch der letzte Theil des Gespräches zwischen Götz und Georg hat durch geschicktere Anordnung und glückliche Belebung bedeutend gewonnen.

Nach dem Abgange Georg's hören wir Götz von neuem in das ungeduldige: „Wo meine Knechte bleiben!" ausbrechen; diese Verzögerung ihrer

---

*) Im Entwurf erwiedert Götz auf Georg's Anrede: „Wo stickst du? Was für'n Henker treibst du für Mummerei!" und nachdem Georg sein verlegenes „Gnäd'ger Herr!" wiederholt hat, fährt er fort: „Schäm' dich nicht, Bube. Komm' her! Du siehst gut aus. Wie kommst du dazu? Ja wenn du ihn ausfülltest! Darum kamst du nicht, wie ich rief."

**) „Ihro Gnaden, sein nicht böse! Ich hatte nichts zu thun, da nahm ich Hansens Küraß und schnallt' ihn an, und setzt' seinen Helm auf, schlupft' in seine Armschienen und Handschuh, und zog sein Schwert, und schlug mich mit den Bäumen herum; wie ihr rieft, konnt' ich nicht alles geschwind wegwerfen."

***) Georg's Vater erwähnt die zweite Bearbeitung nur bei Gelegenheit des alten Schwertes, so daß wir ihn sehr wohl für todt halten können.

Rückkunft scheint ihm ganz unbegreiflich. Im Entwurf heißt es dagegen: „Meine Knechte! Wenn sie gefangen wären, und er hätte ihnen gethan, wie wir ihm thun wollten!“ Weislingen ist nicht so kampflustig, daß Götz einen solchen Angriff auf seine Knechte fürchten müßte. Da bemerkt Götz einen Mönch, dessen spätes Erscheinen ihm auffällt. Der Entwurf gibt hier: „Was Schwarzes im Wald? Es ist ein Mann.“ Jetzt dagegen gewahrt Götz ihn erst, als er ganz nahe ist, da er in Nachdenken über das Ausbleiben seiner Knechte versunken ist.

Das Gespräch mit dem Bruder Martin hat keine wesentliche Veränderungen erlitten. Statt daß Götz nach Wein ruft, bringt Georg diesen schon, den er nach der zweiten Bearbeitung eben bestellt hat. Die Ortsbestimmungen sind in Uebereinstimmung mit der frühern Erwähnung dahin verändert, daß statt Crailsheim Dachsbach, statt Mardorf Haslach genannt wird. Götzens Verwundung erfolgt jetzt der Lebensbeschreibung gemäß vor Landshut, nicht vor Nürnberg. Erfurt's Lage wird nicht nach dem Landstriche (Thüringen), sondern nach dem Kreise (Sachsen) bestimmt. Eine bedeutende Auslassung findet nur bei den ganz überflüssigen Worten statt: „Es können Feinde sein, so gut als Freunde. Lauf' ihnen eine Ecke entgegen; wenn's Feinde sind, so pfeif' und spring' in's Gebüsch.“ Nur an wenigen Stellen ist der Ausdruck unwesentlich geändert, so in der Anrede „demüthiger Bruder“ statt „armseliger B.“, „ist allemal unglücklich“ statt „ist immer u.“, „mit den Waffen eurer Feinde“ statt „m. d. Waffen unedler Feinde“. Das kurze Gespräch zwischen Martin und Georg ist bis auf ein paar Kleinigkeiten unverändert geblieben.

In der dritten Szene hat das Gespräch zwischen Elisabeth und Marien eine bedeutende Verbesserung erfahren. Während es nämlich im Entwurf über die Märchen und Legenden, mit welchen Maria des Knaben Herz zu bilden sucht, zu einer etwas scharfen, zum Theil in derben Ausdrücken sich ergehenden Erörterung kommt, und Elisabeth den Knaben lieber von den Thaten seines Vaters unterhalten sehn möchte, wobei die verschiedene Beurtheilung der ritterlichen Thaten des Götz von Seiten seiner Gattin und Schwester hervortritt, kann Elisabeth in der zweiten Bearbeitung, nachdem Maria und Karl mit ihrem Märchen zu Ende gekommen sind, sich nicht enthalten, ihre Unruhe über das lange Ausbleiben ihres Mannes auszusprechen, der jetzt schon fünf Tage und Nächte weg sei, und doch seinen Streich so bald auszuführen gedacht habe. Maria gesteht, daß die Gefahren, denen sich Götz aussetze, sie schon lange ängstigten, und sie, hätte sie einen solchen Mann, im ersten Jahre sterben würde, wogegen Elisabeth Gott dankt, daß er sie härter zusammengesetzt habe. Auf die Frage des zarten, scheuen Karl, ob der Vater denn auch ausreiten müsse,

erwiedert Elisabeth, indem sie ihm die auch im Entwurf vorkommende Geschichte mit dem Stuttgarter Schneider erzählt, welchem der Vater zu seinem Gelde verholfen habe. Karl gesteht wohl zu, daß die Kölner an dem Schneider garstig gehandelt, aber er wäre bei Leibe nicht diesem zu Gefallen ausgeritten, da er sich vor dem dicken Walde voll Hexen und Zigeunern fürchtet. Elisabeth verspottet seine Hexenfurcht, wogegen Maria ihn auffordert, sich solcher Thaten als frommer christlicher Ritter zu enthalten, und lieber auf seinem eigenen Besitzthum Gutes zu thun, indem sie meint, die rechtschaffensten Ritter begingen auf ihren Zügen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit. Elisabeth dagegen wünscht, daß der Junge in Zukunft braver werde, und nicht dem weichlichen Weislingen nachschlachte, der an ihrem Manne so treulos handle. Maria ist nicht so ganz erbittert gegen Weislingen, als Götz und Elisabeth; sie fühlt eine besondere Neigung zu dem Manne, von dem Götz selbst so viel Liebes und Gutes erzählt habe, wobei sie ganz kurz der so glücklich am Hofe des Markgrafen mit ihm verlebten Jugendzeit ihres Bruders gedenkt, wogegen Elisabeth meint, ein Mensch, der seinem besten, treuesten Freunde nachstelle, seine Dienste den Feinden desselben verkaufe und den so trefflichen und gnädigen Kaiser mit falschen, widrigen Vorstellungen gegen ihn einzunehmen suche, könne nie etwas Gutes gehabt haben. So tritt hier Mariens Zuneigung für Weislingen bestimmter hervor, als im Entwurf, und der Gegensatz zwischen beiden Frauen entwickelt sich viel ungezwungener, lebhafter und bei aller Eindringlichkeit weniger verletzend. Die Erzählung von der Treulosigkeit des Bischofs von Bamberg gegen Götz ist mit Recht ausgefallen, da das Nöthige in der ganz erneuten ersten Szene angedeutet ist.

Der Bericht des ersten Reiters über Weislingen's Gefangennehmung *) mußte nach der verschiedenen am Anfange schon angedeuteten Oertlichkeit geändert werden; daß es Götz jetzt nur um Weislingen, nicht um dessen Wagen mit Gütern zu thun war, bemerkten wie schon oben. Die Mittheilung, daß Weislingen ganz geruhig beim Grafen auf Schwarzenberg gesessen, veranlaßt Elisabeth zu der Bemerkung, auch diesen möchten sie gern ihrem Manne feind machen. Goethe hat hier auch das im ersten Entwurf fehlende Anzeichen von den fünf Wölfen aufgenommen, welches Götz in der Lebensbeschreibung (I, 11) mit folgenden Worten erzählt: „Und wie wir

*) Mariens Frage: „Von Weislingen?“ (vgl. oben S. 28), ist hier weggeblieben, da ihre Neigung zu diesem schon früher ihren Ausdruck gefunden hat, und sie ihren Antheil vor dem Knechte nicht verrathen darf. Wie viel wirksamer ist hiernach ihre spätere Aeußerung: „Das Herz zittert mir im Leibe“, welche sie wohl leise vor sich sprechen muß.

(gegen den Grafen von Waldeck, oben S. 28) anzogen, so hüt ein Schäfer allernechst darbey, und zum Wahrzeichen, so fallen 5. Wölff in die Schaaf, und griffen auch an, das hört und sahe ich gerne, und wünscht ihnen Glück, und uns auch, und sagt zu ihnen, glück zu lieben Gesellen, glück zu überall, und ich hielt es für ein Glück, dieweil wir also mit einander angriffen hetten." In dem darauf folgenden Theil der Szene bis zur Ankunft von Götz und Weislingen ist fast nur der etwas schlaffe und nachlässige Ausdruck *) an einigen Stellen treffend geändert. Nach Elisabeth's Worten: „Ich bin neugierig, ihn zu sehn", ist ein: „Kommen Sie bald?" eingeschoben, wodurch die folgende Antwort des Knechtes sich natürlicher anschließt. Daß einer von Weislingen's Knechten entwischt sei, ist ein kaum entbehrlicher Zusatz der neuen Bearbeitung.

In dem nun folgenden Gespräch zwischen Götz und Weislingen zeigt sich letzterer am Anfange störrischer, als im Entwurf. Götzens Edelmuth zu rühmen fällt ihm nicht ein; daß dieser ihn gut behandeln werde, erwartet er von seiner Ritterpflicht; er sei gefangen, meint er, alles übrige sei eins, wogegen Götz bemerkt: „Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Fürsten zu thun hättet und sie euch in tiefen Thurn an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte —." Götzens Vorwurf: „O wärt ihr immer so treu als klug gewesen u. s. w." fällt ganz weg. Die dreifache, durch die lange Erzählung Götzens getrennte Frage nach Weislingen's Kleidern ist jetzt in eine passend zusammengezogen, und statt des ungeschickten: „Habt ihr Kleider?" in die Frage, wo seine Kleider seien, umgewandelt. Wenn früher das Anbieten seines eigenen Kleides durch den Zweifel, ob er Kleider bei sich habe, veranlaßt ist, so ist dies dagegen jetzt nur ein gemüthlicher Vorschlag, in welchem die freundliche Gastlichkeit des Wirthes sich ausspricht. Freilich kann er Weislingen nur ein hübsches, sauberes Kleid anbieten, wie er nur eines besitzt, das zwar nur von Leinen, aber wie neu ist, da es ihm zu eng geworden. In der Erzählung von der köstlichen Geschichte mit dem Bischof von Bamberg ist nicht allein Heilbronn richtig in Heidelberg verändert, sondern auch der durchaus nöthige Zusatz gemacht, daß er vierzehn Tage vorher dem Bischof zwei Schiffe auf dem Main niedergeworfen habe. (Vgl. oben S. 29 f.). Ausgefallen ist Götzens hier ohne weitere Folge bleibende Frage nach seiner Frau. Auch fehlt es nicht an einzelnen Verbesserungen im Ausdruck.

*) So beginnen im Entwurf zwei unmittelbar aufeinander folgende Sätze mit „sie", zwei andere mit „er". An beiden Stellen ist durch eine kräftige Umstellung dem Mißstand abgeholfen.

Wenig Veränderungen hat die Szene mit Karl erfahren. Sehr glücklich ist die Frage des Knaben, ob der Vater ihm nichts mitgebracht habe, eingefügt, und Götzens etwas anstößige leise Bemerkung: „Desto schlimmer!“ in das eher ablehnende als eingehende „So!“ verändert. Auch die Auslassung der Worte: „So erziehen die Weiber ihre Kinder, und wollte Gott, sie allein!“ verdient alle Billigung.

Weislingen's Monolog ist völlig umgestaltet, die breite, schleppende Darstellung knapp und kräftig wirksam geworden. Mit Gewalt sträubt sich seine Seele noch einmal gegen den Gedanken, daß er sich in Berlichingen's Gewalt befinde, was im Entwurf weniger hervortritt: aber die Allgewalt von Berlichingen's Treuherzigkeit, dem keiner nahen kann, ohne ihn zu lieben, hat seinen Haß überwunden, und ihn ganz vernichtet. Wie glücklich muß er in dieser seiner Erniedrigung die Zeiten preisen, wo sie hier in demselben Saale als Kinder zusammen gespielt, und sich wie die Engel geliebt! Die etwas unnatürliche Erzählung, wie der alte Berlichingen sich gefreut, wenn Adalbert seinen Gottfried im ritterlichen Spiele besiegt habe, ist weggefallen, und Weislingen erinnert sich nur, wie der Alte, während sie hier spielten und ihre Jagd trieben, am Kamin gesessen. Freilich erhebt sich dagegen der Gedanke, welchen ängstlichen Antheil der Bischof, seine Freunde und das ganze Land an seinem Unfall nehmen werden, aber sie können ihm nicht geben, wonach er strebt, das Gefühl wahrer Größe, welche er in Berlichingen bewundert, die ihn aber mit Neid und Haß erfüllt hat. So sind die nicht ganz deutlichen Schlußworte zu verstehn: „Was ist's! Können sie mir geben, wonach ich strebe?“ *)

Die folgende Unterredung zwischen Weislingen und Götz, der mit einer Flasche Wein (früher „mit ein paar Bouteillen“) zurückkommt, ist mehrfach verändert. Die Entschuldigung, weshalb er selbst Weislingen bedienen müsse, ist mit Recht weggelassen, und an ihre Stelle die hier unentbehrliche herzliche Einladung getreten: „Kommt, setzt euch, thut, als wenn ihr zu Hause wärt! Denkt, ihr seid wieder einmal beim Götz. Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lang keine Flasche miteinander ausgestochen. Auch der Uebergang zur Erinnerung an ihre Jugendzeit ist in der zweiten Bearbeitung viel einfacher und glücklicher gebahnt, als im Entwurf (vgl. S. 31). Den Zutrunk auf ein fröhlich Herz lehnt Weislingen mit der

---

*) Man vergleiche hierzu die Fassung des Entwurfs: „Ach denk' ich, warum sind dir deine Augen verbunden, daß du Berlichingen nicht erkennst, und so ist alles Gefühl von Größe mir zur Qual. Ich mag mir vorlügen, ihn hassen, ihm widerstreben. — O warum mußt' ich ihn kennen! oder warum kann ich nicht der zweite sein!“

Bemerkung ab, die Zeiten, wo er sich in herzlicher Lust habe ergehn können, seien für ihn vorbei. Götz will das in keiner Weise gesagt wissen, wenn er auch gestehn muß, daß sie keine vergnügtere Tage verleben werden, als am Hofe des Markgrafen, wo sie beisammen schliefen und miteinander umherzogen. Dieser seiner Jugend erinnert er sich noch immer mit Freuden, und so muß er gleich eines Handels mit einem Polacken gedenken, worüber Weislingen, dem auch die Sache nicht aus dem Gedächtniß gekommen, mit dessen Kameraden „zu Unfried ward". *) Diese im Entwurf übergangene Geschichte erzählt die Lebensbeschreibung (I, 1) mit folgenden Worten: „Und begab sich auf eine Zeit (als er „samt etlich viel andern Knaben auf Ihre Fürstl. Gnaden, wann Sie essen wolten, warten must"), daß ich mich neben einen Polacken zum Essen niedersetzet, welcher sein Haar mit Eyer gebicht, und hätt' ich zu allem Glück einen grossen welschen Rock an, den mir Herr Veit von Lentersheim zu Nämen (Namur) in Braband hett lassen machen, und wie ich dann neben jetzt-bemelten Polacken heraus spring, hett ich ihme das hübsch Haar mit dem Rock etwas erwischt, (sic) und in einander verwirret, da erstehe ich ohngefährlich im Springen, daß er nach mir sticht mit einem Brod-Messer, und hett doch mein verfehlet, welches mich nicht unbillig zum Zorn beweget, und wie wol ich einen langen und kurzen Degen bey mir hett, so nahm ich doch das kurze Degelein und schlug ihn damit um den Kopf, wartet aber doch nichts desto weniger auf mein Dienst, wie dann der Brauch war." Wie er deshalb ein Viertelstund im Thurm liegen mußte, berichtet die Lebensbeschreibung ausführlich. Mit Freuden erinnert sich Götz, wie sie damals so einträchtig zusammen gelebt, und wie es ihm so wohl gethan, wenn der Markgraf sie Kastor und Pollux genannt. Weislingen bemerkt, wie der Bischof von Würzburg diese ehrende Bezeichnung aufgebracht, und Götz gedenkt dieses gelehrten und dabei so leutseligen Herrn mit großer Lust, wie er sie geliebkost, ihre Eintracht gelobt und den Menschen glücklich gepriesen, der ein Zwillingsbruder seines Freundes wäre. Diese von Goethe erfundene Geschichte finden wir schon im Entwurf, aber in ungehöriger Breite, und ohne jenen glücklichen Ausdruck heitern Behagens. Dort wird der Erzbischof von Köln als Urheber jener Benennung bezeichnet, an dessen Stelle hier der Bischof von Würzburg tritt. In der Lebensbeschreibung gedenkt Götz zweimal (I, 7. 9) des Bischofs Lorenz von Würzburg löblichen Gedächtnisses als seines gnädigen Fürsten und Herrn.

---

*) Der Ausdruck „zu Unfrieden werden" ist aus der Lebensbeschreibung entnommen, wo er sich bald nach der gleich anzuführenden Stelle findet.

Weislingen will diese Erinnerungen jetzt mit dem kurzen: „Nichts mehr davon!" von sich abwehren, aber Götz findet sich in solchen frohen Rückflügen nach seiner Jugendzeit beglückt. Seine erste, durch Weislingen's schmerzliches „Oh!" abgebrochene Rede *) hat nur im Ausdruck und besonders in den Uebergängen treffende Veränderungen erlitten, wogegen im folgenden eine wesentliche Umgestaltung und Erweiterung eingetreten ist, wodurch der Gegensatz zwischen Götz und Weislingen sich schärfer ausprägt. An die Stelle der Worte von Götz: „Es schmerzen mich diese Vorwürfe vielleicht mehr als euch", tritt jetzt die eindringliche, sein höfisches Treiben verdammende, zugleich den Grund ihrer Trennung andeutende Aeußerung: „Wenn du mir damals gefolgt hättest, da ich dir anlag, mit nach Brabant zu ziehen **), es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln, garstigen Vetteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gerne hören, du wirst ein Spitzbub, sagt' ich, Adelbert." Auf Weislingen's nachgiebiges: „Wozu soll das alles?" fährt Götz fort: „Wollte Gott, ich könnt's vergessen, oder es wär' anders!" und er schildert ihm dann fast wörtlich übereinstimmend mit dem Entwurf***) die Unwürdigkeit, sich unter Vasallen zu schmiegen. Nur eine harte, etwas ungeschlachte Stelle ist mit Weglassung der ungehörigen Schilderung des versoffenen Bischofs zu gedrungener Wirksamkeit treffend gesteigert. „Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? Dich necken könnte? Hast du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! Verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen neidischen Pfaffen?" †) Wenn im

*) Im Entwurf läßt Weislingen den Satz: „Und jetzt trachtet ihr mir noch nach der armen andern (Hand)", vollständig aussprechen, während dieser jetzt mit „Und nun" abbricht, da Weislingen den Nachsatz nicht hören mag.

**) Götz hatte im Jahre 1497 unter Veit von Lentersheim den Zug durch Hochburgund, Lothringen und Brabant mit Erlaubniß des Markgrafen von Brandenburg mitgemacht, was Goethe hier auf freie Weise benutzt.

***) Die Einleitung des Entwurfs: „Ihr könnt nicht glücklich sein; denn euer Herz muß tausendmal fühlen, daß ihr euch erniedrigt", fällt ganz aus. Die Anrede ist durchweg in das einheitliche „du" verändert.

†) Die Stelle lautet im Entwurf: „Das wär' noch, — aber unter schlechte Menschen, wie der von Bamberg, den eigensinnigen neidischen Pfaffen, der das bißchen Verstand, das ihm Gott schenkte, nur ein Quart des Tags in seiner Gewalt hat; das übrige verzecht und verschläft er. Seid immerhin sein erster Rathgeber, ihr seid doch nur der Geist eines unedlen Körpers! Wolltet ihr

Entwurf Weislingen's einfallendes: „Laßt mich reden!" mit der Bemerkung erwiedert wird: „Wenn ich ausgeredt habe und ihr habt was zu antworten — gut!" so fragt dieser ihn jetzt gleich, was er zu sagen habe, worauf denn Weislingen sich der Fürsten annimmt, die, was der in seinen Ländern vom Erbfeind bedrohte Kaiser nicht könne, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben suchten, um einen jeden Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu lassen, und deswegen sei es den einzeln stehenden Rittern nicht zu verdenken, wenn sie sich in den Schutz derer begäben, deren Hülfe ihnen nahe sei. Eine solche Vertheidigung Weislingen's von seinem Standpunkte aus wird im Entwurf, der ihn über seine Stellung nicht zu Wort kommen läßt, gar sehr vermißt. Götz aber kann leider jene günstige Schilderung der Fürsten nicht für wahr halten; wären diese wirklich so, dann würden alle haben, was sie begehrten, während sie in Wirklichkeit nur sich und ihre Macht im Auge halten, sich um das allgemeine Wohl und den Kaiser wenig kümmern. „Ruh' und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren! Wohlsein eines jeden! Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen ließen! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möcht' gern bessern." *) Hieran schließt sich denn mit wenigen Veränderungen im Ausdruck von den Worten „da kommt" an die weitere Rede des Götz nach dem Entwurf, nur daß wir am Schlusse statt des schwachen: „sie thun hernach, was sie wollen," den schweren Schlußtrumpf finden: „Ich will darauf schwören, es dankt mancher in seinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiser die Wage hält," der in der Bearbeitung für die Bühne in Wegfall gekommen ist.

In den zunächst folgenden Wechselreden ist außer dem kräftigern und treffendern Ausdruck wenig geändert. Wenn Götz nach dem Entwurf den Reichstag zu Worms als „kleiner Junge" besuchte, so wird er jetzt näher als ein „Bub von sechzehn Jahren" bezeichnet. Das etwas harte: „und riß das Maul so weit auf als kein anderer", ist jetzt glücklich verändert: „als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachsen wäre." Eine höchst bedeutende Umgestaltung bemerken wir in der Stelle: „Glaubt

---

wohl in einen scheuslichen buckligen Zwerg verwandelt sein? — Nein, denk' ich. Und ihr seid's, sag' ich, und habt euch schändlicher Weise selbst dazu gemacht."

*) Im Entwurf heißt es hier: „Eure Fürsten spielen mit dem Kaiser auf eine unanständige Art; es meint's keiner treu gegen das Reich noch ihn. Der Kaiser bessert viel und bessert gern." Die Worte „es meint's — noch ihn" haben in der zweiten Bearbeitung unmittelbar vorher ihre weitere Ausführung gefunden.

ihr, ich komme — suchen Gelegenheit.“ Die überharten Ausdrücke gegen Weislingen sind hier glücklich beseitigt, Selbitz *) nebst Sickingen passend mit Götz in Verbindung gesetzt, überhaupt dessen charakteristische Stellung gegen seine Feinde treffender bezeichnet. „Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind, zu sterben eh, als jemanden die Luft zu verdanken außer Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser. Da ziehen sie um mich herum, verschwärzen mich bei Ihro Majestät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und spioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen sie mich haben, wie's wäre.“ Hat hier die zweite Bearbeitung eine bedeutende Erweiterung eingeführt **), so ist dagegen die etwas übertriebene Stelle: „und mein Verstand sei so plump — Kröten und Schlangen“, auf zwei Zeilen beschränkt, wie auch die Worte: „und du — gefunden hätte“, sehr in's kurze gedrängt sind. Daß Weislingen Götzens Hand nimmt, und dieser ihm seinen innigsten Wunsch ausspricht, ihn wiedergefunden zu haben, ist ganz weggefallen. Götz bricht von selbst ab, als „Feind von Explikationen“, indem er den Regungen von Weislingen's Herzen alles überläßt. Der Schluß der Szene hat außer ein paar Veränderungen im Ausdruck, nur die auf Karl's Einladung zu Tische erwiedernde Bemerkung: „Fröhliche Botschaft!“ eingeschoben. Die Bestellung des Kleinen durfte Götz nicht wohl ohne ein diesem geltendes Wort lassen.

In der ersten am Bamberger Hof spielenden Szene ist nach den Worten des Abts: „Das ist freilich besser!“ folgende den Uebergang vermittelnde und die Erzählung über die Aufnahme in seiner Vaterstadt passend abschließende Rede des Olearius eingeschoben: „Das erkennt der Pöbel nicht, der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheuet, das ihn aus seinem Gleise leiten will, und wenn er sich noch so sehr dadurch verbessert. Sie halten den Juristen so arg als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelschneider, und sind rasend, wenn einer sich dort niederzulassen gedenkt.“ Kurz vorher ist die mit den Worten: „Daher kommt's“, beginnende Rede des Olearius knapper zusammengezogen. Wenn in dem Entwurf die Erwähnung Weislingen's in den Worten: „Sobald Adelbert von Weislingen zurückkommt, will ich ihn bitten, die Sache (gegen Götz)

---

*) So schreibt die zweite Bearbeitung durchgängig statt des aus der Lebensbeschreibung überkommenen weniger richtigen Selbiz.

**) Der Entwurf gibt hierfür nur: „Weislingen, Weislingen! Ich sehe lang, daß die Fürsten mir nachstreben, daß sie mich tödten oder aus der Wirksamkeit setzen wollen. Sie ziehen um mich herum, und suchen Gelegenheit.“

zu betreiben", etwas gar plötzlich hereinbricht, so wird diese in der zweiten Bearbeitung geschickter eingeführt, welche nach der Bemerkung, der Kaiser halte jetzt zu Augsburg seinen Hof, unmittelbar fortfährt: „Wir haben unsere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doktor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?" Ganz treffend ist es, daß der Bischof wie zufällig auf Weislingen zu kommen scheint, ohne bestimmt auszusprechen, daß er auf diesen gerade seine Pläne gegen Götz stütze. Von den Witzreden Liebetraut's ist eine ganz ausgefallen oder vielmehr läßt der Dichter eine begonnene durch die plötzliche Ankunft Färber's, des entronnenen Dieners von Weislingen unterbrechen *), was freilich nicht, wie man wünschen möchte, mitten in der Rede selbst erfolgt, wo die Unterbrechung deutlicher hervortreten würde. An zwei anderen Stellen ist der treffende Witz durch den Wegfall einer schwächern oder überlästigen Bemerkung gehoben worden. Nach der Bemerkung: „Das hab' ich mein Lebtag (Tage) nicht gehört", sind die Worte ausgefallen: „Hätt' mir das einer geweissagt, wie ich auf Schulen war (wo er den Fleiß der Adeligen aus Erfahrung beurtheilen konnte), ich hätt' ihn einen Lügner geheißen. Man sieht, man muß für nichts schwören." Weiter unten gibt der Entwurf nach dem treffenden: „Nur wollte sie ihr Mann niemals drum (wegen der Stärke im Disputiren) rühmen", noch das matter nachschlagende: „Da sieht man, wie die Fehler deplacirte Tugenden sind."

In dem nun folgenden Liebesgespräch zwischen Weislingen und Marien ist zunächst eine längere Stelle, weil sie für die zarte Seele der letztern unpassende Aeußerungen enthält und den Fortgang der Darstellung widrig hemmt, ohne weiteres gestrichen; es fehlen nämlich mehrere Wechselreden (von den Worten: „Wie soll ich dir danken" an bis „ging eilend nach ihrer Zelle"), welche mit Weislingen's Dank anheben, daß sein Unglück Marien zu Herzen gegangen. Das Zurückziehen von Mariens Hand aus der Weislingen's, der sie eben ergriffen hat, ist ein wenig später verlegt. Bald darauf ist eine durchaus dem Charakter Mariens widersprechende Stelle, worin diese ausführt, weshalb sie nicht länger mit ihm unter einem

*) Auf Liebetraut's gegen den gelahrten Professor gerichtete Bemerkung, der treffliche Weislingen sei auf keiner Akademie gewesen, erwiedert der Bischof ärgerlich: „Das wissen wir." Ausgefallen sind die folgenden Wechselreden:

„Liebetraut. Ich sag's auch nur für die Unwissenden. Er ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig seines Gleichen. Und wenn er nie an Hof gekommen wäre, könnt' er unvergleichlich geworden sein.

Bamberg. Ihr wißt nicht, was ihr redt, der Hof ist sein Element.

Liebetraut. Nicht wissen, was man redt, und nicht verstanden werden, kommt auf Eins 'naus.

Bamberg. Ihr seid ein unnützer Gesell."

Dache sein wolle*), durch eine ganz andere ersetzt, worin die von Marien gewünschte Entfernung Weislingen's durch die Nothwendigkeit erklärt wird, seine durch das leidige Hofleben in Verwirrung gerathenen Angelegenheiten zu ordnen. Hier vernehmen wir denn auch, wie Götz, als er auszog, Weislingen zu fangen, beim Abschied geäußert, er wolle sehn, daß er ihn wiederfinde, was freilich zu den früheren Andeutungen in der Szene zwischen Elisabeth und Marien nicht sonderlich zu stimmen scheint.**) Sehr treffend tritt am Schlusse die im ersten Entwurf vermißte Schilderung des Glückes ein, welches ihn im Besitze von Götzens Schwester erwarte: „Ganz der Deine zu sein, nur in dir und dem Kreise von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwei Herzen einander gewähren! Was ist die Gnade des Fürsten, was der Beifall der Welt gegen diese einfache, einzige Glückseligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünscht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünschen."

Auch das zunächst sich anschließende Gespräch zwischen Götz, Marien und Weislingen hat außer einigen Verbesserungen im Ausdruck nur ein paar bedeutende Umänderungen erfahren. In Mariens Worten: „Bestimmt meine Antwort nach seinem Werthe und nach dem Werthe seiner Verbindung mit euch", sind die gesperrt gedruckten Worte ausgefallen, so wie unmittelbar darauf der Anfang von Götzens Antwort: „Und nach der Neigung meiner Schwester", wodurch das Gespräch an gewandter Leichtigkeit und Klarheit gewinnt. Götzens Beschreibung von Weislingen's Burg wird im Entwurf durch den Eintritt seiner Gattin bei dem Worte „jenseit" unterbrochen, wogegen die zweite Bearbeitung mit Recht eine solche Unterbrechung hier nicht für besonders bezeichnend hielt, und es vorzog, den Götz in der Erinnerung an die Burg seines liebsten Jugendfreundes sich voll ergehn zu lassen, woher er denn hier statt jenes „jenseit" fortfährt: „dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen eures Schlosses hin. Die Fenster des großen Saales gehen steil herab auf's Wasser, eine Aussicht viel Stunden weit."

*) Marie läßt hier ihre Aebtissin fast im Tone eines Shakespeare'schen Narren und seines Liebetraut reden: „Hütet euch, ihr Kinder, für den Mannsleuten überhaupt nicht so sehr, als wenn sie Liebhaber oder gar Bräutigams geworden sind. Sie haben Stunden der Entrückung, um nichts Härteres zu sagen; flieht, sobald ihr merkt, daß der Paroxysmus kommt. Und da sagte sie uns die Symptome. — Dann sagte sie: Hütet euch nur alsdann, an ihren Verstand zu appelliren; er schläft so tief in der Materie, daß ihr ihn mit allem Geschrei der Priester Baal's nicht erwecken würdet, und so weiter."

**) Am Schlusse des Gesprächs zwischen Götz und Weislingen sind die Worte des erstern ausgefallen: „Da ich ausging, dich zu fangen, zog ich wie einer, der ängstlich sucht, was er verloren hat."

Weislingen's Monolog ist völlig umgeschmolzen. Nach dem Entwurf bewegt derselbe sich ganz in der Betrachtung seines Verhältnisses zu Götz, vor dem er seine Nichtigkeit fühlt, zugleich aber seine erniedrigende Abhängigkeit vom Bamberger Bischofe und anderen kleinen Menschen, mit denen er brechen will, um ganz frei zu sein, wie er es im Bunde mit Götz sein kann, der weder zu gehorchen noch zu herrschen brauche, um etwas zu sein. Allein das Gefühl, das ihn in diesem Augenblicke, wo ihm das höchste Glück seliger Liebe winkt, wo ihn der Kreis dieser herrlichen Menschen so treu und hold umfängt, ganz erfüllen muß, ist innigste Wonne, die sein Herz kaum zu fassen vermag. Und in diesem Sinne ist denn der Monolog auch in der zweiten Bearbeitung angelegt, wo er den trefflichsten Abschluß von Weislinhen's Bekehrung bildet. In der Seligkeit, die ihm jetzt zu Theil geworden, die ihn zum gerührtesten Danke gegen den Himmel stimmt, fühlt er so recht seine bisherige Abhängigkeit von elenden Menschen. Wie herzlich weiß er jetzt seinen Götz zu schätzen, der ihn zuerst sich selbst wiedergegeben, wie Mariens reines Herz seine Sinnesänderung vollendet hat. So frei ist es ihm, wie in heiterer Luft, er kann den Gedanken nicht mehr ertragen, sich durch so schändliche Verbindungen, wie bisher, unter sich selbst halten zu lassen; die wahre Einsicht ist ihm jetzt geworden, daß Glück und Größe nur in uns selbst liege, nicht in äußeren Beziehungen.*) Das ist auch die wahre Größe von Götz, der ganz auf sich allein ruht, nur den Eingebungen seiner biedern, treuen und freien Seele folgt. Auf die Hauptveränderungen der Szene zwischen Weislingen und Franz ist bereits oben S. 34 f. hingedeutet; die Veränderungen des Ausdrucks und solche, die durch frühere Umgestaltungen nöthig geworden, müssen wir hier übergehn.

Gleich am Anfange des zweiten Aktes läßt der Dichter den Liebetraut ein ganz anderes Lied singen, das nicht die ungeheuern Erfolge, welche der siegreiche Liebreiz der Frauen auf Männerherzen übt, sondern die einschmeichelnde Gewalt beschreibt, welche Cupido auf die Herzen der Schönen übt, die er nicht gewaltsam zu erobern braucht, da sie ihm alle entgegenschmachten. Auch mit diesem Liede scheint Liebetraut auf die liebeschmachtende junge Wittwe Adelheid hinzudeuten, die an Hof gekommen, um einen Liebhaber zu angeln, wenn freilich alle Hofdamen sich hierin spiegeln können, und das Lied uns so recht in das Treiben der frivolen Hofwelt einführt, welcher Liebetraut so etwas ungescheut bieten darf. Von den folgenden Späßen Liebetraut's sind zwei ausgefallen, von denen der eine die Grenzen des Anstandes etwas überschreitet, der andere, das Wortspiel mit

*) Beim Schlusse des Monologs liegt der freilich bedeutend umgestaltete Entwurf zu Grunde.

seinem Namen, gezwungen und fast zu gelehrt ist. An des letztern Stelle ist die spitzige Frage: „Wird man das (gescheid), gnädige Frau?“ getreten, zur Andeutung, daß Klugheit eine Naturgabe, die man sich nicht erwerben könne. Statt „Schach dem König! und nun ist's aus“, lesen wir jetzt das einfache „Matt!“ und zwar ist dies sehr passend der Bemerkung: „Ihr solltet die Lücken unserer Geschichtsbücher ausfüllen“, vorangestellt. In den Worten: „Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau halten fester als Ketten und Riegel“, ist der unpassende bildliche Ausdruck jetzt durch die gleich auf den besondern Fall überspringenden Worte ersetzt: „da reißt sich kein Weislingen los.“ Auch sonst ist der Ausdruck mehrfach verbessert.

In der darauf folgenden Szene zwischen Selbitz und Götz ist an die Stelle des Hans von Littwach (vgl. S. 35 f.) sehr glücklich eine andere Anknüpfung getreten. Die Schilderung des Kammerfräuleins, wie Weislingen in's Schloß hineingeritten, hat durch eine glückliche Umänderung an Lebendigkeit bedeutend gewonnen. Der Dichter läßt jetzt das Roß nicht erst am Schloßthore, sondern schon an der Brücke scheuen, die zu diesem führt, ohne irgend die Oertlichkeit des Bamberger Schlosses zu berücksichtigen. *) „Das Pferd scheute, wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu sehn. Sie freuten sich über des Pferdes Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit saß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht' er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit und wenig Knechte.“ **) Auf Adelheid's Vorwurf: „Närrin!“ will das Fräulein in der zweiten Bearbeitung treffend das sprichwörtliche „Kinder und Narren sagen die Wahrheit“ erwiedern, wird aber durch Liebetraut's Ankunft unterbrochen. Des letztern Gespräch mit Adelheid ist trotz der anstößigen Derbheiten mit unbedeutenden Aenderungen beibehalten. Aus den zwei mächtigen Stricken, mit welchen Liebetraut den Weislingen herangeschleppt zu haben behauptet, Weibergunst und

*) Das ältere Bamberger Schloß ist aus dem sechszehnten Jahrhundert.

**) Im Entwurf lautet die Stelle: „Das Pferd scheute, wie's an's Thor kam, und wollte — zu sehn, und schien mit freudigen Augen dem Pferd für die Unart zu danken, womit es ihn länger in ihrem Gesicht hielt. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit saß er droben, und mit wohlgemischtem Schmeicheln und Drohen brach er endlich des Pferdes Eigensinn, und so zog er mit seinen Begleitern in den Hof.“ Man wird hierbei an Hastings in Shakespeares „Richard III“ (III, 4) erinnert, dessen Roß sich bäumte, als es den Tower erblickte. Im folgenden sind Maximilian's „lichtbraune“ Augen beibehalten worden. Der Kaiser hatte bekanntlich lebhaft blaue Augen, schönes blondes Haar und eine große Adlernase.

Schmeichelei, sind jetzt drei geworden, indem Fürstengunst an die zweite Stelle getreten ist. Die Worte „mit einem Herzen, wie ich selten Besuch erwarte", spricht jetzt Adelheid erst nach Liebetraut's Abgang.

In der ersten Szene im Spessart wird jetzt statt des unbestimmten „mit einem von Hof" Liebetraut geradezu genannt, und von Selbitz zur Erklärung von Weislingen's Abwendigkeit die Bemerkung hinzugefügt: „Der Liebetraut ist ein pfiffiger Kerl; von dem hat er sich beschwätzen lassen." Auf eine sehr bedeutende Verbesserung treffen wir am Schlusse derselben Szene. Im Entwurf sagt Götz seinem Georg nur im allgemeinen, er solle auf Kundschaft ausreiten, da man in solchen Fällen Vorsichtigkeit mit Muth verbinden lerne, während nach der weiter unten folgenden zweiten Szene im Spessart Götz einen bestimmten Auftrag an Weislingen gab. Hiernach ist denn auch hier der Schluß der Szene glücklich umgeändert. In der darauf folgenden Szene wirft der Bischof Weislingen vor, daß er sich mit Götz sogar verbunden habe, nicht zufrieden, etwa zu versprechen, nichts gegen ihn unternehmen zu wollen, wobei wir die auffallende Aeußerung finden: „Die Fehde mit ihm (Götz) war immer eine von meinen kleinsten Besorgnissen. Triebst du sie nicht selbst am stärksten?" Der Bischof muß wünschen, daß Weislingen sich in jedem Falle freie Hand in seinen Unternehmungen gehalten habe, damit sie in ihren Plänen gegen ihn und seine Gesellen, Selbitz und Sickingen, hätten fortgehn können! Und auf diese Weise hat die zweite Bearbeitung auch die Stelle umgestaltet, indem sie den Bischof mit Recht hervorheben läßt, es hätten Weislingen hundert andere Bedingungen zu Gebote gestanden, um wieder zu seiner Freiheit zu gelangen. Auch die Worte des Entwurfs: „Aber nein! Du verbindest dich gar mit ihm, wie ich wohl merke, du wirst mein Feind! — Verlaß mich, Adelbert! aber ich kann nicht sagen, du thust wohl", sind jetzt durch eine ergreifendere Wendung an das Gefühl zu kräftigerer Wirksamkeit gesteigert. „Ach, ich denke nicht", bemerkt der Bischof in der zweiten Bearbeitung, „daß ich mit seinem (Götzens) Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er selbst gegraben hat." Und auf Weislingen's verlegen abwehrendes „Gnädiger Herr!" fährt er fort: „Und doch — wenn ich wieder dein Angesicht sehe, deine Stimme höre. Es ist nicht möglich, nicht möglich."

Gleich darauf finden wir Weislingen in Adelheid's Zimmer, die ihn durch schlaue Aufreizung seiner Ehrsucht gegen Götz zu erbittern sucht. Auf seine Bemerkung, wie Götz ihn so liebreich aufgenommen habe, erwiedert sie im Entwurf, das koste ihn so viel, als einen Fürsten ein Kopfnicken, und wie hätte er ihn auch anders behandeln sollen, wogegen in der zweiten Bearbeitung ihre Antwort viel bitterer und schärfer ist, indem sie, nachdem sie

diese liebreiche Aufnahme für seine Schuldigkeit erklärt hat, also fortfährt: „Und was hättest du verloren, wenn er widerwärtig gewesen wäre? Mir hätte das willkommener sein sollen. Ein übermüthiger Mensch wie der —.“ Am Schlusse des Gesprächs von Weislingen mit Franz hat der Dichter diesem noch ein sehr bezeichnendes „Gott sei Dank!“ gegeben. Eine höchst bedeutende Umgestaltung hat dann auch der Monolog Weislingen's erfahren. Im Entwurf fragt Weislingen sich zuerst selbst, was ihn denn eigentlich zum Bleiben bestimme, worauf ihn eine bange Ahnung überschleicht. Sollten die Thiere wirklich, wie man sagt, höhere Sinne haben? Umsonst sucht er sich gegen diesen Gedanken als einen Ausfluß des Aberglaubens zu wehren. Er erinnert sich, wie sein Pferd gescheut und unbeweglich gestanden habe, und fragt sich, ob nicht vielleicht die ihm drohenden Gefahren in scheuslichen Gestalten an ihm vorübergezogen seien. Auch er selbst fühlt sich so unheimlich, aber er sucht sich über die bangen Ahnungen hinwegzusetzen. Man vermißt hier jede Vertheidigung des Entschlusses zu bleiben, wie sie sein Gewissen verlangen muß, da er ja Marien, von der hier nirgends eine Erwähnung, sein Götz gegebenes Versprechen und seinen bis vor kurzem noch feststehenden Entschluß, Bamberg gleich zu verlassen, nicht mit einemmal vergessen kann. In diesem Sinne ist der Monolog in der zweiten Bearbeitung glücklich umgeändert. Nachdem er seinen eben gefaßten Vorsatz, noch zu bleiben, sich selbst verwundert vorgehalten, fühlt er sich durch die Stimme seines Gewissens dringend aufgefordert, ja auf seiner Hut zu sein. Er erinnert sich des Scheuens seines Pferdes, dem sein guter Geist sich entgegengestellt habe, um ihn den Gefahren zu entziehen, die in Bamberg seiner warteten. Zwar wagt er nicht, das böse Anzeichen seines Pferdes als bedeutungslos zu verwerfen, doch sucht er nach Gründen, um sein Bleiben bei sich selbst zu entschuldigen, wobei ihm der Hauptgrund seines Bleibens, Adelheid's Zorn, gar nicht einfallen kann, da dieser zu stark gegen ihn zeugen würde. Es wäre doch unbillig gewesen, meint er, hätte er die begonnenen Sachen des Bischofs so in Unordnung zurückgelassen; die könne er doch, unbeschadet seiner Verbindung mit Götz, zu Ende führen, dann solle ihn aber auch nichts mehr halten. Aber er fühlt schon seine Schwäche, von Bamberg zu scheiden, und meint, es wäre doch besser gewesen, er wäre gar nicht nach Bamberg gekommen. Indessen ermuthigt er sich wieder, indem er sich selbst das feste Versprechen gibt, bald fortzugehn, ja er begrenzt schon die Zeit seines Bleibens; morgen oder übermorgen will er weg. Man sieht leicht, wie wahr und schön unser Monolog angelegt ist, während er im Entwurf völlig ungenügend, grell und überladen war. Auch hier wird Mariens gar nicht gedacht.

Von den drei im Entwurf zunächst folgenden Szenen ist die erste

zwischen Elisabeth und Marien mit Recht weggefallen (vgl. oben S. 39), die dritte im Spessart spielende vor die zweite gestellt, und der Schluß der letztern wesentlich umgestaltet. Die Umstellung der beiden Szenen ist besonders durch den stets befolgten Wechsel zwischen Götzischen und Weislingischen Szenen veranlaßt, der durch den Wegfall der einen Szene gestört ist. Auch führt uns die Unterredung zwischen Adelheid und Weislingen schon weiter in den Unternehmungen Weislingen's gegen Götz, als die Erzählung Georg's in der Szene im Spessart. In der letztern ist eine durch die Umgestaltung der ersten im Spessart spielenden Szene (vgl. oben S. 137) nöthig gewordene Aenderung eingetreten. Georg borgt jetzt nicht den Rock von einem Pfälzer und sein Zeichen, sondern zieht den erbeuteten Kittel des Bamberger Reiters an. Die Erzählung, wie er in Weislingen's Vorsaal warten mußte, hat den treffenden Zusatz gewonnen: „Und die seidne Buben beguckten mich von vorn und hinten. Ich dachte, guckt ihr." Nicht weniger glücklich ist den Worten Georg's: „Das und noch mehr", jetzt hinzugefügt: „Er drohte mir." Mehrfach hat die Szene an Kraft des Ausdrucks gewonnen. So lesen wir jetzt: „Ich sagte, es gäbe (gäb') nur zweierlei Leut, brave (Ehrliche) und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen", statt des umständlichen: „und daß ich ehrlich wäre, säh' er daraus, daß ich Gottfried von Berlichingen diente." Der erste Theil der Szene zwischen Adelheid und Weislingen ist, geringe sprachliche Veränderungen abgerechnet, in seiner Ursprünglichkeit erhalten. Nach Weislingen's unmuthigem: „So laßt mich los!" ist ein Paar Wechselreden (bis zu den Worten „so mißbraucht") weggefallen, worin Adelheid Weislingen vorwirft, er habe Götzens Bild noch nicht ganz aus seiner Seele herausgeworfen, was dieser nicht ganz ableugnen kann. In der Umgestaltung des Schlusses wird derselbe Gedanke in ganz anderer, viel zweckmäßigerer Weise benutzt und ausgeführt. Der Entwurf läßt Adelheid, nachdem sie etwas eingelenkt und um Verzeihung für das gebeten, was sie nur aus Liebe für ihn gesagt habe, seltsam genug in ihre Vorwürfe gegen Weislingen zurückfallen, der keine Willenskraft habe und in Götzens Größe vergafft sei, den er ohne Neid und Gegenwirkung als mächtigen Nebenbuhler heranblühen sehe, dessen Dasein ein Monument seiner Schwäche sei, und erst durch den scharf eindringenden Stachel dieser Vorwürfe wird Weislingen zu den entschiedensten Maßregeln gegen Götz veranlaßt. Dagegen knüpft Weislingen in der zweiten Bearbeitung an das Geständniß von Adelheid's Liebe an, von welcher er nur einen Tropfen Linderung seiner heißen Leidenschaft erfleht. Ihre Vorwürfe bezeichnet er als höchst ungerecht, indem er auf die schrecklichen Qualen hindeutet, die es ihn gekostet, wiederum gegen den Mann zu wirken, dessen Andenken bei ihm so lebhaft neu in Liebe sei; hätte sie

nur den hundertsten Theil von dem ahnen können, was die Zeit her in ihm gearbeitet, sie würde ihn nicht mit wechselnder Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Verachtung so unbarmherzig hin und her gezerrt haben. *) Diese Aeußerung läßt uns einen tiefen Blick in die innern Kämpfe thun, welche Weislingen zu bestehn hatte, ehe er sich zum Verrath gegen den wiedergewonnenen Freund entschließen konnte, und bildet in sofern eine aufklärende Erläuterung zur scharfen Verdammung seines Abfalls in der vorigen Szene; aber auch das von Adelheid inzwischen ihm gegenüber beobachtete Verhalten tritt uns deutlich entgegen. Diese begnügt sich indessen, statt, wie es im Entwurf mit großem Aufwand aller Mittel geschah, ihn zur schärfsten Feindseligkeit gegen Götz aufzustacheln, darüber zu spotten, daß er den lieben könne, den er doch beneide, was eben so viel sei, als wenn man dem Feinde Proviant zuführte. Aber Weislingen hat schon mehr gethan, als Adelheid weiß. Daß er durch Georg bereits an Götz berichten lassen, er wolle nichts mehr mit ihm zu thun haben, ist ihr nicht unbekannt, worauf Weislingen mit den Worten deutet: „Er ist berichtet, daß ich wieder Weislingen bin." Hierdurch ist er in die Nothwendigkeit versetzt worden, sich gegen Götz vorzusehn, der, jetzt auf's tiefste verletzt, seinen Vortheil über ihn nicht aus den Augen setzen wird. Und so kann er denn Adelheid versichern, daß er nicht so träge gewesen, wie sie meine, daß ihre Reiter verstärkt und wachsam, ihre Unterhandlungen im Fortgange begriffen seien, und der Reichstag zu Augsburg werde hoffentlich ihre Projekte zur Reife bringen. Adelheid, über diese Aeußerung hoch erfreut, fordert ihn zur Vollendung seines Werkes auf **), dessen Belohnung ihre von Weislingen heiß ersehnte Hand sein solle. Hier erfahren wir denn auch, daß Adelheid's Güter — der Verdrießlichkeiten, welche sie ihretwegen habe, hat schon Liebetraut gedacht — vom stolzen Herzog, unter welchem sich Goethe wohl nur Ulrich von Würtemberg denken konnte, inne gehalten werden. Der dringenden Aufforderung, daß sie, wie ihre Feinde, zusammenhalten und den Kaiser auf ihre Seite lenken müssen, weil sie sonst verloren seien, stellt Weislingen die feste Zuversicht entgegen: „Mir ist's nicht bange. Der größte Theil der Fürsten ist unserer Gesinnung. Der Kaiser verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür ist's billig, daß er uns wieder beisteht. Welche Wollust wird mir's sein, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Kissen zu bringen, die Ruhe des Bis-

*) Auffallend ist hier der Ausdruck „hin und her zerreißen", wofür man „reißen" oder „zerren" erwartete.

**) Adelheid's Worte: „O ihr Ungläubigen! immer Zeichen und Wunder!" deuten auf die bekannten Worte des Heilands bei Johannes 4, 48 hin.

thums, unser aller herzustellen.“ Hiermit ist uns der Zustand des Reiches nahe genug gebracht, wonach der Ausfall der ersten Szene des folgenden Aktes um so unbedenklicher erfolgen kann. Welcher Mittel Weislingen sich zu bedienen gedenkt, tritt gleichfalls hervor, wie der Schluß der Szene uns die anmuthsvolle Feinheit zeigt, mit welcher die „Zauberin“ Weislingen's Hoffnungen zu fesseln und zu spannen weiß. Wenn die Szene nach dem Entwurf Weislingen zum festen Entschluß führen soll, gegen Götz sich zu ermannen, so wird er jetzt in dem bereits gefaßten Entschluß durch Adelheid's dringliches Bitten und den am Ziele winkenden Besitz des wunderreizenden Weibes nur bestärkt, und wir thun hier nicht allein einen Blick in die zunächst vorhergegangenen Seelenkämpfe Weislingen's und in Adelheid's Behandlung des von ihr ganz bestrickten Liebhabers, sondern auch die Mittel, durch welche er zu wirken gedenkt, treten uns deutlich vor Augen, so daß die Szene an sich und in ihrer Bedeutung für das Ganze durch die Umgestaltung des Schlusses wesentlich gewonnen hat.

Im Entwurf wird der Ueberfall der Nürnberger Kaufleute in der Szene, wo Selbitz zu Götz kommt, im allgemeinen als Vorhaben und nach seiner Ausführung, als die Kaufleute beim Kaiser um Gnade und Hülfe flehen, nur kurz berührt. Bei der zweiten Bearbeitung erkannte Goethe gar wohl, daß, wenn der Ueberfall auch selbst nicht dramatisch dargestellt werden könne, doch der bestimmte Anschlag als solcher wenigstens angedeutet werden müsse, und so schob er denn am Schlusse des zweiten Aktes eine darauf bezügliche Szene ein. Bei dieser Gelegenheit aber wollte er zugleich darauf hindeuten, wie in jener verworrenen Zeit jeder sich selbst Recht habe verschaffen müssen, da auf gerichtlichem Wege dieses nicht zu erlangen gewesen. Freilich hatte Maximilian zur Schlichtung von Rechtshändeln das Reichskammergericht eingesetzt, aber auch dies war nicht im Stande, den schreienden Rechtsverletzungen Einhalt zu thun und der Willkür der Großen zu steuern. Goethe geht aber so weit, die spätere Ausartung dieses Gerichtes auf die früheste Zeit zu übertragen, und die Verschleppung und Bestechlichkeit als Ursünden desselben darzustellen. Als Goethe nach Wetzlar kam, war die von Kaiser Joseph verordnete Visitation des Gerichtes schon im Gange, und mehrere der Assessoren, unter ihnen Johann Hermann von Pape, genannt Papius, wegen Bestechung kassirt,*) was Goethe, der während seines Wetzlarer Aufenthaltes über die leidige Geschichte viel hin und her reden hörte, hier bestens benutzte. Er führt uns nämlich Götz und Selbitz in einer Herberge am Tische sitzend vor, wo eben eine Bauernhoch-

*) Vgl. Ulmenstein „Geschichte der Stadt Wetzlar“ II, 752. 774 f. 796. Goethe B. 22, 101.

zeit gefeiert wird. Götz gibt dem Brautvater und dem Bräutigam von Herzen Recht, daß sie ihren langjährigen Rechtsstreit über ein Stück Land endlich durch eine Heirat geschlichtet haben. Aus den weiteren durch Selbitz und Götz veranlaßten Aeußerungen ergibt sich denn, daß sie an acht Jahre den Rechtshandel geführt, und nach langem Gezerre endlich ein Urtheil den „Perrücken" vom Herzen gerissen, das dem einen so viel Recht wie dem andern gab, wo es ihnen denn endlich aufging, daß man sie geprellt habe, und sie den Beschluß faßten, die Sache durch eine Heirat zu vertragen. Besonders aber beklagt sich der Brautvater über das viele Geld, das ein Prozeß koste, da hier alles hohle Pfötchen mache. Der Assessor Sapupi, der „verfluchte schwarze Italiäner", habe ihm allein achtzehn Goldgulden abgenommen, die er ihm in seinem prächtigen Gartenhaus habe hinzahlen müssen. Der Bräutigam geräth über diese Entdeckung in die ärgerlichste Verwunderung, da auch er dem Sapupi fünfzehn Goldgulden gegeben habe. Sapupi ist Anagramm des Namens Papius, und wahrscheinlich sind auch sonstige Beziehungen, wie das prächtige Gartenhaus mit dem großen Saal, die schwarzbraune Gesichtsfarbe, von Papius entnommen. Dieser soll über die handgreifliche Anspielung sehr erbittert gewesen sein und mit einer Klage gedroht haben. Selbitz drückt darauf seinen Ingrimm über eine solche unter dem Mantel des Gesetzes schleichende Halunkerei aus, indem er ihr ehrliches, als Räuberei verschrieenes Handwerk, wodurch sie sich auf dem kürzesten Wege Recht verschaffen, jenem schändlichen Betruge der Gerichtsherren entgegenstellt. Götz aber fordert die Betrogenen auf, selbst nach Speier zu gehn, wo eben Visitationszeit sei — in Wetzlar befand sich das Kammergericht erst seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts —, und den Sapupi zu verklagen. Freilich kann er ihm nicht versprechen, daß sie die Sache durchtreiben werden, wie er es wohl thun würde, dürfte er selbst über ihn her, aber den Versuch sei die Sache immer werth; ist ja Götz wohl zuweilen um des vierten Theiles willen ausgeritten. Auffallen kann es, daß Götz ihnen nicht seine Hülfe anbietet, aber hier darf er doch hoffen, daß man der Klage Gehör geben werde, um das Gericht nicht in gar zu schlimmen Ruf zu bringen, und er hat vorab mit den Nürnbergern vollauf zu thun. In diesem Augenblick verkündet Georg, daß die Nürnberger im Anzug seien, und sie diese, wenn sie ganz sachte reiten, zwischen Beerheim und Mühlbach *) im Walde antreffen werden. Götz scheidet

---

*) Auch diese Ortsnamen scheinen ganz willkürlich gewählt. Nach der ersten Szene im Spessart lauert Götz den von Frankfurt kommenden Bamberger und Nürnberger Kaufleuten auf. Nun findet sich zwar auf diesem Wege ein Mühlbach bei Karlsstadt, aber ein Beerheim vermag ich überhaupt nicht

freundlich von den guten Leuten, die ihn gern zum „Nachtims" da behalten möchten, mit dem Wunsche: „Gott grüß' euch! Helf uns allen zum Unsrigen!" So schließt der zweite Akt treffend mit der gespanntesten Erwartung. Weislingen will alle Mittel gegen Götz in Bewegung setzen, und dieser ist eben im Begriff, ihm durch seine Niederwerfung der Nürnberger Kaufleute eine gewünschte Veranlassung zum Einschreiten gegen ihn zu gewähren.

Die erste mißlungene Szene des dritten Aktes ist mit Recht weggefallen und zum Theil ersetzt durch eine in dem zunächst vorhergehenden Gespräch zwischen Weislingen und Adelheid eingeschobene Hindeutung (vgl. oben S. 140 f.). Unverändert ist das Auftreten der Augsburger Kaufleute geblieben, dagegen hat das Gespräch zwischen Weislingen und dem Kaiser durch mehrfache Umgestaltungen an Kraft und treffender Bezeichnung wesentlich gewonnen. Zunächst ist der etwas gezwungene und durchaus unnöthige Ausruf des Kaisers ausgefallen: „Mein bester Schwimmer erstickte in einem Sumpf. Deutschland! Deutschland! du siehst einem Moraste ähnlicher als einem schiffbaren See." Eine ähnliche Vereinfachung ist in den Worten Weislingen's eingetreten: „Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen könnten", wofür der Entwurf folgende in einem etwas hoch geschraubten Bilde sich bewegende Stelle hat: „Ich hofft' es auszuführen. Das Beschwerlichste ist gethan. Hat Euer Majestät Wort nicht den Sturm gelegt und die Tiefe des Meeres beruhigt? Nur kleine ohnmächtige Winde erschüttern muthwillig die Oberfläche der Wellen. Noch ein Machtwort, so sind auch die in ihre Höhlen gescheucht." Auch die unmittelbar darauf folgende Stelle ist bedeutend umgestaltet, und zu wirksamer Kraft, mit Ausscheidung alles falschen Prunkes gesteigert worden. Jetzt heißt es hier: „Es ist mit nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Resten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. [Und auch da sind viele der Edeln und Freien, die sich nach Ruhe sehnen.] Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geschafft, das übrige würde bald von sich selbst

---

nachzuweisen. In der Lebensbeschreibung gedenkt Götz des Angriffs auf mehrere von Würzburg durch Habichtheil und Lengefeld dem Spessart zuziehende, nach Frankfurt reisende Nürnberger Kaufleute. Ein andermal wollte er gen Frankfurt ziehende Nürnberger zwischen Nürnberg und Fürth, ein drittesmal im Walde angreifen, der den Namen Hagenschieß führt. Am Ende der Beilagen zur Lebensbeschreibung wird eines Angriffes auf einen von Nürnberg nach Straßburg gehenden Wagen mit Gütern in einer von Götz angestellten Fehde gedacht.

zerfallen. [Denn sie sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.]" *) Noch wichtiger sind die folgenden Veränderungen. Während früher Weislingen darauf hindeutet, man müsse nicht bloß die Personen wegschaffen, sondern den Befehdungstrieb, der in Folge des vorleuchtenden Beispiels bis zu den geringsten Menschen hinuntersteige, ganz vertilgen, indem man die Achtserklärung, die bisher einem vermummten Weibe gleich nur Kinder in Aengsten setze, mit dem Kaiserlichen Racheschwert über die unruhigen Häupter sende, und er von einer solchen heilsamen Strenge, zu welcher die Fürsten gern ihre Hände bieten würden, die Herstellung der blühendsten Ruhe und Glückseligkeit im ganzen Reiche binnen weniger als einem Jahre verspricht, so hebt er dagegen in der zweiten Bearbeitung hervor, daß die bisher geübte Kaiserliche Milde und Gnade die Aufrührer nur verwegener gemacht, und diese, von ihrem seit lange genährten Trotz ganz erfüllt, nicht eher zu bändigen seien, bis sie vor den Augen der Welt ganz zu nichte gemacht, und ihnen jede Hoffnung, wieder empor zu kommen, völlig abgeschnitten sei, wobei er auf den Schwindelgeist aufmerksam macht, der ganze Landschaften ergriffen habe. „Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigne sich gegen sie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrschaft zu schmälern drohen, so daß die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind?" Weislingen deutet hiermit auf die seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts an mehreren Orten hervorbrechenden Aufstände der ländlichen Bevölkerung hin, wie der Bundschuh im Bisthum Speier 1502, der arme Kunz in Würtemberg 1517, dessen gelegentlich auch Götz in der Lebensbeschreibung gedenkt. Nach Art falscher Angeber verschweigt er die wahre, im grausamen Drucke der schwelgerischen, geld- und genußsüchtigen Herren liegende Ursache, und schreibt diese Aufstände dem durch Götz, Sickingen und Selbitz genährten Geist wilder Unordnung und Zuchtlosigkeit zu, indem er durch die Angst, in welche er den Kaiser zu versetzen sucht, diesen zu allen Maßregeln geneigt zu machen hofft — ein altes und doch immer neues, selten seines Zweckes verfehlendes, aber verderbenschwangeres, die Kluft immer tiefer spaltendes Mittel. Zwar wagt Weislingen in der zweiten Bearbeitung noch nicht, gleich mit dem Vorschlag der Achtserklärung her-

*) Im Entwurf lautet die Stelle also: „Es ist mit nichten das ganze Reich, das über Beunruhigung Klage führen kann. Franken und Schwaben glimmt noch von den Resten des ausgebrannten Feuers, die ein unruhiger Geist manchmal aus der Asche weckt, und in der Nachbarschaft herumtreibt. Hätten wir den Sickingen, den Selbiz — den Berlichingen, diese flammenden Brände, aus dem Wege geschafft, wir würden bald das übrige in todte Asche zerfallen sehn."

vorzurücken, aber er kennt sein Ziel, das er um so sicherer zu erreichen hofft, als er es zunächst noch verborgen hält, um es im rechten Augenblick ganz zu enthüllen.

In der zunächst folgenden Szene zwischen Götz und Sickingen sind die Worte des letztern: „Und wenn ihre holde Seele mir sie zum Eigenthum übergibt, dann, Gottfried —", mit Recht ausgefallen, da sie den schlichten Antrag des biedern edlen Ritters entstellen. In gleicher Weise muß die Tilgung der Worte: „ein Band, an dem selbst die scharfe Sense des Todes hätte stumpf werden sollen", gebilligt werden, an deren Stelle die Sickingen's ganz würdige, hier fast nothwendig gebotene Bemerkung tritt: „Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden!" Zwei andere Veränderungen im Ausdruck sind weniger bedeutend, bekunden aber die Sorgfalt, welche der Dichter bei der zweiten Bearbeitung geübt. *) Die beiden folgenden Szenen sind fast ganz unverändert geblieben **), dagegen ist an die Stelle des folgenden steifen Selbstgespräches der mit einem Briefe Weislingen's auftretenden Adelheid eine belebte Szene zwischen ihr und Franz getreten, dessen glühende, mächtig hervorbrechende Liebe und Treue Adelheid zu schätzen weiß. Sie liebt ihn von Herzen, weil noch niemand so wahr und warm mit aller Glut aufgeregtester Sinnlichkeit an ihr gehangen. Diese Aeußerung klärt uns über ihr Verhältniß zu Weislingen näher auf, worin sie nur den Ausführer ihrer ehrsüchtigen Absichten, den feinen, in die Reichsangelegenheiten geschickt eingreifenden Höfling sieht, der sich der Uebermacht ihrer Reize hat fügen müssen. Freilich dürfte man wünschen, dies hier bestimmt angedeutet zu finden. Wenn Adelheid im Entwurf erst die Nachricht von der Anordnung der beiden Expeditionen erhielt, so theilt Franz ihr jetzt bereits den Aufbruch derselben mit, und sie erfährt zugleich, daß die Exekution gegen Götz ein von Sirau führe, wobei freilich nichts weniger als eine geschichtliche Person vorschwebt, obgleich der Dichter leicht aus der Geschichte der Belagerung von Möckmühl (vgl. oben S. 54) eine solche hätte wählen können. Uebrigens hat er bei dieser Szene die unterdrückte letzte des vierten Aktes aus dem Entwurf benutzt.

Der wichtigern Veränderungen in der ersten Szene mit Lerse ist oben S. 47 Erwähnung geschehen. Der Schluß der Szene im Wald an einem

*) In dem Satze: „Weislingen hat während seiner Gefangenschaft sich in ihren Augen gefangen", ist der spielende, in seinem Zusammenhang etwas schiefe Ausdruck dem einfachen ihre Liebe gewonnen gewichen, und das folgende „in seiner Gefangenschaft" der Abwechslung wegen mit „in der Noth" vertauscht.

**) In der zweiten sind die sehr unnöthigen Worte gestrichen: „Zu Hause sitzt der Fürst und macht einen Operationsplan; das ist die rechte Höhe!"

Morast hat durch eine bedeutende Umgestaltung an dramatischem Leben und Wirksamkeit gewonnen. Im Entwurf spricht der erste Knecht, nachdem er die Gewißheit gewonnen, daß sein Kamerad im Sumpf erstickt ist: „So lauert der Tod auf den Feigen, und reißt ihn in ein unrühmlich Grab. Fort! du selbst Schurke! Fort! zu deinem Haufen!“ worauf er wegeilt. Bei der zweiten Bearbeitung schien dem Dichter jener die Nutzanwendung gebende Spruch mit Recht wenig an der Stelle, weshalb er statt dessen den ersten Knecht sich über jenen als den feigern erheben läßt. „Bist doch krepirt, du Memme!“ Aber übertraf jener ihn auch an Feigheit, so ist er selbst doch kein Muster der Tapferkeit. Zu seinem Schrecken sieht er überall Feinde, welche ihm die Gewißheit von der Niederlage der Seinen geben. Während er eben entfliehen will, kommt Götz mit Georg zu Pferde. Auf Götzens Ruf: „Halt Kerl, oder du bist des Todes!“ fleht er um sein Leben. Götz befiehlt seinem Georg, den Knecht, nachdem dieser sein Schwert abgegeben, zu den übrigen Gefangenen zu führen, die Lerse unten am Walde habe. Dieser aber fragt, als Götz enteilt ist, um den flüchtigen Führer zu verfolgen, was aus diesem geworden, worauf denn Georg mit denselben Worten erwiedert, die er im Entwurf ohne besondere Veranlassung unmittelbar nach Götzens Entfernung spricht.

Die folgende Szenenreihe bis zum Schlusse des Aktes hat wenige und unbedeutende Aenderungen erlitten, deren größtentheils bereits oben gelegentlich Erwähnung geschehen ist. Wir erwähnen hier nachträglich nur folgender. In der im Lager spielenden Szene erwiedert der Ritter auf die Nachricht, daß sie schon um hundert geschmolzen seien, mit einem „Verflucht!“ worauf der Hauptmann denn fortfährt, indem er dieses „Einschmelzen“ als treibenden Beweggrund zum raschen Aufbruch gen Jarthausen hin benutzt. Die zweite Bearbeitung hat das „Verflucht!“ gestrichen, und die letzte Rede dem Ritter gegeben, wodurch die Lebendigkeit des Gesprächs wesentlich gefördert wird. Statt der kühn bildlichen Worte des Götz: „Nur du kleiner Hauf warst meinem Rücken eine Mauer, inzwischen daß ich vor mir her ihren Muth in Stücken schlug“, lesen wir jetzt das einfachere: „Nur du kleiner Hauf hieltest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun.“ In der Szene, wo Götz dem zur Uebergabe der Burg auffordernden Trompeter erwiedert, ist die etwas matt nachschleppende Bemerkung gestrichen: „Es liegt ihnen (den Pfaffen) nichts so sehr am Herzen als Majestät, weil niemand diesen Wall so nöthig hat als sie.“ Eben so überlästig sind die in der zweitfolgenden Szene weggefallenen Worte: „Und diesmal haben sie's getroffen. Sie dachten nur nicht, daß wir wieder beschossen sein könnten.“ Daselbst ist „nicht mit einem Wald von Wünschelruthen“ in das einfache „mit keiner Wünschelruthe“ umgewandelt. Zweifeln mag man, ob die jetzige Lesart: „Ein braver

Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch", vor der frühern „mangeln niemals eines Pfads", den Vorzug verdiene. Im Liede, welches Georg im Stalle singt, findet sich in der ersten Strophe „Vögelein" statt „Meiselein", wogegen in der dritten „Meislein" aus Versehen beibehalten ist.

Der Hauptveränderungen der drei ersten Szenen des vierten Aktes ist bereits oben Erwähnung gethan worden. Eine höchst bedeutende Umgestaltung hat der Schluß der vierten, auf Adelheid's Schloß spielenden Szene zwischen dieser und Weislingen erfahren. Wenn im Entwurf Weislingen durch die Hoffnung, der schwache Kaiser werde bald aus der Welt gehn und ihnen Platz machen, sich zu regen, Adelheid's erbitterten Unmuth zu besänftigen sucht, baut er in der zweiten Bearbeitung auf Götzens unwiderstehlichen Drang nach ritterlichen Thaten, der ihnen bald wieder eine Ursache zur Klage wider ihn bieten werde. Hier hat nun der Dichter eine ganz neue Springfeder der Handlung eingesetzt. Mußte er nämlich Adelheid's Verhältniß zu Sickingen fallen lassen, so sah er sich genöthigt, eine andere Leidenschaft des ehrsüchtigen Weibes zu erfinden. Franz, der vor Liebe fast verrückte Junge, konnte nicht dazu dienen, ihren immer weiter schweifenden Ehrgeiz zu fesseln, dem Weislingen's ihr zu scheuer Charakter nicht genügte, es mußte ein anderer, höherer Charakter sie anziehen, und das nur auf schwächster Grundlage ruhende Verhältniß völlig zerreißen. Der Dichter läßt Adelheid ihre Blicke auf den jungen Karl, den in Aussicht gestellten Nachfolger des dem Tode nahen Kaisers, hinrichten. Daß dieser bekanntlich erst nach Maximilian's Tod nach Deutschland kam, konnte ihn bei der großen Freiheit, mit welcher er die Geschichte behandelt, nicht hindern, diesen am kaiserlichen Hoflager zu Augsburg verweilen, und Adelheid, die ihn auf jede Weise anzulocken bestrebt ist, besondere Aufmerksamkeit bezeigen zu lassen. Diese kann nun nicht umhin, in ihrem Unmuth über Götzens Freilassung, auch ihre auf Karl, den trefflichen Nachfolger des Kaisers, gerichtete Hoffnung zu äußern, der majestätischere Gesinnungen verspreche. Weislingen's lange gehegte Eifersucht geräth darüber zum Ausbruch.*) Durch seine Bemerkung, man sollte fast denken, Adelheid sehe Karl's Eigenschaften mit anderen Augen an, findet diese sich beleidigt, aber leugnet Weislingen auch jede Absicht der Beleidigung, so kann er doch nicht

---

*) Die Ausgabe vom Jahre 1787 hat hier einen treffenden Zusatz, durch welchen dieser Ausbruch näher motivirt wird. Nach dem unmuthigen fragenden „Karl?" fügt Weislingen hier die kalt abwehrenden Worte hinzu: „Er ist noch weder gewählt noch gekrönt", worauf denn Adelheid erwiedert. „Wer wünscht und hofft es nicht?" Dann erst schließt sich Weislingen's weitere Aeußerung an: „Du hast einen großen Begriff von seinen Eigenschaften."

verschweigen, daß Karl's ungewöhnliche Aufmerksamkeit für sie ihn beunruhige, und die Frage, ob ihr Betragen gegen Karl ihm denn Veranlassung zur Furcht gebe, erwiedert er mit dem harten Ausspruch: „Du bist ein Weib. Ihr haßt keinen, der euch hofirt", dem diese das scharf rückschlagende: „Aber ihr?" entgegenstellt. Wie schrecklich ihm der Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue von Adelheid's Seite sei, vermag er nicht auszusprechen, diese aber betrachtet Weislingen's Furcht als eine Thorheit, für die sie keine Heilung wisse. Und als Weislingen auf ihre Entfernung vom Hofe hindeutet, weist sie ein solches Ansinnen entschieden zurück; sei er selbst ja auch mit seinen Freunden bei Hofe, und wie könne er ihr zumuthen, sich auf ihrem Schlosse mit den Uhus allein zu unterhalten, doch sucht sie ihn durch das wiederholte Geständniß ihrer Liebe zu beruhigen. Weislingen läßt sich hierdurch auch einstweilen beschwichtigen, allein seine Worte: „Der heilige Anker in diesem Sturm (ist das Vertrauen auf deine Liebe), so lang der Strick nicht reißt", deuten auf den drohenden Bruch hin. Wie vortrefflich auch diese Darstellung der Eifersucht Weislingen's eingefügt ist, so vermißt man doch eine vorhergehende Andeutung der wirklich vollzogenen Vermählung, die im dritten Akt nur als nach seiner Rückkehr bevorstehend angedeutet ist, von deren bestimmtem Eintreten aber keine Spur sich zeigt, obgleich am Ende des Aktes leicht eine darauf hinweisende Szene hätte angefügt werden können. Daß Goethe diese Szene auf Adelheid's Schloß spielen läßt, kann nur ein Versehen sein, da Weislingen ja auf Adelheid's Entfernung vom Hofe dringt, wo Karl's Aufmerksamkeiten seine Eifersucht erregen.

Ihre Absichten in Bezug auf Karl enthüllt Adelheid unmittelbar darauf in dem kurzen, aber in leidenschaftlicher Glut sich ergießenden Selbstgespräch. Hat schon bisher Weislingen ihren hochfliegenden Plänen nicht genügt, so entflammt diese sich ihren großen Absichten in den Weg stellende Eifersucht ihren vollsten Haß und ruft ihre stolze Kraft hervor, welche sie zum höchsten Ziel keck hintreibt. *) „Karl! Großer, trefflicher Mann, und Kaiser dereinst! Und sollte er der einzige sein unter den Männern, den der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin." Wie weit ihr Verhältniß zu Karl bereits vorgerückt sei, ersehen wir aus der folgenden Szene mit Franz, welche uns zugleich die unwiderstehliche,

*) Die Anfangsworte „Fängst du's so an! Das fehlte noch", erinnern an die ähnlichen einer ausgefallenen Szene des fünften Aktes, wo Adelheid nach Weislingen's Abgang beginnt: „Geh' nur! Das fehlte noch, daß er sich zu überheben anfängt!"

fein berechnete Anmuth zeigt, mit welcher Adelheid den von heißester Liebesgier durchzuckten Jungen zu ihrem Unterhändler zu machen und an sich festzuhalten weiß. Franz kommt mit einem Briefe, den er eben von dem in Adelheid's Nähe verweilenden Karl selbst erhalten hat, aber er kann hierbei seine Verzweiflung nicht zurückhalten, daß Adelheid seine unendliche Liebe so schlecht belohne, daß sie ihn in den Jahren der Hoffnung verzweifeln lasse. Adelheid, der es wohl bewußt ist, wie leicht sie den heißblutigen Jungen durch ein gutes Wort beruhigen kann, flößt ihm guten Muth ein, und verspricht, ihm für seine Liebe und Treue nicht unerkenntlich sein zu wollen. Franz geräth vor Freude darüber ganz außer sich, und erklärt sich bereit, alles für sie zu thun, was sie nur verlangen könne. Aber als sie ihn darauf mit holder Anmuth ihren lieben Jungen nennt, da fühlt er doch zu sehr, daß dies nur eine nicht von Herzen gehende Schmeichelei sei, und, in Thränen ausbrechend, kann er sich nicht entbrechen, leidenschaftlich hervorzuheben, wie sie seine Ergebenheit nur damit lohne, daß sie andere ihm vorziehe, alle ihre Gedanken auf Karl hinwende. Vergebens sucht Adelheid ihm seine Leidenschaft durch die ablehnenden Worte zu verweisen, er wisse nicht, was er wolle, noch weniger, was er rede; Franz geräth darüber in volle Wuth, und erklärt, indem er mit dem Fuße auf die Erde stampft, er wolle auch nicht mehr, er wolle nicht mehr den Unterhändler abgeben. Da aber Adelheid ihm vorwirft, daß er die ihr schuldige Achtung verletze, hält er ihr entgegen, wie grausam sie gegen ihn verfahre, da sie ihn ganz aufopfere. Aber er fügt zugleich noch einen andern Grund hinzu, warum er ihren Unterhändler nicht weiter abgeben wolle, da sie ja auch seinen lieben Herrn aufopfere, wozu er nicht die Hand bieten dürfe. Die entschiedene Aeußerung ihrer Ungnade, verbunden mit dem Bedauern, daß sie sich in ihm geirrt, daß sie ihn für etwas gehalten, was er nicht sei, entwaffnet ihn, so daß er sie durch das Geständniß, wie sehr er sie liebe, wieder zu versöhnen sucht, und als sie es ausspricht, wie er ihr Freund, ihrem Herzen so nahe gewesen, sie aber jetzt von ihm verrathen zu werden fürchten müsse, da bricht die Glut seiner Leidenschaft wieder im wärmsten Geständniß seiner unerschütterlich treuen Anhänglichkeit hervor. „Eher (als daß er sie verrathe) wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen. Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus." Adelheid aber gibt ihm jetzt auch einen reichen Vorgeschmack ihrer Liebe, indem sie ihn an sich heranzieht, und ihn ihrer Küsse voll genießen, ihn weinend an ihrem Halse hängen läßt. Aber sie entzieht sich bald seiner wachsenden Glut, da sie nicht sicher seien; sie ermahnt ihn dann, „von seiner Liebe und Treu nicht zu wanken", indem sie ihm den schönsten Lohn verheißt, worüber er denn in enthusiastisches Entzücken geräth. So sehen wir hier, wie das

ränkevolle Weib den von wilder Liebe glühenden Franz mit Gunstbezeugungen, aber noch mehr mit Versprechungen hinzuhalten und ihn ihrem geheimen Dienste zu erhalten weiß, ohne ihn für mehr als ein gefügiges Werkzeug zu halten und seiner ihrem Stolze schmeichelnden Liebe eine höhere Bedeutung zu geben. Es ist anziehend zu bemerken, wie dieses Gespräch zwischen Adelheid und Franz fast ganz aus Aeußerungen der zwischen beiden spielenden drei Szenen des fünften Aktes nach dem ersten Entwurf zusammengesetzt ist. Die Worte: „Was hast du — glücklich zu machen" *) sind aus der zweiten Szene (in Weislingen's Schloß), „Wenn diese Ergebenheit — zu sehn" und weiter „Du weißt nicht — redst", und mit geringen Veränderungen „Geh entdecke — aus dem Leibe reißen", endlich „Wanke nicht — Der schönste Lohn!" aus der ersten, die Schlußworte: „Ich wollte meinen Vater ermorden, der (wenn er) mir diesen Platz streitig machte", aus der dritten Szene genommen.

Der Aenderungen, welche die Szene auf Jarthausen zwischen Götz und Elisabeth, zu denen dann Georg und Lerse hinzutreten, erlitten hat, ist bereits oben gedacht worden, ebenso des Ausfalls der letzten Szene zwischen Adelheid und Franz, aus welcher eine Stelle in eine neueingefügte Szene übergegangen ist. Die ersten Szenen des fünften Aktes bei den Zigeunern sind ganz ausgefallen, da diese nur dazu dienen sollten, Adelheid mit Sickingen in Verbindung zu bringen und ihr die Kenntniß eines Zaubergiftes zu verschaffen; beides aber sollte in der zweiten Bearbeitung wegfallen, wo an die Stelle des Verhältnisses zu Sickingen die ehrsüchtige Leidenschaft für Karl getreten ist, und statt des geheim wirkenden Zaubergiftes ein gewöhnlicher Gifttrank dient, den Franz seinem Herrn beibringt, um dann später in Verzweiflung über diese Frevelthat sich selbst das Leben zu nehmen, wodurch eine größere dramatische Wirkung gewonnen wird, als durch das zugleich gegen den Herrn und seinen Diener verwandte Zaubermittel. Die Zigeuner aber wollte Goethe, als eine in seinem Gemälde jener anarchischen Zeit höchst bedeutsame Gruppe (vgl. oben S. 75 Note *), nicht aufgeben, und so läßt er denn den Götz, welchen er etwas mehr als im Entwurf hervortreten lassen mußte, auf der Flucht bei ihnen Hülfe finden.

Der fünfte Akt beginnt mit einer Szene aus dem Bauernkrieg, welche eine durchgängige Umgestaltung der ähnlichen Szene des ersten Entwurfes ist; steht sie dieser auch an grausenhafter Wildheit nach, so hat sie doch an dramatischem Leben und umfassender Schilderung der Verhältnisse bedeutend gewonnen, während sie im Entwurf mehr auf die Darstellung des

*) Statt „und wie wenig kostet's mich" hat der Entwurf: „Es kostet mich nichts."

blutigen Ingrimms Metzler's gegen Otto von Helfenstein beschränkt war. Zunächst wird uns die Flucht der Alten und Weiber aus einem von den Bauern, den „Mordhunden", überfallenen Dorfe vorgeführt. Wie schrecklich man hierbei verfährt, verräth der Befehl des Anführers Link: „Was sich widersetzt, niedergestochen! Das Dorf ist unser. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und schnell! Wir zünden gleich an." Wie aber die bitterste Rache den Adeligen gilt, an deren grausamen Todesqualen man sich weidlich ergötzt, verkündet uns Metzler, der eben vom Hügel herunter gelaufen kommt, und mit satanischer Wonne von den schrecklichen Mordthaten bei Weinsberg erzählt. Der Dichter folgt hier genauer den ihm vorliegenden Angaben des Herausgebers der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 76) als im Entwurf. Zuerst gedenkt er des vom Kirchthurm herab mit den Bauern unterhandelnden und dabei erschossenen Dietrich von Weiler, dann der Ermordung der achtzig Personen, unter denen dreizehn von Adel, welche, auf die Ebene von Heilbronn herausgeführt, mit Spießen niedergestochen worden. Unter anderen wird hier eines Rixinger gedacht, dessen widriger Stolz Metzler so oft beleidigt hatte, weshalb er mit besonderer Lust seine Wuth an ihm übte. Vom Herausgeber der Lebensbeschreibung wird unter den bei Weinsberg geopferten Adeligen ein Pleickard von Rüxingen erwähnt. Der Entwurf gedenkt dieses Rixinger nicht, da er die ganze Kraft der Darstellung auf den vor Blutgier wüthenden Ingrimm Metzler's gegen Otto von Helfenstein verwendet. Seine Beschreibung jener Greuelthaten unterbricht Metzler durch die Aufforderung an die Bauern, nur gehörig das Dorf zu plündern, auf dessen Brand er sich recht freut. Als dieses aber nun wirklich in Flammen steht, fordert er Link auf, mit der Beute dem großen Haufen zuzuziehen, der auf dem Wege nach Heilbronn halte, wobei wir denn zugleich vernehmen, daß diese einen Hauptmann, vor dem alles Volk Respekt habe, zu wählen im Begriff stehen, und für diese Stelle Marx Stumpf oder Götz von Berlichingen im Sinne haben. Hier und in der folgenden Einführung des Max Stumpf ist Goethe ganz der Lebensbeschreibung gefolgt (vgl. oben S. 80), die aber dem Manne den Vornamen Marx gibt. *) Link ist mit der Wahl von Götz, der immer für einen rechtschaffenen Ritter gegolten, ganz einverstanden, und drängt zum sofortigen Aufbruch gen Heilbronn. Goethe benutzt diese Stelle, um den Aberglauben der Zeit an die Vordeutung der Kometen auch den Anführern der Bauern beizulegen, die durch die fürchterliche, unbegriffene Himmelserscheinung noch

*) Bei Datt a. a. O. S. 404 heißt er Max Stumpff. Er war Amtmann zu Krautheim.

mehr aufgeregt wurden.*) Georg hat in der letzten Szene des vorigen Aktes bereits der Erscheinung gedacht, daß man zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehen.

Dem Mißstand, daß die Art, wie Götz zur Annahme der Hauptmannsstelle genöthigt wird, gar nicht zur Darstellung kommt, ist durch Einschiebung einer neuen Szene abgeholfen, in welcher auch der später in die Handlung bedeutend eingreifende Brand von Miltenberg beschlossen wird. Die dramatische Darstellung folgt hier möglichst der Lebensbeschreibung. Vgl. oben S. 83). Zuerst sehen wir Stumpf die ihm von Kohl und Wild angetragene Stelle aus dem Grunde ablehnen, weil er Pfalzgräfischer Diener sei, und als solcher sie nicht gegen seinen Herrn führen könne. Auch würde er ihnen doch immer deshalb verdächtig sein. Bald darauf tritt der von den Bauern dorthin beschiedene Götz mit Lerse und Georg auf, der Kohl's Aufforderung, ihr Hauptmann zu sein, zunächst sein dem Kaiser gegebenes Wort, nicht aus seinem Banne zu gehn, entgegensetzt, dann aber, da Wild, eine neu eingeführte, ungeschichtliche Person**), diese Entschuldigung nicht gelten lassen will, seinen Abscheu gegen ihr schändliches Betragen bei Weinsberg und ihr Morden und Brennen im ganzen Lande hervorhebt, wozu er ihnen nicht behülflich sein wolle. „Eher sollt ihr mich todt schlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde." Kohl spricht sein Bedauern aus, daß jene Greuel geschehen; Stumpf, der leise zu Götz spricht, schiebt sie ganz auf den Mangel an einem Führer, der ihrer Wuth habe Einhalt thun können, und bittet ihn, zum Besten und Frommen aller die Stelle anzunehmen, wofür die Fürsten und ganz Deutschland ihm Dank wissen würden. Stumpf's Antwort auf Götzens Frage, warum er denn die Hauptmannschaft nicht übernehmen wolle: „Ich hab' mich von ihnen losgesagt", ist äußerst matt und nichtssagend, weshalb sie auch in der theatralischen Bearbeitung einen Zusatz erhalten hat; denn warum sollte Götz sich auch nicht so gut als Stumpf von ihnen lossagen?***) Die Stelle wird fast nur durch die Annahme erklärlich, daß Stumpf in seiner Antwort durch Kohl's Ungeduld unterbrochen wird. Dieser will nämlich von „lan-

---

*) Ueber die Bedeutung von zwitzern in dieser mit treffendster Anschaulichkeit ausgeführten Beschreibung, vgl. meine Schrift über Goethe's „Prometheus" und „Pandora" S. 88 Note 1 (Goethe B. 10, 296).

**) Die Note von Pistorius hätte ihm mehrere geschichtlich bekannte Anführer an die Hand geben können, wie Florian Geyer, Jakob Schmid u. a. (vgl. oben S. 76), aber er zog den bezeichnenden, frei gewählten Namen vor.

***) In der Lebensbeschreibung antwortet Stumpf: „Sie haben mir's zugemuth, ich hab mich aber von ihnen geredt, und wann ich es meines Diensts halb thun könt, so wolt ich's thun." Die Hauptsache ist bei Goethe weggeblieben.

gen unnöthigen Diskursen“ nichts wissen, sondern dringt auf eine feste Entscheidung, die er durch seine offen ausgesprochene Drohung erzwingt: „Götz, sei unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und deiner Haut.“ Hierzu bewilligt er ihm zwei Stunden Bedenkzeit, will ihn aber von den Seinen bewachen lassen, damit er ja nicht frei handeln könne, sondern nur zwischen der Annahme und seinem und der Seinen Verderben zu wählen hat. Götz, da er der dringenden Noth nicht widerstehn, aber zur Annahme einer unehrenhaften Stelle sich nicht entschließen kann, versteht sich endlich zur Hauptmannschaft, aber nur auf acht Tage, und unter der Bedingung, daß sie in Zukunft von allen Uebelthaten abstehn und als wackere Leute, die wissen, was sie wollen, handeln sollen, wogegen er sich verbindet, ihnen zur Durchsetzung ihrer Forderungen behülflich zu sein. Wild gesteht das eine zu, indem er die Greuelthaten mit der ersten Hitze entschuldigt, aber mit der Frist von acht Tagen ist Kohl nicht zufrieden, er verlangt die Zusage wenigstens auf ein Vierteljahr. Stumpf vermittelt, und so werden beide Theile endlich auf vier Wochen einig, nachdem Götz sich noch ausbedungen, daß der mit ihm geschlossene Vertrag schriftlich an alle Haufen gesendet werde, mit der Weisung, ihm bei Strafe streng nachzukommen. Stumpf ist zufrieden, daß Götz die Stelle übernommen, und er bittet ihn, ja seinen Herrn, den Pfalzgrafen, zu schonen. Bei Kohl hingegen hat sich Götz durch seine strengen Aeußerungen sehr verdächtig gemacht, so daß er heimlich die Weisung gibt, ihn zu bewachen, und niemand allein mit ihm reden zu lassen — ein ebenfalls der Lebensgeschichte entnommener Zug. Daß weder Kohl noch Wild noch der ganze Haufe Götzens Antrag förmlich annimmt, muß jedenfalls als Mißstand gelten. Dem Götz selbst liegt nun zunächst am Herzen, seine Frau durch richtige Darstellung der Verhältnisse über das Geschehene zu beruhigen, wozu er Lerse abordnet. Ueber den Vertrag aber kommt es zwischen den Bauern selbst zum Zwist. Metzler und Link, die unterwegs davon gehört haben — von einer schriftlichen Absendung ist keine Rede —, wollen nichts von ihm wissen, wogegen Kohl und Wild ihn als nothwendig und höchst förderlich bezeichnen. Metzler schilt Wild einen Verräther, dieser aber entfernt sich mit Kohl, da sie mit diesem „Vieh“ nicht streiten wollen. Metzler und Link wissen, daß die gereizte und leicht aufzustachelnde Mehrheit auf ihrer Seite stehe, und sie denken, mit den Verräthern ihrer Sache leicht fertig zu werden; zunächst wollen sie Miltenberg in Brand stecken. So sehen wir hier, in welche verzweifelte Lage sich Götz, im Vertrauen auf das unverbrüchliche Festhalten an seinem Vertrag, begeben hat; seine Treuherzigkeit hat ihn wieder einmal irre geleitet. Aber durch den Schluß der Szene ist ein nicht unbedeutender Mißstand eingetreten, indem die folgenden Szenen, worin des eben erfolgten

Brandes von Miltenberg gedacht wird, sich der Zeit nach unmittelbar anschließen, während die Annahme eines längern Zwischenraums außer anderen Umständen auch durch die in der drittfolgenden Szene geäußerten Worte des Götz geboten wird: „Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn", wonach die Hauptmannschaft schon länger gedauert haben müßte. Durch Tilgung der letzten Reden von Metzler und Link würde dem Uebelstand leicht abgeholfen werden.

Die Gefahr noch heller in's Licht zu setzen, führt uns der Dichter in einer neu eingefügten Szene Weislingen, Götzens erbitterten Gegner, vor, der mit der Verfolgung der Bauern beauftragt ist, während im Entwurf, nach Anleitung der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 85 f.), ein anderer zu diesem Zuge beordert war, Weislingen am Hofe zurückbleibt, wo man dem Tod des Kaisers entgegensieht. Weislingen kommt mit Franz und einem Boten aus einer Mühle. Er hat es auf einen Ueberfall der Bauern im Walde hinter Miltenberg abgesehen, und zweifelt um so weniger am Erfolge seines Planes, als die Feinde unter sich uneinig geworden. Wenigstens sieben Fähnlein, die er durch den Boten beschickt hat, werden mit ihm am bezeichneten Orte zusammentreffen. So muß unsere Furcht um Götz sich sehr bedeutend steigern, da wir ihn vom kräftig zusammenwirkenden Feind überall umringt sehen. Der Dichter benutzt aber diese Gelegenheit, uns zugleich die steigende Eifersucht Weislingen's vorzuführen. Hat dieser bereits in einer frühern Szene aus Eifersucht auf den jungen Karl den Wunsch ausgesprochen, Adelheid möge sich vom Hof entfernen (vgl. oben S. 148), so ist jetzt, bei seiner eigenen Abwesenheit vom Hofe, die Eifersucht auf's höchste gestiegen, so daß er in einem Franz übergebenen Briefe seiner Gattin den strengsten Befehl zugehn läßt, sich sogleich auf ihr Schloß zu begeben; Franz wird beordert, ihr zu sagen, sie solle wollen, er soll sich von ihrer erfolgten Abreise überzeugen, und diese ihm sofort melden. Der Grund der Eifersucht Weislingen's hätte hier eine nähere Andeutung erfordert, wobei zugleich bestimmt hervorgehoben werden mußte, wie sie seinen bisher geäußerten Wünschen, sich auf ihr Schloß zu begeben, keine Folge geleistet. Dagegen hätte am Schlusse der Szene die Aufforderung an den Boten, ihn den nächsten und besten Weg zu führen, nebst der Angabe, daß die Wasser von den entsetzlichen Regen alle ausgetreten seien, wegbleiben sollen. Letztere Angabe müssen wir für eine unnöthige Motivirung des bei der Verfolgung des Götz angenommenen Regenwetters halten, dessen vorher gar nicht gedacht wird, ja alles scheint dort auf gutes Wetter zu deuten, und doch ist zwischen unserer Szene und den vorhergehenden kein längerer Zwischenraum anzunehmen, so daß die so frühe bei Goethe eintretende Lust, alles möglichst zu motiviren und vorzuarbeiten, ihn hier irre

geführt hat. Der erste Entwurf, worin Adelheid auf Weislingen's Befehl zu ihm nach Augsburg geeilt ist, hat an der Stelle dieser Szene die zwischen Franz, der sich anfangs weigert, den einladenden Liebesbrief an Sickingen zu besorgen, und Adelheid im Vorzimmer der letztern.

Der zum Theil nicht unbedeutenden Aenderungen in den beiden folgenden Szenen ist bereits oben S. 82 ff. gedacht worden. Am Ende der letztern führt uns der Dichter wieder Weislingen vor, der die Fliehenden verfolgt und vor allem des Götz, des Gegenstandes seines erbittertsten Hasses, habhaft zu werden trachtet; je mehr sein eignes Herz unter Adelheid's Kälte und Treulosigkeit leidet, um so leidenschaftlicher ist sein Haß gegen Götz entbrannt, dessen Vernichtung lindernder Balsam seiner schmerzlich verwundeten Seele sein würde. Weislingen fordert die ihn begleitenden Reiter auf, sich weder durch den Regen noch durch die Dunkelheit der Nacht von der Verfolgung des Götz abhalten zu lassen, der schwer verwundet entwischt sei. Eine grausame Wollust gewährt ihm die Aussicht, ihn bald in seinen Händen zu haben, wo es noch Gnade sein werde, wenn sein Todesurtheil im Gefängniß vollstreckt werde. So lange er ihn noch am Leben weiß, fühlt er sich gedrückt und beengt von seiner Größe und Biederkeit; bald wird sein thöricht vor ihm sich gedemüthigt fühlendes Herz frei aufathmen können.

Die Ausführung der Zigeunerszene, worin der verwundete Götz erscheint, ist nur sehr kurz. Aus der frühern Darstellung ist bloß die Beschreibung des wilden Jägers mit wenigen Veränderungen aufgenommen.*) Wie im Entwurf eine Andeutung dialektischer Abweichung der Zigeunersprache nur in dem Worte „Mueter" gegeben ist, so werden wir hier durch „hint Nacht" (vgl. Grimm's Grammatik III, 139), „gewohne" statt „gewohnt", „bissen" statt „gebissen", „eine Kapp" (man erwartete „ein' Kapp'"), „ein Bratspieß" und „ein' Pferdzaum" als Akkusative, „ein' wullen Deck'", „vor euch" statt „für euch", „nit" statt „nicht", die Auslassung des Artikels und der Personalpronomina, die Verbindungen „des Teufels sein Gepäck", „ist's Friede, daß du kommst" (statt „kommst du

*) Im Entwurf heißt es hier: „Hauptmann. Vier Zigeuner"; da aber darauf nur drei Zigeuner redend auftreten, so hat die zweite Bearbeitung dafür: „Zigeunerhauptmann, drei Gesellen kommen." Die drei Gesellen sind dieselben, die später Wolf (der Name ist aus dem Entwurf genommen), Sticks und Schricks genannt werden. Die einsilbigen vom Stecken (heimlich mittheilen) und Schrecken hergenommenen Namen sind bezeichnend. Uebrigens ist es ein offenbares auf alle Ausgaben fortgepflanztes Druckversehen, wenn nach der ersten Rede des Hauptmanns in der Personenangabe die „erste Zigeunerin" statt des ersten Zigeuners genannt wird.

friedlich“) an die gemeine Volkssprache erinnert. Der Zustand der im wilden Wald umherstreifenden Zigeuner wird uns mit wenigen, aber scharfen Zügen geschildert. Die Zigeunermutter, welche am Feuer beschäftigt ist, befiehlt ihrer Tochter, das Strohdach über der Grube, worin sie ihre Schlafstätte haben, zu flicken, da es die Nacht über noch Regen genug geben werde. Der Zigeunerknabe bringt von seiner Jagd einen Hamster und zwei Feldmäuse, welche die Mutter ihm braten und aus den Fellchen eine Kappe für ihn machen will. So muß der Knabe schon zum Theil selbst für seine Bedürfnisse sorgen, aber auch noch weiter soll er der Mutter zur Hand sein, und ihr dürr Holz zusammenholen, damit das Feuer bei der Rückkehr des Vaters loh brenne. Müssen so die Kinder frühe sich nützlich machen, so zeigt die jetzt auftretende zweite Zigeunerin, wie wenig man sich durch die kleinen Kinder behindern läßt. Die bettelnde Zigeunerin trägt ihr Kind auf dem Rücken. Leider hat sie heute wenig genug erbettelt, weil das Land in schrecklichster Aufregung ist; hat sie ja zwei Dörfer lichterloh brennen sehn. Die Zigeunermutter aber hat den Schein schon lange bemerkt, es aber für eine der feurigen Erscheinungen am Himmel gehalten, welche man die Zeit über so ganz gewohnt worden ist, und die alle Welt in ängstliche Erwartung schrecklicher Ereignisse gesetzt haben; daß besonders die Zigeuner einen starken Glauben an solche Anzeichen haben, scheint die folgende Andeutung ihres abergläubischen Festhaltens am wilden Jäger anzudeuten. Indessen geht es den Zigeunern bei schrecklichen Kriegsläuften, wie sie jene feurigen Zeichen in Aussicht stellen, gerade nicht am schlechtesten. Hat die zweite Zigeunerin wenig erbettelt, so haben dagegen die mit dem Hauptmann ausgezogenen Zigeuner gut im Trüben gefischt; da die Bauern selbst sich an's Rauben gaben, sind sie nicht zurückgeblieben, wie wir aus der Angabe der vielen mitgebrachten Sachen („des Teufels sein Gepäck“) ersehen, welche die Mutter, da alles pudelnaß geworden ist, sogleich trocknen will. Nachdem so der Zustand der Zigeuner treffend gezeichnet ist, kommt der fliehende Götz angeritten, der, von den Feinden verfolgt, an seinen Wunden fast verblutet und so ermattet ist, daß er allein nicht vom Pferde herabkommen kann. Dem Hauptmann flößt der um Hülfe flehende, an Gestalt und Wort edle Mann alle Hochachtung ein, und, von Wolf leise bedeutet, daß es Götz von Berlichingen sei, heißt er ihn willkommen; er bittet ihn, ihm in sein Zelt zu folgen. Hier wird denn gleich die Zigeunermutter mit der stillenden Blutwurzel*) und Pflaster gerufen. Götz muß den Harnisch ablegen, und der Hauptmann reicht ihm

*) Die Tormentille führt den Namen Blutwurz wegen ihrer rothen Wurzel und ihrer blutstillenden Kraft.

sein Feiertagswamms. Die Zigeunerin verbindet ihn, der Hauptmann aber spricht seine Freude darüber aus, den edlen Ritter bei sich zu sehn, für den sie alle ihr Blut und Leben zu lassen bereit seien. Die Feinde haben unterdessen Götzens Spur nicht verloren. Schricks meldet ihre Nähe; der Hauptmann will sie einzeln aus dem Versteck niederschießen lassen, ehe sie wissen, woher sie beschossen werden. Götz spricht das tiefste Schmerzgefühl seines dem Kaiser und dem Recht treu ergebenen Herzens in den Worten aus: „O Kaiser, Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder." Der innige Antheil dieser „wilden Kerls, starr und treu," gibt ihm allein noch einigen Trost. Aber die Uebermacht der ihn verfolgenden Truppen des Schwäbischen Bundes ist zu groß. Götz muß sich ohne Harnisch auf sein Pferd setzen, doch er athmet wieder frischen Muth und Kraft; zum letztenmal sollen sie seinen Arm fühlen. Allein vergebens ist sein und der Zigeuner Widerstand. Wolf verkündet bald, daß alles verloren, der Hauptmann erschossen, Götz gefangen ist. So ist denn Götzens Gefangennehmung unter den Zigeunern auf ächt dramatische, lebhaft bewegte Weise zur Anschauung gebracht, während der Entwurf unsern Helden nur in gespanntem Zwist mit den Anführern der Bauern nach dem Schlage bei Miltenberg zeigt.

Hier schließt sich nun wieder eine Szene zwischen Franz und Adelheid an, deren Stelle im Entwurf die mit Sickingen und später mit Weislingen einnimmt. Franz hat seiner Herrin den von Weislingen ihm übergebenen drohenden Brief mit dem strengsten mündlichen Befehl überbracht, wodurch diese sich zum äußersten gebracht sieht; es gilt hier, dem Eifersüchtigen zuvorzukommen. Auffallend ist es, daß Goethe ihrer Hoffnungen auf Karl, der eigentlich Weislingen's Eifersucht hervorgerufen hat, und nach dem ihre ganze Seele hinstrebt, weder hier noch im folgenden Gespräch mit Franz irgend Erwähnung thut, sondern nur von der Erhaltung ihrer Freiheit gegen Weislingen's Uebermuth spricht. Eben als es ihr klar geworden, daß sie zuvorkommen müsse, schleicht sich Franz zu ihr; ihn hat die Sorge für seine glühend geliebte Herrin in tiefster Nacht nicht schlafen lassen. Er kommt zur Thüre ihres Schlafzimmers und klopft an. Kaum hat Adelheid geöffnet, so fällt ihr der von Sorge ganz außer sich gesetzte, beim Anblick der Geliebten, die er in Gefahr weiß, von Liebe und Freude überwältigte Junge um den Hals. Adelheid verweist ihm dies, aus Furcht, man habe ihn gehört. Er aber entschuldigt sich mit den Drohungen seines Herrn, die ihn über ihr Schicksal beunruhigten, sein Herz gewaltig ergriffen. Auf ihre Frage, ob, als er Abschied nahm, sein Herr sehr zornig gewesen, erwiedert Franz, so habe er ihn nie gesehen, und er führt seine wörtliche Aeußerung an: Auf ihre Güter soll sie, sie soll wollen. Hierbei muß es aber auffallen, daß Franz dies erst jetzt ihr mittheilt, nicht, wie zu erwarten stand, bei Ueber-

gabe des Briefs; auch daß er sie auf ihre Güter verweist, ist anstößig, da Weislingen sie ja auf seinen Gütern besser bewachen kann, und nicht bloß Weislingen oben ausdrücklich von seinem Schlosse sprach, sondern auch Adelheid gleich darauf ausdrücklich ausspricht, er wolle sie auf seine Güter, um sie ihrer Freiheit zu berauben, wonach es ihm schon lange stehe.*) Adelheid hat ihren Plan auf Franz gemacht, in welchem sie sich ein willenloses Werkzeug ihrer Hand bereitet hat. Auf die schmeichelnde Frage: „Und wir folgen?“ weiß Franz keine Antwort, da es ihm gleich ist, ob er hier am Hofe oder auf Weislingen's Gütern seiner Herrin Gunst genießt, ja der Hof möchte ihm eher zuwider sein, da hier Adelheid so viel sonstige Abziehung findet. Sie aber weist ihn auf Weislingen's Absicht, sie zu behandeln, wie sein Haß es ihm eingebe, eindringlich hin. Mit gewandter List treibt sie ihn, indem sie sich ganz hülflos darstellt und die ihr drohende Gefahr immer gefahrvoller schildert, daß er eher alles zu dulden erklärt, als daß Weislingen's Eifersucht grausame Rache an ihr üben solle. Diesen endlich entschieden ausgesprochenen Entschluß in ihm zu befestigen, fällt sie ihm weinend mit den ihre innigste Verbindung aussprechenden Worten um den Hals: „Franz, ach uns zu retten!“ Die Leidenschaft der Liebe stachelt ihn zur Wuth gegen Weislingen, aber Adelheid will nicht durch Gewalt, die hier auch wenig Aussicht auf Erfolg haben würde, sondern durch List siegen. Einen demüthigen Brief will sie ihm an Weislingen mitgeben, worin sie seinen Willen befolgen zu wollen verspricht, aber zugleich reicht sie Franz ein Fläschchen, das er ihm unter das Getränk mischen soll. Die blinde Leidenschaft läßt ihn hastig das ihm angesonnene Verbrechen ergreifen; gilt es ja die Geliebte frei zu machen, die ihm mit der schönen Aussicht schmeichelt, in Zukunft werde er nicht mehr auf den Zehen zu ihr zu schleichen, sie nicht mehr ängstlich zu ihm zu sagen brauchen: „Franz, der Morgen kommt.“ Also auch hier wird der verbrecherische Umgang Adelheid's mit Franz vorausgesetzt, was doch mit dem Anfange der Szene und mit dem Umstande, daß sie diese Nacht nicht zusammen zugebracht, in Widerspruch zu stehn scheint. Daß eines Verhältnisses von Adelheid zu Karl in unserm Akte überhaupt gar nicht gedacht wird, ist eine höchst auffallende Erscheinung; der Dichter scheint dasselbe im vierten Akt zu seinem Zweck erfunden zu haben, um es später, wo es ihm im Wege ist, fallen zu lassen. Und doch widerspricht die Art, wie Adelheid sich Franz völlig hingibt, ihrem stolzen, ehrsüchtigen Charakter, der Weislingen

*) Der Annahme, Franz verwechsle dies unwillkürlich miteinander, da er die Wichtigkeit des Unterschiedes nicht fühle, steht der Umstand entgegen, daß Adelheid diesen Irrthum als solchen nicht hervorhebt.

haßt, weil er ihrem hochfliegenden, dem Höchsten zustrebenden Sinne nicht genügt; wie könnte diese ohne weitere Aussicht sich ganz in den „guten Jungen“ verlieren? Aber das Verhältniß zu Karl war dem Dichter hier wirklich zur Last; denn auch Franz würde, bestände ein solches fort, seine Eifersucht nicht unterdrücken können und unmöglich ohne irgend eine Bedingung sich zu dem Verbrechen entschließen. Goethe hätte dem nicht zu leugnenden Anstoß durch eine weitere Motivirung in der Szene zwischen Franz und Weislingen entgehn können. Karl konnte, durch unabweisliche Geschäfte gezwungen, den Hof auf kurze Zeit verlassen, die einmal angeregte Eifersucht aber Weislingen, als er sich selbst entfernen mußte, zum Befehle reizen, seine Gattin solle den Hof, wo sie zu gefallen suche, sofort verlassen. Adelheid würde dann, vom tiefsten Hasse empört, um ihres Gatten Pläne zu durchkreuzen, sich ganz in Franzens Arme werfen, wovon Weislingen natürlich nichts ahnt.

Von den im Entwurf folgenden fünf Szenen — zwei derselben spielen zwischen Franz und Adelheid — sind nur zwei, mit bedeutenden Veränderungen, in die zweite Bearbeitung übergegangen, und zwar eine von diesen an einer erst weiter unten folgenden Stelle. Während sich im Entwurf Elisabeth über Mariens Ankunft wundert, die aus freien Stücken mitgekommen, da sie um ihren Bruder sich sehr ängste, wobei Lersen dann nicht umhin kann, seine eigene Furcht für Götz, nach allem, was bisher geschehen, hoffnungslos auszusprechen, so freut sich Elisabeth in der zweiten Bearbeitung, daß Maria angekommen, doch diese Freude wird getrübt, wenn sie des großen Jammers gedenkt, in welchen Götz gefallen; darauf erst verkündet Lerse, was er selbst erfahren, daß Götzens erbittertster Feind, Weislingen, zum Kommissar ernannt worden, und man mit unerhörten Strafen gegen die gefangenen Bauern, besonders gegen die Anführer, verfahre. Auf diese Weise erhalten wir einen raschern, lebhafter bewegten, sich natürlich entwickelnden Gang des Gespräches. Die ungeschickte Frage nach Sickingen ist ganz weggefallen, dagegen der Schluß der Szene wesentlich erweitert, indem Elisabeth, die früher nur gefragt, wo Maria sei, und zu dieser geführt zu werden verlangte, jetzt ausdrücklich ausspricht, Maria müsse gleich zu Weislingen hineilen, dessen Herz immer weich gewesen, und ihr Anblick werde ihn gewiß umwenden. Dafür konnte denn auch die Szene zwischen Elisabeth und Marien ganz gestrichen werden.

Die folgende Szene, wo Maria bei Weislingen um das Leben ihres Bruders fleht, mußte, nach der in der zweiten Bearbeitung angenommenen Vergiftung Weislingen's, eine ganz wesentliche Umgestaltung erfahren. Während früher Weislingen und Franz beide durch das geheime Zaubermittel in sich vergehen, wo denn Franzens fürchterliche Krankheit durch

das Fräulein geschildert werden mußte, welches allein zurückgeblieben, da Weislingen's Diener ihn beraubt haben und mit der Beute geflohen sind, so hat in der zweiten Bearbeitung Franz selbst seinem Herrn das Gift beigebracht, und er muß, da er Adelheid nicht überleben darf, sich selbst den Tod geben, wodurch der Dichter eine höchst wirksame Szene gewann, da Franz, ehe er sich in seiner Verzweiflung aus dem Saalfenster in den Main stürzt, seine Schuld und Adelheid's Verrath reuevoll eingesteht. Im Entwurf macht das Fräulein Weislingen die schreckliche Mittheilung, daß Adelheid auf seinen Tod warte und in Liebe für Sickingen brenne, ohne daß man sähe, woher sie dies wisse. Der sonstigen Veränderungen dieser und der folgenden Szene ist oben Erwähnung geschehen. Auch der kurzen statt einer ausgefallenen hier eingeschobenen Szene im Hof einer Herberge zwischen Marien und Lerse wurde S. 104 gedacht, ebenso des sehr zu billigenden Ausfalls der Ermordungsszene Adelheid's. Dagegen steht hier eine oben (vgl. S. 90) weggelassene Szene zwischen Elisabeth und Götz mit bedeutenden Veränderungen, um den Uebergang zur Schlußszene zu bilden. Der Anfang ist sehr zweckmäßig verkürzt, besonders die wuchernden Bilder weggeschnitten, der Ausdruck möglichst vereinfacht, auf das Nothwendigste beschränkt, wie es der gedrückten Lage des dem Tode nahen Kranken gemäß ist. Statt daß Elisabeth früher ihrem Gatten von der baldigen Ankunft des auf sein Wort entlassenen Lersen Nachricht gibt, was bei der jetzigen Stellung der Szene wegfallen mußte, erkundigt sich Götz in der zweiten Bearbeitung nach Georg, und ob Lerse auf Nachricht von ihm aus sei. Elisabeth, welche die letztere Frage bejaht, sucht ihn hiervon abzubringen, indem sie ihn ermuntert, sich aufzurichten, da vieles sich wenden könne, wobei sie an die erwartete Begnadigung denkt. Allein Götz spricht die traurige Ueberzeugung aus, daß es mit ihm zu Ende sei; er bedient sich hierbei der etwas abgekürzten und mehr zusammengehaltenen Worte des Entwurfs. Statt der Schlußworte: „Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte nicht, daß es eine der wintermitternächtlichsten sein werde", lesen wir jetzt das viel einfachere, aber wirkungsvollere: „Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte, sie sollte sein, wie mein Leben. Sein Wille geschehe!" Sein Geist ist schon halb der Erde entrückt; nur Gottes freie, schöne Natur erfreut noch seine der Befreiung ganz nahe Seele. Die besorgte Frage seiner Gattin, ob er nichts essen wolle, verneint er, und er deutet sehnsuchtsvoll auf die draußen scheinende Sonne hin. Da Elisabeth bestätigend des schönen Frühlingstages gedenkt, bittet Götz sie, den Wächter doch zu bereden, daß er ihn eine halbe Stunde in sein klein Gärtchen lasse, damit er der lieben Sonne, des heitern Himmels und der reinen Luft genießen könne, was diese sofort zu thun sich bereit findet. Hierdurch wird ein leichter Uebergang

zur letzten Szene gebahnt, deren nicht sehr bedeutende Aenderungen wir bereits oben S. 109 mittheilten.

Wie sehr „Götz“ in der zweiten Bearbeitung an dramatischem Leben und gleichmäßigem Fortschritt, an treffender Charakteristik und feinen Zügen, an schöner Maßhaltung in Darstellung und Ausdruck, an sorgfältigster Durcharbeitung gewonnen, zum erfreulichsten Beweise, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Dichter dem ihm vorschwebenden Bilde eines den Anforderungen reiner Natur und maßvoller Schönheit auf gleiche Weise entsprechenden Kunstwerkes mit seltener Selbstüberwindung nachgestrebt, wie er schon hier aus dem ungeschlachten Sturm und Drange und witzelnder Genialität sich herausgerettet, darüber kann nach der gegebenen Darlegung kein Zweifel obwalten. Aber trotz alledem war es ihm nicht gelungen, aus dem widerstrebenden zweitheiligen Stoffe, dem er die Schilderung einer ganz versinkenden Zeit mit bestimmtester Absicht eingewebt hatte, ein in gerader Linie rasch fortschreitendes, zur Entscheidung mächtig hindrängendes Drama zu schaffen. Der Held erwirbt sich nicht durch ächt tragische Motive, durch eine ihn hinreißende übergewaltige Leidenschaft, sondern durch seinen Charakter, durch seine biedere, an Wort und Ehre haltende Treuherzigkeit, mit welcher er einsam steht in jener falschen Zeit, unsere Theilnahme, unsere Liebe, wir sehen ihn am regenschwangern Abendhimmel in trüben, dumpfen Wolken untergehn, ohne daß die Ahnung eines wieder erstehenden heiter glänzenden Tages in unsere Seele fiele. Die doppelte Handlung mußte auch in der neuen Bearbeitung stehn bleiben, und Goethe würde den ganzen Charakter des Stückes verleugnet haben, hätte er die zur Schilderung des Zustandes der Zeit dienenden Ausführungen verkürzen wollen. Adelheid und Weislingen treten noch immer so bedeutend, wie im Entwurf hervor, da die weggefallenen Szenen größtentheils durch gleich wichtige ersetzt worden, die übrigen ohne Belang für die eigentliche Handlung sind. An Shakespeare hatte der Dichter seinen Geist mächtig ausgeweitet, so daß er die Fesseln der überkommenen dramatischen Form kühn sprengte, mit Ort und Zeit nach Willkür schaltete; aber daß er bei dem Versuche, auf diese Einheit Verzicht zu thun, auch der höhern Einheit Eintrag gethan habe, wie er selbst bemerkt, scheint uns nicht begründet, da der Mangel einer einheitlichen dramatischen Handlung nicht in der Kühnheit der Form, sondern im Stoffe selbst lag. Der eben so nothwendige als wirksame Einfluß, welchen die mit höchstem Jubel begrüßte Erscheinung des „Götz“ übte, bestand darin, daß er die praktische Vollendung von Lessing's Kampf gegen den Französischen Klassizismus und von seiner verehrenden Hinweisung auf den genialen Britten wurde, in dessen Stücken der Geist selbstbewußter Freiheit sich volle Bahn gebrochen hatte. Und glücklicher Weise hatte der

Dichter in Götz einen volksthümlichen Stoff gefunden, wie er in dieser Weise kaum in unserer ganzen Geschichte wieder anzutreffen sein dürfte, selbst nicht in den Zeiten der Hohenstaufen und in den neuen Befreiungskriegen, da auch auf diese so viele dunkelschwarze, das Nationalgefühl tief verletzende Schatten fallen. Das Volksthümliche lag hier nicht sowohl in der Handlung, die so beschämend für Deutschland, als irgend eine mit schonungsloser Uebertreibung von Goethe absichtlich dargestellt wurde, das Volksthümliche lag in Götzens Charakter, worin die Deutsche Nation ihr eigenes Ebenbild, den Charakter Deutscher ritterlicher Treue und Biederkeit erkannte; darum jubelte das Volk dieser durchweg von Deutschem Leben durchdrungenen Dichtung begeistert zu. Betrübend ist es freilich, daß ein Drama, welches Deutschland in seiner Erniedrigung zeigt und auf die vergangene Ritterzeit, welche wahrlich auch nichts weniger als das Glück allgemeiner Wohlfahrt bot, als auf die goldene, nie wiederkehrende hindeutete, daß ein solches Stück unser eigentliches geschichtliches Volksdrama werden sollte. Aber wie hätte es anders sein können, da das Deutsche Volk es noch nicht zu einer politischen, nur zu einer charakteristischen Nationalität gebracht hatte, zu jener Deutschen Treue und Biederkeit, die, wie oft auch getäuscht, sich doch nie verleugnen kann. Fast könnte man sagen, in Götz spiegle sich das Schicksal des deutschen Volkes ab. Bietet nicht auch das andere große Drama unserer Deutschen Geschichte, das allein neben „Götz" genannt werden kann, bietet nicht auch Schiller's „Wallenstein" zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß? Spielt ja dieses großartige Dichtwerk in der Schmachzeit des dreißigjährigen Krieges, und der mit unerschütterlicher Ausdauer nur seine Pläne durchführende Held, der freilich von Eigensucht nicht freizusprechen ist, aber doch neben der Gründung eines eigenen mächtigen Fürstenhauses die Wohlfahrt Deutschland's im Auge hält, findet durch den Verrath kleinlicher, nicht weniger ehrgeiziger Menschen seinen Untergang, ohne daß uns eine Ahnung käme, wer nach seinem Falle mit so sicherer Hand Deutschland aus diesen Stürmen zu retten, den endlichen Sieg zu erfechten, Ruhe und Frieden herzustellen vermöchte. Ist Götz, der letzte Ritter, zu seinem Unglück in der Zeit der Erniedrigung geboren, so haben wir in dem zum Beherrscher der Massen geschaffenen Wallenstein eine nothwendige Ausgeburt jener wilden, alles verheerenden soldatischen Zeit; er fällt, wie Götz, dem Neide zum Opfer, aber der falsche Freund, der ihn verrathen, geht nicht zu Grunde, wie Weislingen, sondern erfreut sich seines Triumphes, seiner Ehren. Trostlos, ohne irgend eine Ahnung, woher das Bessere kommen solle, scheiden wir hier, wie beim „Götz"; Wallenstein's Vorhersagung, daß die Spanische Doppelherrschaft jetzt fallen, und nur der Lutherische Glaube bleiben werde, kann uns um so weniger Trost gewähren, als der Glaube

an ihre Erfüllung festen Grundes entbehrt. Das eigentliche Freiheitsdrama, worin Schiller dem Deutschen Volke sein edelstes Vermächtniß übergab, konnte er eben so wenig der Deutschen Geschichte entnehmen, wie Goethe seine Verkündigung des Sturzes des Despotismus; zu einem „Tell" und „Egmont", die beide so hoffnungsvoll enden, wie „Götz" und „Wallenstein" trostlos, bot Deutschland keinen Stoff, wie ihn nur beschränkter Patriotismus im Cheruskerfürsten Hermann finden konnte, dessen Römerschlachten mit den Germanischen Urwäldern Goethe ihren urbegeisterten Liebhabern mit allem Recht überließ.

Die Kritik wußte sich in die Wundererscheinung des „Götz" wenig zu finden; denn wenn sie auch die hinreißende Wahrheit und Natürlichkeit der Darstellung die wundervolle, bis zum einzelnsten Ausdruck der Rede gehende Charakteristik nicht leugnen konnte, so behielt doch das Ganze für sie etwas Ungeheuerliches, das sie von sich abzuwehren bestrebt war; von einer tiefern Erfassung konnte kaum die Rede sein, im besten Falle ließ man das Stück als ein Shakespeare'sches Drama gelten, das einmal von den gewöhnlichen dramatischen Regeln Umgang nehme. Ein Beurtheiler in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", an welchen Goethe selbst Mitarbeiter war, vom 20. August 1773 bemerkt: „So lange die Shakespearianer ihre Gattung nur nicht ausschließungsweise die einzige nennen, so laßt uns an ihnen den Grundsatz ausüben, den jeder wahre Kritiker ausübt, jeden in seiner Art zu schätzen. — Galotti ist auch ein Shakespearisch Trauerspiel, im wesentlichen. Hier thut jemand noch Shakespeare's Form dazu. Form sei Form, und hätte der Verfasser in Chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbarkeiten, wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsche, das man in den Deutschen Schauspielen verschlucken muß, als die Zusammenstoppelungen des Wiener Theaters u. s. w. Nennt dies Poem, wie ihr wollt — von Götzens Belagerung an wird euch's warm um's Herz werden, ihr werdet im Thurme, unter den Bauern und Zigeunergeschmeiße für ihn zittern, ihr werdet die Sonne anweinen, die den Sterbenden erquickt, und ihm sein Freiheit! Freiheit! nachrufen. — Unsterblicher Dank sei Verfasser für sein Studium der alten Deutschen Sitten! Man hat sie bisher immer nur in Hermannswäldern gesucht, aber hier sind wir auf ächtem Deutschem Grund und Boden. Die Reichshistorie in den mittlern Zeiten ist freilich ein Ding, das wenige unserer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hierher, wenn ihr Helden, Deutsche, nicht aus der Luft gegriffene Helden haben wollt! — Dieser Verfasser hat sie wie von Todten wieder auferweckt. — Auch die Sprache, ächtes Deutsch, kurz und nicht der Parenthyrsus des Ugolino, nicht die poetische Prose der Hermannsschlacht, natürlich und doch

gedankenschwer. Nebst Herrn Engel kennen wir keinen angehenden Poeten, von dem der dramatische Dialog mehr hoffen könnte. — Nicht Einfälle und Reden des Dichters, sondern Sprache der Natur findet man hier. Einige gehäufte Brachylogien, das Arschlecken u. dgl. können wir bloß deswegen nicht leiden, weil sie zum Manierirten gehören. Die Wegwerfung des Artikels ist oft affektirt. Die häufigen Apokopen sind wohl angebracht, weil die Szene in Reichsländern liegt. Wir getrauten uns, mit geringer Mühe die Schauplatzveränderungen so zu reduziren, daß sich das Schauspiel aufführen ließe." Zeigt sich schon hier, bei dem besten Willen, die Unzulänglichkeit, tiefer in das Wesen des wie ein Meteor angestaunten Drama's einzudringen, so tritt diese noch viel entschiedener in einer M. unterzeichneten Anzeige*) im Septemberhefte von Wieland's „Merkur" hervor, wo gegen dieses „schönste, interessanteste Monstrum", das die „kritischen Linné's" nicht zu klassifiziren wissen würden, zahlreiche Ausstellungen gemacht und mancherlei Bedenken erhoben werden. Wieland selbst erklärte freilich in einer Schlußbemerkung, er stimme mit dem Beurtheiler in einigen Grundsätzen der poetischen Kunst und ihrer Anwendung nicht überein, und besonders scheine ihm fast alles, was derselbe an „Götz" tadle, ohne genugsamen Grund getadelt, aber die Anzeige war einmal gedruckt, und Wieland's versprochene Vertheidigung verzog sich bis zum folgenden Sommer. Mittlerweile hatte auch Chr. H. Schmid in Gießen in den „kritischen Nachrichten vom teutschen Parnaß" im Dezemberhefte des „Merkur" sich in schulmeisterlicher, höchst seichter Weise über den „Götz" ausgelassen, dieses „originelle Phänomen", dem er gern freudigen Beifall zurufen würde, wenn es nicht zu sehr die Merkmale der schon ehemals beseufzten Originalsucht an sich trüge.**) Kürzer hatte derselbe sich in der „Notiz poetischer Neuigkeiten vom Jahre 1773" im „Almanach der Deutschen Musen auf das Jahr 1774" ausgelassen, wo er, nachdem er die glückliche Darstellung Deutscher Sitten und den Wettstreit mit Shakespeare nicht bloß in der Form, sondern auch in der Natur gelobt hat, mit der Bemerkung schließt: „Der Dialog ist kräftig, aber größtentheils mit Fleiß sehr koupirt, so wie überhaupt manche Platitüden, Bizarrerien, Liedlein hätten wegbleiben können, da ich sie unmöglich Eigenheiten nennen kann, sondern Affektationen schelten muß." Im folgenden Jahre erschien von demselben Verfasser die sehr oberflächliche, 96 Seiten umfassende Schrift: „Ueber Götz von Berlichingen. Eine dramaturgische Abhandlung", die Lessing für „Wischiwaschi"

*) Vgl. meine „Freundesbilder aus Goethe's Leben" S. 294.
**) Vgl. ebendaselbst S. 295 f.

erklärte.*) Lessing selbst, der den „Götz“ bei der großen damals auf ihm lastenden Verstimmung erst am Anfang des folgenden Februar las**), erkannte das Genie Goethe's unumwunden an, während Ramler ihn nach dem Französischen Geschmack beurtheilte, weshalb Lessing meinte, es geschehe ihm schon Recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachte.***) Hamann äußerte in einem Brief an Herder (vom 31. Mai 1774), der Name des „Götz“ werde wohl ein Omen für unsern theatralischen Geschmack sein, oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie. Auch Herder nahm das Stück mit innigster Anerkennung auf, wenn gleich ein bestimmtes Urtheil aus der ersten Zeit nach seinem Erscheinen uns bisher nicht vorliegt. Besonders mächtig aber wirkte der „Götz“ auf die heißblutige, von genialem Drang ergriffene Jugend. Goethe's wunderlicher Straßburger Freund Lenz sandte ihm bald nach dem Erscheinen des „Götz“ einen seltsamen „über unsere Ehe“ betitelten Aufsatz zu, worin er in humoristischen und zierlichen Wendungen ihr beiderseitiges Talent nebeneinander stellte, bald sich ihm unterzuordnen, bald sich ihm gleichzusetzen schien, und er verfehlte nicht, in seinen Goethe zur Einsicht und Veröffentlichung zugeschickten Dramen ihn in Darstellung der reinen, nackten Natur zu erreichen, ja, was ihm bei seinem Mangel an schöner Maßhaltung nur zu gut gelang, ihn zu überbieten.†) Der Göttinger Dichterbund empfing die Wundererscheinung mit vollstem Jubel, und an Klopstock's Geburtstag, am 2. Juli 1773, nahm er Goethe unter ihre Heiligen auf, während Wieland ewiger Verdammniß verfiel. Sechs Tage später schreibt Bürger an Boie, am Ende eines enthusiastischen Jubelbriefes über den „Götz“: „Dieser G ö t z v o n B e r l i c h i n g e n hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur L e n o r e begeistert. Herr, nicht weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser G ö t z in seiner ist. — Hu, wie wird mich der Unverstand darüber anblöken. Aber der kann mir — — — Frei! frei! keinem unterthan als der Natur!“ Ein in ähnlichem Tone gehaltener Brief Bürger's an Goethe muß sich noch in Goethe's Archiv befinden.††) Voß und die Stolberge begeisterten sich an diesem Kraftstück Deutschen Wesens und biederer Ritterlichkeit. Auch im Süden Deutschland's griff „Götz“ gewaltig ein. Schubart, der Sänger der „Fürstengruft“, ward zur feurigsten Bewunderung hingerissen, und auf Schiller

---

*) Im Briefe an Eschenburg vom 26. Oktober 1774.

**) Vgl. den Brief an seinen Bruder Karl vom 2. Februar 1774.

***) Vgl. den Brief an denselben vom 20. April 1774.

†) Vgl. B. 22, 189 f. meine „Frauenbilder aus Goethe's Leben“ S. 77 ff.

††) Vgl. B. 22, 155.

übte Goethe's geniale Schöpfung neben Gerstenberg's „Ugolino" einen sehr nachhaltigen Eindruck. Aber die Begeisterung beschränkte sich nicht auf das Volk und den gebildeten Bürgerstand, sondern drang auch in höhere Kreise. So erzählt uns Schubart*), der Graf von Schmettau am Kurpfälzischen Hofe habe nach einer Vorlesung des „Götz" geäußert: „Ich weiß nicht, ob ich lieber den ganzen Voltaire oder dieses einzige Schauspiel gemacht haben möchte." Goethe selbst bemerkt B. 22, 324 f., wie er sich durch seinen „Götz" sehr günstig gegen die höhern Stände gestellt habe, und wie manche Familie der Aussicht lebte, ihren Aeltervater auf ähnliche Weise gefeiert zu sehn, wogegen es freilich auch nicht an solchen fehlte, die ihm vorwarfen, er habe das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert, und gedenke jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen(?), wie er B. 22, 155 äußert. Götzens Burg zu Jarthausen und das Rathhaus und der Thurm zu Heilbronn wurden jetzt viel besuchte Wallfahrtsorte (B. 22, 324 f.). Noch im Jahre 1809 betrat Goethe's Sohn, ein begeisterter Bewunderer des „Götz", diese Stätten mit andächtiger Verehrung.**) Von der Familie Berlichingen scheint Goethe sich keiner Anerkennung erfreut zu haben, nur daß mehr als fünfzig Jahre später der Graf Joseph Friedrich Anton von Berlichingen mit einer 1825 zu Jarthausen erschienenen Lateinischen metrischen Uebersetzung von „Hermann und Dorothea", dieser herrlichen Schilderung Deutscher Gemüthlichkeit und edler Bürgerlichkeit, sich hervorthat, welche er in seinem einundsechzigsten Lebensjahre begonnen hatte.

Die Begeisterung war so hoch gestiegen, daß man, obgleich die Unaufführbarkeit des Stückes allgemein ausgesprochen wurde, zu Berlin dem Verlangen, dasselbe auf der Bühne zu sehn, sich nicht entziehen konnte. Die Berliner Vossische Zeitung vom 14. April 1774 brachte die Anzeige der an demselben Tage bevorstehenden Darstellung mit folgenden Worten***): „Heute wird die von Sr. Königlichen Majestät von Preußen Allergnädigst privilegirte Kochische Gesellschaft teutscher Schauspieler aufführen: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein ganz neues Schauspiel in 5 Akten, welches nach einer ganz besondern und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden. Es soll, wie man sagt, nach Shakespeare'schem Geschmack abgefaßt sein. Man hätte vielleicht Bedenken

*) Deutsche Chronik vom 2. Mai 1774 S. 79, wo der Name des Grafen durch Schm*** angedeutet ist.

**) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 406 ff.

***) Abgedruckt bei Teichmann „Goethe in Berlin" S. 14 f.

getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und so viel als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht es aufzuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publikum gefällig zu machen, alle erforderliche Kosten auf die nöthigen Dekorationen und neue Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren. In diesem Stücke kommt auch ein Ballet von Zigeunern vor. Die Einrichtung dieses Stücks ist am Eingange auf einem à parte Blatt für 1 gr. zu haben." Der Andrang zu dem Stücke war so groß, daß man es sechs Tage hintereinander geben mußte. Schon drei Tage nach der ersten Aufführung brachte die Vossische Zeitung folgenden charakteristischen Bericht *): „Das so viel Aufsehen in Deutschland verursachte Schauspiel: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ward auf hiesigem Deutschen Theater 3 mal hintereinander mit großem Beifall aufgeführt. Es ist eine deutsche Rittergeschichte völlig in der Shakespear'schen Manier. Es würde freilich sehr sonderbar sein, wenn man es nach den Regeln der sogenannten regelmäßigen Schauspiele beurtheilen wollte; noch sonderbarer aber, wenn man sich der willkürlichen Regeln, die man von Griechen und Franzosen angenommen, erinnern und danach den Werth dieses Stückes bestimmen wollte. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden, und weiter unter sich keinen Zusammenhang haben, als daß sie zu Götzens Lebszeiten vorfallen(?). Weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur andern(?), aber dafür so viel damalige Deutsche Sitte und Denkungsart, als aus manchem Deutschen Geschichtsbuche in folio mit aller Scharfsinnigkeit nicht heraus zu kommentiren ist. Trugen diese Deutschinnen keine Chignon's und ellenlange Kleiderschleppen, so hatten sie doch auch ihren schönen Putz, und sagten die galanten Damen damals nicht, wie jetzt mon cher, so sagten sie, mein lieber Junge. Und daß dies verliebten Rittern eben so reizend gewesen sein muß, als jenes, beweiset diese Geschichte selbst; denn das mein lieber Junge aus einem schönen Munde vermochte den braven Ritter Weislingen so gut zu einer schlechten Handlung **), als das mon cher manchen unserer Zeitgenossen vermag. Wenn also dieses Stück auch keinen andern Vorzug hätte (und es hat gewiß noch viele andere!) als diesen, daß es uns

---

*) Man vergleiche auch den Bericht in Schirach's „Magazin der deutschen Kritik" III, 2, 207 ff.

**) Adelheid redet nicht Weislingen, sondern dessen Franz auf ähnliche Weise an. Vgl. S. 108 f.

mit den Deutschen Ritterzeiten bekannt machte, so wäre es schon für jeden Deutschen Bewegungsgrund genug, es nicht einmal, sondern vielmal zu hören. Denn es ist doch wunderlich genug, die alten Römer so emsig zu studiren, und von den mittleren Zeiten Deutschland's nicht eine Silbe zu wissen! Wenn der Beifall ein Merkmal von der guten Vorstellung der Schauspieler ist, so kann man sie diesmal vortrefflich nennen; und wenn dieser Beifall ihnen auch nicht zu Theil geworden, so würde doch der Unparteiische gestehn, daß ein solches Stück, dessen Aufführung vielen Schwierigkeiten unterworfen, im Ganzen genommen nach Beschaffenheit des Deutschen Theaters wohl von keiner Gesellschaft besser vorgestellt werden kann. Vornehmlich waren die Hauptrollen sehr gut ausgeführt, und das Kostüme, das in den Kleidern mit wahrem Geschmacke durchgängig beobachtet wurde, wird selbst der Alterthumskenner rühmen müssen." Bei der hier zu Tage tretenden Urtheilslosigkeit hatte Lessing wohl Recht, wenn er am 20. April gegen seinen Bruder, der ihm von der Berliner Aufführung Nachricht gegeben hatte, sich also vernehmen ließ: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlin's. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran; denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen." Dagegen schreibt Schubart, dem der Bericht der Vossischen Zeitung zugekommen war, am 2. Mai mit vollstem Jubel in seiner „Deutschen Chronik": „Außerordentlich hab' ich mich gefreut, daß „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand", dieses Schauspiel, welches hundert Französische und die meisten Deutsche aufwiegt, in Berlin, diesem Tempel des guten Geschmacks, nicht nur 3 mal nacheinander mit dem größten Beifall aufgeführt worden, sondern auch auf Verlangen wiederholt werden mußte. Wie patriotisch klopft mein Herz bei dieser Nachricht! — Alle gebrechliche Seelen, die an „Götz von Berlichingen" keinen Geschmack finden, empfehle ich hiermit den Lazarethen des Cervantes unten am Fuße des Parnasses." So war also das zur Wirklichkeit geworden, dessen Möglichkeit man allgemein bezweifelt hatte. Freilich konnte von einem nachhaltigen Erfolge dieses wunderbar freien, durch die Zerstückelung der Handlung und die Kürze so vieler einzelne Züge bloß mit einem Pinselstriche, oft gar mit einem Pinselwurfe malenden Szenen zerstreuenden Drama's, dessen Gestalten mit einer bewältigenden Wahrheit zu nahe an die solcher kräftigen Zeichnung nicht gewohnten Zuschauer herantraten, im Grunde keine Rede sein, aber es ward doch der gewaltige Bahnbrecher einer neuen Richtung, die auch der Schauspielkunst eine andere Gestalt geben sollte. Von der ersten Aufführung des „Götz" schreibt sich nämlich nicht allein die Einführung charakteristischer Kostüme und Dekora-

tionen her *), sondern auch die freie Natürlichkeit und Wahrheit der bisher nur zu sehr in gewohntem Pathos sich bewegenden Darstellung, welche freilich später in einen wüsten Naturalismus ausartete, gegen den gerade Goethe in seiner entschieden einwirkenden Leitung der Weimarer Bühne mit Glück ankämpfte. Auch die übergroße Personenzahl des Schauspiels drang mit „Götz" auf die Bühne, und wirkte um so verderblicher, als man nur selten, aus mißverstandenem Streben möglichster Täuschung, sich entschließen wollte, einem Schauspieler mehrere Rollen zuzutheilen, woher denn die armseligste Darstellung mancher Rollen immer mehr einriß, man sich an die schlechtesten Schauspieler zu gewöhnen begann.

Auch Gotter, Goethe's Freund von Wetzlar aus, der damals in Gotha ein gutes Privattheater zu leiten hatte, war von der Unmöglichkeit, das Stück zur Darstellung zu bringen, vollauf überzeugt gewesen. Als Goethe ihm ein Exemplar seines „Götz" zusandte, an welchem er jetzt nicht halb die Freude mehr habe, als zur Zeit seiner Entstehung, schrieb er demselben im lustigen Knittelverston:

Mögt Euch nun auch ergötzen dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.
Läss't, wie ich höre, auch allda
Agiren, tragiren Komödia,
Vor Stadt und Land, vor Hof und Herrn;
Die säh'n das Trauerstück wohl gern.
So such' Dir denn in Deinem Haus
Einen recht tüchtigen Bengel aus,
Dem gib die Roll' von meinem Götz,
In Panzer, Blechhaub und Geschwätz.
Dann nimm den Weisling vor Dich hin,
Mit breitem Kragen, stolzem Kinn,
Mit Spada wohl nach Spanier Art,
Mit Weitnaslöchern, Stützleinbart,
Und sei ein Falscher an den Frauen,
Läßt sich zuletzt vergiftet schauen.
Und bring', da hast Du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn' Gestank.
Mußt all die garstigen Wörter lindern,
Aus Sch—kerl Schurk, aus — mach' Hintern, **)
Und gleich' das alles so fortan,
Wie Du schon ehmals wohl gethan.

Gotter erwiedert in demselben keck heitern Tone, nachdem er des Urtheils eines Mädchens gedacht, das ihm den während einer Krankheit erhaltenen „Götz" vorgelesen:

Ob aber nun gleich gesonnen wär',
Den „Götz" zu spielen, zu Deiner Ehr',
Auch einen Bub, der rüstig ist,
Von Schweizerblut, für Götzen wüßt',
So thut mir's doch im Kopf 'rumgehn,
Wie ich die Thäler und die Höh'n,
Die Wälder, Wiesen und Moräst',
Die Warten und die Schlösser fest,
Und Bamberg's Bischofs Zimmer fein,
Und des Thurmwärters Gärtlein klein —
Soll nehmen her und so staffiren,
Das Hokuspokus all' changiren.
Auch möchte wohl wem grau'n, daß nicht
Der Reiter seine Noth verricht',
Und Götz dem Feind, zur Schur u. Graus,
Streck' seinen — zum Fenster 'naus.

*) Vgl. Devrient „Geschichte der Deutschen Schauspielkunst" II, 197 f.
**) Die als anstößig bezeichneten beiden Ausdrücke fielen schon in der dritten Ausgabe (1787) weg.

Das Weibsvolk, hier ganz störrisch ist's,
Weil's Tag und Nacht Französisch liest;
Das Mannsvolk, in Paris gewest,
Nur das Theatrum hält für's best,
Wo alles züchtiglich geschicht,
Und alles in Sentenzen spricht.

Drum laß Dir nur die Lust vergehn,
Bei ihnen in der Gnad' zu stehn.
Nimm dann mit meinem Dank vorlieb.
Was Dich den „Götz" zu schreiben trieb,
Das zwickt' auch mich so lange, bis
Ich mich vom Bösen blenden ließ.

Nach dem Vorgange von Berlin ließ auch Schröder in Hamburg, nachdem „Clavigo„ vorangegangen war, den „Götz" mit großer Sorgfalt auf der Bühne erscheinen. Neue Dekoration, die man den Berlinern vorzog, ließ er dazu von Zimmermann malen, das Kostüm nach Meil's Zeichnungen anfertigen. Freilich fehlte es auch hier nicht an Beifall, so daß das Stück in vier Wochen viermal wiederholt werden konnte *), aber einen nachhaltigen Erfolg übte es doch nur dadurch, daß Schröder nun auch mit Shakespeare's Stücken den Versuch wagte. Mittlerweile hatte Goethe die zweite Ausgabe des Stückes mit wenigen, fast nur die Druckfehler berichtigenden Veränderungen erscheinen lassen; auch Wieland hatte im Junihefte des „Merkur" seine Stimme zum Lob und Preis des „Götz" erhoben. **) Dieser möge immer ein „schönes Ungeheuer" sein, aber er errege den Wunsch nach vielen solchen Ungeheuern, da der Fortschritt zu wahren Meisterwerken dann sehr leicht sein werde. Die meisten Ausstellungen gegen das Gedicht schwänden, wenn man annehme, Goethe habe ein Schauspiel zum Lesen schreiben und die Einheiten des Aristoteles absichtlich verletzen wollen, um die Leser desto mehr durch die Kraft und Wahrheit seiner Gemälde zu begeistern. „Wollte Gott", fügte er hinzu, „Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragi=komischen Farze, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre; möchte sie doch dreihundert und fünf und sechzig Akte haben!" Wenn Wieland also trotz Goethe's übermüthigem Spotte sich höchst freundlich und anerkennend bezeigte, so war Lessing über das theatralische Unwesen, welches Goethe's Beispiel hervorrief, höchst ungehalten. Die theatralischen Angelegenheiten, schreibt er am 11. November 1774 an seinen Bruder, hätten längst aufgehört, ihn zu interessiren, und nicht selten gereichten sie ihm zum äußersten Ekel, was

*) Vgl. Meyer „Schröder's Leben" I, 271. Schütze „Hamburger Theatergeschichte" S. 418 f. Iffland's „Almanach für Theater und Theaterfreunde auf das Jahr 1807" S. 21 ff. Devrient II, 353 ff. Schröder hatte bei dieser Gelegenheit auf zwanzig Oktavseiten drucken lassen: „Auszug und Inhalt der Auftritte des Schauspiels: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, vom Herrn D. Göthe in fünf Aufzügen. Wie es auf dem Hamburger deutschen Theater aufgeführt wird, zum leichteren Verständnisse der Zuschauer."

**) Vgl. meine „Freundesbilder aus Goethe's Leben" S. 299 f.

recht gut sei; denn sonst liefe er wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden, und mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so poche, anzubinden. Lessing's Unwillen scheinen besonders die vielseitig auf Goethe's Rechnung geschriebenen Lenzischen Erzeugnisse, sein „Hofmeister", sein „neuer Menoza" und seine „Anmerkungen über's Theater" hervorgerufen zu haben, von denen die erstern sogar den Weg auf die Bühne fanden. Lessing's Bruder hatte ein halbes Jahr früher über den „Götz" geäußert: „Goethe soll durch dieses Stück bloß haben zeigen wollen, daß man in unseren Tagen auch Shakespeare'sche Schauspiele machen könne. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß er vieles geleistet, aber die Einheit des Interesse hat er am wenigsten beobachtet; sie ist Regel für alle Arten von Dramen, selbst Operetten und Burlesken nicht ausgenommen. Man weiß nicht, ob man sich für Götz oder Weislingen interessiren soll. Zu Anfang scheinen beide durch ihre neue Verbindung ein Interesse ausmachen zu wollen; aber das verliert sich nachher ganz, und am Ende, könnte man sagen, werden von zwei Schauspielen die Szenen untereinander gemischt." So verkannte auch Lessing's Bruder, obgleich selbst Dramatiker, wie Weislingen's Verhältniß zu Adelheid dem Dichter freilich über alles Maß heraus gewachsen sei, aber doch mit Götz in innigster Beziehung stehe, wie Adelheid und Weislingen natürliche Feinde von Götz seien und ihre vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Intriguen das treffendste Gegenbild zu dem tüchtigen, treuen und biedern Ritter bilden.

Der Ruhm, welcher dem „Götz" folgte, führte unserm Dichter eine Menge der verschiedenartigsten Besucher zu, die ihm gerade nicht alle sehr erwünscht waren. Ein angesehener Geschäftsmann überraschte ihn mit einem Besuche, dessen Absicht keine andere war, als ihn auf den geschichtlichen Verstoß aufmerksam zu machen, daß er Sickingen zu Götzens Schwager gemacht (vgl. oben S. 20), doch hatte er davon den Vortheil, daß er zu fernerer Aufklärung über die Deutsche Geschichte und Verfassung die ihm freundlich angebotene reich versehene Bibliothek seines Berichtigers benutzen durfte. Andere, die ihn für einen grundgelehrten Mann hielten, wünschten, er möge sich dazu verstehn, Götzens Lebensbeschreibung mit Noten neu herauszugeben, als ob er nicht seine ganze Theilnahme daran in seiner den rohen Stoff bewältigenden Dichtung erschöpft hätte. *) Ein Buchhändler

*) Wenn Goethe B. 22, 155 erzählt, er habe es sich gefallen lassen, daß man seinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks der Lebensbeschreibung gesetzt habe, so beruht dieses auf Irrthum. Die zweite, im Jahre 1775 erschienene, freilich durch die starke Nachfrage veranlaßte Ausgabe, welche die Dichtung hervorgerufen hatte, erwähnt Goethe's und seines Drama's mit keinem Worte.

Das Weibsvolk, hier ganz störrisch ist's,
Weil's Tag und Nacht Französisch liest;
Das Mannsvolk, in Paris gewest,
Nur das Theatrum hält für's best,
Wo alles züchtiglich geschicht,
Und alles in Sentenzen spricht.

Drum laß Dir nur die Lust vergehn,
Bei ihnen in der Gnad' zu stehn.
Nimm dann mit meinem Dank vorlieb.
Was Dich den „Götz" zu schreiben trieb,
Das zwickt' auch mich so lange, bis
Ich mich vom Bösen blenden ließ.

Nach dem Vorgange von Berlin ließ auch Schröder in Hamburg, nachdem „Clavigo„ vorangegangen war, den „Götz" mit großer Sorgfalt auf der Bühne erscheinen. Neue Dekoration, die man den Berlinern vorzog, ließ er dazu von Zimmermann malen, das Kostüm nach Meil's Zeichnungen anfertigen. Freilich fehlte es auch hier nicht an Beifall, so daß das Stück in vier Wochen viermal wiederholt werden konnte *), aber einen nachhaltigen Erfolg übte es doch nur dadurch, daß Schröder nun auch mit Shakespeare's Stücken den Versuch wagte. Mittlerweile hatte Goethe die zweite Ausgabe des Stückes mit wenigen, fast nur die Druckfehler berichtigenden Veränderungen erscheinen lassen; auch Wieland hatte im Junihefte des „Merkur" seine Stimme zum Lob und Preis des „Götz" erhoben. **) Dieser möge immer ein „schönes Ungeheuer" sein, aber er errege den Wunsch nach vielen solchen Ungeheuern, da der Fortschritt zu wahren Meisterwerken dann sehr leicht sein werde. Die meisten Ausstellungen gegen das Gedicht schwänden, wenn man annehme, Goethe habe ein Schauspiel zum Lesen schreiben und die Einheiten des Aristoteles absichtlich verletzen wollen, um die Leser desto mehr durch die Kraft und Wahrheit seiner Gemälde zu begeistern. „Wollte Gott", fügte er hinzu, „Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragi-komischen Farze, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre; möchte sie doch dreihundert und fünf und sechzig Akte haben!" Wenn Wieland also trotz Goethe's übermüthigem Spotte sich höchst freundlich und anerkennend bezeigte, so war Lessing über das theatralische Unwesen, welches Goethe's Beispiel hervorrief, höchst ungehalten. Die theatralischen Angelegenheiten, schreibt er am 11. November 1774 an seinen Bruder, hätten längst aufgehört, ihn zu interessiren, und nicht selten gereichten sie ihm zum äußersten Ekel, was

*) Vgl. Meyer „Schröder's Leben" I, 271. Schütze „Hamburger Theatergeschichte" S. 418 f. Iffland's „Almanach für Theater und Theaterfreunde auf das Jahr 1807" S. 21 ff. Devrient II, 353 ff. Schröder hatte bei dieser Gelegenheit auf zwanzig Oktavseiten drucken lassen: „Auszug und Inhalt der Auftritte des Schauspiels: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, vom Herrn D. Göthe in fünf Aufzügen. Wie es auf dem Hamburger deutschen Theater aufgeführt wird, zum leichteren Verständnisse der Zuschauer."

**) Vgl. meine „Freundesbilder aus Goethe's Leben" S. 299 f.

recht gut sei; denn sonst liefe er wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden, und mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so poche, anzubinden. Lessing's Unwillen scheinen besonders die vielseitig auf Goethe's Rechnung geschriebenen Lenzischen Erzeugnisse, sein „Hofmeister", sein „neuer Menoza" und seine „Anmerkungen über's Theater" hervorgerufen zu haben, von denen die erstern sogar den Weg auf die Bühne fanden. Lessing's Bruder hatte ein halbes Jahr früher über den „Götz" geäußert: „Goethe soll durch dieses Stück bloß haben zeigen wollen, daß man in unseren Tagen auch Shakespeare'sche Schauspiele machen könne. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß er vieles geleistet, aber die Einheit des Interesse hat er am wenigsten beobachtet; sie ist Regel für alle Arten von Dramen, selbst Operetten und Burlesken nicht ausgenommen. Man weiß nicht, ob man sich für Götz oder Weislingen interessiren soll. Zu Anfang scheinen beide durch ihre neue Verbindung ein Interesse ausmachen zu wollen; aber das verliert sich nachher ganz, und am Ende, könnte man sagen, werden von zwei Schauspielen die Szenen untereinander gemischt." So verkannte auch Lessing's Bruder, obgleich selbst Dramatiker, wie Weislingen's Verhältniß zu Adelheid dem Dichter freilich über alles Maß heraus gewachsen sei, aber doch mit Götz in innigster Beziehung stehe, wie Adelheid und Weislingen natürliche Feinde von Götz seien und ihre vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Intriguen das treffendste Gegenbild zu dem tüchtigen, treuen und biedern Ritter bilden.

Der Ruhm, welcher dem „Götz" folgte, führte unserm Dichter eine Menge der verschiedenartigsten Besucher zu, die ihm gerade nicht alle sehr erwünscht waren. Ein angesehener Geschäftsmann überraschte ihn mit einem Besuche, dessen Absicht keine andere war, als ihn auf den geschichtlichen Verstoß aufmerksam zu machen, daß er Sickingen zu Götzens Schwager gemacht (vgl. oben S. 20), doch hatte er davon den Vortheil, daß er zu fernerer Aufklärung über die Deutsche Geschichte und Verfassung die ihm freundlich angebotene reich versehene Bibliothek seines Berichtigers benutzen durfte. Andere, die ihn für einen grundgelehrten Mann hielten, wünschten, er möge sich dazu verstehn, Götzens Lebensbeschreibung mit Noten neu herauszugeben, als ob er nicht seine ganze Theilnahme daran in seiner den rohen Stoff bewältigenden Dichtung erschöpft hätte.*) Ein Buchhändler

*) Wenn Goethe B. 22, 155 erzählt, er habe es sich gefallen lassen, daß man seinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks der Lebensbeschreibung gesetzt habe, so beruht dieses auf Irrthum. Die zweite, im Jahre 1775 erschienene, freilich durch die starke Nachfrage veranlaßte Ausgabe, welche die Dichtung hervorgerufen hatte, erwähnt Goethe's und seines Drama's mit keinem Worte.

besuchte den Dichter, um sich mit heiterer Freimüthigkeit ein Dutzend solcher Stücke auszubitten, die er gut zu bezahlen versprach. Dienten Anforderungen solcher Art dem Dichter zur Belustigung, so mußte es ihm dagegen höchst unangenehm sein, daß ungeschickte, grell übertreibende Nachahmer seinen Namen, wie er sich in derber jugendlicher Weise ausdrückt, stinkend machten*), da man ihn als Urheber alles Unfugs bezeichnete. Die erste Nachahmung des „Götz" dürfte Klinger's 1775 erschienener „Otto" gewesen sein, worin der junge Gebhard der verzerrte Georg ist. In dasselbe Jahr gehört J. J. Blum's patriotisches Drama: „Das befreite Rathenau", dem sich Franz Maria Babo's militärisches, mit Friedrich's Ruhm erfülltes Schauspiel „Arno" im folgenden Jahre anschloß. Auch A. von Klein's Singspiel „Günther von Schwarzburg" (1777), das Goethe's Mutter zur komischen Unterhaltung diente**), Jakob Maier's „Sturm von Borberg (1777), Franz Regis Crauer's „Berchthold, Herzog von Zähringen" (1779), August Gottlieb Meißner's „Johann von Schwaben", des Grafen Joseph August von Törring „Agnes Bernauerin" (1780) u. a. gehören in diesen Kreis.

Goethe hatte unterdessen nicht allein im bürgerlichen und sentimentalen Schauspiel, auch in der Oper sich mit Glück versucht, und in beiden ersteren ein Heer von Nachahmern gefunden, sondern auch im Anhange zur Uebersetzung von Mercier's Schrift: Du théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique (1776) seine Ansicht über das Wesen der dramatischen Form lebhaft ausgesprochen.***) Es sei endlich einmal Zeit, hatte er geäußert, daß man aufgehört, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheit, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle geheißen, und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgehe, der sich sonst so von selbst zu geben geschienen habe. Deswegen gebe es doch eine Form, die sich von jener unterscheide, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein wolle. Unser Kopf müsse übersehn, was ein anderer Kopf fassen könne, unser Herz empfinden, was ein anderes fühlen möge. Das Zusammenwerfen der Regeln gebe keine Ungebundenheit, und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so sei's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück zu machen als ein kaltes. Daß freilich diese wahre Form wenigen gegeben sei, woher so manche verschobene Geburten des Geistes, erkennt er an und spottet der Sucht, jede tragische Begebenheit zum Drama zu strecken, jeden

*) Vgl. Brief an Lavater vom September 1780 (S. 103).
**) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 258 f.
***) Vgl B. 31, 14 f.

Roman zum Schauspiel zu zerstückeln. Jede Form, auch die gefühlteste, habe etwas Unwahres, allein sie sei ein- für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammelten: aber wem das Glas nicht gegeben sei, der werde es nicht erjagen. Mit Verachtung gedenkt er der gewöhnlichen Theaterfabrikanten. „Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinewand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort, und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappendeckel und Leinewand, durch Puppen, vor Kindern ausführen läßt.“ Bald darauf sollte er selbst der wirklichen Bühne nahe gerückt werden, wo er sich in leichteren, zur theatralischen Darstellung geeigneten Stoffen versuchte, bis endlich „Iphigeniens“ erhabene Gestalt seinem Geiste entstieg, an welche sich der Anfang des seinen eigenen Entsagungskampf darstellenden „Tasso“ anschloß. Die Deutschen Theater waren damals in falscher Nachahmung Goethe's von Ritterschlachten, Ritterpanzern, Ritterschwertern, klirrenden Rittersporen, klingenden Ritterhumpen, Ritterkerkern, Fehmgerichten, Mord, Todschlag, Vergiftung ganz erfüllt, so daß unter dem falschen Pomp und Bombast aller Sinn der Wahrheit und Schönheit erdrückt wurde, wovon man die Schuld unverständig genug unserm Dichter beimaß, der gerade darin seine einzige Vortrefflichkeit bewies, daß er das historische, bürgerliche und sentimentale Drama scharf ausprägte, ohne dabei die feine Scheidelinie reinen Geschmackes zu überschreiten, wenn er auch zuweilen bis zum äußersten Grenzpunkte sich vorwagte.

Gegen Ende des Jahres 1780 war es, daß der große Preußenkönig nach so manchen siegreichen Schlachten auch einen Streifzug gegen die Deutsche Litteratur in seiner bekannten Schrift: De la littérature allemande wagte. Dort zeigt er zum Beweise, wie wenig Geschmack in Deutschland herrsche, auf das Deutsche Theater hin. Vous y verrez représenter, bemerkt er, les abominables pièces de Shakespear traduites en notre langue, et tout l'auditoire se pâmer d'aise en entendant ces farces ridicules et dignes des sauvages du Canada. Je les appelle telles, parce qu'elles pêchent contre toutes les règles du théâtre. — On peut pardonner à Shakespear ces écarts bizarres; car la naissance des arts n'est jamais le point de leur maturité. Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen, qui parait sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Goethe, der selbst längst seiner Götzperiode entwachsen war, und den Unfug seiner Nachahmer herzlich verwünschte, mußte eine solche Aeußerung, die ihn dem

noch immer bewunderten, immer tiefer verehrten Shakespeare zur Seite stellte, mit ruhigem Lächeln aufnehmen; wie hätte sie auch für ihn verletzend sein können, da er wohl wußte, wie wenig der große König der Deutschen Litteratur gerecht werden konnte! Obgleich persönlich nichts weniger als verletzt, glaubte er doch, besonders da die Schrift zugleich in Dohm's Uebersetzung erschienen, und den Deutschen gleichsam als Manifest Königlicher Willensmeinung geboten war, in Vertheidigung der gerechten Sache unserer Litteratur nicht zurückbleiben zu dürfen, und so begann er denn im Anfange des Jahres 1781 an seinem ersten, uns leider verlorenen „Gespräch über die Deutsche Litteratur" zu diktiren; ein zweites kam gar nicht zu Stande. *) Die von Goethe aufgegebene öffentliche Vertheidigung der Deutschen übernahm Justus Möser in seinem 1781 erschienenen Schreiben „über die Deutsche Sprache und Litteratur", wo auch das Goethe'sche Drama seine glänzendste Anerkennung fand. „Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück „Götz von Berlichingen", schreibt er, „ist immer ein edles und schönes Produkt unseres Bodens; es hat recht vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht ist, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Jungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein, und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. — Schön und groß können unsere Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe, Bürger und andere Neuere geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben, aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte, und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret, und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden. Goethens Absicht in seinem „Götz von Berlichingen" war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen

*) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 485.

Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der Französisch-Deutschen Bühne müde wären, und, wie billig, Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht, und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partieen malen, und diese stehen zusammen, wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Galerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist. Daneben sollten diese Partieen wahre einheimische Volksstücke sein. Er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen, ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachlässiget oder wider das Kostüm gefehlet habe, so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet, und keine Epopöe oder kein reguläres Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Partieen würde auch immer gut geblieben sein, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedene Klassen der Nation eröffnet werden, in ein einziges zusammenziehen und Hofleute und Lazzaroni mit einerlei Kost vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Goethe unschuldig, ob er gleich noch vieles gegen diejenigen zu sagen haben möchte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts Nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen." Man sieht, auch Möser wußte den Zweck des Dichters, der in der Charakterschilderung des letzten Ritters inmitten einer zerfallenden Zeit bestand, nicht richtig zu fassen, wenn er auch seine Verdienste um wahre, natürliche Darstellung der mittelalterlichen Sitten und um Herstellung volksthümlicher, aus ächter alter Quelle schöpfender, kräftig bezeichnender Sprache, desjenigen, was Cicero Romanos veteres ac urbanos sales und veteris leporis vestigia nenne, gebührend anerkennt.

Möser's Tochter, mit welcher sich Goethe am Ende des Jahres 1774 in Verbindung gesetzt hatte*), sandte ihm die Schrift ihres Vaters zu, der,

*) Goethe's Brief an Frau von Voigts vom 24. Dezember 1774 [vgl. oben S. 111 Note *)] scheint der erste Brief desselben an die Herausgeberin der „patriotischen Phantasien" gewesen zu sein, obgleich Goethe's Bericht B. 22, 181 das Gegentheil besagt.

so sehe er dem Könige sein Urtheil zu Gute halte, so sehr über das Nachbeten solcher Leute sich ärgere, die unendlich weniger als der König zu besorgen, aber unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lektion zu studiren. In Goethe's freundlichster Erwiederung vom 21. Juni spricht sich das reinste, von falscher Bescheidenheit und beschränkter Selbstüberhebung gleich entfernte Gefühl seiner Bestimmung aus. Was Möser von seinen Versuchen sage, bemerkt er, dafür bleibe er ihm verbunden; denn er habe sich zum Gesetz gemacht, über sich selbst und das Seinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Besonders gern unterschreibe er es, wenn er seine Schriften als Versuche ansehe, als Versuche in Rücksicht auf sich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen, Jahrhundert unserer Litteratur. „Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nicht gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen. Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme." *)

Wie sehr Goethe selbst über das Ritter- und Schauerschauspiel hinweggeschritten war, beweist, sehen wir von der offen uns vorliegenden Geschichte seiner dichterischen Ausbildung ganz ab, der heitere Ton, in welchem er sich um Weihnachten desselben Jahres in dem Marktschreierliede: „Das Neueste von Plundersweilern" **) über das wunderliche Gebaren des neuesten dramatischen Unwesens hinwegsetzte. Dort heißt es, nachdem der dithyrambischen Oden- und der an der Natur sich begeisternden gewöhnlichen Liederdichter gedacht ist:

*) Früher drückt sich Goethe in einem Briefe an Merck (II, 159) über die [illegible] Beurtheilung des alten Königs aus.

**) Vgl. meine „Frauenbilder" S. [illegible] ff.

Die kleinen Jungens in den Pfützen
Laßt sie mit ihren Schuffern sitzen!
Und laßt uns sehn, dort stäubt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.

Zuvörderst sprengt ein Rittersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbusch ihn ziert,
Die Lanze er gar stolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verstummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß,
Doch eigentlich geht er zu Fuß. *)
Hinter ihm wird kein Guts geschafft,
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume sammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Nestern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felsenmütze,
Sein Schütteln schüttert Rittersitze.
Entsetzt euch nicht ob dieser Stärke
Und der modernen Simsonswerke:
Denn aller Riesenvorrath hier
Ist nur von Pappe und Papier.
Ein andrer trägt einen Kometenhut,
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie stolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Scharen
Aus ihren eignen Häuten fahren;
Doch sitzen sie darin zu fest,
Drum es jeder endlich bewenden läßt.
**) Im Vordergrund sind zwei feine Knaben,
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutschheit sich zu zieren itzt,
Hat jeder sein armes Wamms zerschlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das gibt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen stehn gut zu Gesicht;
Sie schonen sogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen,
Und Deutschen Betteljungen gleichen.
Wenn ich nun jemand rathen mag,
So hat er genug für diesen Tag,
Und geht den Lärm und das Geschrei,
Was hinten sich erhebt, vorbei.
***) Die Bude, die man dorten schaut,
Ist schon vor Alters aufgebaut,
Worein gar mancher, wie sich's gebührt,
Nach seiner Art sich prostituirt.
Die festen Säulen zeigen an,
Der Ort sich nicht bewegen kann;
Ein Mann, der droben im Reifrock steht,
Deutet auf hohe Gravität:
Doch Wurstel †) läßt sich nicht vertreiben,
Läßt seine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten fast den Tod.
Eine Rotte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal schon eingenommen,
Und nagelt, ihr ist nicht zu wehren,
An's Frontispiz zwei Hemisphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn jeder bald versteht,
Wie es von London nach China geht.

---

*) Goethe's Götz sollte wenigstens nach der Vorschrift des Dichters ein paarmal zu Pferde erscheinen.

**) Nachdem die Helden der modernen Dramen, diese derben Ritter, Sturmdränger, Enthusiasten und Wilden, geschildert sind, führt uns der Dichter, dem zu Grunde liegenden, nach seiner Angabe von Kraus entworfenen Gemälde folgend, das Schauprunken mit ächt biderber Deutschheit vor.

***) Endlich wird die ungebundene Rücksichtslosigkeit, mit welcher man die drei Einheiten des Französischen Klassizismus verhöhnte, auf humoristische Weise bildlich dargestellt.

†) Hanswurst. Vgl. „Hanswurst's Hochzeit" B. 34, 311. Der von Gottsched von der Bühne vertriebene Hanswurst hatte bekanntlich außer an Lessing auch an Möser einen gewandten Vertheidiger gefunden.

so sehr er dem Könige sein Urtheil zu Gute halte, so sehr über das Nachbeten solcher Leute sich ärgere, die unendlich weniger als der König zu besorgen, und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lektion zu studiren. In Goethe's freundlichster Erwiederung vom 21. Juni spricht sich das tiefste, von falscher Bescheidenheit und beschränkter Selbstüberhebung gleich entfernte Gefühl seiner Bestimmung aus. Was Möser von seinen Versuchen sage, bemerkt er, dafür bleibe er ihm verbunden; denn er habe sich zum Gesetz gemacht, über sich selbst und das Seinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Besonders gern unterschreibe er es, wenn er seine Schriften als Versuche ansehe, als Versuche in Rücksicht auf sich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen, Jahrhundert unserer Litteratur. „Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nicht gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen. — Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme." *)

Wie sehr Goethe selbst über das Ritter- und Schauerschauspiel hinweggeschritten war, beweist, sehen wir von der offen uns vorliegenden Geschichte seiner dichterischen Ausbildung ganz ab, der heitere Ton, in welchem er sich um Weihnachten desselben Jahres in dem Marktschreierliede: „Das Neueste von Plundersweilern" **) über das wunderliche Gebaren des neuesten dramatischen Unwesens hinwegsetzte. Dort heißt es, nachdem der dithyrambischen Oden- und der an der Natur sich begeisternden gewöhnlichen Liederdichter gedacht ist:

---

*) Derber drückt sich Goethe in einem Briefe an Merck (II, 159) über die vorurtheilsvolle Verurtheilung des alten Königs aus.

**) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 486 Note.

Die kleinen Jungens in den Pfützen
Laßt sie mit ihren Schuffern sitzen!
Und laßt uns sehn, dort stäubt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.

Zuvörderst sprengt ein Rittersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbusch ihn ziert,
Die Lanze er gar stolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verstummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß,
Doch eigentlich geht er zu Fuß. *)
Hinter ihm wird kein Guts geschafft,
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume sammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Nestern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felsenmütze,
Sein Schütteln schüttert Rittersitze.
Entsetzt euch nicht ob dieser Stärke
Und der modernen Simsonswerke:
Denn aller Riesenvorrath hier
Ist nur von Pappe und Papier.
Ein andrer trägt einen Kometenhut,
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie stolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Scharen
Aus ihren eignen Häuten fahren;
Doch sitzen sie darin zu fest,
Drum es jeder endlich bewenden läßt.
**) Im Vordergrund sind zwei feine Knaben,
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutschheit sich zu zieren itzt,
Hat jeder sein armes Wamms zerschlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das gibt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen stehn gut zu Gesicht;
Sie schonen sogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen,
Und Deutschen Betteljungen gleichen.
Wenn ich nun jemand rathen mag,
So hat er genug für diesen Tag,
Und geht den Lärm und das Geschrei,
Was hinten sich erhebt, vorbei.
***) Die Bude, die man dorten schaut,
Ist schon vor Alters aufgebaut,
Worein gar mancher, wie sich's gebührt,
Nach seiner Art sich prostituirt.
Die festen Säulen zeigen an,
Der Ort sich nicht bewegen kann;
Ein Mann, der droben im Reifrock steht,
Deutet auf hohe Gravität:
Doch Wurstel †) läßt sich nicht vertreiben,
Läßt seine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten fast den Tod.
Eine Rotte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal schon eingenommen,
Und nagelt, ihr ist nicht zu wehren,
An's Frontispiz zwei Hemisphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn jeder bald versteht,
Wie es von London nach China geht.

*) Goethe's Götz sollte wenigstens nach der Vorschrift des Dichters ein paarmal zu Pferde erscheinen.

**) Nachdem die Helden der modernen Dramen, diese derben Ritter, Sturmdränger, Enthusiasten und Wilden, geschildert sind, führt uns der Dichter, dem zu Grunde liegenden, nach seiner Angabe von Kraus entworfenen Gemälde folgend, das Schauprunken mit ächt biderber Deutschheit vor.

***) Endlich wird die ungebundene Rücksichtslosigkeit, mit welcher man die drei Einheiten des Französischen Klassizismus verhöhnte, auf humoristische Weise bildlich dargestellt.

†) Hanswurst. Vgl. „Hanswurst's Hochzeit" B. 34, 311. Der von Gottsched von der Bühne vertriebene Hanswurst hatte bekanntlich außer an Lessing auch an Möser einen gewandten Vertheidiger gefunden.

Und so hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverschanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.

Kein Mensch ist sicher seines Lebens;
Es wehrt der Held sich nur vergebens;
Es gehn beinah in dieser Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde,
Die man als heilige Personen
Von je gewohnt war zu verschonen.

Indessen stieg das Unwesen der Deutschen Ritterstücke immer ungeheuerlicher, und zu gleicher Zeit schlugen Schiller's gegen die schrankenlose Ungerechtigkeit und Bedrückung gerichtete „Räuber" wie ein Bombe in die Theaterwelt und unsere gesammte sittliche und ästhetische Bildung ein. Schiller's Stück versetzte die Zuschauer nicht in entfernte Jahrhunderte zurück, sondern in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wenn diese Zeitbestimmung auch bei der Aufführnng dahin geändert werden mußte, daß es zur Zeit des eben errichteten Landfriedens, also mit „Götz" gleichzeitig, spielte. Einen kleinen Stoß hatten die Ritterstücke dadurch erlitten, daß wegen der Ausfälle auf die Kirche in Längerfeld's „Ludwig IV. der Baier" die weitere Aufführung vaterländischer Stücke in Baiern vorläufig verboten wurde; *) aber nichts desto weniger schossen bald die wunderlichsten Ausgeburten dieser Richtung in üppigster Fülle hervor. Wir nennen nur „Hainz von Stein der Wilde", „der Bürgeraufruhr zu Landshut", „Fust von Stromberg", „Otto der Schütz" (1782), „Otto III.", „Ludwig der Strenge", Wallenstein" (1783), „Leben und Tod Kaiser Heinrich IV." (1784). Unterdessen hatte Goethe's Dichtung auch einen talentvollen Maler angeregt. Tischbein hatte nämlich im Juni 1782 für den Herzog von Weimar die Szene gemalt, wo Götz dem gefangenen Weislingen mit treuherziger Biederkeit guten Muth zuspricht. **) Bodmer besang dieses Gemälde in einem merkwürdigen Gedichte, welches sonderbar genug des Goethe'schen Drama's gar nicht gedenkt, als ob die Szene eine wirklich geschichtliche wäre. ***)

Wieland hatte im Jahre 1782 in seinem zweiten „Sendschreiben an einen jungen Dichter" die Frage aufgeworfen: „Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomet, wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartuffe entgegenstellen können?" indem er hinzufügte: „Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das

*) Vgl. Vehse „Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen" II, 159 f.

**) Vgl. meine „Freundesbilder" S. 96 Note 1. „Bibliothek der redenden und bildenden Künste" III, 1, 10 f.

***) Im „Deutschen Museum" 1782, 2, 485 ff.

Publikum in dieser oder jener Stadt, oder was parteiische Freunde und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikation und Reim mit einbedungen) neben irgend einem Racine stehn könne." Ein solches, von Wieland vermißtes Stück zu liefern vermaß sich der bereits durch mehrere Stücke bekannte K. K. Oberst von Ayrenhof in seinem Ende 1783 zu Wien aufgeführten Trauerspiel „Kleopatra und Antonius". Bei Herausgabe des Stückes setzte er demselben eine Zueignung an Wieland vor, worin er sein Glaubensbekenntniß über den Stand der Deutschen Bühne aussprach. Hier werden Shakespeare's Stücke als Ungeheuer dargestellt, und über „Götz" ein gleich ungünstiges Urtheil gefällt. „Ich bin ganz der Meinung", äußert der Herr Oberst, „daß Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespeare aufwiege; ich bitte Sie, dies ja nicht als Gespötte über den Verfasser „Götzens" anzusehn. Seine „Leiden Werther's" erheben ihn in den Rang unserer besten Schriftsteller: aber sein Theatergeschmack, seine Theaterstücke, so viel einzelnes Schöne man darin findet, kann ich unmöglich gut heißen." Hiergegen erhob sich nun Wieland in seinem dritten „Sendschreiben an einen jungen Dichter" (1784), wo er, nach einer glänzenden Rechtfertigung Shakespeare's als des ersten dramatischen Dichters aller Zeiten und Völker, dem Wiener Obersten auch in Betreff des „Götz" den Kopf zurecht zu setzen sucht. „Ich verlange nicht zu leugnen", beginnt er,*) „was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehn gibt, daß „Götz von Berlichingen" wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife oder unsinnige Mißgeburten des Genies oder Aftergenies, der Schwärmerei, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit, sich auch vom Boden zu erheben, u. s. w., seit zehn Jahren auf unseren Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespeare selbst. Aber ich leugne schlechterdings, daß der Verfasser „Götzens" die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsere meistens herumziehenden Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen dramatischen Zeit- und Sittengemälde zu versuchen, wozu er den Stoff aus der Geschichte unseres eigenen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hineindenken zu können, theils es der Nation desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damals stark ver-

*) Vgl. Wieland's Werke B. 33, 324 ff.

Und so hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverschanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.

Kein Mensch ist sicher seines Lebens;
Es wehrt der Held sich nur vergebens;
Es gehn beinah in dieser Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde,
Die man als heilige Personen
Von je gewohnt war zu verschonen.

Indessen stieg das Unwesen der Deutschen Ritterstücke immer ungeheuerlicher, und zu gleicher Zeit schlugen Schiller's gegen die schrankenlose Ungerechtigkeit und Bedrückung gerichtete „Räuber" wie ein Bombe in die Theaterwelt und unsere gesammte sittliche und ästhetische Bildung ein. Schiller's Stück versetzte die Zuschauer nicht in entfernte Jahrhunderte zurück, sondern in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wenn diese Zeitbestimmung auch bei der Aufführnng dahin geändert werden mußte, daß es zur Zeit des eben errichteten Landfriedens, also mit „Götz" gleichzeitig, spielte. Einen kleinen Stoß hatten die Ritterstücke dadurch erlitten, daß wegen der Ausfälle auf die Kirche in Längerfeld's „Ludwig IV. der Baier" die weitere Aufführung vaterländischer Stücke in Baiern vorläufig verboten wurde; *) aber nichts desto weniger schossen bald die wunderlichsten Ausgeburten dieser Richtung in üppigster Fülle hervor. Wir nennen nur „Hainz von Stein der Wilde", „der Bürgeraufruhr zu Landshut", „Fust von Stromberg", „Otto der Schütz" (1782), „Otto III.", „Ludwig der Strenge", Wallenstein" (1783), „Leben und Tod Kaiser Heinrich IV." (1784). Unterdessen hatte Goethe's Dichtung auch einen talentvollen Maler angeregt. Tischbein hatte nämlich im Juni 1782 für den Herzog von Weimar die Szene gemalt, wo Götz dem gefangenen Weislingen mit treuherziger Biederkeit guten Muth zuspricht. **) Bodmer besang dieses Gemälde in einem merkwürdigen Gedichte, welches sonderbar genug des Goethe'schen Drama's gar nicht gedenkt, als ob die Szene eine wirklich geschichtliche wäre. ***)

Wieland hatte im Jahre 1782 in seinem zweiten „Sendschreiben an einen jungen Dichter" die Frage aufgeworfen: „Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomet, wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartuffe entgegenstellen können?" indem er hinzufügte: „Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das

*) Vgl. Vehse „Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen" II, 159 f.

**) Vgl. meine „Freundesbilder" S. 96 Note 1. „Bibliothek der redenden und bildenden Künste" III, 1, 10 f.

***) Im „Deutschen Museum" 1782, 2, 485 ff.

Publikum in dieser oder jener Stadt, oder was parteiische Freunde und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikation und Reim mit einbedungen) neben irgend einem Racine stehn könne." Ein solches, von Wieland vermißtes Stück zu liefern vermaß sich der bereits durch mehrere Stücke bekannte K. K. Oberst von Ayrenhof in seinem Ende 1783 zu Wien aufgeführten Trauerspiel „Kleopatra und Antonius". Bei Herausgabe des Stückes setzte er demselben eine Zueignung an Wieland vor, worin er sein Glaubensbekenntniß über den Stand der Deutschen Bühne aussprach. Hier werden Shakespeare's Stücke als Ungeheuer dargestellt, und über „Götz" ein gleich ungünstiges Urtheil gefällt. „Ich bin ganz der Meinung", äußert der Herr Oberst, „daß Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespeare aufwiege; ich bitte Sie, dies ja nicht als Gespötte über den Verfasser „Götzens" anzusehn. Seine „Leiden Werther's" erheben ihn in den Rang unserer besten Schriftsteller: aber sein Theatergeschmack, seine Theaterstücke, so viel einzelnes Schöne man darin findet, kann ich unmöglich gut heißen." Hiergegen erhob sich nun Wieland in seinem dritten „Sendschreiben an einen jungen Dichter" (1784), wo er, nach einer glänzenden Rechtfertigung Shakespeare's als des ersten dramatischen Dichters aller Zeiten und Völker, dem Wiener Obersten auch in Betreff des „Götz" den Kopf zurecht zu setzen sucht. „Ich verlange nicht zu leugnen", beginnt er,*) „was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehn gibt, daß „Götz von Berlichingen" wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife oder unsinnige Mißgeburten des Genies oder Aftergenies, der Schwärmerei, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit, sich auch vom Boden zu erheben, u. s. w., seit zehn Jahren auf unseren Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespeare selbst. Aber ich leugne schlechterdings, daß der Verfasser „Götzens" die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsere meistens herumziehenden Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen dramatischen Zeit- und Sittengemälde zu versuchen, wozu er den Stoff aus der Geschichte unseres eigenen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hineindenken zu können, theils es der Nation desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damals stark ver-

*) Vgl. Wieland's Werke B. 33, 324 ff.

sucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren, und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können — diese wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespeare's Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben, und versprachen unserer Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter und einzelne Personen charakterisirt, zu Tage legte." Nachdem er den Zustand der Deutschen Schaubühne zur Zeit geschildert, wo Goethe mit seinem „Götz" hervortrat, fährt er fort: „Es war leicht vorauszusehn, daß er die Revolution bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittere Klagen führt, und durch welche wir, wie nicht zu leugnen ist, allerlei seltsame, zum Theil mißrathene und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Produkte mit dem lebhaftesten Beifall auf Deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben." Die auf den ersten Anblick so sonderbare Erscheinung, daß den durch „Götz" veranlaßten Stücken auf den bedeutendsten Deutschen Bühnen der wärmste, entschiedenste Beifall zugeklatscht worden, weiß Wieland geschickt aus den gewöhnlichen Forderungen des Publikums zu erklären, wie aus dem Gegensatz jener Stücke gegen die Langeweile und ertödtende Einförmigkeit der nach den drei Einheiten zugestutzten, uns zu wildfremden Völkern und Ländern führenden Dramen. „Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nationaltemperament noch zu unseren Sitten und unserer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre, lebendige Darstellung der Natur sein, und

warum sollen wir, anstatt wahrer Kopien, immer nur abstrakte Ideale, statt der lebendigen Accente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Kompendienmoral, Sentenzen und die Komplimentsoder Repräsentationssprache der feinen Welt hören? Wenn „Götz von Berlichingen" und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung, die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nationalschaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdiensts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur-, Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die, ohne es zu merken, alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Phantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden, wie uns das Beispiel des Verfassers von „Götz" und von „Iphigenia" *) schon gezeigt hat, auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sophokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschließen, daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene bloß angenommen und lokal waren, und daß die Dichtkunst keine andern indispensabeln Gesetze kennt, als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben: denn dieser letztere Punkt soll und darf freilich bei keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden." Wie weit Goethe selbst damals vom Götzischen Drang entfernt war, zeigt die Aeußerung im Gedicht auf „Ilmenau" (B. 2, 32) vom 3. September 1783, er habe „unklug Muth und Freiheit und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang, stolz auf sich und herzliches Behagen, gesungen."

Anfang 1783 war die Bellomo'sche Schauspielertruppe nach Weimar gekommen **), von welcher Goethe die bedeutendsten seinem „Götz" gefolgten Ritterstücke zur Aufführung gebracht sehn konnte; denn sie hatte sich auf acht Jahre verpflichtet, im Winter zu Weimar zu spielen. Unter den Ritterstücken waren die hervorragendsten Erscheinungen, die lange Zeit auf unserer Bühne gesehen wurden — ja eines derselben hat sich noch bis heute

*) Wieland hat kurz vorher diese „ungedruckte Tragödie in Jamben" als ganz im Geiste des Sophokles gedichtet, und regelmäßiger als irgend ein Französisches Trauerspiel bezeichnet.

**) Vgl. Briefe an Merck II, 230. Goethe's Werke B. 35, 339.

erhalten — des Grafen Joseph von Törring-Gronsfeld Verherrlichung seines biderben Vorfahren Kaspars des Thoringers und Babo's „Otto von Wittelsbach". Eins von diesen beiden Stücken scheint Goethe zu meinen, wenn er am 28. Dezember 1785 an Frau von Stein schreibt: „Ich hatte erst Lust, in die Komödie zu gehn, um die Deutschheit in ihrem Glanze zu sehn, werde aber wohl bei dir bleiben, allenfalls gucke ich nur hinein." *) Ob auch der „Götz" in Weimar zur Aufführung gekommen, wissen wir nicht, jedenfalls war er, wenn auch weniger theatralisch, als die beiden genannten Stücke, noch keineswegs von der Deutschen Bühne verschwunden. Auf der Mannheimer Bühne, die Iffland unter Dalberg seit dem Anfange der achtziger Jahre zu den bedeutendsten Erfolgen hob, kamen außer sonstigen Ritter- und Familienstücken auch Schiller's und Goethe's Jugendstücke zur Darstellung, und so erschien hier auch „Götz", freilich nicht ohne Veränderungen und Abkürzungen, die ohne Zweifel der von Dalberg eingesetzte und geleitete Schauspielerausschuß vorgenommen hatte.

Am 8. und 30. Mai 1786 wurde „Götz" zu Frankfurt am Main nach den Mannheimer Abänderungen mit größtem Beifall in Gegenwart von Goethe's Mutter gegeben, die ihren Jubel darüber nicht zurückhalten konnte. **) Da Goethe in demselben Jahre die Herausgabe seiner Schriften begann, so ward „Götz" zu diesem Zwecke einer Durchsicht unterworfen, wobei der Dichter Wieland's und Herder's freundliche Hülfe in Anspruch nahm. Wieland erhielt zuerst das zum Abdruck bestimmte Exemplar, worin er das ausgelassene e über Gebühr einschob, ohne genug Rücksicht darauf zu nehmen, wer jedesmal rede, wie Herder urtheilte, der hier Wieland's Aenderung meist wieder tilgte. „Hier hast du deinen Götz", schreibt Herder bei der Rücksendung des Exemplars an Goethe ***), „deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Die Korrekturen bedeuten nichts oder äußerst wenig. — Hievon mündlich. Wie auch von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, besonders in Weislingen's Munde. Gott segne dich, daß du den „Götz" gemacht hast." †). „Heute hab' ich Götz von Berlichingen durchgegangen", meldet Goethe am

---

*) Daß im April 1788., während Goethe's Aufenthalt in Italien, „Otto von Wittelsbach" zu Weimar gegeben wurde, ersehen wir aus einem Briefe im „Herder-Album" S. 21.

**) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 507 f.

***) Zehn Jahre später nannte Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" („Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste" Nr. 54) den „Götz" ein „Deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das Deutsche Reich, aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung".

†) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 271.

9. Juli an Frau von Stein, „und Wieland's und Herder's Bemerkungen verglichen, und mich über verschiedene Korrekturen dezidirt." Die Veränderungen bezogen sich fast einzig auf den Ausdruck, der an manchen Stellen bedeutend gewann, doch haben sich einzelne Absonderlichkeiten noch bis heute erhalten, wie der häufige Gebrauch von „bieten" (gebieten), „weisen" (beweisen), ferner „erlassen" (entlassen), „die Urfehde abschwören" (beschwören von Anfang bis zu Ende), Redensarten wie: „Kennst du mich für das?", Formen wie „willt", die Auslassung des Artikels und der Fürwörter u. a., wobei man freilich zwischen den verschiedenen Personen unterscheiden muß, da der Dichter bei manchen mit entschiedenster Absicht den gewöhnlichen Volkston anschlug, den er mit feinstem Geschick zu treffen wußte. Der zweite Band der „Schriften" brachte zur Ostermesse 1787 die neue Ausgabe des „Götz", der unserm Dichter unter Italien's Himmel, wo er sich so ganz neugeboren fühlte, eben so wunderlich als sein „Werther" entgegentreten mußte. Was hatte dieser mit „Iphigenia" und „Tasso", was mit seinen tieferen Kunst- und Naturstudien gemein? Mußte ihm hier nicht diese derbe Deutschheit eben so ungelegen und seltsam erscheinen, wie einst zu Straßburg dem von frischer Glutkraft durchdrungenen deutschen Jünglinge die kalte, todte Französische Naturphilosophie? Auch als Goethe im Mai 1791 die Leitung des Weimarer Theaters übernahm, konnte der „Götz" ihm keine nähere Theilnahme erwecken.*) Man begnügte sich hier zunächst, außer gern gesehenen Opern Iffландische, Schröder'sche und Kotzebue'sche Sachen zu bringen, auch Hagemann, Hagemeister und Großmann wurden nicht verschmäht, selten konnte ein Lessingisches Stück vortreten. Wagnisse waren Shakespeare's „König Johann" und „Heinrich IV.", wie auch Goethe's „Egmont", der eben so wenig günstigen Eindruck machte, als sein „Großcophta", und selbst die vom „Bürgergeneral" erwartete ergötzliche Wirkung erfolgte nicht. Nicht ohne Beifall erschienen „Clavigo" und „die Geschwister", besonders aber hatten sich die Schiller'schen Stücke, „Karlos", „die Räuber", „Kabale und Liebe", „Fiesko", einer glücklichen Aufnahme zu erfreuen, wie auch Zschokke's „Abällino", den man den Schiller'schen Werken ziemlich gleichstellte. Im Jahre 1795 machte Goethe den Versuch, eines der Götzischen Ritterschauspiele, den vor achtzehn Jahren erschienenen „Sturm von Borberg" des Mannheimer Hofgerichtsrathes Jakob Maier zur Aufführung zu bringen, aber mit wenig Glück, wodurch denn ein mögliches Hervortreten mit „Götz" alle Aussicht verlor. Die glückliche Ver-

---

*) Zum folgenden vgl. man außer Goethe's Berichten in den „Tag- und Jahresheften" und B. 35, 335—366 Devrient III, 232—273.

erhalten — des Grafen Joseph von Törring-Gronsfeld Verherrlichung seines biderben Vorfahren Kaspars des Thoringers und Babo's „Otto von Wittelsbach". Eins von diesen beiden Stücken scheint Goethe zu meinen, wenn er am 28. Dezember 1785 an Frau von Stein schreibt: „Ich hatte erst Lust, in die Komödie zu gehn, um die Deutschheit in ihrem Glanze zu sehn, werde aber wohl bei dir bleiben, allenfalls gucke ich nur hinein." *) Ob auch der „Götz" in Weimar zur Aufführung gekommen, wissen wir nicht, jedenfalls war er, wenn auch weniger theatralisch, als die beiden genannten Stücke, noch keineswegs von der Deutschen Bühne verschwunden. Auf der Mannheimer Bühne, die Iffland unter Dalberg seit dem Anfange der achtziger Jahre zu den bedeutendsten Erfolgen hob, kamen außer sonstigen Ritter- und Familienstücken auch Schiller's und Goethe's Jugendstücke zur Darstellung, und so erschien hier auch „Götz", freilich nicht ohne Veränderungen und Abkürzungen, die ohne Zweifel der von Dalberg eingesetzte und geleitete Schauspielerausschuß vorgenommen hatte.

Am 8. und 30. Mai 1786 wurde „Götz" zu Frankfurt am Main nach den Mannheimer Abänderungen mit größtem Beifall in Gegenwart von Goethe's Mutter gegeben, die ihren Jubel darüber nicht zurückhalten konnte. **) Da Goethe in demselben Jahre die Herausgabe seiner Schriften begann, so ward „Götz" zu diesem Zwecke einer Durchsicht unterworfen, wobei der Dichter Wieland's und Herder's freundliche Hülfe in Anspruch nahm. Wieland erhielt zuerst das zum Abdruck bestimmte Exemplar, worin er das ausgelassene e über Gebühr einschob, ohne genug Rücksicht darauf zu nehmen, wer jedesmal rede, wie Herder urtheilte, der hier Wieland's Aenderung meist wieder tilgte. „Hier hast du deinen G ö t z", schreibt Herder bei der Rücksendung des Exemplars an Goethe ***), „deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Die Korrekturen bedeuten nichts oder äußerst wenig. — Hievon mündlich. Wie auch von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, besonders in Weislingen's Munde. Gott segne dich, daß du den „Götz" gemacht hast." †) „Heute hab' ich G ö t z v o n B e r l i c h i n g e n durchgegangen", meldet Goethe am

---

*) Daß im April 1788., während Goethe's Aufenthalt in Italien, „Otto von Wittelsbach" zu Weimar gegeben wurde, ersehen wir aus einem Briefe im „Herder-Album" S. 21.

**) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 507 f.

***) Zehn Jahre später nannte Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" („Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste" Nr. 54) den „Götz" ein „Deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das Deutsche Reich, aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung".

†) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 271.

9. Juli an Frau von Stein, „und Wieland's und Herder's Bemerkungen verglichen, und mich über verschiedene Korrekturen dezidirt." Die Veränderungen bezogen sich fast einzig auf den Ausdruck, der an manchen Stellen bedeutend gewann, doch haben sich einzelne Absonderlichkeiten noch bis heute erhalten, wie der häufige Gebrauch von „bieten" (gebieten), „weisen" (beweisen), ferner „erlassen" (entlassen), „die Urfehde abschwören" (beschwören von Anfang bis zu Ende), Redensarten wie: „Kennst du mich für das?", Formen wie „willt", die Auslassung des Artikels und der Fürwörter u. a., wobei man freilich zwischen den verschiedenen Personen unterscheiden muß, da der Dichter bei manchen mit entschiedenster Absicht den gewöhnlichen Volkston anschlug, den er mit feinstem Geschick zu treffen wußte. Der zweite Band der „Schriften" brachte zur Ostermesse 1787 die neue Ausgabe des „Götz", der unserm Dichter unter Italien's Himmel, wo er sich so ganz neugeboren fühlte, eben so wunderlich als sein „Werther" entgegentreten mußte. Was hatte dieser mit „Iphigenia" und „Tasso", was mit seinen tieferen Kunst- und Naturstudien gemein? Mußte ihm hier nicht diese derbe Deutschheit eben so ungelegen und seltsam erscheinen, wie einst zu Straßburg dem von frischer Glutkraft durchdrungenen deutschen Jünglinge die kalte, todte Französische Naturphilosophie? Auch als Goethe im Mai 1791 die Leitung des Weimarer Theaters übernahm, konnte der „Götz" ihm keine nähere Theilnahme erwecken.*) Man begnügte sich hier zunächst, außer gern gesehenen Opern-Ifflandische, Schröder'sche und Kotzebue'sche Sachen zu bringen, auch Hagemann, Hagemeister und Großmann wurden nicht verschmäht, selten konnte ein Lessingisches Stück vortreten. Wagnisse waren Shakespeare's „König Johann" und „Heinrich IV.", wie auch Goethe's „Egmont", der eben so wenig günstigen Eindruck machte, als sein „Groß-Cophta", und selbst die vom „Bürgergeneral" erwartete ergötzliche Wirkung erfolgte nicht. Nicht ohne Beifall erschienen „Clavigo" und „die Geschwister", besonders aber hatten sich die Schiller'schen Stücke, „Karlos", „die Räuber", „Kabale und Liebe", „Fiesko", einer glücklichen Aufnahme zu erfreuen, wie auch Zschokke's „Abällino", den man den Schiller'schen Werken ziemlich gleichstellte. Im Jahre 1795 machte Goethe den Versuch, eines der Götzischen Ritterschauspiele, den vor achtzehn Jahren erschienenen „Sturm von Boxberg" des Mannheimer Hofgerichtsrathes Jakob Maier zur Aufführung zu bringen, aber mit wenig Glück, wodurch denn ein mögliches Hervortreten mit „Götz" alle Aussicht verlor. Die glückliche Ver-

---

*) Zum folgenden vgl. man außer Goethe's Berichten in den „Tag- und Jahresheften" und B. 35, 335—366 Devrient III, 232—273.

Und so hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverschanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.

Kein Mensch ist sicher seines Lebens;
Es wehrt der Held sich nur vergebens;
Es gehn beinah in dieser Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde,
Die man als heilige Personen
Von je gewohnt war zu verschonen.

Indessen stieg das Unwesen der Deutschen Ritterstücke immer ungeheuerlicher, und zu gleicher Zeit schlugen Schiller's gegen die schrankenlose Ungerechtigkeit und Bedrückung gerichtete „Räuber" wie ein Bombe in die Theaterwelt und unsere gesammte sittliche und ästhetische Bildung ein. Schiller's Stück versetzte die Zuschauer nicht in entfernte Jahrhunderte zurück, sondern in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wenn diese Zeitbestimmung auch bei der Aufführnng dahin geändert werden mußte, daß es zur Zeit des eben errichteten Landfriedens, also mit „Götz" gleichzeitig, spielte. Einen kleinen Stoß hatten die Ritterstücke dadurch erlitten, daß wegen der Ausfälle auf die Kirche in Längerfeld's „Ludwig IV. der Baier" die weitere Aufführung vaterländischer Stücke in Baiern vorläufig verboten wurde; *) aber nichts desto weniger schossen bald die wunderlichsten Ausgeburten dieser Richtung in üppigster Fülle hervor. Wir nennen nur „Hainz von Stein der Wilde", „der Bürgeraufruhr zu Landshut", „Fust von Stromberg", „Otto der Schütz" (1782), „Otto III.", „Ludwig der Strenge", Wallenstein" (1783), „Leben und Tod Kaiser Heinrich IV." (1784). Unterdessen hatte Goethe's Dichtung auch einen talentvollen Maler angeregt. Tischbein hatte nämlich im Juni 1782 für den Herzog von Weimar die Szene gemalt, wo Götz dem gefangenen Weislingen mit treuherziger Biederkeit guten Muth zuspricht. **) Bodmer besang dieses Gemälde in einem merkwürdigen Gedichte, welches sonderbar genug des Goethe'schen Drama's gar nicht gedenkt, als ob die Szene eine wirklich geschichtliche wäre. ***)

Wieland hatte im Jahre 1782 in seinem zweiten „Sendschreiben an einen jungen Dichter" die Frage aufgeworfen: „Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomet, wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartuffe entgegenstellen können?" indem er hinzufügte: „Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das

*) Vgl. Vehse „Geschichte der Höfe der Häuser Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen" II, 159 f.

**) Vgl. meine „Freundesbilder" S. 96 Note 1. „Bibliothek der redenden und bildenden Künste" III, 1, 10 f.

***) Im „Deutschen Museum" 1782, 2, 485 ff.

Publikum in dieser oder jener Stadt, oder was parteiische Freunde und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikation und Reim mit einbedungen) neben irgend einem Racine stehn könne.“ Ein solches, von Wieland vermißtes Stück zu liefern vermaß sich der bereits durch mehrere Stücke bekannte K. K. Oberst von Ayrenhof in seinem Ende 1783 zu Wien aufgeführten Trauerspiel „Kleopatra und Antonius“. Bei Herausgabe des Stückes setzte er demselben eine Zueignung an Wieland vor, worin er sein Glaubensbekenntniß über den Stand der Deutschen Bühne aussprach. Hier werden Shakespeare's Stücke als Ungeheuer dargestellt, und über „Götz“ ein gleich ungünstiges Urtheil gefällt. „Ich bin ganz der Meinung“, äußert der Herr Oberst, „daß Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespeare aufwiege; ich bitte Sie, dies ja nicht als Gespötte über den Verfasser „Götzens“ anzusehn. Seine „Leiden Werther's“ erheben ihn in den Rang unserer besten Schriftsteller: aber sein Theatergeschmack, seine Theaterstücke, so viel einzelnes Schöne man darin findet, kann ich unmöglich gut heißen.“ Hiergegen erhob sich nun Wieland in seinem dritten „Sendschreiben an einen jungen Dichter“ (1784), wo er, nach einer glänzenden Rechtfertigung Shakespeare's als des ersten dramatischen Dichters aller Zeiten und Völker, dem Wiener Obersten auch in Betreff des „Götz“ den Kopf zurecht zu setzen sucht. „Ich verlange nicht zu leugnen“, beginnt er, *) „was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehn gibt, daß „Götz von Berlichingen“ wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife oder unsinnige Mißgeburten des Genies oder Aftergenies, der Schwärmerei, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit, sich auch vom Boden zu erheben, u. s. w., seit zehn Jahren auf unseren Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespeare selbst. Aber ich leugne schlechterdings, daß der Verfasser „Götzens“ die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsere meistens herumziehenden Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen dramatischen Zeit- und Sittengemälde zu versuchen, wozu er den Stoff aus der Geschichte unseres eigenen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hineindenken zu können, theils es der Nation desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damals stark ver-

*) Vgl. Wieland's Werke B. 33, 324 ff.

sucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren, und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können — diese wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespeare's Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben, und versprachen unserer Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter und einzelne Personen charakterisirt, zu Tage legte." Nachdem er den Zustand der Deutschen Schaubühne zur Zeit geschildert, wo Goethe mit seinem „Götz" hervortrat, fährt er fort: „Es war leicht vorauszusehn, daß er die Revolution bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittere Klagen führt, und durch welche wir, wie nicht zu leugnen ist, allerlei seltsame, zum Theil mißrathene und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Produkte mit dem lebhaftesten Beifall auf Deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben." Die auf den ersten Anblick so sonderbare Erscheinung, daß den durch „Götz" veranlaßten Stücken auf den bedeutendsten Deutschen Bühnen der wärmste, entschiedenste Beifall zugeklatscht worden, weiß Wieland geschickt aus den gewöhnlichen Forderungen des Publikums zu erklären, wie aus dem Gegensatz jener Stücke gegen die Langeweile und ertödtende Einförmigkeit der nach den drei Einheiten zugestutzten, uns zu wildfremden Völkern und Ländern führenden Dramen. „Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nationaltemperament noch zu unseren Sitten und unserer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre, lebendige Darstellung der Natur sein, und

warum sollen wir, anstatt wahrer Kopien, immer nur abstrakte Ideale, statt der lebendigen Accente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Kompendienmoral, Sentenzen und die Kompliments- oder Repräsentationssprache der feinen Welt hören? Wenn „Götz von Berlichingen" und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung, die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nationalschaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdiensts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur-, Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die, ohne es zu merken, alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Phantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden, wie uns das Beispiel des Verfassers von „Götz" und von „Iphigenia" *) schon gezeigt hat, auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sophokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschließen, daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene bloß angenommen und lokal waren, und daß die Dichtkunst keine andern indispensabeln Gesetze kennt, als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben: denn dieser letztere Punkt soll und darf freilich bei keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden." Wie weit Goethe selbst damals vom Götzischen Drang entfernt war, zeigt die Aeußerung im Gedicht auf „Ilmenau" (B. 2, 32) vom 3. September 1783, er habe „unklug Muth und Freiheit und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang, stolz auf sich und herzliches Behagen, gesungen."

Anfang 1783 war die Bellomo'sche Schauspielertruppe nach Weimar gekommen**), von welcher Goethe die bedeutendsten seinem „Götz" gefolgten Ritterstücke zur Aufführung gebracht sehn konnte; denn sie hatte sich auf acht Jahre verpflichtet, im Winter zu Weimar zu spielen. Unter den Ritterstücken waren die hervorragendsten Erscheinungen, die lange Zeit auf unserer Bühne gesehen wurden — ja eines derselben hat sich noch bis heute

*) Wieland hat kurz vorher diese „ungedruckte Tragödie in Jamben" als ganz im Geiste des Sophokles gedichtet, und regelmäßiger als irgend ein französisches Trauerspiel bezeichnet.

**) Vgl. Briefe an Merck II, 230. Goethe's Werke B. 35, 339.

erhalten — des Grafen Joseph von Törring-Gronsfeld Verherrlichung seines biderben Vorfahren Kaspars des Thoringers und Babo's „Otto von Wittelsbach". Eins von diesen beiden Stücken scheint Goethe zu meinen, wenn er am 28. Dezember 1785 an Frau von Stein schreibt: „Ich hatte erst Lust, in die Komödie zu gehn, um die Deutschheit in ihrem Glanze zu sehn, werde aber wohl bei dir bleiben, allenfalls gucke ich nur hinein." *) Ob auch der „Götz" in Weimar zur Aufführung gekommen, wissen wir nicht, jedenfalls war er, wenn auch weniger theatralisch, als die beiden genannten Stücke, noch keineswegs von der Deutschen Bühne verschwunden. Auf der Mannheimer Bühne, die Iffland unter Dalberg seit dem Anfange der achtziger Jahre zu den bedeutendsten Erfolgen hob, kamen außer sonstigen Ritter- und Familienstücken auch Schiller's und Goethe's Jugendstücke zur Darstellung, und so erschien hier auch „Götz", freilich nicht ohne Veränderungen und Abkürzungen, die ohne Zweifel der von Dalberg eingesetzte und geleitete Schauspielerausschuß vorgenommen hatte.

Am 8. und 30. Mai 1786 wurde „Götz" zu Frankfurt am Main nach den Mannheimer Abänderungen mit größtem Beifall in Gegenwart von Goethe's Mutter gegeben, die ihren Jubel darüber nicht zurückhalten konnte. **) Da Goethe in demselben Jahre die Herausgabe seiner Schriften begann, so ward „Götz" zu diesem Zwecke einer Durchsicht unterworfen, wobei der Dichter Wieland's und Herder's freundliche Hülfe in Anspruch nahm. Wieland erhielt zuerst das zum Abdruck bestimmte Exemplar, worin er das ausgelassene e über Gebühr einschob, ohne genug Rücksicht darauf zu nehmen, wer jedesmal rede, wie Herder urtheilte, der hier Wieland's Aenderung meist wieder tilgte. „Hier hast du deinen Götz", schreibt Herder bei der Rücksendung des Exemplars an Goethe ***), „deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Die Korrekturen bedeuten nichts oder äußerst wenig. — Hievon mündlich. Wie auch von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, besonders in Weislingen's Munde. Gott segne dich, daß du den „Götz" gemacht hast." †) „Heute hab' ich Götz von Berlichingen durchgegangen", meldet Goethe am

---

*) Daß im April 1788., während Goethe's Aufenthalt in Italien, „Otto von Wittelsbach" zu Weimar gegeben wurde, ersehen wir aus einem Briefe im „Herder-Album" S. 21.

**) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 507 f.

***) Zehn Jahre später nannte Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" („Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste" Nr. 54) den „Götz" ein „Deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das Deutsche Reich, aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung".

†) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 271.

9. Juli an Frau von Stein, „und Wieland's und Herder's Bemerkungen verglichen, und mich über verschiedene Korrekturen dezidirt." Die Veränderungen bezogen sich fast einzig auf den Ausdruck, der an manchen Stellen bedeutend gewann, doch haben sich einzelne Absonderlichkeiten noch bis heute erhalten, wie der häufige Gebrauch von „bieten" (gebieten), „weisen" (beweisen), ferner „erlassen" (entlassen), „die Urfehde abschwören" (beschwören von Anfang bis zu Ende), Redensarten wie: „Kennst du mich für das?", Formen wie „willt", die Auslassung des Artikels und der Fürwörter u. a., wobei man freilich zwischen den verschiedenen Personen unterscheiden muß, da der Dichter bei manchen mit entschiedenster Absicht den gewöhnlichen Volkston anschlug, den er mit feinstem Geschick zu treffen wußte. Der zweite Band der „Schriften" brachte zur Ostermesse 1787 die neue Ausgabe des „Götz", der unserm Dichter unter Italien's Himmel, wo er sich so ganz neugeboren fühlte, eben so wunderlich als sein „Werther" entgegentreten mußte. Was hatte dieser mit „Iphigenia" und „Tasso", was mit seinen tieferen Kunst- und Naturstudien gemein? Mußte ihm hier nicht diese derbe Deutschheit eben so ungelegen und seltsam erscheinen, wie einst zu Straßburg dem von frischer Glutkraft durchdrungenen deutschen Jünglinge die kalte, todte Französische Naturphilosophie? Auch als Goethe im Mai 1791 die Leitung des Weimarer Theaters übernahm, konnte der „Götz" ihm keine nähere Theilnahme erwecken.*) Man begnügte sich hier zunächst, außer gern gesehenen Opern-Ifflandische, Schröder'sche und Kotzebue'sche Sachen zu bringen, auch Hagemann, Hagemeister und Großmann wurden nicht verschmäht, selten konnte ein Lessingisches Stück vortreten. Wagnisse waren Shakespeare's „König Johann" und „Heinrich IV.", wie auch Goethe's „Egmont", der eben so wenig günstigen Eindruck machte, als sein „Großcophta", und selbst die vom „Bürgergeneral" erwartete ergötzliche Wirkung erfolgte nicht. Nicht ohne Beifall erschienen „Clavigo" und „die Geschwister", besonders aber hatten sich die Schiller'schen Stücke, „Karlos", „die Räuber", „Kabale und Liebe", „Fiesko", einer glücklichen Aufnahme zu erfreuen, wie auch Zschokke's „Abällino", den man den Schiller'schen Werken ziemlich gleichstellte. Im Jahre 1795 machte Goethe den Versuch, eines der Götzischen Ritterschauspiele, den vor achtzehn Jahren erschienenen „Sturm von Boxberg" des Mannheimer Hofgerichtsrathes Jakob Maier zur Aufführung zu bringen, aber mit wenig Glück, wodurch denn ein mögliches Hervortreten mit „Götz" alle Aussicht verlor. Die glückliche Ver-

*) Zum folgenden vgl. man außer Goethe's Berichten in den „Tag- und Jahresheften" und B. 35, 335—366 Devrient III, 232—273.

einigung mit Schiller hatte auch auf Goethe's Theaterleitung einen wesentlich fördernden Einfluß. Schiller bearbeitete zum Zwecke der Aufführung in seiner auf drastische Wirkung berechneten, etwas stark gewaltthätigen Weise den „Egmont", der bei Iffland's Anwesenheit im Frühjahr 1796 zur Aufführung kam, zu Goethe's Befriedigung, doch ließ dieser das Stück später liegen, da er die Hauptrolle nur Iffland anvertrauen wollte. Dieser erschien im April 1798 von neuem mit größtem Beifall auf der Weimarer Bühne. Als im August der neugewonnene Schauspieler Cordemann den Wunsch geäußert hatte, in der Rolle des Götz aufzutreten, rieth Goethe davon ab. „Das Stück ist dergestalt ausgeschrieben worden", antwortet er am 14. August dem Hofkammerrath Kirms, „daß es, ich möchte wohl sagen, stückweise schon ganz auf dem Theater ist, und ist überhaupt ohne bedeutende Umarbeitung nicht auf das Theatee zu bringen." Am 12. Oktober wurde das neu eingerichtete Theater mit einem Prologe Schiller's und „Wallenstein's Lager" eröffnet, und im folgenden Jahre feierte die Weimarer Bühne in der Aufführung von den „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" die höchsten Erfolge ihrer idealen Kunstrichtung, die sich von jetzt an in den verschiedensten Darstellungsformen versuchte. Voltaire's „Mahomet" und Shakespeare's freilich höchst gewaltsam bearbeiteter „Macbeth" sollten Schauspielern und Zuschauern zu weiterer Ausbildung dienen, wogegen „Maria Stuart" die Herzen wunderbar ergriff. Das erste Jahr des neuen Jahrhunderts brachte „Tancred", des Terenz „Brüder", wobei man sich sogar der alten Masken bediente, und Lessing's „Nathan" in Schiller's vielfach abkürzender und zusammendrängender Bearbeitung. Daran schlossen sich 1802 A. W. Schlegel's „Ion", „Turandot" und endlich „Iphigenie"; mit Fr. Schlegel's „Alarcos" hatte man die äußerste Grenze fast überschritten. Schiller's „Braut von Messina" und „Jungfrau von Orleans" nebst Einsiedel's Bearbeitung der Terenzischen „Fremden von Andros" und Shakespeare's „Julius Cäsar" nach Schlegel's Uebersetzung bezeichnen das nächste Jahr, welches auch der „natürlichen Tochter" einen zweifelhaften Erfolg verschaffte, da alle durch die tief angelegte, auf das feinste ausgeführte Dichtung sich innerlich erregt fühlten, aber ohne leidenschaftlich hinreißende tragische Erschütterung. Im März 1804 hatte sich Schiller's edelste Dichtung, sein „Wilhelm Tell", der durchschlagendsten Wirkung zu erfreuen.

Schon im vorigen Jahre hatten Schiller und Goethe den Plan zu einer Bearbeitung der bedeutendsten ächt Deutsche Stoffe darstellenden Dramen gefaßt, welche sie als eine erfreuliche Bereicherung des so spärlich mit tüchtigen, mustergültigen Werken besetzten Repertoirs den Theaterdirektionen und dem Publikum zu bieten gedachten. Den Anfang wollte man mit

Klopstock's „Hermannschlacht“ machen *), die Schiller übernahm, während Goethe seinen alten freien Deutschen „Götz“ dem Theater anzupassen unternahm, den Walter Scott mittlerweile durch eine Uebersetzung den Engländern zugänglich gemacht hatte — ein für den Schottischen Romantiker sehr bezeichnendes Unternehmen, dessen dieser noch später mit Vorliebe gedachte. **) Aber Schiller überzeugte sich bald, daß das Klopstockische Drama für ihren Zweck völlig unbrauchbar sei. „Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt“, schreibt er am 30. Mai 1803 an Goethe, „ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.“ Dagegen meldet Goethe am 5. Juli von Jena aus: „Das Altdeutsche wieder erstandene Drama bildet sich mit einiger Bequemlichkeit um. Ich wüßte nicht zu sagen, ob sich's organisirt oder krystallisirt; welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schulen, auf eins hinauslaufen könnte. ***) Uebrigens bekömmt es uns ganz wohl, daß wir mehr an Natur als an Freiheit glauben, und die Freiheit, wenn sie sich ja einmal aufdringt, geschwind als Natur traktiren; denn sonst wüßten wir gar nicht mit uns selbst fertig zu werden, weil wir sehr oft in den Fall kommen, wie Bileam, da zu segnen, wo wir fluchen sollten.“ Schiller erwiedert, er möge den alten „Götz“ nur recht vorwärts schreiten lassen; aber andere Beschäftigungen, besonders die Angelegenheiten der Universität und der allgemeinen Litteraturzeitung, zogen ihn bald vom „Götz“ wieder ab, zu welchem er erst im Anfange des folgenden Jahres wieder zurückkehrte, während Schiller die Vollendung des „Tell“ eifrig betrieb. „Im Februar nahm ich den Götz von Berlichingen vor“, schreibt er am 27. Februar an Zelter, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den unser Deutsches Publikum allenfalls auf einmal hinunterschluckt. Das ist denn eine böse Operation, wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt, und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deshalb ein neues Gebäude zu haben.“ Doch auch diesmal konnte er der Arbeit keine ununterbrochene Thätigkeit widmen, was ihm erst in den Sommermonaten gelang, wo er das Begonnene wieder ganz umgestaltete. Am 12. März fragt er bei Schiller an: „Mögen Sie wohl die zwei ersten

---

*) B. 35, 353, wo das Unternehmen nicht ganz richtig bezeichnet und verschiedenes unter einander gemischt wird. Vgl. B. 27, 160.

**) Vgl. Scott's Brief bei Eckermann III, 174 f. Die Uebersetzung erschien zu London 1799.

***) Vgl. meine „Freundesbilder“ S. 496.

Akte ansehn? Wo das weiße Papier eingeheftet ist, fehlt eine Szene zwischen Weislingen und Adelheid.*) Wenn Sie nichts zu erinnern haben. ließe ich wenigstens von vorn herein die Rollen abschreiben." „Ich habe mich", schreibt er am 25. Juli an den in Jena weilenden Freund, „die Zeit über an den „Götz" gehalten, und hoffe, ein rein Manuskript und die ausgeschriebenen Rollen zu haben, eh die Schauspieler (von Lauchstedt) wieder kommen; dann wollen wir es außer uns sehn und das weitere überlegen. Wenn es mit der Länge nur einigermaßen geht, so hab' ich wegen des übrigen keine Sorge", worauf Schiller mit Freude dieser „theatralischen Feierlichkeit" entgegenzusehn versichert. Auch Freund Zelter, an den der Dichter ein besonderes Anliegen hat, wird von dem Fortschritte des „Götz" in Kenntniß gesetzt. Er hoffe mit ihm in vier Wochen Leseprobe zu halten, und er sei es ihm ganz allein schuldig, daß es damit so weit komme, schreibt er am 30. Juli. „Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr, und was ich gewoben hatte, immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz (an den Minister von Hardenberg über die Vertretung der Musik bei der Kunstakademie): Was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit anderen weggethan sein sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung mit mehr Sammlung auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen, gut, aber doch fertig." Von Zelter erbittet er sich eine Komposition von Georg's Lied: „Es fing ein Knab' ein Vögelein", und einen sanften, andächtigen, herzerhebenden vierstimmigen Gesang mit Lateinischem Text, der ungefähr acht Minuten daure, als Einlage zur Trauung Mariens und Sickingen's. Zelter übersendet das Liedchen, und fragt wegen des vierstimmigen Gesanges an, wobei er nicht unbemerkt läßt, daß acht Minuten andächtiger Musik auf den Brettern schon eine gute Zeit sei: Goethe ist mit dem Liedchen, das ganz zweckmäßig ohne Instrumentalmusik sei, sehr zufrieden, und gibt über den geforderten vierstimmigen Gesang nähere Auskunft. „Der einfache Kirchzug geschieht mit Gesang über's Theater; eine Orgel kann man recht gut von weitem hören, und da die Kapelle zunächst ist, so hört man auch den Gesang fort, indessen außen eine Szene vorgeht.**) Sie werden daher die Güte haben, etwa Worte aus einem

---

*) Die theatralische Bearbeitung bietet in den beiden ersten Akten keine derartige Szene.

**) Die Szene besteht nur aus wenigen Worten Georg's.

Psalm zu wählen. Der Charakter ist, wie Sie bemerken, feierlich und sanft, in's Traurige ziehend, wegen der Umstände, und die folgende Szene vorbereitend, wo die eben erst Getrauten vom Götz gleichsam fortgetrieben werden." Daß acht Minuten zu lang sei, gibt er zu, und er will sich mit vieren begnügen, welche auszufüllen völlig in seiner Gewalt stehe. „Ich verlange sehr", fährt er fort, „diesen umgearbeiteten Götz außer mir zu sehn. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge inkommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, so wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde zwar gesammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden spielen. — Außer der Exposition der ersten anderthalb Akte, welche fast ganz geblieben sind, ist das Stück durchaus dekomponirt und rekomponirt." Zelter konnte sich vor innigstem Antheil den „Götz" gar nicht aus den Gedanken schlagen. Am 21. August fragt er an, ob der neue „Götz" auch mit der Herbergsszene anfange, da er eine neue Symphonie dazu machen wolle; sollte er für den ersten Akt eine besondere Vorbereitungsempfindung, die nicht absolut in der ersten Szene liege, in sich spüren, so möge er ihm solche mittheilen, da die Symphonie sich an die Herbergsszene anschließen müsse, obgleich sie sich hüten werde, diese auszumalen, vielmehr den Charakter des Helden, welcher in Geist, Leben, Ernst und Festigkeit bestehe, darzustellen suchen werde. Den folgenden Tag meldet er: „Ich habe eben Ihren Götz zweimal nacheinander durchgelesen, und begriffen, wie Ihnen die neue Arbeit mühsam sein muß. Wie freue ich mich auf den neuen Götz! aber wie werde ich den alten ewig lieb behalten! denn er kann einmal nicht anders sein, als er ist. Die Freiheit, Bestimmtheit, ja ich sage die Gestalt der Personen ist dergestalt klar und beziehlich auf Ort, Zeit und Umgebung, daß keine Mücke mehr dazwischen Platz hat, ohne sich lächerlich zu machen. Was meine Bewunderung am meisten erregt, ist der Charakter der Elisabeth, die kaum gehört und gesehen wird, und die Krone aller Frauen so wie dieses Stücks ist. Was muß ein Mann werth sein, der (den) eine solche Frau liebt! Was für eine Ehe haben sie da gestiftet! Was wäre Götz ohne diese Frau, und was würde uns diese Frau ohne einen solchen Mann sein können!" Am 24. berichtet er, wie die vergangene Nacht der Plan in ihm ausgegohren, den ganzen „Götz" mit Musik zu durchweben. Die Symphonie sei so gut als fertig, und er denke jetzt auf einen Epilog, der aber auch zugleich Prolog sei. Goethe erwiedert am 10. September ganz kurz, die Symphonie werde ihm lieb sein, das Stück fange mit der Herbergsszene an; er stecke jetzt im Probiren, und alles gehe gut, nur fürchte er sich vor der Länge; wegen der Musik der Zwischenakte könne man sich, sobald es einmal gespielt sei, bereden. Am 22. September

ging das Stück in Szene. Schiller, der durch seine kühnen Entschließungen ihm manche Auslassung erleichtert, hatte ihm bis zur Aufführung mit Rath und That treulich zur Seite gestanden. *) „Ich würde es selbst gut heißen", äußert Goethe am 24. gegen Zelter, „wenn es nicht übermäßig lang wäre. Die nächsten Male lass' ich es theilweise spielen, und dann wird sich finden, welche einzelne Partieen das Publikum am liebsten missen will, die mögen dann herausbleiben." Man sieht, Goethe hatte sich so am Stücke abgearbeitet, daß er zuletzt sich auf's Experimentiren verlegen mußte. Der erste Theil, die beiden ersten Akte, kam am 29. September, die drei letzten Akte am 13. Oktober zur Aufführung. Aber Goethe erkannte sehr wohl, daß auch hierdurch dem Zwecke wenig Genüge geschehe. **) Indessen betrat das Stück in der neuen Bearbeitung im folgenden September auch die Berliner Bühne, worüber Zelter mit Befriedigung am 7. und 8. September ausführlich berichtet. Sechs und zwanzig Jahr später erzählt er von dieser Aufführung ***): „Die nämlichen Herren, die sich jetzt (1805) viel weiter wußten (als bei der ersten Aufführung im Jahre 1774, wo der alte Koch (nicht Döbbelin) darüber weiblich „abgesulzert" wurde), sagten, du habest das ganze Stück zerrissen und verdorben, es sei keine Tragödie mehr — das haben meine Ohren gehört —, und nun war das unvollkommene Stück †) eine Tragödie gewesen. Seine Erscheinung aber wirkte bis in die Wohnungen. In vornehmsten Häusern wurden Spinnräder angeschafft, weil Maria spann. ††) In einem Gräflichen Hause, wo ich die Ehre hatte, gratis zu unterrichten, mußt' ich stets gemeldet werden; dann

---

*) Vgl. B. 35, 361.

**) B. 27, 160: „Das Stück blieb immer zu lang, in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Szenen, wie es auf dem Theater gefordert wird." Gegen Eckermann bemerkt er (I, 250 f.), wollte man den ersten Theil, der nur als Expositionsstück anzusehn sei, des Hergangs der Sachen willen bloß einmal geben, dagegen den theatralisch wirksamen zweiten wiederholt fortspielen, so möchte es gehn — gewiß eines der wunderlichsten Auskunftsmittel. Ueber die Aufführung auf dem Weimarer Theater berichtete die „Zeitung für die elegante Welt" 1805 Nr. 29 f.

***) VI, 329 f. „Faust" ist offenbarer Schreibfehler statt „Götz".

†) Vgl. daselbst 325: „Der sehr unvollkommene Götz (ich habe das Wort hundertmal gehört) läßt mir darum die Ehre, sämmtliche umgehende Individuen so vollkommen auszubilden, daß ihnen gar nichts fehle."

††) Es ist dieses selbst in der theatralischen Bearbeitung nirgendwo angedeutet. Wahrscheinlich boten Götzens Worte an die Schwester: „Du kannst mehr als Hanf spinnen", die Veranlassung, Marien in der ersten Szene mit Weislingen am Spinnrade sitzen zu lassen.

fand ich meine hohe Schülerin vom Spinnrade aufstehend, mich zu empfangen. Ich merkte mir die Stärke des Rockens und der Spule, fand aber immer alles, wie ich's gelassen."

Goethe brachte im Sommer 1805 den „Götz" auch zu Lauchstedt, dann im folgenden Jahre wieder zu Weimar und im Sommer 1807 in Leipzig zur Aufführung. *) Im Oktober 1809 wurde er auch in Berlin wieder zweimal kurz hintereinander bei gedrängtem Hause mit vollstem Beifall gegeben, wenn es auch der Darstellung an frischem Leben und einheitlichem Zusammenspiel fehlte. **) Auch später erschien der „Götz" noch zuweilen auf der Deutschen Bühne, wohl nur zum Theil nach Goethe's theatralischer Bearbeitung, häufig nach eigenem Gutdünken zugeschnitten, ohne eine ächt dramatische Wirkung hervorzubringen. So wurde das Stück zu Berlin noch zur Feier des letzten Geburtstages, den Goethe erlebte, nicht ohne Beifall gegeben. „Das Stück bleibt, was es war", bemerkt Zelter; „es ist kein falsches Wort darin. Auch war es mit versuchten, erfahrenen Leuten besetzt, die mit aller Kunst freilich ganz dicht am Rechten vorbeistreifen, ja die Absicht verrathen, den Finger nicht unter den Stempel zu bringen. — Ein Mädchen von prächtiger Altstimme spielte den Georg dreist weg, und gefiel mir am meisten. Würde das ganze heile Stück eben so frisch hintereinander fortgelassen, so könnte man ihm eher Hastigkeiten als die oft beklagte Länge vorwerfen. — Man könnte fragen: Warum bleibt ihr nicht davon? Denn das große Haus war trotz der jetzigen Bußtage nicht leer; das Parterre, der zweite und dritte Rang waren voll. Wo soll eine Bestätigung herkommen, wenn kein Verfehltes wäre? Der sehr häufig wiederholte Beifall galt aber keineswegs der Vorstellung, die nicht vermögend ist, so wenig ein tüchtiges Werk als den allgemeinen natürlichen Sinn umzubringen. Und so hat man auch hieraus noch immer zu lernen."

Die Mittheilung der theatralischen Bearbeitung außer zum Zwecke der wirklichen Aufführung hatte Goethe immerfort standhaft verweigert, da er wohl einsah, daß diese beim Lesen gegen die frühere, so allgemein angeeignete und beliebte Gestalt des Stückes nothwendig verlieren müsse. Einer merkwürdigen hierauf bezüglichen Aeußerung begegnen wir in dem Briefe des Dichters vom 11. September 1811 an Fr. Rochlitz. ***) „Wenn Sie wünschen", heißt es hier, „daß ich dem braven Freiherrn von Truch-

---

*) Vgl. Bibliothek der redenden und bildenden Künste III, 2, 428 ff.

**) Vgl. Briefwechsel mit Zelter I, 372.

***) Goethe's Briefe an Leipziger Freunde S. 315 f.

seß *) meine Bearbeitung des „Götz“ für das Theater mittheilen möge, so will ich deshalb mein Bedenken eröffnen. Er hat an dem Stücke, wie es zuerst herausgegeben worden, so vielen und warmen Antheil genommen, ja sich gewissermaßen selbst in die Person des alten biedern Helden versetzt, daß es ihm gewiß nicht angenehm sein würde, nunmehr manches ausgelassen, umgestellt, verändert, ja in einem ganz andern Sinne behandelt zu sehn. Eigentlich kann diese Umarbeitung nur durch den theatralischen Zweck entschuldigt werden, und kann auch nur in sofern gelten, als durch die sinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauspiels dasjenige ersetzt wird, was dem Stücke von einer andern Seite entzogen werden mußte. Da ich also überzeugt bin, daß beim Lesen niemand leicht die neue Arbeit billigen werde, weil nicht zu verlangen ist, daß der Lesende die mangelnde Darstellung sich vollkommen supplire, so habe ich bisher gezaudert, diese Bearbeitung drucken zu lassen, ja selbst meine nächsten hiesigen Freunde, die das Manuskript zu sehn verlangt, an die Vorstellung gewiesen, von der sie dann nicht ganz unzufrieden zurückkehrten.“ Doch entschloß er sich im Jahre 1815, in dem Aufsatze „über das Deutsche Theater“ den Gang der Handlung seiner Bearbeitung des „Götz“, wie der Schiller'schen des „Egmont“ mitzutheilen **), wobei er bemerkt, über den Grund, warum „Götz“ auch in dieser Form sich auf der Deutschen Bühne nicht verbreitet habe, werde man sich in der Folge zu verständigen suchen. In Goethe's „nachgelassenen Werken“ ward nach des Dichters eigener Bestimmung die theatralische Bearbeitung, wie auch der erste Entwurf des Stückes, im zweiten Bande vollständig abgedruckt. Daß der Dichter hierbei nicht die dritte, sondern die zweite Ausgabe benutzt hatte, ergibt sich aus vielen Stellen, wo die Bearbeitung für die Bühne ganz mit dieser übereinstimmt, und die Veränderungen der dritten nicht aufgenommen hat.

Goethe selbst bezeichnet die Maximen, welche er bei der Bühnenbearbeitung des „Götz“ und sonst angewandt habe, in den Worten B. 35, 365: „Man verminderte die Szenenveränderungen, gewann mehr Raum zur Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergestalt.“ Wir haben oben bemerkt, wie im „Götz“ durchweg eine zweitheilige Handlung nebeneinander läuft; konnte der Dichter nun auch diesen Uebelstand nicht ganz abstellen, wenn er nicht das Stück bis auf die Wur-

*) Christian von Truchseß, Reichsritter und Besitzer der Bettenburg bei Schweinfurt, genannt Gottfried oder Götz. Vgl. B. 27, 98.

**) Im „Morgenblatt“ 1815 Nr. 85 f. (vom 10. und 11. April). Werke B. 35, 350 f.

zel umbilden wollte, so vermochte er demselben doch dadurch wesentliche Abhülfe zu schaffen, daß er theils die zu einer Handlung gehörenden Szenen mehrfach zu einer unterbrochenen Szenenreihe verband, theils die eine von beiden Handlungen, wo es nicht durchaus geboten war, in ihre Einzelnheiten nicht verfolgte. Hierdurch fiel denn eine große Anzahl von Szenenveränderungen weg, wie nicht weniger dadurch, daß er einzelne Szenen, die nur zur Schilderung bestimmter Zustände dienen, ganz fallen ließ. Dabei war er sehr darauf bedacht, um diesen Ausfall zu ersetzen, manche kurz abgebrochene, mit einem Pinselstrich entworfene Szene weiter auszuführen, drastische und zur Sinnlichkeit anschaulich sprechende Ausführungen hinzuzufügen, die Akte besonders wirksam abzuschließen, die koupirte, dem gewöhnlichen Volkston so glücklich nachgebildete Sprache regelrecht auszuweiten, schroffe, aber höchst bezeichnende, die Lebhaftigkeit der Darstellung fördernde Uebergänge zu ebnen, wogegen er manche weitere Ausführung, nicht immer zum Vortheil der Deutlichkeit, strich. Hat nun auch die theatralische Bearbeitung an manchen Stellen in der Sprache und Darstellung, durch dramatische Belebung, durch Einfügung treffender Zusätze und Vereinfachung des Szenenwechsels nicht unbedeutend gewonnen, und fehlt es nicht an einzelnen gelungenen Eindichtungen, so hat dagegen das so glücklich entworfene, durch das Gegenspiel der verschiedenen Charaktere und die kräftige Zeichnung der gesammten Zustände der Zeit so wunderbar wirkende Stück an seiner dichterischen Vortrefflichkeit die entschiedenste Einbuße erlitten; die Sprache ist zuweilen breit und matt geworden, so daß man den Dichter des „Götz“ kaum wiedererkennt, und fast einen gewöhnlichen unmündigen Theaterfabrikanten vor sich zu haben glaubt.

Betrachten wir zunächst die Hauptveränderungen, welche die eigentliche Handlung erlitten hat, so ist in der theatralischen Bearbeitung Götzens Schwester die Rolle der Versöhnung zwischen Weislingen und ihrem Bruder zugetheilt. Wenn Götz früher Weislingen gegenüber seine Klagen über die Feindseligkeit der Fürsten und besonders des Bischofs von Bamberg, dem Weislingen gegen ihn Beistand leiste, mit freier Offenheit und schmerzlich verletztem Herzen ausspricht, worauf jener wenig zu erwiedern weiß, so daß die Versöhnung auf Grund dieser Unterredung in naher Aussicht steht, so läßt der Dichter dagegen jetzt nach demselben Gespräche, das nur ein paar Auslassungen und unwesentliche Veränderungen erlitten hat, beide abgewandt und entfernt von einander stehn, damit Marie mit einer wirksamen Versöhnungsszene den Akt schließe. Aber dieses grollende Entferntstehen ist weder dem Charakter des biedern, treuen, mit inniger Liebe an seinem Jugendfreunde hängenden Götz gemäß, noch durch das Gespräch selbst begründet, das auf Weislingen einen tiefen, herzlichen Eindruck gemacht hat,

der sich in dem schmerzlich innigen „Berlichingen!“ ausspricht. Ganz treffend ist es früher der kleine Karl, der das tief bedeutsame, Götzens Charakter so herrlich beleuchtende Gespräch durch die Einladung zu Tisch heiter unterbricht, wogegen jetzt noch Marie, im Namen der Hausfrau abgesandt, erscheint, Weislingen zu begrüßen und einzuladen, was ganz gegen alle Sitte verstößt, da Weislingen als Gefangener gekommen ist, der nur vom Hausherrn selbst eingeladen und den Frauen zugeführt werden kann. Die Versöhnungsszene selbst ist eben so matt dargestellt, als kalt berechnet, so daß man Goethe's Geist völlig vermißt, ja fast einen ungeschickten Verballhorner in Verdacht haben sollte, wüßte man nicht, daß unseres Dichters Geist sich beengt fühlte, wo er nicht aus dem vollen schöpfen, sondern eine berechnete Flickarbeit zu Stande bringen sollte. Und gar ungeschickt ist es, wie die reine, zarte Marie sich so sehr vorwagt, daß sie sich in den Männerstreit mischt, was ihr eben so wenig ansteht, als dem kleinen Karl die mehr als naseweise Bemerkung: „Habt ihr euch erzürnt? Nicht doch! Vater, das ist ja dein Gast.“ Götz selbst muß durch seine unendliche Biederkeit und Treue Weislingen umstimmen, und Mariens zarte Anziehung die Versöhnung mit still wirkender Gewalt vollenden, wie es auch Weislingen selbst in dem weiter unten folgenden, bei der theatralischen Bearbeitung erhaltenen Selbstgespräch darstellt. Die Szene am Bamberger Hofe, welche uns einen der Hauptfeinde des Götz in seiner ärmlichen Gespreiztheit, Nichtigkeit und Falschheit, als sprechendstes Gegenbild des biedern Ritters mit seiner ganzen so charakteristischen Umgebung vorführt, mußte in Wegfall kommen, da Goethe den häufigen Szenenwechsel vermeiden und mit der übel angebrachten Versöhnung den Akt wirksam schließen wollte. So spielt denn der erste Akt jetzt nur an drei verschiedenen Orten, während er früher, wo er freilich auch noch einen guten Theil des jetzigen zweiten umfaßte, noch zweimal die Szene veränderte.

Wie Marie am Schlusse des ersten Aktes die Versöhnung bewirkt hat, so zeigt uns der Anfang des folgenden, wie ihre reine Anmuth und milde Zartheit Weislingen ganz gefesselt hat. Daran schließen sich dann die Szenen zwischen Weislingen, Götz, Elisabeth und Franz. Eine bedeutende Aenderung, welche der Dichter sich hier erlaubt hat, besteht darin, daß Götz mit Weislingen verabredet hat, er solle zuerst nach Bamberg zurück, und sich hier offen und mit Ehren als freier Mann vom Bischof trennen, da er noch manches dort zu besorgen habe. Man muß gestehn, daß diese Treuherzigkeit des Götz doch zu weit geht, der, wie er Weislingen's Charakter kannte, um so fester darauf bestehn mußte, daß er sich mit einemmale vom Bischof trenne, was durchaus nicht unedel und auffallend von seiner Seite erscheinen konnte, da ja Götz ihn in seiner Gewalt hatte. Aber Goethe hat diese Veränderung

nur zur Vereinfachung der Handlung ersonnen, weil hiernach der Versuch, Weislingen durch Liebetraut nach Bamberg zu bringen, als unnöthig wegfällt, und hiermit zugleich die ganze Reihe der in Bamberg spielenden Szenen, da es der Künste Adelheidens nicht bedarf, ihn eine kurze, von Götz ihm bewilligte Zeit in Bamberg zu halten. Leider aber büßen wir hiermit auch die treffliche Zeichnung der feinen Ränke ein, durch welche Adelheid gegen Weislingen wirkt; Adelheid tritt nicht als das ehrsüchtige, zu bestrickender List geschaffene Weib, als die natürliche Todfeindin des biedern, offenen und treuen Götz hervor, und der harte Kampf, den Weislingen zu bestehn hat, ehe er allmählich von Götz abläßt, kommt gar nicht zur Darstellung, wie bedeutsam dies auch für die dramatische Handlung ist. Ausgefallen ist auch die erste im Spessart spielende Szene, in welcher Georg, eben von Weislingen's Schloß, wo er diesen nicht angetroffen hat, zurückgekehrt, nach Bamberg beordert wird, um zu sehn, wie es dort stehe. Dagegen ist das erste Auftreten von Selbitz weiter ausgeführt, und dadurch freilich der Uebergang weniger schroff geworden, aber die Darstellung des lustigen, dem Würfelspiel ganz anheim gefallenen Ritters „Hans mit einem Bein" steht mit dem sonstigen Tone des Stückes in entschiedenem Widerspruch. Fehlt es auch nicht an treffenden humoristischen Zügen, so leidet doch vieles, besonders die Szene mit Götz selbst, an der dürrsten Nüchternheit, und wir lassen uns den tapfern Genossen des biedern Götz nur höchst ungern als verzweifelten Spieler gefallen, der das Verlorene durch Handleistungen bei Fehden sich wieder zu gewinnen sucht. Götz hat nach diesen Szenen Georg zuerst zu Selbitz gesandt und dann zu Weislingen's Schloß, wohin er diesen schon zurückgekehrt glaubte; zu gleicher Zeit aber hat er einen andern Reitersknecht, den alten Faud*), der bereits in der ersten Szene des Stücks erscheint, in die umliegenden Dörfer gesandt, um Mannschaft für ihn aufzubringen. Dieser bringt auch die Nachricht, daß eben Nürnberger Kaufleute unter schwachem Geleit zur Frankfurter Messe ziehen, und fordert deshalb zur dringendsten Eile auf, wodurch denn die folgende Darstellung leichter angeknüpft wird. Die letztere Szene ist sehr schwach gerathen, und besonders die Verse von Selbitz unerträglich läppisch, selbst im Munde eines solchen närrischen Alten, mit dem wir Götz so ungern in Verbindung sehen; hier hebt der Gegensatz nicht, sondern das Alberne wirft auf Götz selbst einen widrigen Schatten. Wenn der Dichter hier die Kaufleute nach Frankfurt ziehen, nicht, wie früher, von Frankfurt zurückkehren läßt, so

*) Volksthümlich verkürzte Form des Namens Servatius. Früher gab Goethe diesem Reitersknecht den Namen Veit, ohne aber diesen Namen in der Personenbezeichnung zu nennen.

bestimmte ihn hierzu wohl außer der Lebensbeschreibung, die er hier, wie wir sehn werden, wieder benutzte, die Erdichtung vom Schmuckkästchen, womit er dem Akt einen wirksamen Schluß zu geben beabsichtigte. Zur Vereinfachung der Handlung aber brachte er Georg's Rückkehr von Bamberg mit dem Ueberfalle in Verbindung, wo denn dieser vom Dichter so geliebte und in der theatralischen Bearbeitung noch bedeutender, ja über Gebühr gehobene Reitersjunge seine Geistesgegenwart und seinen edlen Muth wacker bewähren kann. Götz muß deshalb die Wagen überfallen, als die Kaufleute sich abseits gelagert haben. Die sämmtlichen Szenen sind mit Benutzung der frühern zweiten Szene im Spessart ganz neu ausgeführt, ohne besondern Aufwand dichterischer Kraft. Die Darstellung, wie die Kaufleute sich ruhig im Walde lagern wollen, als sie den Ueberfall ihrer Wagen bemerken, und wie sie dann Georg um Hülfe ansprechen, der sie aber, als sie fliehen wollen, zum Stillstehen zwingt, und sich als Götzen's Diener zu erkennen gibt, ist sehr schwach und gezwungen.

Wenn Götz früher, nachdem er die Gewißheit von Weislingen's Verrath erhalten, in die seinen Edelmuth treffend bezeichnenden Worte ausbricht: „Es ist genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, du hast mich wieder betrogen! Arme Marie! Wie werd' ich dir's beibringen!" worauf Selbitz erwiedert: „Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren, als so ein Hundsfott sein," so genügten dem Dichter, der mit dem Nürnberger Ueberfall den Akt schließen wollte, diese kräftigen Aeußerungen keineswegs, sondern er sann auf einen ergreifenden Schluß. Deshalb läßt er ihn über die Treulosigkeit Weislingen's in bittere Klagen ausbrechen, und ihn zum Entschlusse kommen: „Mit Versprechen und Handschlag, mit Eid und Pflicht soll mich niemand mehr ankörnen. Wer in meiner Gewalt ist, soll's fühlen. So lange ich ihn fest halte, soll er leiden. Das schwerste Lösegeld soll ihn erst spät befreien." So will der getreuherzige Götz seinem edlen Charakter zuwider alle übrigen die Schuld Weislingen's entgelten lassen. Und als nun Faud meldet, daß ein paar Nürnberger Kaufleute entwischt seien, ertheilt er in ärgstem Zorne den Befehl: „Die übrigen haltet fest. Sogleich sollen sie gebunden werden. Scharf gebunden. Laßt sie niederknien in einen Kreis, wie arme Sünder, deren Haupt vom Schwerte fallen soll, und wartet auf mein Geheiß." Georg versucht vergebens, sein Bedenken über eine ihm an Götz so auffallende grausame Härte anzubringen. „An ihrer Todesangst will ich mich weiden," redet Götz sich selbst zu, „ihre Furcht will ich verspotten. O daß ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf!" Allein die erste Wuth ist bald verflogen, und sein edleres Selbst kehrt zurück. Er fühlt, wie sehr solche gemeine Grausamkeit seiner unwürdig sei, wie er seinen Georg durch ein solches schlechtes Bei-

spiel nicht mißbilden dürfe, und so kommt er denn zur Entscheidung: „Mögen die hinziehen, die nicht mehr schaden können, die schon durch den Verlust ihrer Güter genugsam gestraft sind." Ohne Zweifel schwebte dem Dichter folgende früher nicht benutzte Stelle der Lebensbeschreibung (I, 10) vor: „Alß ich nun hierauf von ermeltem Weeg (nach dem Hagenschieß) abgezogen, fiel mir ein anderer Anschlag für, das war der, ich wust, wann die Franckfurther-Meß war, so zogen die von Nürnberg auß Würzburg heraus zu Fuß gen Franckfurth, als nemlich durch Habichtheil und Lengefeld den (sic) Spessart zu; Nun die Kundschafft war gemacht, und wurff ich ihrer 5. oder 6. nieder, und war ein Kauffmann darunter, den ich zum drittenmal, und in einem halben Jahr zweymal gefangen, und einmal an Güthern beschädiget hatte die andern waren eitel Ballenbinder (Kommis) zu Nürnberg, und stellet ich mich, alß wollt ich ihnen allen die Köpff und Händ abhauen, aber es war mein Ernst nit, und musten niederknien und die Händ auf die Stöck legen, da trat ich etwa ein mit dem Fuß auf den Hindern, und gab dem andern eines an ein Ohr, das war mein Straff gegen ihnen, und ließ sie also von mir wieder hinziehen."

Nachdem Götz also von seinem grausamen Entschluß abgekommen, stellt sich der Jammer seiner von Weislingen treulos verlassenen Schwester seinem Geiste in aller Lebhaftigkeit vor, die er selbst durch sein übereiltes Zutrauen in's Unglück gestürzt hat. Kann er ihr auch das Verlorene nicht ersetzen, so gibt er sich doch das Wort, nicht eher zu rasten, bis er Weislingen wieder in seinen Händen habe. Hiermit hätte der Dichter den Akt wohl beenden können, aber er wollte uns noch die völlige Beruhigung Götzens zeigen, und schließt daher mit einer großmüthigen That, wie wir sie in den Geschichten großer Räuber nicht selten antreffen. Georg kommt ängstlich mit einem Schmuckkästchen zurück, nicht ohne Hoffnung, die Wuth seines Ritters werde sich wohl gelegt haben, und er werde dem über die Gefangenen verhängten Schrecken nun ein Ende machen, da er ja selbst so oft geäußert habe, Gefangene dürfe man nicht mißhandeln. Nachdem Götz diese Hoffnung bestätigt, und dem Georg Befehl ertheilt hat, die Gefangenen bis Sonnenuntergang zu bewachen, und sie dann laufen zu lassen, rückt dieser mit dem Schmuckkästchen hervor, welches einer der Gefangenen ihm als Lösegeld angeboten habe, der ihm berichtet, er habe dasselbe seiner Braut in Frankfurt, mit der er jetzt getraut zu werden gehofft, zum Geschenk bringen wollen. Götz wird hierdurch, in Erinnerung an seine gute, schmählich verlassene Schwester, innigst gerührt, und er befiehlt Georg, dem Gefangenen das Schmuckkästchen wieder zu geben, mit dem Bemerken, er solle es seiner Braut bringen, und einen Gruß von ihm dazu. Hiermit ist denn die etwas bunt ausgeführte Schilderung des Ueberfalles der Nürnberger

beendet, an deren Stelle wir früher die treffende Szene über die Prellereien des Reichskammergerichtes, bei dem man vergebens Recht suche, nebst dem kurz, aber kräftig angedeuteten Aufbruche hatten. Auffallend ist es, und als bloßes Versehen zu betrachten, daß bei dem Ueberfall der Nürnberger des Selbitz, den Götz gerade dazu beordert, und der sich auf die zu machende Beute so sehr gefreut hatte, mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Der zweite Akt zeigt nur einen Szenenwechsel, aber hat derselbe auch hierdurch eine handlichere Gestalt für die Bühne erhalten, so sind doch die neu erfundenen Szenen nichts weniger als gelungen und im Tone des alten „Götz“ gedichtet, und der Ausfall der herrlichen Szene, worin Weislingen seinen festen Entschluß ausspricht, den Götz demüthigen zu wollen, muß als ein wahrer Verlust gelten. Wir haben von Adelheid bisher nur von anderen berichten hören, im ersten Akt von dem liebebegeisterten Franz, im zweiten sehr kurz von Georg; die Mittel, womit sie ihre Ränke durchzuführen sucht, ihre schrankenlose Ehrsucht, ihr natürlicher Haß gegen Götz, den auf dem Boden biederster ritterlicher Treue ruhenden Helden, dies alles ist nicht zur Darstellung gelangt, so daß wir eine sehr bedeutende Lücke empfinden, für welche die fremdartigen Einschiebungen schlechten Ersatz bieten.

Erst im dritten Akt tritt Adelheid wirklich auf. Nach den beiden ersten, mit wenigen, zum Theil durch das frühere veranlaßten Aenderungen aufgenommenen Szenen, verkündet Franz seinem Herrn, Adelheid werde noch diesen Abend abreisen und eben von ihm Abschied nehmen. Auf Weislingen's Frage, weshalb sie aus der bewegten Stadt, aus dem Getümmel, wohin sie so lebhaft sich gesehnt, und von einem Freunde, dem sie unentbehrlich sei, sich hinweg begebe, erwiedert Adelheid, eben müsse sie in ihrer Familie eine Heirat zwischen einem jungen armen Mädchen und einem reichen alten Manne in's Werk richten, und da Weislingen sich beklagt, daß sie fremder Verbindungen wegen ihre eigene mit ihm verspäte, entgegnet sie, desto heiterer und freier werde sie zu ihm zurückkehren. Er unterläßt nicht, ihr auf die Reise die freiwillige Versicherung mitzugeben, alles daran setzen zu wollen, daß gegen Selbitz und Götz Exekution erkannt werde. Da Weislingen seinen grimmigen Neid gegen Götz hervorleuchten läßt, so sucht Adelheid ihn hierin möglichst zu bestärken, indem sie auf sein Wort: „Wo man hinhorcht, hört man seinen Namen,“ die Bemerkung macht: „Und das ist lästig! Einen Namen, den man oft hören soll, muß man lieben oder hassen, gleichgültig kann man nicht bleiben.“ Unmittelbar darauf weiß sie ihren Einfluß auf Weislingen bestens zu verwenden, indem sie ihm nicht nur zu den Hauptstellen bei der Exekutionsarmee sehr untaugliche Leute aus ihrer Familie dringend empfiehlt, sondern ihm auch einige andere Auf-

träge gibt, die er jedenfalls beim Kaiser durchsetzen müsse. Wunderlich ist es nun, daß Weislingen zuletzt nur noch die Frage aufzuwerfen weiß, wie er dieses alles im Gedächtniß behalten solle, worauf Adelheid denn erwiedert, sie wolle einen Staaren (sic) abrichten, der ihr die Namen immer wiederholen und „Bitte! bitte!“ hinzufügen solle, und wie sie darauf ihren Franz dazu abrichtet, der denn seine glühende Liebe bei dieser Gelegenheit nicht zu verbergen vermag. Offenbar wollte der Dichter das sich fortentwickelnde Verhältniß Adelheidens zu Franz nicht ganz unberührt lassen, fand aber kein anderes Bindemittel, als das wunderliche, wozu er hier seine Zuflucht nahm. In Adelheid finden wir hier nicht das ränkevolle, mit sicherer Hand ihre ehrsüchtigen Zwecke verfolgende Weib, wie sie früher so sprechend hervortrat, sondern nur die ihren Einfluß zum Besten ihrer Günstlinge mißbrauchende Geliebte des vielvermögenden Mannes. Daß Adelheid in diesem entscheidenden Augenblick aus kleinlichen Familienverhältnissen den Hof verlassen will, wo sie ihre Plane am sichersten durchzusetzen hoffen darf, wo ihre Genußgier und Ehrsucht beide auf gleiche Weise reichste Befriedigung hoffen dürfen, ist so seltsam, wie die ganze Darstellung, die nur dadurch ihre Erklärung findet, daß der Dichter weiter unten die Führer der Exekutionsarmee als ganz unfähige Leute darstellen wollte, was er durch Adelheidens einflußreiche Empfehlung in den hier eingeschobenen, ihr Bild eher verrückenden als mit kräftig lebhaften Zügen schildernden Szenen zu motiviren gedachte. Einer solchen Motivirung bedurfte es aber durchaus nicht, da die schlechte Reichsarmee in der allgemeinen Versunkenheit der Zeit ihre genügende Erklärung fand.

Aus dem Augsburger Lustgarten — denn dort spielen die sämmtlichen ersten sechs Szenen des dritten Aktes — führt uns der Dichter wieder nach Jaxthausen, und es folgen nun drei geschickt mit einander verbundene Szenen, die früher durch andere, jetzt weggefallene — eine zwischen dem Hauptmann und zwei Offizieren der Reichsexekution und eine zwischen Adelheid und Franz — getrennt waren. Am Ende der ersten Szene, in welcher Sickingen sich bei Götz um Mariens Hand bewirbt, ist eine Stelle eingeschoben, worin Götz seine Verwunderung äußert, daß Sickingen sich nicht eine reiche Erbin, die ihm Land und Leute zubringe, zur Gattin wähle; dieser erwiedert, er suche eine Frau nur für seine Burgen und Gärten, nicht um ihm bei Hofe und im Kriege beizustehn, worin Götz denn den ächten Rittersinn erkennt. Wir müssen gestehn, daß diese Aeußerungen, welche Sickingen's edlen Sinn in noch helleres Licht setzen sollen, uns hier sehr übel angeflickt erscheinen. Götz sieht nun durch die Thüre, wie Selbitz eilig herankommt. Dieser bringt nämlich jetzt die Nachricht von der Achtserklärung, während früher Götz selbst zu Sickingen trat, der eben in einem

Selbstgespräche seiner Aufnahme bei Marien gedacht hatte, und ihm den „erbaulichen Brief“ zu lesen gab, welcher Exekution gegen ihn verordnet. Die Szene hat hierdurch mehrere sehr wesentliche Aenderungen erleiden müssen; weniger wichtig ist eine nicht zu mißbilligende Auslassung. Der großen Anschläge, welche Sickingen im Sinne habe, geschieht jetzt keine Erwähnung, dagegen ist die Aeußerung des Götz passend eingefügt, er wolle seinen Georg jetzt in der Nachbarschaft umher zu seinen Söldnern (?) senden. Selbitz spielt auch hier den lustigen Bruder, der, da er von Sickingens Werbung vernimmt, den Kuppelpelz verdienen möchte. Der Ausdruck in den veränderten Stellen ist größtentheils matt und lästig breit. Die so treffend von Götz erzählte Geschichte, wie er, als er dem Pfalzgrafen gegen Konrad Schott diente, den Kanzleiräthen den Zettel zurückgegeben, weil er sich nicht darnach zu richten wisse (vgl. oben S. 44 f.), ist wunderlicher Weise ganz ausgefallen, und an deren Stelle folgende kraft- und saftlose Aeußerung getreten: „Man schreibt ihnen dies und jenes vor, ich weiß schon, wie das geht. Sie sollen nach dem Zettel reiten, indessen wir die Augen aufthun und selbst sehn, was zu schaffen sei.“ Um die folgende Szene mit Lerse in nächste Verbindung mit dieser zu bringen, läßt Goethe den Götz am Ende die Frage an Selbitz richten, wer mit ihm in den Vorsaal getreten sei, worauf dieser berichtet, es sei ein stattlicher Mann mit „lebhaftem Blick“ *), was eben so auffallend ist, als daß Götz, weil nun einmal die Szene mit Lerse sich anschließen soll, den Sickingen, der Marien noch nicht gesprochen hat, und Selbitz allein zu den Frauen gehn läßt. Der Schluß der Szene mit Lerse, wo Georg meldet, Selbitz, von dem er eben komme, werde morgen mit fünfzig Mann zu ihm stoßen, mußte natürlich fortfallen, da der Dichter jetzt Selbitz selbst hatte auftreten lassen, wogegen in der vorhergehenden Szene zum Ersatz die eben angeführte Erwähnung von Georg's Sendung eingefügt ist.

Den dritten Theil des dritten Aktes nimmt die Darstellung der Schlappe ein, welche Götz mit Selbitz der Reichsexekution beibringt. In der frühern Bearbeitung finden wir hier zwei verschiedene Gefechte, indem zuerst Götz mit Lerse und Georg den Reichstruppen in den Rücken fällt, wobei es dem Ritter, der früher so arg renommirt hatte, sehr schlecht geht; dann aber wird ein entscheidender, heiß erfochtener Sieg des mit Selbitz verbundenen Götz geschildert, wobei freilich Selbitz gefährlich verwundet wird; der

*) Den schönen sinnlichen Ausdruck scheint Goethe bei der theatralischen Bearbeitung fast absichtlich gemieden zu haben; wenigstens ist nicht abzusehn, weshalb er sonst den treffenden Worten „mit schwarzen feurigen Augen“ eine solche abstraktere Fassung gegeben haben sollte.

Hauptmann der Reichsexekution ist über die schmähliche Flucht der Seinigen ganz außer sich, und will mit Gewalt diese Scharte auswetzen, und nach einer zwischentretenden Szene auf Jarthausen erscheint der Hauptmann noch einmal, im Begriffe, gerade auf Jarthausen los zu ziehen. Statt dieser abgebrochenen, rasch wechselnden Szenen finden wir jetzt eine ununterbrochen fortlaufende Szenenreihe, welche uns den Sieg des mit Selbitz vereinten Götz über die ihnen entgegenrückenden Reichstruppen schildert, wobei aus der frühern Bearbeitung nur die auf einer Höhe mit einem Wartthurm spielende Szene benutzt ist. Der Dichter hat es für passend gehalten, schon gleich hier die früher erst im fünften Akt erscheinenden Zigeuner auftreten zu lassen, die er bei der Zeichnung des eitlen Hauptmanns, zu welchem der wackere Georg in den charakteristischsten Gegensatz treten soll, wohl zu benutzen wußte; sein Hauptzweck war ohne Zweifel kein anderer, als ihr späteres Auftreten zu motiviren. Die Szene ist hier gleich diejenige, auf welcher wir schon früher den verwundeten Selbitz fanden, eine Höhe mit einem Wartthurm, umher Wald, Busch und Fels. Hier tritt nun zunächst eine durch die Reichstruppen beunruhigte Zigeunerfamilie auf, die nicht nur sich selbst, sondern auch die Reichsexekution exponirt. Die Mutter flieht mit dem Knaben dem Walde zu; auf seine Klage, ihn hungere, da er nichts geschossen habe, erwiedert sie mit der nicht trostvollen Lehre von zigeunerischem Heroismus: „Lerne hungern und dursten. Sei Tag und Nacht, im Regen, Schnee und Sonnenschein behend und munter!“ Hinter dem Knaben folgt die ältere Tochter, das „kühne Mädchen“; sie hat die Lage der Dinge ausgekundschaftet, daß der Zug nicht gegen sie, sondern gegen Götz gerichtet sei, dessen Lob aus ihrem Munde nicht weniger erschallt, als aus dem des Bruders Martin; auch berichtet sie, daß die Fähnlein sich getheilt haben. Wie heroisch aber auch die Zigeunertochter auftritt, so kann sie doch von den üblen Gewohnheiten ihres Stammes nicht lassen, sondern sie ermahnt ihre Mutter ausdrücklich, das, was sie ihr gemeldet, bei den Weissagungen, womit sie die Begegnenden zu täuschen pflegt, geschickt zu benutzen. Diese aber befiehlt der Tochter, die Nachricht auch schnell dem Vater, „dem Mann der Brust, dem Mann der Faust,“ mitzutheilen. Die Tochter entfernt sich rasch, während die Mutter mit dem Knaben vor den herannahenden Truppen sich hinter dem alten Wartthurm versteckt. Wie Goethe früher die Feigheit der Reichssoldaten uns ergötzlich schilderte, so zog er es bei der theatralischen Bearbeitung vor, da jene Schilderung auf der Bühne kaum vorzuführen war, die ungeschickte Führung derselben darzustellen. Wir finden hier die früher von Adelheid an Weislingen empfohlenen Leute, den Edlen von Wanzenau, „den alten Träumer, den unfähigen Schleppsack,“ als Hauptmann (Goethe nennt ihn hier nicht

bei Namen, sondern bezeichnet ihn einfach als Hauptmann), den „unbesonnenen, tollen" Jost von Werdenhagen und den „schmeichlerischen Schelm" von Blinzkopf. Mit Mühe hat sich der Hauptmann auf die Höhe geschleppt, wo er es sich auch gleich ganz bequem macht, während Blinzkopf den Werdenhagen auffordert, sich dem Feinde stracks zu zeigen und ihn aus der Burg zu locken. Blinzkopf selbst möchte gleich weg, um sich in den Hinterhalt zu legen, aber der Hauptmann will ihn nicht entlassen, bis er sich hier erst eingerichtet, da niemand es ihm so ganz recht machen könne, worauf denn Blinzkopf's schmeichlerische Worte: „Wir kennen unsre Pflicht; erst eure Diener, dann Soldaten!" auf das eigensüchtige Treiben dieses nichtsnutzigen Hauptmannes das schärfste Licht werfen. Vortrefflich weiß er es sich hier bequem zu machen, da es ihm gar zu gemein und unbehaglich dünkt, auf rauhem Boden und unter freiem Himmel zu ruhen. Bettsack, Feldstühle und Teppich müssen sogleich abgepackt werden, und so sitzt der Hauptmann bald unter einer Art Baldachin auf einem Feldstuhle, den Teppich zu seinen Füßen. Erst als auch ein Tisch und der Flaschenkeller herbeigeschafft ist, darf Blinzkopf sich entfernen, der nicht unterläßt, seine zum Hinterhalt nöthige Klugheit und Geduld hervorzuheben. Der Hauptmann aber fühlt Langeweile, die ihm das edle Würfelspiel vertreiben soll; deshalb will er, daß die Junker, sobald sie das Lager aufgeschlagen, sich bei ihm einstellen sollen. Die Zigeunerin und ihr Knabe, die alles hinter dem Wartthurme vernommen haben, wissen den leichtgläubigen Narren geschickt zu täuschen. Der Junge will einen milden Schein um des Hauptmanns Kopf sehn, der allmählich sich röthet, und ihm endlich ein „fürchterliches, kriegerisches, siegerisches" Ansehen gibt. Auffallen würde es, daß die Zigeunerin selbst hier nicht mit ihrer Weissagung hervortritt und sich dafür ein Geschenk ausbittet, suchte sie nicht auf gute Weise bald möglichst fortzukommen. Aber während der Hauptmann seines Scheines sich herzlich freut, hat der Kampf schon begonnen. Blinzkopf's Klugheit im Hinterhalt hat sich schlecht bewährt. Der Feind ist aus den Felsschluchten hervorgedrungen, Georg in Rüstung und Schmuck seines Patrons voran. Der Hauptmann flieht. Die auf der Höhe erscheinenden Reichstruppen weichen vor Georg zurück, dessen erstes glückliches Probestück Faud feiert. Georg befiehlt den Knechten, sich nicht mit Beute zu beladen, gestattet ihnen aber, da sie davon nicht lassen wollen, es in den Felsschluchten zu verstecken, um dann rasch zu Götz in's Gefecht zurückzukehren. Goethe will seinen Georg hier nicht bloß als tapfern, sondern auch als frommen Reitersknecht schildern; deshalb läßt er ihn, im Gegensatze zum Hauptmann, der leicht mit dem ersonnenen lichten Schein getäuscht wurde, die Weissagung des Zigeunerknaben als frevelhafte Lüge verwerfen und un-

willig sich von ihm abwenden. „Ich bete zu meinem Heiligen, der wird mich stärken und schützen. St. Georg und sein Segen! St. Georg und sein Degen!“ Ist es aber auch dem Zigeunerknaben mit Georg schlecht ergangen, so wissen Sohn und Mutter doch von der Beute ihren guten Vortheil zu ziehen. Die Art, wie Georg in der theatralischen Bearbeitung hier, wie auch sonst, gehoben wird, mag auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein, aber man fühlt ihr doch das Gesuchte zu sehr an, und sie paßt nicht zum sonstigen Ton des Stückes. Die Zigeunerin verkündet die Ankunft eines Verwundeten, und es folgt unmittelbar darauf mit einiger Veränderung die frühere Szene des verwundeten Selbitz. Der erste Knecht ist hier der vom Alter gedrückte Faud, der aber doch ohne Hülfe eines Kameraden, welche die frühere Bearbeitung in Anspruch nimmt, zur Höhe des Wartthurms gelangt. An die Stelle des Hauptmanns, der im Kampfe nicht zu stehn wagt, ist hier mit Recht Werdenhagen getreten. Die beiden folgenden, die Feigheit von Blinzkopf bezeichnenden Auftritte haben eine Veränderung des Schlusses der Szene nöthig gemacht. Während nämlich früher die Reichstruppen zerstreut werden und nur Götz und die Seinigen als Sieger auf die Höhe ziehen, flieht jetzt ein Theil der geschlagenen Reichstruppen über die Höhe, was Faud aus der Ferne gewahrt, und mit schmerzlichster Angst Selbitz meldet, der aber rasch sein Schwert zieht und auch noch sitzend und liegend ihnen zu schaffen machen will. Blinzkopf, mit einem Trupp Reichsknechte fliehend, will sich über den verwundeten Selbitz herwerfen, aber Faud stellt sich ihm mit gezogenem Schwert entgegen. Jener läßt die Knechte kämpfen, welche Faud bewältigen und fortschleppen. Selbitz trifft Blinzkopf mit dem Schwert; dieser stellt sich weiter von ihm ab, und läßt die Reichsknechte einen Anfall auf ihn machen, und sie stehen schon im Begriffe, sich seiner zu bemächtigen, als Lerse wüthend unter sie springt. Blinzkopf entfernt sich rasch, da, wo es Muth und Kraft gilt, seines Bleibens nicht ist. Lerse erlegt die Knechte bis auf einen, der entflieht. Faud kehrt bald darauf mit einem schönen, erbeuteten Schwerte zurück, und meldet die Ankunft von Götz, der auch ihn befreit hat. Die Rückkehr von Götz, der den Selbitz auf sein Schloß tragen läßt, ist aus der frühern Bearbeitung mit wenigen, zum Theil nothwendigen Veränderungen herübergenommen. Selbitz rühmt das schöne Stück Arbeit, das Lerse gemacht hat, wie Götz Georg's erste wackre That, worunter er hier wohl kaum seine Lebensrettung, sondern die Erbeutung der Fahne und die Verjagung des Hauptmanns meinen kann. Die Anknüpfung ist nicht besonders geschickt, und man erwartete, daß Götz auch hier wieder seiner Lebensrettung gedenken werde. Wenn Götz früher am Ende der Szene alle zu einem Glase Wein einladet, das auf so einen Strauß schmecke, so deutet er dagegen jetzt an,

daß auch seine Reiter zerstreut seien, und man nicht wisse, was wieder zusammen zu bringen sei, so daß uns also der Schluß der Szene die schlimme Lage andeutet, worin sich Götz, trotz des Sieges, befindet. Mit der theatralisch wirksamen Gruppe, wie Selbitz unter Begleitung von Götz, Georg und Lerse weggetragen wird, schließt der dritte Akt, der, wie wir sahen, aus drei größeren Szenenreihen besteht, von denen besonders die erste und dritte die bedeutendste Umgestaltung erlitten haben, wenn auch zu höherer theatralischer Wirksamkeit, doch zum entschiedensten Nachtheil der dichterischen Schönheit und des einheitlichen Gusses des fest ineinander gefugten Gedichtes.

Auch der vierte Akt zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste auf Jarthausen, die zweite in Augsburg, die dritte zu Heilbronn spielt. Der Dichter knüpft zunächst an Götzens Rückkehr und Sickingens Bewerbung an. Wie Marie Sickingen zuerst aufgenommen, erfahren wir nicht, wir finden ihn bereits im Besitz ihrer Neigung. Eben kehrt Götz siegreich zurück, was Sickingen der besorgten Schwester zu ihrem Troste vorhergesagt hatte, aber diese ist dadurch nicht beruhigt, vielmehr fühlt sie sehr schmerzlich das drohende Unheil. Sickingen bittet sie indessen, die schöne Stunde, die sie zu der Seinigen machen soll, durch solche Sorge nicht zu trüben, wogegen Marie gerade in der traurigen Lage der Ihrigen ein Bedenken findet, sein edles Anerbieten anzunehmen. Dies Bedenken scheint aber jetzt doch etwas gar spät zu kommen; noch schlimmer ist es, und nur durch den unablässigen Trieb, alles zu motiviren, erklärlich, wenn Marie jetzt die Frage aufwirft, was ihn doch treibe, einer fremden Unbekannten die Hand zu reichen, worauf denn Sickingen erzählen muß, wie er Marien schon auf dem Reichstage zu Speier gesehen, und den Wunsch, sie zu besitzen, gefühlt habe, wie unwahrscheinlich dies auch klingen mag. Die ganze, neu gedichtete Szene ist wenig geeignet, uns den Zustand zweier Liebenden zu schildern, die sich zu einer Verbindung auf's Leben fest entschlossen und diesen Entschluß schon ausgesprochen haben. In der frühern Bearbeitung, wo Sickingen in einem kurzen Selbstgespräch seine Aufnahme bei Marien erzählt hat, finden wir an der Stelle dieser Szene, nach einer Rede von Götz, worin er seine mißliche Lage schildert und Lerse und Georg auf Werbung von Reitern aussendet, die Bitte Mariens an Sickingen, ihren Bruder doch nicht zu verlassen, was dieser denn auch gern zusagt. Die folgende Szene, in welcher Götz das Paar zur Kirche treibt, ist ganz verändert, indem dieser die Verhältnisse, unter welchen die Trauung erfolgt, andeutet und mit mehr Würde von der heiligen Handlung spricht, wogegen jede Erwähnung wegfällt, daß Sickingen mit der Neuvermählten sogleich das Schloß verlassen soll. Auch hier erhalten wir wieder eine starke Probe von

Goethe's Motivirungssucht, der den Götz jetzt hervorheben läßt, daß er auf seinem Zuge auf alles gedacht und auch einen Kaplan mitgebracht habe. Die beiden folgenden, ganz neuen Szenen entwickeln uns den pomphaften Zug zur Kapelle, wobei Georg und Lerse mit den erbeuteten Fahnen salutiren. Beide können nicht unterlassen, sich vor dem Zuge über die Lage der Dinge zu unterhalten, die nicht sonderlich sei, und Lerse vermuthet, Sickingen, mit dem sich Götz nicht vergebens verbunden habe, werde ihnen hinreichende Mannschaft zuführen. Sonderbar muß es scheinen, daß Götz über der Trauung der Schwester das, was vor allem Noth thut, ganz vergißt; er hat die Thore verschlossen, einen festlichen Zug angeordnet, aber nicht daran gedacht, nach Mannschaft auszusenden. Neu ist auch die Szene, in welcher Götz dem Lerse den Auftrag gibt, wie er Sickingen und Marien aus dem Schlosse herausgeleiten solle, damit auch hierüber — eine sehr unnöthige Sorge — der Zuschauer nicht in Ungewißheit bleibe. Lerse mag sich freilich nur denken, Sickingen solle fort, um Mannschaften zuzuführen, da er die höhere und edlere Absicht seines Herrn, die gerade durch den Gegensatz um so heller hervortritt, nicht ahnen kann. Sonderbar ist es, daß Lerse den Wunsch äußert, die Mannschaft möge sich noch besser rüsten, da dies mehr Zutrauen gebe, worauf denn Götz den Knechten erlaubt, von Harnischen, Pickelhauben und Helmen zu nehmen, was sie wollen — wobei der Dichter nur die Absicht gehabt zu haben scheint, durch die prächtigere Ausrüstung der Knechte auf beiden Seiten, während der Trauungszug durchschreitet, für die Schaulust reichlich zu sorgen.

Die folgenden vier Auftritte, vom sechsten bis zum neunten, sind mit geringen Aenderungen beibehalten. Wenn Georg früher dem Götz heimlich meldete, er habe niemand auftreiben können, worauf dieser äußert, das Glück fange an, ihm wetterwendisch zu werden, so mußte diese hier gerade so bedeutsame Meldung ganz wegfallen. Statt dessen berichtet Georg jetzt: „Sie ziehen sich auf der Höhe zusammen, und umlagern von der einen Seite das Schloß. Unten über dem Wasser seh' ich noch niemand." Nach Götzens Aufforderung an Sickingen, Marien zum Weggang zu bereden, erschien früher ein Knecht, mit der Meldung, die Reichsfähnlein seien gerade auf dem Marsche gen Jarthausen, noch kaum zwei Stunden entfernt, jenseit des Flusses, worauf Götz äußert, mit nur fünfzig Mann wollte er sie am Uebergang hindern. Diese Meldung, die jetzt schon durch Georg gebracht wird, mußte ausfallen, und statt derselben fordert Elisabeth, um die Scherzrede des Bruders zu mildern, Marien auf: „Liebe Schwester, thu, was er verlangt. Wir haben uns dabei noch immer wohl befunden," wo der Schluß freilich sehr matt ist. Während der Trennungsszene läßt der Dichter jetzt noch Trommeln aus der Ferne vernehmen, die Marien an die

nahe Gefahr und die Nothwendigkeit rascher Entscheidung dringend mahnen sollen. Hat Georg eben verkündet, daß das Schloß nur von einer Seite umlagert sei, so hören wir bei seinem zweiten Auftreten, daß sie von allen Seiten in kleinen Haufen anrücken, während in der frühern Bearbeitung Georg nur im allgemeinen berichtet, sie seien in der Nähe. Der Ruf des Trompeters wird jetzt vollständig ausgeführt, obgleich derselbe nach des Dichters ausdrücklicher Bemerkung so gesprochen werden muß, daß man kaum etwas davon verstehn könne. Statt der Szene in der Küche, wo ein Knecht Kohlen verlangt, tritt jetzt, wahrscheinlich um den Ortswechsel zu vermeiden, eine ganz andere, viel kürzere ein, wo Götz dem Lerse das Gießzeug gibt, und ihn auffordert, sich nach dem nöthigen Blei umzusehn, wobei er bemerkt, sie wollten sich, bis neue Kugeln fertig seien, mit Armbrüsten behelfen. Will in der frühern Bearbeitung Lerse mit Georg, eben als Götz auftritt, mit der geladenen Büchse und den Kugeln im ganzen Schlosse herumgehn, um Gelegenheit zu erspähen, dem Feinde Abbruch zu thun, so trifft Götz ihn jetzt noch mit Georg beim Kugelgießen beschäftigt, wobei freilich seine Frage: „Womit beschäftigt, Kinder?“ auffallen muß, da er Lerse noch eben zum Kugelgießen aufgefordert hatte. Er läßt jetzt durch Georg den Seinigen befehlen, mit Schießen inne zu halten, bis man draußen wieder anfange, was als Verbesserung gegen die frühere Bearbeitung gelten muß, wo er Georg nicht vom Schießen abhalten will, und ihn nur fortsendet, weil er mit Lerse zu sprechen hat. Wußte Lerse früher, daß Sickingen keine Hülfe senden werde, so erfährt er dies jetzt erst in diesem Augenblick zu höchster Verwunderung; in einer oben eingefügten Szene zwischen Georg und Lerse hatte Goethe hierauf schon vorbereitet.

Da in der theatralischen Bearbeitung jeder Szenenwechsel möglichst vermieden werden soll, so muß auch die Tischszene in demselben Saal spielen, in welchen wir mit dem dritten Auftritt getreten sind; in den beiden ersten Szenen befinden wir uns in einem „kurzen Zimmer.“ Zu diesem Zwecke hat der Dichter den dreizehnten Auftritt eingeschoben, dessen wunderlich nüchterne und unbezeichnende Anfangsworte: „Wenn wir auf leidliche Bedingungen wieder in's Freie gelangen, so werden wir uns gleich wieder behaglicher finden,“ man dem edlen, derb kräftig sich äußernden Götz sehr gern erlassen sähe. Von einigen Knechten, denen Georg und Faud mit Tischgeräthe folgen, wird der alte Eßtisch herbeigeschleppt, da in den Erker, wo derselbe bisher gestanden, schon zweimal hineingeschossen worden. Die Hausfrau will, da sie eben doch nicht schießen sollen, etwas auftischen, was freilich nicht viel sein kann, da sie ihr die Küchenesse eingeschossen haben. Beide Züge bezeichnen sehr treffend die Noth, in welcher Götz sich mit den Seinigen eben befindet. Dieser aber findet es hübsch, daß sie auch in der

sie umgebenden Gefahr von einem gedeckten Tische speisen sollen, was freilich etwas deutlicher ausgedrückt sein sollte, als es hier in den Worten geschieht: „Nur zu, Kinder! Wir andern müssen oft genug aus der Hand speisen, daß jeder gedeckte Tisch uns festlich erscheint."

Die nun folgende Tischszene, zu welcher mehrere Knechte kalte Speisen und einige Krüge Wein bringen, hat in der theatralischen Bearbeitung unendlich verloren, ja das Gedicht, dessen vollen Pulsschlag wir gerade hier am lebendigsten fühlen, ist durch die unglücklichen hier beliebten Aenderungen seines innersten Herzens beraubt worden. Schon die Einleitung der Szene ist matt und gemein gegen die früher herzliche Fassung; denn wie sehr fällt Götzens jetzige Rede: „Das sieht noch so ganz reichlich aus. Bis auf den Wein, meine Liebe; den hast du knapp zugemessen," gegen den Ausdruck innigsten Gefühls ab: „So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht! Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau." Und erinnert es nicht an Clauren und andere schale Rührungsdichter, wenn die sämmtlichen Anwesenden sich stehend um den Tisch ordnen, und nun Götz einige andächtige Worte als Tischgebet spricht, worauf denn noch Georg, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, die Bemerkung hinzufügen muß, auch er sei am heitersten, wenn er gebetet habe. Alles an seiner Stelle, aber daß Goethe mit solcher Theaterandacht dem falschen Geschmack des Publikums fröhnen konnte, zeigt uns, auf welche Abwege er damals gerathen, wie seine poetische Kraft ihm auf den Augenblick ganz abhanden gekommen war. Wir haben oben entwickelt, wie herrlich sich in dem Toast auf den Kaiser und die Freiheit Götzens edle Seele offenbart: wie schal und pensionsmäßig ist dagegen alles in der theatralischen Bearbeitung geworden, worin Goethe es nicht wagt, die Freiheit leben zu lassen, was im Munde eines Götz ganz anders klingt, als wenn der renommistische Studiosus Altmayer in Auerbach's Keller sich damit breit macht. Wie entsetzlich trocken beginnt Götz, wenn er, nachdem er seine „Kinder" aufgefordert hat, nach alter Sitte bei Tische nur des Erfreulichen zu gedenken, aus dem Umstande, daß die Gefahr jetzt Herr und Diener an einem Tische versammle, man weiß nicht wie, die Erwägung zieht, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut sei, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen könne. Und glaubt man sich nicht an das zweckvollste und förmlichste Zweckessen versetzt, wenn der alte Faud mit einer Gesundheit auf Götz, den Burgherrn, ihren Vater und Führer, losbricht, worauf Götz gar salbungsvoll dankt, und nun auch gar, als sollte das Toasten in die Runde gehn, seinen Georg auffordert, auch eine Gesundheit auszubringen. Und wie gezwungen, hofmännisch geschraubt macht nun Götz von Georg's Gesundheit auf den Reiterstand den Uebergang zu seinem

Lebehoch auf den Kaiser in den fast kurialstilmäßigen Worten: „Das geht schon eine Weile; aber ein höheres Wohl schwebt über dem unsrigen; das laßt unsere Wünsche befeuern!“ Und wie kleinlaut ist jetzt Götz geworden, wie ist er ganz in tiefster Unterthänigkeit zerflossen, wie ist sein bitterer Ingrimm auf die niederträchtige Herrsch- und Eigensucht der Fürsten ganz abgeschliffen, wenn wir ihn sein Lebehoch auf den Kaiser also ausführen hören: „Weisheit seiner Krone, seinem Zepter Macht! Fürsten, die sich an ihn schließen, wie ihr an mich, die in seinem Sinne wirken, wie ich für ihn wirken möchte! Uebereinstimmung als Pfand unserer Freiheit!“ Wie ärmlich und wie unklar kommt hier die Freiheit nachgehinkt! Freilich heißt es gleich darauf: „Oh daß bei Großen und Kleinen Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, Liebe der Unterthanen als ein kostbarer Familienschatz bewahrt würde, der auf Enkel und Urenkel forterbt! Jeder würde das Seinige erhalten, es innerlich vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben“: allein auch hier ist die frühere Fassung unsäglich verdorben, wo nur von den Fürsten die Rede war, von denen auch die Stelle einzig verstanden werden kann, während jetzt im allgemeinen „Große und Kleine“ genannt werden, also das Volk nicht weniger als die Fürsten, was mit Götzens Ansicht im Widerspruch steht, der das ganze Unglück im Eigennutz der Fürsten sieht, die nur auf Vermehrung ihrer Macht und Willkür bedacht seien. Bei dieser Gelegenheit sei es erlaubt, auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu machen, daß Goethe, obgleich hier nur von den mit Götz gleichzeitigen Fürsten die Rede ist, doch die gegen diese gerichteten scharfen Stellen, um nicht Anstoß zu geben oder einen ihm unlieben Beifall überspannter Köpfe hervorzurufen, sämmtlich getilgt oder verändert hat. So ist I, 4 in den Worten: „Den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden,“ das Wort „Fürsten“ in „Mächtigen“ verändert, I, 8: „Wenn ihr's mit Fürsten zu thun hättet,“ die Fürsten in T y r a n n e n verwandelt, II, 3 die Aeußerung: „Wie wollen wir den Fürsten den Daumen auf dem Aug' halten!“ ganz gestrichen. I, 2 lesen wir jetzt „sollen Herrschsucht und Ränke mir nichts anhaben,“ statt „lach' ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke,“ und gleich darauf finden wir statt des auf die Fürsten sich beziehenden einfachen „ihr“ jetzt die Anrede an die Pfaffen, die sich Goethe in Weimar wohl erlauben zu dürfen glaubte.

Die folgende Szene, wo Lerse den Abschluß der Kapitulation meldet, hat ein paar Aenderungen erlitten. Statt des frühern: „Das sind s c h l e c h t e Menschen, u n s c h l ü s s i g e, b e d ä c h t i g e E s e l“, lesen wir folgende, komisch gehaltene Ausführung: „Der Hauptmann ein Wollsack ohne Entschluß, der Lieutenant ein toller Grobian ohne Sinn, und hinten stand noch ein Bucke-

lorum, der auch was mit munkelte, und zuletzt das Papier verfaßte. Da lest." Die heimliche Frage Lerse's, ob das Silber versteckt sei, fällt ganz weg; statt dessen bemerkt dieser jetzt, man habe auch der Habe von Götz, bei welcher er selbst (Lerse) bleiben solle, unbedingte Sicherheit zugestanden. Die früher in der nächsten Szene vorkommende Aufforderung des Götz an seine Knechte, sich mit den besten Büchsen aus seinem Rüstschrank zu versehn, ist jetzt hierher übertragen, und Lerse auch mit der Sorge hierfür beauftragt. Am Schlusse der Szene ist dem Götz folgende auf Rührung berechnete, aber seinem festen, noch ungebrochenen Sinne nicht gemäße Aeußerung in den Mund gelegt: „Komm', Elisabeth! Durch eben dieses Thor führte ich dich als junge Frau, wohl ausgestattet, herein. Fremden Händen überlassen wir nun unser Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wiederkehren! Aber wir werden wiederkehren, und uns drinnen in dieser Kapelle neben unseren würdigen Vorvordern zusammen zur Ruhe legen." Wie sollte es Götz einkommen, um des matten Ausdrucks nicht zu gedenken, seine Gattin durch eine solche Aeußerung wehmüthig zu stimmen! Muß er nicht vielmehr seine Freude darüber, daß die Reichsexekution ihn frei zu entlassen genöthigt ist, und seine Hoffnung auf den besser zu belehrenden Kaiser kräftig aussprechen?

Höchst ungeschickt ist es, wenn die folgende Szene, die aus zwei früheren mit einigen Aenderungen zusammengefügt ist, in demselben Saale spielen soll, worin wir uns bisher befunden haben. Als Ort der erstern jener beiden Szenen ward der Schloßhof angegeben, wo Georg im Stalle, während er sein Pferd zäumt, ein heiteres Lied singt, was ganz an der Stelle ist, wogegen es höchst wunderlich läßt, wenn er dasselbe jetzt im Saale erschallen läßt, während er die Jagdtasche umhängt, und sogar einiges vom Tische einsteckt. Am Schlusse gibt denn Lerse auch ihm eine Büchse, womit er abzieht. Die zweite jener beiden Szenen spielte am Rüstschrank zwischen zwei Knechten, jetzt dagegen auf demselben Saale zwischen Lerse und dem alten Faud, in veränderter Fassung. Nachdem Lerse die übrigen Knechte abgefertigt, bleibt Faud noch allein zurück, der mit Wählen gar nicht fertig werden kann. Ein Hülferuf treibt Lerse an's Fenster, wo er denn seinen Herrn vom Pferde heruntergeworfen sieht, dem er sofort zu Hülfe eilt. Faud bemerkt, wie Georg sich noch hält; auch er stürzt fort, da er nicht leben mag, wenn diese fallen.

Zwischen die nicht zu ihrem Vortheil veränderten Belagerungsszenen und den Heilbronner Aufenthalt hat die theatralische Bearbeitung einige Szenen eingeschoben, welche uns die weitere Entwickelung des Verhältnisses zwischen Weislingen und Adelheid darstellen, wogegen der Dichter beide früher erst nach der Freilassung von Götz, ohne Zweifel viel passender, vor-

führte. Die Aenderung scheint bloß dadurch veranlaßt, daß Goethe, da er mit dem an Götz begangenen Verrath den vierten Akt nicht schließen konnte, die Heilbronner Gefangenschaft nicht unmittelbar darauf folgen lassen wollte. Von den drei hier eingeschobenen Szenen sind die beiden ersten ganz neu, die dritte mit geringer Veränderung aus der auf Adelheidens Schloß nach Götzens Befreiung spielenden herübergenommen. Das frühere Versehen, daß der Dichter die Szene zwischen Weislingen und Adelheid auf dem Schlosse der letztern spielen läßt (vgl. oben S. 148), ist jetzt glücklich beseitigt. Wir finden sie noch in Augsburg, wo das ehr- und genußsüchtige Weib, während sie sich dem Genusse der Hoffestlichkeiten hingibt, zugleich ihre höhern, auf den zukünftigen Kaiser gerichteten Pläne verfolgt. Eine Andeutung der wirklich vollzogenen Vermählung vermißt man auch in der theatralischen Bearbeitung sehr ungern, nicht weniger wünschte man die zwischen ihr und Weislingen entstandene Spannung bestimmter nachgewiesen und in ihrem wahren Grunde dargestellt zu sehn. Goethe führt uns Adelheid vor, wie sie eben mit ihrem Franz zu einer Mummenschanze eilt, die der Kaiser seinen Augsburgern gibt, und worin er, der Erfinder dieses aus fast hundert Figuren bestehenden Maskenzugs, selbst eine Rolle übernommen hat, was zu dem vorausgesetzten hohen Alter des Kaisers wenig stimmt. Adelheid erscheint als Liebesthorheit, welche die ganze Welt beherrscht; alle vier Lebensalter stehen ihr zu Dienst; mit der rechten Hand lehnt sie sich auf einen Greis, mit der linken auf ein Kind, vor ihr gehen die Jugend, von Franz dargestellt, und ein gewappneter Mann; alle vier tragen Fackeln und werden von ihr an Blumenketten geführt. Sie selbst erklärt ihr Wesen in achtzehn nicht sonderlichen Versen, die, wie sie glaube, der Kaiser selbst gemacht habe; wobei eine scharfe Beziehung auf Weislingen, den sie nach ihrem Willen lenke, nicht zu verkennen ist. Goethe selbst hatte sich bekanntlich mit derartigen Maskenzügen am Weimarer Hof viel beschäftigt. Will Weislingen sie auch in ihrer Mummerei nicht stören, so muß er sie doch auf einige Augenblicke von ernsten Dingen unterhalten. Ihr Verweilen am Hofe gefällt ihm nicht, da sie hier alle, besonders den zükünftigen Nachfolger des Kaisers, zu verlocken und an sich zu fesseln sucht. Aber er wagt nicht, mit seiner eigentlichen Absicht gerade herauszurücken, sondern beginnt mit anderen Mittheilungen. Zunächst verkündet er ihr, daß Götz jetzt wahrscheinlich schon in ihren Händen sei. Wie viel wirksamer wäre es, wenn er schon seine Ablieferung nach Heilbronn melden könnte. Aber Goethe benutzt diese Gelegenheit auch, um schon hier auf den im folgenden Akte einzuführenden Bauernkrieg hinzudeuten. Weislingen berichtet nämlich weiter, die Meuterei der Landleute werde immer gewaltsamer, der Aufruhr nehme zu und verbreite sich (von wo aus?) über

Franken und Schwaben; der Schwäbische Bund werde mit Gewalt und Ernst dagegen wirken, er habe ihn zum Hauptmanne gewählt, und er wird in diesen Tagen hinziehen. Da aber Adelheid verstellter Weise seine wiederholte Abwesenheit beklagt, so erfährt sie zu ihrem Unmuth, daß Weislingen sie schon morgen auf sein Schloß in Franken bringen will, vorgeblich, damit sie nicht zu weit von ihm entfernt sei. Wie sehr sie auch dieser wohlberechnete Plan, sie auf solche Weise vom Hofe zu entfernen, überraschen mag, so weiß sie sich doch geschickt zu fassen, und ihre Absicht nicht weniger klug als Weislingen zu verbergen. Kaum aber hat dieser sich entfernt, als sie uns ihr Herz offenbart, das ganz am Hofe hängt, und an Karl, dem erklärten Nachfolger des Kaisers, der hier „in fürstlicher Jugend allen Hoffnungen gebietet". „Die Kunst der Verstellung", ruft sie ihm nach, „ist mir noch eigener als dir. — Sinne nur, beschließe, befehle! Mein Ziel verrückst du nicht." Es wird ihrer List nicht an Mitteln fehlen, ihr Zurückbleiben am Hofe durchzusetzen. Noch an diesem Abend will ihre Anmuth und Schlauheit einen neuen Sturm auf des Erzherzogs Herz in siegsbewußtem Selbstvertrauen wagen. Sie ruft deshalb Franz, der mit den drei übrigen Masken weggegangen ist, um von ihm zu erfahren, in welcher Maske der Erzherzog diesen Abend erscheine. Freilich hat Franz vernommen, er werde gar nicht hinkommen, weil er krank sei, aber das listige Weib weiß sehr wohl, daß dies nur Verstellung sei, um sich ungekannt einzuschleichen, und sie beauftragt deshalb Franz, auf den Erzherzog wohl Acht zu geben, und jede Vermuthung, die sich ihm darbiete, ihr getreulich mitzutheilen. Hier knüpft nun Goethe mit wenigen Veränderungen die Szene der frühern Bearbeitung an, wo Franz sich weigert, den von Adelheid empfangenen Brief an den Erzherzog zu besorgen (vgl. oben S. 149). Diese Szene war früher viel passender, wo Franz wirklich den Dienst eines Unterhändlers besorgen soll, ja sie nimmt sich jetzt zwischen den zwei maskirten Gestalten, die sich weinend um den Hals fallen müssen, so daß Franz in seinen Thränen fast erstickt, gar komisch aus, abgesehen davon, daß wir uns Weislingen hier ganz in der Nähe denken und den Ort zu einem solchen Liebesergusse für sehr gefährlich halten müssen.

Es folgen nun unmittelbar darauf die Heilbronner Szenen mit geringen Veränderungen. Im zwanzigsten Auftritt sind die Worte Elisabeth's: „Gib auf die deputirten Räthe Acht; die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —" sammt Götzens einfallendem: „Wie dem Schwein das Halsband", aus zu großer Scheu gegen den unedlen Ausdruck weggefallen. Elisabeth will den Götz auf das aufmerksam machen, was der Augenblick von ihm fordere; aber er kann hierbei nicht ausdauern, seine Gedanken springen gleich ab, und kehren zu seinen gefangenen Lieben unwillkürlich zurück. Diesen schönen, wohl von Goethe selbst später nicht gehörig

erkannten Zug vermissen wir sehr ungern. Im zweiundzwanzigsten Auftritt verkündet in den früheren Bearbeitungen zuerst ein Gerichtsdiener, daß der Thürmer die Ankunft von mehr als zweihundert Mann melde, die hinter der Weinhöhe hervorgequollen seien, worauf dann bald darauf die Wache berichtet, Sickingen halte bereits vor dem Schlage. Dies ist jetzt dahin vereinfacht, daß zuerst ein Rathsherr das Zeichen des Thürmers vernimmt, welches die Ankunft eines starken Trupps fremder Völker verkünde, und dann der Gerichtsdiener Sickingen's Aufforderung an den Rath berichtet. Das erstere dürfte dramatisch wirksamer sein, und jene Meldung von Sickingen steht eher der am Schlage der Stadt haltenden Wache als dem Gerichtsdiener zu. Mit Recht ist die Rede des Hauptmanns und dieser selbst (vgl. oben S. 58) nun ganz verschwunden. Der Wunsch, den Szenenwechsel möglichst zu vermeiden, hat am Schlusse der Szene eine unglückliche Veränderung veranlaßt. Während nämlich früher die Szene mit Götzens kräftig bezeichnenden, geschichtlich überlieferten Worten an seine Gattin schließt (vgl. S. 63), worauf dann Sickingen und Götz auf einem andern mit Reitern besetzten großen Saal des Rathhauses auftreten, müssen sich jetzt, damit Götz und Sickingen allein sein können, die Kaiserlichen Räthe und die Rathsherren auf wunderliche Weise entfernen. Nachdem nämlich der Gerichtsdiener berichtet hat: „Sie sind hereingezogen, sie kommen schon", hüllt sich der sprechende Kaiserliche Rath in die sein Fortlaufen förmlich beschönigenden Worte: „Wir begeben uns weg, um zu überlegen, wie das Ansehen Kaiserlicher Befehle in so mißlichem Falle aufrecht zu erhalten sei." Im dreiundzwanzigsten Auftritt vermißt man ungern die treffend bezeichnenden Worte Sickingen's: „Laß sie sich wenden, wie die Aale in der Reuse, sie sollen uns nicht entschlüpfen", wogegen wir die Veränderung: „Nun haben wir die Bursche", statt des schwach und matt endenden: „Nun haben wir sie", und das leicht anknüpfende: „Ich gehe gleich", statt des schwerfällig genauen: „Wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh' ich", nur billigen können.

Mit Sickingen's herzhaft ritterlichen Worten; „Glück macht Muth. Komm (kommt) zu den Perücken! Sie haben lange (lang) genug den Vortrag gehabt; laß uns einmal die Müh' übernehmen", die gegen Götzens sein Unglück ahnungsvoll vorschauende Muthlosigkeit einen treffenden Gegensatz bilden, schließt die theatralische Bearbeitung sehr wirksam den vierten Akt, während dieser früher mit der Szene auf Jarthausen endete, wo Elisabeth ihren Gatten zur Fortsetzung seiner begonnenen Lebensbeschreibung auffordert, und zuletzt Lerse und Georg, eben von der Jagd heimkehrend, die Nachricht vom Bauernaufstand bringen. Der jetzige Schluß ist viel wirksamer, des Bauernaufstandes schon früher gedacht, und die schwere

Entsagung, welche Götz sich hat auflegen müssen, tritt in einer neuen am Anfang des fünften Aktes eingefügten Szene hervor. Um die bittere Noth scharf hervorstechen zu lassen, durch welche sich Götz zur Uebernahme der Hauptmannstelle bestimmen läßt, zeigt uns der Dichter zunächst, mit welcher ängstlichen Gewissenhaftigkeit er auf sein gegebenes Wort hält, sich aus seiner Terminei nicht zu entfernen. Georg und Götz verfolgen einen Hirsch; schon steht er völlig schußgerecht, aber Götz fordert Georg laut auf, inne zu halten, wodurch jener aufgeschreckt wird und den Berg hinauf flieht. Georg hat bereits des Nachbars Grund und Boden betreten, und Götz wäre ihm bald unachtsam gefolgt. Die Art, wie Georg ihn hierüber befragt, ist eben so sonderbar, als die Aeußerung: „Daß ein Wort so binden soll!" an dem wackern, auf Ehre und Wort haltenden Reiter auffallen muß. Auch Götzens Bemerkung: „Das ist der edelste Vorzug des Edeln, daß er sich selbst bindet. Ketten sind für das rohe Geschlecht, das sich selbst nicht zu fesseln weiß", klingt in Götzens Mund etwas gar zu schul- und lehrmäßig. Uebrigens scheint zu dieser Szene eine Stelle der Lebensbeschreibung (II, 2) die Veranlassung geboten zu haben, wo wir lesen: „Als ich einmal ufm Weydwerck gewest, uf ein Wiesen-Plätzlein kommen, und der Marckung, so mir in der Verschreibung bestimmt gewesen, nit in Acht genommen, bin ich gleich darob erschrocken, und dacht ich, ich were aus der Marckung, aber die Verschreibung stund so weit mein Marckung Zinnß und Gült (Erbzins) reicht, da erfuhr ich alsbald bey meinen Verwandten, daß mir das Wießlein ein Sommerhanen zu Zinnß gab, und wurd frohe und wol zu frieden, daß ich nit aus der Marckung geschritten, wie wol es ungefehrlicher Weiß geschehen war."

Nicht besonders glücklich ist durch die von Georg, dem Götzens Unbehaglichkeit nicht verborgen sein kann, geäußerte Frage: „Und eine solche Beschränkung duldet ihr mit Gelassenheit?" die Andeutung des schweren Kampfes von Götzens Entsagung und des bittersten Gefühls angeknüpft, feiger Hinterlist zum Opfer gefallen zu sein. „Das sind die Kunststücke der Feigen. Uns halten sie kein Wort, sie bevortheilen, sie betrügen uns. Durch nichts werden sie gebunden, aber auf die Heiligkeit unsers Wortes vertrauen sie, wie auf Ketten und Riegel." Die letztere Aeußerung ist doch gar seltsam; den Feinden von Götz ist es gerade ein Greuel, daß er sein Wort hält, sie möchten gern, daß er es bräche, da sie dann ihn ganz vernichten könnten; das, worauf sie bauen und trauen, ist ihre nach Willkür gebrauchte Uebermacht. Etwas stark ist es auch, wenn Götz sich geradezu einen „bettlägerigen Kranken" nennt, was doch nur im Sinne einer Vergleichung zu fassen ist, in sofern er sich eben so wenig frei bewegen kann, als ein auf sein Bett niedergeworfener Kranker.

Wenn Götz früher, in Uebereinstimmung mit der Lebensbeschreibung,

auf die Berufung der Bauern bei diesen erscheint, so treffen ihn diese jetzt auf seinem Grund und Boden, wohin sich eben der wüthende Haufe hinwälzt. Götz bemerkt in der Nähe gewaltigen Staub und einen heranziehenden Haufen. Auf seine Frage, was dies sei, erwiedert der eben kommende Lerse, es müßten von den aufrührischen Bauern sein. Seinen Widerwillen gegen diese fürchterlichen Banden gibt Götz in der unmuthigen Frage zu erkennen: „Wälzt sich dieses Ungethüm auch auf uns los?" Lerse, der sonst so voll Muth ist, sieht sich doch gedrungen, seinen Herrn zu bitten, sich ins Schloß zurückzuziehen, da die Bauern schon den edelsten Männern mitgespielt hätten — als ob damit etwas gebessert wäre, und sie das in der Nähe gelegene Schloß verschonen würden. Hiernach würde man auch von Götz eine andere Antwort erwarten müssen, als die Berufung auf sein gutes Recht: „Auf meinem eigenen Grund und Boden werd' ich dem Gesindel nicht ausweichen."

Der Anfang der zweiten Szene ist ganz neu ausgeführt und weiter entwickelt. Unter den aufständischen Bauern finden wir in der theatralischen Bearbeitung statt Wild Sievers genannt, und zwar tritt Kohl hinter ihm zurück, während dieser früher bedeutender als Wild sich zeigte. Sievers ist uns aus der ersten Szene des Stückes bekannt, wo er gegen Metzler gemäßigt erscheint. Der Wunsch, nicht unnöthiger Weise die Anzahl der auftretenden Personen zu vermehren, bestimmte den Dichter, Sievers auch hier zu verwenden, was in keiner Weise bedenklich erscheint, da die Aufregung auch den früher ruhigern Mann — und im Gegensatz zu Metzler ist er noch immer sehr mäßig — leicht ergriffen haben kann. Die Bauern, von denen, wie der Dichter hier bemerkt, wenige mit Spießen und Feuergewehr, die meisten mit Ackergeräth bewaffnet sind, haben von Max Stumpf (vgl. oben S. 151) die Uebernahme der Hauptmannstelle verlangt, dieser aber es abgelehnt, und versprochen, ihnen einen andern zu stellen, wenn sie ihm folgen wollten. Indessen brechen die Bauern, da er sie immer weiter führt, in Unwillen aus. Kohl hält Stumpf's Vorgeben nur für ein Mittel, ihnen zu entgehn, was ihm aber nichts helfen werde. Sievers dringt auf bestimmte Angabe seines Vorhabens, sie wollten wissen, wohin er sie führe, worauf Stumpf erwiedert, sie seien bereits an Ort und Stelle, da er eben Götzens ansichtig sei, an den die Bauern selbst bereits gedacht hatten. Stumpf theilt Götz mit, daß die aufgestandenen Bauern, da sie gesehen, wie viel Ungerechtes geschehe, indem sie Recht suchten, wie viel Unheil durch wüthende Menschen angerichtet werde, den Entschluß gefaßt, sich einen Hauptmann zu wählen, der das Volk in Ordnung halte, und sie hätten ihn dazu gewählt, was Sievers mit der Bemerkung bestätigt, sie hätten an ihm einen Reitersmann von Ruf und einen zuverlässigen

Mann, wie sie ihn brauchten. Götz stimmt damit vollkommen überein, deutet aber an, Stumpf selbst werde sich dabei schwerlich gut stehn. Auch hier treffen wir wieder auf den höchst schwachen Grund der Ablehnung von Stumpf, daß er so lange Pfalzgräfischer Diener sei, weshalb ihm das Volk nicht trauen könne, worauf Kohl bemerkt, er habe Recht, man könne nicht zweien Herren dienen. Wie die Bauern diesen Grund der Ablehnung gelten lassen können, begreift sich schwer. Stumpf bittet nun Götz, er möge die Stelle auf kurze Zeit übernehmen, womit die Bauern sich einverstanden erklären. Götz aber geräth in Unwillen über das Ansinnen, er solle auf unritterliche Weise sein Wort brechen, da er ja aus seinem Banne nicht herausgehn dürfe. Stumpf hält ihm dagegen vor, daß er Urfehde geschworen, als die Landschaft noch friedlich gewesen, was in Widerspruch steht mit einer frühern Aeußerung Weislingen's, der schon des über Franken und Schwaben sich verbreitenden Aufruhrs gedenkt; jetzt dürfe er allein nicht feiern, um so weniger als er alle Eigenschaften besitze, da er in keines Herrn Dienst stehe, den Gemeinen unverdächtig und im Rufe eines biedern, treuen Mannes sei, worauf denn der Haufe mit vollster Anerkennung seines Charakters auf das dringendste den Wunsch zu erkennen gibt, er solle ihr Hauptmann sein. In der frühern Bearbeitung ist dies nur ganz kurz angedeutet, und Götzens Weigerung mit den Worten Kohl's zurückgewiesen, das sei keine Entschuldigung, was freilich wenig sagen will, aber gerade deshalb sehr passend ist, weil es zeigt, wie wenig die Bauern auf Gründe Rücksicht nehmen, wogegen Stumpf's Berufung auf die Veränderung der Verhältnisse, die er mit dem Anspruch auf unzweifelhafte Vollwichtigkeit macht, gar nicht in Anschlag zu bringen ist. Mit wenig veränderten Worten folgt hierauf die frühere Stelle, worin Götz den Bauern ihre bei Weinsberg begangenen Greuelthaten vorwirft, die Kohl gern ungeschehen machte, Stumpf aber als Folge ihres Mangels an einem Führer bezeichnet, woran sich dann die Bemerkung anschließt, wie sehr er sich deshalb durch Uebernahme der Hauptmannschaft um die Fürsten und das ganze Land verdient machen werde. Götzens darauf folgende Frage, warum denn Stumpf nicht selbst die Stelle übernehme, mit der Antwort, er habe sich, wie er schon eben bemerkt, von den Bauern losgesagt, hätte hier, nach der früher von Stumpf darüber gemachten Aeußerung ganz wegbleiben und Götz sich einfach auf sein gegebenes Wort berufen sollen. Kohl will von langen, zeitraubenden Erklärungen und Auseinandersetzungen nichts wissen. „Kurz und gut: Götz, sei unser Hauptmann, oder steh zu deinem Schloß und zu deiner Haut!“ Nach diesen Worten hat die theatralische Bearbeitung eine bedeutsame Szene eingefügt, worin auf Götzens Frage, wer ihn zwingen wolle, der Haufe sich erbittert erhebt und nach dem Vorgange von

Sievers die Spieße gegen ihn senkt, durch seine muthige Haltung aber und durch den ergreifenden Ton, in welchem er ihnen ihre Greuelthaten vorhält und sie ihres Lebens verlustig erklärt, ihre Wuth bewältigt, so daß die Spieße sich allmählich wieder aufrichten. Leider ist Götzens Rede etwas matt und breit gerathen, und es fehlt ihr die treffende Beredsamkeit natürlicher, ihrer Grenzen bewußter Wahrheit. Nur Sievers läßt sich nicht aus der Fassung bringen, obgleich seine Fassung mehr eine erzwungene, als eine natürliche zu sein scheint. Er will kein langes Zaudern gestatten, und nur eine Bedenkzeit von zwei Stunden geben, während welcher Götz bewacht werden soll. Die drohenden Worte: „Und überlegt's gut. Ihr versteht mich", sind in der theatralischen Bearbeitung eingeschoben. Die Uebereinkunft auf vier Wochen geschieht, wie früher; auffallend ist nur, daß die so wichtige Forderung des Götz, den Vertrag, wonach sie von allen Uebelthaten abstehn sollen, an alle Haufen zu senden, ausgefallen ist. Wenn früher das Anerbieten des Götz auf vier Wochen sonderbar genug nicht förmlich angenommen ward, sondern nur Stumpf mit seinem „Glück zu!" einschlug, so erklären sich jetzt nacheinander Kohl, Stumpf und der Haufe damit einverstanden, und auch Sievers gibt sich endlich damit zufrieden, da während dieser Zeit schon viel geschehn könne.

Der dritte Auftritt ist durch einige Einschiebungen erweitert worden. Am Anfange sind zwei Aeußerungen von Sievers und Kohl eingefügt, damit die Ankunft von Metzler und Link nicht unmittelbar nach dem Abgange des Götz erfolge. Aber leider sind beide Aeußerungen wenig geschickt und dem Charakter der Personen nicht angemessen. Eben so wenig können wir den Zusatz der Worte: „Vertragen! Vertragen!" billigen. „Das" bezieht sich auf das noch lebhaft vorschwebende „aufhören", das Metzler aus der Rede von Sievers aufgegriffen hat. Weiter sollten die Worte „Geht nur!" vor: „Wird euch kein Haufe zustehn", nicht fehlen. Vor diesen Worten entfernen sich Kohl und Wild in der frühern Bearbeitung, während jetzt noch Sievers und Kohl die Bauern, nicht ohne Widerspruch Metzler's, auffordern, ihnen zu folgen, wodurch die Szene theatralisch belebter wird, nur möchte man die Worte von Sievers: „Auf unserm Wege kann's was werden. Recht haben wir, und mit Vernunft setzen wir's durch", gern durch andere kräftigere ersetzt sehn. Zu viel des Guten ist es, wenn nun Kohl noch einmal mit einer Fahne zurückkehrt, und die Bauern sich nun nach beiden Seiten zerstreuen, wobei dem Dichter entging, daß ja der Haufe, dessen Anführer Metzler und Link sind, ganz verschieden ist von dem des Sievers und Kohl. Goethe läßt aber auch Metzler und Link vorerst sich trennen; ersterer zieht mit einem Trupp hinten herum, um Miltenberg anzuzünden, während Link zum großen Haufen soll,

diesen aufzuhetzen, daß er auf das Zeichen von Miltenberg's Brand weiter brenne.*)

Der folgende Auftritt ist wesentlich geändert. Von einem Boten, den Weislingen zu allen Fähnlein herumgeschickt und der ihm den Weg zeigen soll, ist jetzt gar keine Rede. Weislingen erscheint in der Mitte einer Reihe von Rittern, welche sich seltsam genug, zum Zeichen ihrer unzertrennlichen Verbindung, bei den Händen gefaßt halten, und hinter denen das wohlgeordnete Kriegsvolk steht. Man sieht, wie der Dichter hier gar viel auf die äußere sinnliche Erscheinung gibt. In gedrängten Reihen sollen sie heranschreiten und sich so im Kampfe zusammen halten. Weislingen macht die ihm zugekommene Mittheilung, daß ein Trupp der Aufrührer sich gegen Miltenberg bewege; diesen sollen sie im Thale überfallen, während er selbst den auf der Ebene gelagerten andern Theil angreifen will. Den Götz soll, wer ihm begegne, zu ergreifen suchen; denn bei welchem Theile der Aufrührer er sich befinde, weiß er nicht. Seinem bittern Ingrimm gegen Götz läßt Weislingen hier vollen Lauf, wodurch die Lage, in welche er sich eben auf diesem Zuge befindet, uns lebhaft vor die Seele tritt. Leider läßt auch hier die Ausführung vieles zu wünschen übrig. Neben der Vernichtung seines Todfeindes Götz nimmt die Willkür, womit Adelheid handelt, die mit seiner Ehre, seinem Namen nach Gefallen spielt, seine ängstliche Sorge in Anspruch. Seinen Befehl, auf sein Schloß in Franken zu gehn, hat sie mißachtet; sie hat sich auf ihr eigenes Schloß begeben, sich dort, unter dem Vorwand gefährlicher Zeiten, mit Reisigen umgeben, als wolle sie ihm trotzen. In der frühern Bearbeitung hat Adelheid bis dahin den Hof noch nicht verlassen, was auch an sich wahrscheinlicher ist; da indessen ihre Ermordung um die Szene grausenhafter zu machen, auf einem einsamen Schloß erfolgen soll, eine später erfolgende Ortsveränderung aber nicht wohl angedeutet werden konnte, so muß sie schon jetzt auf ihrem Schlosse verweilen. Weislingen ruft Franz und übergibt ihm einen Brief, worin er ihr auf das schärfste befiehlt, sogleich auf sein Schloß sich zu begeben. Franz soll auf entscheidende Antwort dringen, da er nicht weiter langmüthig harren will; ja er droht, daß er, wenn sie nicht gehorche, seinen Kriegszug gegen sie wenden werde. Franz aber deutet in seinem kurzen Selbstgespräch an, wie wenig er einem solchem Befehl folgen, wie er sich mit Adelheid ihm gegenüber verbünden werde. „Ihr willst du befehlen, dem Weibe, das die

---

*) Früher hieß es hier: „Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel setzt wegen des Vertrags, schlagen wir den Verträgern zusammen die Köpf' ab.“ Die letztere Drohung, wie jede Erwähnung des Vertrages fehlt jetzt.

Natur als Herrin der Welt hinaufhob? Mir denkst du zu befehlen, mir, dem Vasallen der höchsten Schönheit?" Man fühlt hier überall etwas Gezwungenes, Gesuchtes.

Der sechste Auftritt ist ganz neu ausgeführt; nur daß Götz Miltenberg brennen sieht, und seinen Georg abordnet, um sich von den Bauern loszusagen, ist beibehalten. Goethe läßt jetzt Georg seinen Herrn fußfällig bitten, die ehrlosen Haufen zu verlassen, die seiner nicht würdig seien, wogegen Götz an seinem gegebenen Worte festhält, und sich weder durch das Unglück der Meuterer, das er schon jetzt als eingetreten annimmt, noch durch die drohende schreckliche Strafe davon abzugehn bestimmen lassen will, bei welcher Gelegenheit das Gute hervorgehoben wird, das sie durch Abwehr manches Unheils mit eigener Lebensgefahr geleistet haben, wie auch die schmähliche Bewachung, unter welcher Götz bei den Bauern steht. Die Schilderung von den schrecklichen Strafen, mit welchen man gegen die gefangenen Bauern verfahre, ist aus einer spätern Erzählung Lerse's genommen. Die ganze Szene soll uns zeigen, wie sehr Götz sein eigenes Wohl der Heiligkeit des Wortes nachsetze. Von besonderer Wirksamkeit ist sie keineswegs, wie auch der Eindruck von Götzens Befehl an Georg, nach Miltenberg zu reiten, bedeutend dadurch abgeschwächt wird, daß er den Brand des Schlosses hindern will, weil dessen Besitzer sein Freund ist, ja nur deswegen scheint er sich von ihnen loszusagen, was er längst schon früher hätte thun können, da sie dem Vertrag zuwider viele Unthaten geübt haben, wie dies besonders aus Georg's Worten sich ergibt: „Seht hin! dort leuchtet euch schon ein neues Verbrechen entgegen." Der Schluß der Szene soll Georg's Diensttreue auf rührende Weise schildern; denn obgleich Götz, in Betracht der vielen Drohungen, welche die Bauern oft gegen Georg ausgestoßen haben, seinen Befehl zurücknimmt, so läßt sich dieser doch nicht davon abbringen, da er weiß, wie sehr sein Herr die Erfüllung des Befohlenen wünscht. „Nein, Herr! Ihr wünschtet, daß Miltenberg gerettet werde; ich will es retten, oder ihr seht mich nicht mehr wieder."

Daß er selbst der Gefahr, als Opfer der Wuth der Aufständischen zu fallen, trotze, und sein Leben der Heiligkeit seines Wortes und der Pflicht eines edlen, jedem Unrecht feindlich entgegentretenden Ritters nachsetze, zeigt der mit einigen Veränderungen aus der frühern Bearbeitung herübergenommene siebente Auftritt. Im Anfang ist eine Stelle eingeschoben, worin Götz die Unmöglichkeit ausspricht, mit Ehren bei den Bauern zu bleiben und mit Ehren von ihnen zu kommen, und wie er weder bei den Bauern noch bei deren Gegnern sich Dank verdiene, wenn er seiner Pflicht und Ehre folge. Hieran schließen sich dann aus der frühern Bearbeitung die Worte an: „Wollt', ich wäre tausend Meilen davon, und läg' im tief-

sten Thurm (Thurn), der in der Türkei steht." Früher folgte hierauf die jetzt durch den Zusatz am Anfang ersetzte Stelle: „Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn, sag' ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie mein müd werden und mich erlassen sollen." Mit Recht hielt es Goethe später für nöthig, daß Götz hier sein gutes Bewußtsein ausspreche, zugleich aber die ungerechte Beurtheilung, die er auch von denen erfahren werde, die ihm, weil er so manches Unheil verhindert habe, zu Dank verpflichtet seien; nur hätte er noch hervorheben sollen, daß er, wenn er, wozu er durch das Brechen des Vertrags wohl berechtigt sei, die Bauern auch jetzt verlassen wollte, als Verbrecher behandelt werden würde, da ihm ja sonst kein Hinderniß entgegensteht, mit Ehren von ihnen zu kommen. Freilich wäre dieser Gedanke besser in der vorigen Szene hervorgehoben worden, so daß die vorliegende gleich mit dem Auftreten des Unbekannten begonnen hätte. Die am Ende der Szene jetzt hinzugefügten Worte: „Bis an's Ende sollen sie fühlen, daß ich nicht zu ihnen (den Bauern) gehöre", erweisen sich keineswegs als bedeutsam, wogegen man die ausgefallenen Worte „Götz, und so zu enden!" ungern vermißt. Der achte Auftritt ist fast ganz unverändert beibehalten, dagegen das kurze Auftreten Weislingen's mit den Rittern ausgefallen, da der vierte Auftritt vollkommen hinreicht.

Um die Rache des heimlichen Gerichtes an Adelheid einzuleiten, hat der Dichter eine wunderliche Phantasieszene eingeschoben, worin vier Boten des heimlichen Gerichtes aus den verschiedenen Weltgegenden kommen, die, je zwei in der Diagonale über das Theater schreitend, in der Mitte sich begegnen, und auf die große nahende Gerichtsnacht hindeuten. Sie eilen alle zur rothen Erde Westphalen's hin, „wo die heilige Vehm gerecht, verhüllt im Stillen waltet", wobei es nur auffallend bleibt, daß auch der von Norden kommende Wissende im Schwabenland mit den übrigen zusammentrifft, also an der rothen Erde vorübergegangen ist. Mag die Szene auch auf der Bühne einen schaurigen Eindruck machen und daher den Ausfall des heimlichen Gerichts ersetzen, poetisch ist sie nicht zu rechtfertigen, und ließen wir uns lieber eine Ortsverwandlung mehr gefallen, aber leider konnte die Darstellung des Gerichtes selbst bei der ganzen im folgenden getroffenen Anordnung keine Stelle finden, so daß der Dichter sich mit dieser wundersamen Andeutung begnügen mußte.

Die folgenden Zigeunerszenen haben zu größerer theatralischer Wirkung eine völlige Umgestaltung erlitten. Die eigentliche Exposition der Zigeuner konnte hier ohne weiteres wegfallen, da eine solche bereits im dritten Akt (vgl. oben S. 199) gegeben war. Wir sehen zunächst die Zigeuner durch die an beiden Enden entbrannte Schlacht bedrängt, so daß sie

auf Flucht denken müssen. Der Hauptmann fordert die zahlreich erscheinende Schar auf, das gemeine Gepäck von sich zu werfen und nur das beste zu behalten, da sie eilig fort müssen. Die Mannschaft muß sich theilen; den ersten Haufen will er selbst führen; auf die Frage nach dem Führer des andern erwiedern alle mit dem Ausdruck entschiedensten Vertrauens und ergebenster Anhänglichkeit, sie wollten bei ihm bleiben. Aber der Hauptmann muß auf der Theilung bestehn, da der ganze Haufe sich nicht durchdrängen könne. Da meldet ein Zigeunerknabe, daß ein verwundeter Rittersmann, der sich kaum halten könne, am Teiche vom Pferde steige; er wird von Zigeunern herbeigebracht, während das Gefecht sich am Teich hinzieht. Götz gibt sich nicht zu erkennen, sondern verlangt nur Hülfe für seine blutenden Wunden. Der Hauptmann befiehlt der Zigeunermutter, mit der Blutwurzel das Blut zu stillen, worauf er die Theilung in zwei Haufen anordnet. An der eisernen Hand erkennt er, nachdem man ihm den Helm und die linke Armschiene abgenommen, den ihm durch den Ruf wohl bekannten Götz, dem keine Rettung bleibe, als sich fest an sie anzuschließen. Durch die Blutwurzel und sonstige Mittel so weit hergestellt, daß er, freilich nur mit fremder Hülfe, wieder das Pferd besteigen zu können hofft, will er das Aeußerste versuchen, im tapfern Kampfe sein Leben lassen. Aber der Hauptmann, der Götzens Entschluß nicht richtig versteht, dringt in ihn, er möge sich an sie anschließen, und da sie sich theilen müßten, den einen Theil nach Thüringen zu führen, während er selbst mit dem andern nach Böhmen wolle, worauf denn die Zigeuner sich bereit erklären, Götz nicht weniger als ihrem Hauptmann folgen zu wollen. Nachdem die Theilung vollzogen ist, übergibt der Hauptmann den einen Theil dem Götz, mit dem Bemerken, sie sollten sich durch die Schlucht über den Hügel drängen. Da aber Götz hierauf schweigt, so entfernt sich der Hauptmann, an der Spitze der Seinigen, mit den Worten: „Du schweigst! So recht! Geschwiegen und gethan!“ Götzens auffälliges Schweigen sollte nach der Absicht des Dichters sich wohl durch die wunderliche Lage erklären, in die er sich versetzt sah — er, der edle, biedere, das Recht wahrende Ritter, flüchtig, und in Gefahr, mit blutigen Meuterern gefangen zu werden, von den Zigeunern ehrenvoll aufgenommen und ohne Rettung verloren, wenn er sich nicht entschließt, den Befehl über einen Theil des Haufens zu übernehmen, um ihn nach Thüringen zu geleiten, wie erdrückend mußte das Gefühl einer solchen, sein ganzes Wesen verrückenden Lage auf seine Seele wirken! Indessen möchten wir doch glauben, daß, wie mächtig auch der schweigende Achill und die schweigende Niobe in ihrem unendlichen Schmerze auf der Griechischen Bühne wirken mochten — und doch konnten auch diese dem Spott eines Aristophanes nicht entgehn —, Götzens

Schweigen höchst auffallend erscheinen muß. Seine seltsame Lage, die ihn wie ein böser Traum umfängt, wirkt auf die kaum gestärkten Lebensgeister so mächtig, daß er bald ohnmächtig hinsinkt. Einer der zurückgebliebenen Zigeuner will, daß man ihn aufhebe und durch die Schlucht mit ihm zu entfliehen suche, aber in diesem Augenblick kehrt der vom Hauptmann geführte Trupp fliehend zurück. Die Zigeunermutter jammert, daß alles verloren, ihr Mann todt sei. Alle haben jetzt ihre Hoffnung auf Götz gerichtet, der sie führen und retten soll; dieser aber sitzt ermattet und sprachlos da; fliehende Bauern und Zigeuner werden von beiden Seiten hereingedrängt — denn die beiden getrennten Züge des Schwäbischen Bundes haben sie in die Mitte genommen —, und die Bündischen eilen auf Götz zu, gegen den sie die Partisanen erheben. Daß diese Szene theatralisch sehr wirksam sein müsse, ist nicht zu leugnen, aber Götz ist doch hier zu sehr eine bloß leidende Person, als daß die Wirkung eine ächt nachhaltige sein könnte. Noch mit der letzten Kraft sollte der erschöpfte Götz sich der eindringenden Uebermacht entgegenstellen, und ein Zusammentreffen mit Weislingen selbst würde nicht ohne bedeutende Wirkung gewesen sein. In der frühern Bearbeitung wird von den zurückfliehenden Zigeunern bloß berichtet, daß der Hauptmann getödtet, Götz gefangen sei, was aber bei der auf sinnliche Wirkung berechneten Bühnendarstellung nicht zu genügen schien.

Ganz neu ist die folgende Adelheidens Ende darstellende Szenenreihe, der eine bedeutende theatralische Wirkung nicht abgesprochen werden kann, wenn der Dichter sich hierzu auch zum Theil bedenklicher, sehr greller Mittel bedient, und an das Uebertriebene, Ueberspannte nahe heranstreift, ja die Grenze zu überschreiten droht. Goethe führt uns Adelheid jetzt in dem Augenblick vor, wo sie Franz, den sie mit feinster List zur Vergiftung seines Herrn beredet hat, zur raschen Abreise drängt. Der drohende Befehl Weislingen's, den er ihr überbracht, hat sie zu raschem Handeln getrieben, wozu der ganz von Leidenschaft durchglühte Franz jede Hülfeleistung geboten. Wenn der Dichter uns früher schilderte, wie Adelheid ihn zur Ausführung der That verlockt, so zog er es bei der theatralischen Bearbeitung vor, den Augenblick zu wählen, wo sie Franz, der eben ihre höchste Gunst genossen, zur Abreise drängt. Dieser, mit dem sie aus ihrem Schlafzimmer tritt, horchend, ob sich im Hause etwas vernehmen lasse, kann sich unmöglich von ihr trennen. „Kannst du mich jetzt verstoßen? — Mich vom Lichte deines Angesichts hinaustreiben in die Nacht, in das unfreundliche Dunkel?“ Aber die nüchternere, Franzens bildreicher Sprache wenig geneigte Adelheid bemerkt dawider, es sei nicht dunkel, der Mond scheine hell, was sie denn in weiterer Beschreibung des Bildes der vom Mondschein erglänzenden Gegend weiter ausführt. „Hinab! hinab! durch die stille

klare Nacht zu deinem Ziel hin.“ Noch einen Augenblick nur will er seines Glückes genießen; wohne ja hier Leben, draußen aber sei der Tod. Adelheid will seinen Muth befeuern, an dem es ihm ja sonst nicht fehle, dessen Mangel sie aber jetzt fälschlich voraussetzt. „Frisch, munterer Geselle! Frisch! Leicht hinaus, dahin durch den mitternächtigen Tag.“ Da er aber noch immerfort zaudert, so fragt sie ihn mit strafender Verachtung, ob ihm seine Wünsche (sie zu besitzen) lästig, ob ihm schon sein Wollen, sein Vorsatz (alles zu diesem Zwecke zu thun) eine Bürde sei. Und da sie die Wirkung dieser Frage wohl voraus sieht, so glaubt sie auf dem gewonnenen Felde weiter vordringen zu müssen, weshalb sie von ihm das Giftfläschchen zurückfordert, das er ihr ja abgedrungen habe. Umsonst sucht Franz zu Wort zu kommen, sie schilt ihn einen Knaben, einen schwankenden Knaben, der sich für einen Helden gegeben habe; „denn ein Mann, der sich um ein hohes Weib zu bewerben kühn genug ist, weiß, was er verpfändet, Leben, Ehre, Tugend, Glück, somit alles.“ Dieser aber fordert von ihr, wenn er sich ihr ganz weihen soll, auch die feste Zusicherung, daß sie, das göttliche Weib, das ihm alle Vollkommenheiten des ganzen Geschlechts offenbart habe, auch sein sei, sein bleibe, daß er sie sich erwerbe. Adelheid fühlt sich durch die Wiederkehr eines solchen Zweifels gekränkt, und zieht mit holder Liebesstimme ihren Franz zu sich hin. Dieser fühlt sich durch die selige Gewißheit gestählt zu jeder für die Geliebte zu wagenden That; mit fester Hand will er das Gift seinem Herrn in den Becher gießen, unverrückt hinblicken, wenn er es trinkt, von seinen Schmerzen sich nicht wegwenden. Aber noch immer kann er sich von der Geliebten nicht wegreißen, die er nochmals glühend umarmt, und ihr endlich den Schleier raubt, der ihn wie ein Talismann begleiten, ihn heben und tragen soll. Die ganze Szene muß, ein paar Längen abgerechnet, für sehr gelungen gelten; auffallend aber ist es, daß gar nicht erwähnt wird, wie Franz durch das Vorgeben, Adelheid habe sich ganz Weislingen's Wünschen gefügt, diesen täuschen soll, wie dies früher mit Recht angedeutet war.

Eine besondere theatralische Wirkung hat der Dichter mit dem folgenden vierzehnten Auftritt bezweckt. Lange schaut Adelheid dem auf einem Schimmel wegreitenden, ihren Schleier schwingenden Franz nach, dem glücklichen Knaben, der, „umdrängt vom ungeheuersten Schicksal,“ noch tändelt; ihre weiße Gestalt soll ihm von den Mauern ihres Schlosses geistergleich weit in die Ferne herabwinken. Aber plötzlich sieht sie eine schwarze Mönchsgestalt ihm entgegenkommen; sie ziehen, als gewahrten sie sich nicht, aneinander vorbei, Franz hinab, der Mönch gegen das Schloß herauf. Goethe dachte sich unter dieser Erscheinung ohne Zweifel ein bloßes Phantasiebild, das sich aus einer Augentäuschung und der fiebernden Angst zusammensetzt,

die sich jetzt, wo das Verbrechen der Ausführung zueilt, ihrer Seele bemächtigt. Längst war ihm die von ihm in der Farbenlehre ausführlich entwickelte Erscheinung bekannt, daß das lange Hinschauen auf einen hellen Gegenstand das Auge nöthige, dieselbe Form nun auch dunkel zu sehn.*) So sieht denn Adelheid, nachdem sie lange auf ihren auf dem Schimmel hinreitenden, den Schleier schwingenden, vom Mondglanz beschienenen Franz hingeschaut, dieselbe Gestalt schwarz; die Angst ihrer Seele aber läßt sie diese schwarze Gestalt sich erschrecklich ausbilden, und sie glaubt, beide Gestalten neben einander zu sehn. Ja sie schaut den Mönch ganz langsam nach dem Schlosse zu wandeln, glaubt seine Gestalt, seine Bewegung deutlich zu erkennen. In fürchterlichster Angst greift sie zur Klingel, und befiehlt, der Pförtner solle das Thor wohl verschlossen halten, niemand vor Tages Anbruch herein lassen. Aber bald treibt sie der Schrecken, der ihre Geister umschlungen hält, wieder an's Fenster, wo sie nichts mehr sieht; sie fürchtet, der schwarze Mönch habe den Hauptweg gemieden, und schleiche auf dem Fußpfade dem Hinterpförtchen zu, weshalb sie von neuem klingelt, und auch dieses verschlossen und verriegelt zu halten befiehlt. Daß sie die Gestalt nicht mehr zu sehn glaubt, ist nicht weniger die Folge ihrer Furcht, als die frühere Erscheinung; denn die Angst ihres schuldbewußten Gewissens redet ihr ein, daß der schwarze Mönch zu ihr heran, an ihr Rache nehmen wolle. Sie mag es sich nicht gestehn, daß es ihre Schuld sei, welche ihr das Bild einer düstern Rache vorführe; der schwarze Mönch, den sie gesehen, müsse ein wirkliches, fremdes, seltsames Wesen, er könne kein bloßes Spiel ihrer Einbildungskraft sein, sonst müsse sie ihn auch im Zimmer sehn. Indem sie aber auf die Wand hinschaut, sieht sie auch hier eine dunkle Erscheinung, worüber sie in fürchterlichste Aufregung geräth.**) Sich dem schreckhaften Anblick zu entziehen, hält sie einige Zeit die Augen zu, entfernt aber darauf die Hände wieder und starrt nach der entgegengesetzten Seite hin, wo sie aber das Gespenst gleichfalls hin und wieder schweben sieht. Doch jetzt faßt sie verwegnen Muth, sie will es vor sich hertreiben, und es dadurch verschwinden machen. Wie sie aber das Wahnbild immer weiter forttreiben will, da erblickt sie eine wirkliche vermummte schwarze Gestalt mit Strang und Dolch, die eben in ihr Schlafzimmer geht. Es ist dies der Rächer der Fehme, der sich vor kurzem bereits eingestellt und sich bisher immer hinter Adelheidens Rücken gehalten hat. Die Verwechslung der wirklichen und der eingebildeten Gestalt macht hier einen

*) Vgl. B. 37, 17 ff. 40, 17 ff.

**) Der Schatten des hinter ihr stehenden Rächers der Fehme kann unmöglich gemeint sein.

ähnlichen Eindruck, wie in Shakespeare's „Hamlet" das Bild des alten Königs neben dem Geiste, von denen Hamlet auf den einen, seine Mutter auf den andern deutet. Schon Goethe's Wilhelm Meister macht auf die große Wirkung jener Stelle des Shakespeare'schen Stückes aufmerksam.*) Höchst auffallend aber und in keiner Weise zu erklären ist es, daß wir hier schon die Rache der Fehme haben. Das Verbrechen der Vergiftung — und dies, nicht bloß der Ehebruch, soll doch bestraft werden — ist noch nicht vollbracht, Franz ist eben erst auf dem Wege nach Weislingen's Schloß, und kein Mensch weiß noch etwas davon. Wie kann da die Klage schon bei dem Fehmgerichte auf rother Erde vorgebracht und abgeurtheilt, wie kann der Rächer schon in Franken sein, wo wir uns Adelheidens Schloß zu denken haben? Goethe wollte die von der Fehme beschlossene und vollzogene Rache an Adelheid andeuten, und da er diese nicht noch einmal später vorführen konnte, so fand er kein anderes Mittel, als den Rächer schon hier, freilich auf eine nach dem Verlauf der Handlung unmögliche Weise, auftreten zu lassen. Wunderlich hat Zelter nach den beiden ersten Aufführungen zu Berlin die Szene mißverstanden. Er glaubt nämlich (Brief 71), die in Adelheidens Zimmer auftretende mit Strang und Dolch drohende vermummte Gestalt sei nach des Dichters Absicht keine wirkliche Person, sondern ein „sichtbar unsichtbares" Gespenst, „das Gegenbild eines Innbildes, einer schwer bewußten innern Schuld," und er meint deshalb, winkend würde es weit furchtbarer sein, als drohend, und es dürfe gar nicht bewaffnet erscheinen.

Als Adelheid den in ihrem Schlafzimmer verschwindenden Mönch gesehen, schreit sie laut auf und eilt zur Klingel, um die Dienerschaft zusammen zu bringen. Sie ruft nach Lichtern und Fackeln, alle sollen mit solchen erscheinen, damit die Nacht zum hellen Tage werde. Sturm soll geläutet werden, die gesammte bewaffnete Mannschaft zusammentreten. Den sich einfindenden Reisigen befiehlt sie, das nächste Zimmer, ihr Schlafzimmer zu durchsuchen, ihn zu finden und zu fesseln. Und da diese, zweifelnd, was ihre Herrin wolle, noch zaudern, erklärt sie ihnen, daß ein Meuchelmörder sich eingeschlichen habe. Ein Theil der Reisigen entfernt sich, das Zimmer zu durchsuchen, während die übrigen sie zu ihrem Schutz umgeben müssen. Aber die fürchterliche Angst hat sie ganz erschöpft, ihre Kniee brechen; von ihren Frauen unterstützt, muß sie sich auf einen Sessel niederlassen. Könnte man irgend zweifeln, daß jene schwarze vermummte Gestalt wirklich der Rächer der Fehme sei, so würde der folgende, gleichfalls neue fünfzehnte Auftritt jedes derartige Bedenken entschieden lösen. Wie

*) Vgl. B. 17, 40 f. 54.

sehr nämlich Goethe in dieser theatralischen Bearbeitung auch sonst jeden Ortswechsel möglichst gemieden hat, so fügt er doch hier eine ganz kurze, eine Ortsveränderung bedingende Szene ein, deren Zweck kein anderer ist, als auf die im geheimen schleichende Rache der Fehme hinzudeuten. In Hallen und gewölbten Gängen begegnen sich zwei Parteien Reisige. Der Anführer der ersten erklärt, daß sie nichts gefunden, und stellt an den der andern die Frage, ob sie etwas gesehen.*) Dieser aber meldet, daß sie im Zimmer, wo er versteckt sein sollte, obgleich dasselbe nur einen Ausgang habe, nichts entdeckt; ihre Herrin müsse ein Gespenst gesehen haben, da sie, wäre es ein Mensch, ihn längst gefunden haben müßten. Der andere aber deutet an, daß hier wohl die Fehme im verborgenen walte. „Die heilige Vehm ist überall. Laßt uns suchen und schweigen." Mit dieser etwas wunderlich mysteriösen Szene, worin Goethe sein Prinzip möglichst weniger Ortsveränderungen verläßt, schließt die Darstellung von Adelheid ab. Hatte der Dichter im ersten Entwurf Adelheidens Ermordung selbst auf eine das Gefühl verletzende Weise zur Darstellung gebracht, bei der zweiten Bearbeitung sich mit der Verurtheilung begnügt, so schildert er uns jetzt die schreckliche Todesangst, welche Adelheid nach der Entfernung ihres zur Vergiftung Weislingen's abgesandten Franz befällt, und er deutet die rächende Fehme, die bereits über ihrem Haupte schwebt, auf nicht unbedenkliche Weise an.

Es bleibt dem Dichter nur noch übrig, Mariens Verwendung bei Weislingen und Götzens Scheiden darzustellen. Erstere wird in der zweiten Bearbeitung durch eine Szene zwischen Elisabeth und Lerse eingeleitet, worin erstere, nachdem sie erfahren, Marie sei angekommen und Weislingen zum Kommissar ernannt, zu Marien geführt zu werden verlangt, auf deren Verwendung sie ihre einzige Hoffnung für ihres Gatten Leben setzt. Jetzt dagegen hat es der Dichter vorgezogen, uns Marien nebst Lersen schon auf dem Wege zu Weislingen hin vorzuführen, und den schweren Kampf darzustellen, den es Marien kostet, Weislingen wieder zu sehn und des Bruders Leben von ihm zu erbitten. Die Szene, bei welcher er einiges aus der frühern benutzt, ist ganz in dem theatralischen Rührungstone geschrieben, der von dem sonstigen Charakter des Stückes so sehr absticht, wie er der gewöhnlichen Schauspielerroutine gemäß ist. Man betrachte nur die Worte Lerse's beim Anblick der in der Laube — auch ein romantischer Zug — schlafenden Marie: „Wie schön, wie himmlisch leuchtet der Schlaf des Guten! er gleicht mehr der Seligkeit, als dem Tode. Leider, daß ich sie wecken muß!" oder Mariens Erwachen: „Wer ruft? wer auf einmal reißt mich aus den seligen Gefilden herunter in die irdischen Umgebungen?" oder

*) „Seht ihr was?" ist offenbarer Druckfehler statt: „Saht ihr was?"

ihre Schlußäußerung: „Ich werde mich vor seine Füße werfen, ich werde vor ihm weinen — aber — Gott verzeih' mir's — nicht über meinen Bruder — über mich!“ Das ist alles gleißender Firniß, der die natürlichen Farben des rein aus der Seele strömenden Gedichtes widrig bedeckt.

Der Monolog Weislingen's, welcher hier den siebzehnten Auftritt bildet, hat am Anfange dadurch ein paar Zusätze erhalten, daß Goethe, um die theatralische Wirkung zu steigern, den von verzehrendem Gifte ergriffenen Weislingen nicht allein auftreten, sondern von Franz und einem jungen Diener aus einem Zimmer in's andere führen läßt. Statt des beginnenden: „Ich bin so krank, so schwach“, heißt es: „Vergebens, daß ich mich aus einem Zimmer in das andere schleppe, ich trage mein Weh mit mir fort. Vergebens, daß ihr mich unterstützt, eure Jugendkräfte gehn nicht in mich herüber.“ Gleich darauf sind die Worte eingeschoben: „Hier setzt mich nieder! Hier laßt mich allein und haltet euch in der Nähe!“ wonach Franz in großer Bewegung abgeht. Der folgende Auftritt hat wenige und unbedeutende Aenderungen erfahren. Weislingen ruft jetzt nach Franz, während er früher klingelte, und dieser erscheint schweigend, wogegen er früher durch die Anrede: „Gnädiger Herr!“ seine dienstbereite Anwesenheit kund gab. Mariens Worte: „Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn, und nun ich ihm nahe, fühl' ich, wie lebhaft“, sind jetzt sehr passend nach Weislingen's Befehl an Franz, die Papiere zu bringen, versetzt, während sie früher weiter unten standen, nachdem Franz sich Weislingen zu Füßen geworfen, wo sie von geringerer Wirkung sind. Bald darauf sind in Weislingen's fortgesetzter Rede an Franz, der sich eben vor ihm niedergeworfen hat und seine Kniee umfaßt hält: „[Franz,] steh' auf und laß das Weinen. [Ich kann wieder aufkommen.] Hoffnung ist bei den Lebenden“, die eingeklammerten Worte, welche die Rede schwächen, mit Recht weggefallen. Freilich hätten hierbei auch die folgenden Worte: „Ihr werdet nicht. Ihr müßt sterben“, noch einer andern Aenderung bedurft, als sie jetzt in dem das ausgefallene Wort „aufkommen“ andeutenden Gedankenstrich gegeben ist. Auf Weislingen's dringenden Wunsch: „Leb' wohl, Marie, und geh'“, erwiederte diese früher: „Ich will bei dir bleiben, armer Verlaßner.“ Weislingen kann den Anblick Mariens nicht ertragen; deshalb sucht er sie mit liebevollen Worten zu entfernen. Goethe selbst scheint dies später nicht recht verstanden zu haben, indem er annahm, Weislingen dringe auf Mariens Entfernung, damit Götz so bald, wie möglich, aus dem Thurm entlassen und der Sorge wegen seines Lebens enthoben werde. Deshalb gab er Weislingen jetzt die Worte: „Leb' wohl, Marie, geh' und zieh' ihn aus dem Kerker“, und da auch

Marie jeden Aufschub müsse vermeiden wollen, so setzt er ihrer Erwiederung die Worte vor: „Senden wir Lersen“, ohne zu bedenken, daß Lerse Weislingen, der nicht weiß, in welcher Begleitung Marie gekommen, eine völlig unbekannte Person ist. Uebergehen wir ein paar minder erhebliche Abweichungen, so ist am Schlusse noch die Bemerkung hinzugekommen, daß Marie neben Weislingen niederkniet, während sie die Worte: „Erbarmer, erbarme dich seiner u. s. w.“ spricht.

Die drei folgenden Szenen, der Urtheilsspruch über Adelheid, die Szene zwischen Lerse und Marien auf der eiligen Rückkehr und die im Thurm zwischen Elisabeth und Götz, sind ganz ausgefallen. Der Dichter führt uns aus dem Schloß des sterbenden Weislingen unmittelbar in das Heilbronner Gefängniß, wobei es auffallend ist, daß er hier wieder eine unnöthige Szenenveränderung eintreten läßt, indem der neunzehnte Auftritt jetzt nicht, wie früher, in demselben Gärtchen spielt, wo im zwanzigsten Götz auftritt, sondern im Innern des Gefängnisses. Es scheint fast, daß Goethe, da er doch einmal im fünften Akte mit so wenigen Szenenveränderungen, wie früher, nicht auskommen konnte, sich hierin ganz frei erging, vielleicht auch um zum Schlusse auch noch durch den raschen Wechsel bedeutender Dekorationen auf den Zuschauer zu wirken; denn von einer gewissen Effekthascherei ist die theatralische Bearbeitung des „Götz“ keinenfalls ganz frei zu sprechen. Marien läßt der Dichter jetzt bei Weislingen zurückbleiben und Lerse allein heimkehren, wie er dies bereits oben in dem eingeschobenen: „Senden wir Lersen“, einleitete. Durch diese keineswegs nöhige Aenderung hat der Dichter sich des Vortheils beraubt, Marien beim Tode des Bruders erscheinen zu lassen. Lerse hat Weislingen's Auftrag bei den Bundeshäuptern besorgt. Eben ist er angekommen, und seine jetzt hinzugefügten Worte an den Kastellan: „Hier ist Brief und Siegel, hier die Unterschrift der Bundeshäupter; sogleich soll Götz aus der engern Haft entlassen werden“, eröffnen die Szene. Der Kastellan entfernt sich darauf, und Elisabeth erscheint, welche mit den früher an den Wächter gerichteten Worten: „Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu' an meinem Herrn“, mit geringer Veränderung Lerse anredet. Das folgende Gespräch hat dadurch einige Umgestaltungen erleiden müssen, daß es nicht, wie früher, Marie, sondern Lerse ist, womit Elisabeth sich unterredet. Am Schlusse finden wir statt Mariens Worte: „O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!“ folgende die Schlußszene geschickt einleitende Aeußerung Elisabeth's: „Ach kommt, daß wir ihn wieder (?) ins Freie führen. — Wie sehnlich war sein Wunsch, nur in's Gärtchen des Kastellans auf der Mauer hinauszutreten.“ Statt eines Gärtchens am Thurm erhalten wir jetzt die anziehendere Dekoration eines kleinern Gartens auf der Mauer, welcher durch und über die Zinnen

eine weite Aussicht in's Land gewährt. Die letzte Szene hat fast nur dadurch einige Veränderung erlitten, daß Marie abwesend ist, wodurch die Umgestaltung der Anrede an Marien bedingt ward und die letzten Worte Mariens Lerse zufielen, woneben freilich Lerse's eigene Worte: „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!“ hätten wegfallen können.

Wir haben bisher nur die Hauptveränderungen in der Handlung mit gelegentlicher Berücksichtigung einzelner andern Abweichungen betrachtet, aber auch sonst zeigt die theatralische Bearbeitung manche mehr oder minder bedeutende Verschiedenheiten auf, von denen wir nur beispielsweise einiges anzuführen gedenken. So ist I, 4 die Stelle vom Prior zu St. Veit, I, 6 am Anfang der Szene die Erzählung der Legende, I, 11 die ganze Stelle, welche mit der Erwähnung des Wormser Reichstags beginnt, und mit Weislingen's Worten schließt: „Ihr seid argwöhnisch und thut uns Unrecht,“ II, 2 die Erwähnung der Ermüdung von Weislingen's Boten und der Antwort des Bischofs u. a. ausgefallen. Nicht weniger häufig sind ganze Stellen eingeschoben. So I, 4 die ganz unnöthige, weitschweifige und matte Rede des Götz: „Wer weiß, wo wir uns — helf' uns beiden,“ I, 10 der auf Rührung berechnete Zusatz: „da wir hier in der Kapelle nebeneinander knieten und beteten, und in keinem ernsten, keinem heitern Augenblick uns trennen konnten,“ II, 3 die Stelle: „Ja, Frauen — für die Ewigkeit“, wofür eine andere weiter unten ausgelassen ist. Mehrere derartige, die Handlung in lebhaftern Fluß bringende Zusätze bietet die erste Szene des Stückes. Die Worte Metzler's: „Nur nit geschimpft, Hänsel, sonst kommen wir dir über die Glatze“, haben dort den Zusatz erhalten: „Deine Grobheit leiden wir nicht“, worauf der Wirth erwiedert: „Ei sieh den vornehmen Herrn!“ Metzler aber fährt fort: „Vornehm genug! Ein Bauer ist jederzeit so gut als ein Reiter, und vielleicht so gut als ein Ritter. Es wird sich zeigen“, und erst hieran schließt sich der frühere Text. Die theatralische Bearbeitung läßt darauf Metzler hinausgehn, welcher dann später mit zwei schweren Prügeln zurückkommt, und Sievers mit den Worten aufruft: „Wo bleibst du? Komm' heraus! frisch und hilf mir zuschlagen!“ Auch das darauf folgende kurze Gespräch zwischen Metzler und Sievers ist neu, dagegen die Worte Faud's: „Sagte ich dir — passen können,“ nur umgestellt. Am Schlusse läßt der Dichter zur dramatischen Belebung die Bambergischen Reiter an der Thüre erscheinen, um die beiden Bauern herauszufordern, und der Wirth beschließt die ganze Szene mit den matt auslaufenden Worten: „Sie müssen sämmtlich wacker zuschlagen, wenn jeder die Prügel kriegen soll, die er verdient. Das wollen wir nun gelassen mit ansehn.“ An Verschiebungen fehlt es gleichfalls nicht. So sind I, 7 die folgenden Reden:

1) Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehn. Kommen sie bald?

2) Reiter. Sie reiten das Thal herauf, in einer Viertelstunde sind sie hier.

3) Marie. Er wird niedergeschlagen sein.

4) Reiter. Finster genug sieht er aus.

5) Marie. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun,

jetzt also geordnet: 3. 4. 1. 5. 2. und vor ihnen die Worte Elisabeth's und Faud's: „Nun das wäre — unser Gefangner“, eingeschoben. Dem Dichter schien es zweckmäßig, die Gefangennehmung Weislingen's noch weiter beschreiben zu lassen, was denn Marien zur Bemerkung veranlaßt, er müsse sehr niedergeschlagen sein, sich also gefangen zu sehn, wogegen Elisabeth ihre Neugierde äußert, den Mann in ihrem Hause zu sehn, der ihren Gatten so treulos befeinde, während Marie seiner Ankunft mit schmerzlichem Gefühl entgegen harrt. Die frühere Ordnung ist ohne Zweifel die dramatisch lebhaftere und natürlichere, da Elisabeth mit dem Ausdruck ihrer neugierigen Erwartung nicht zurückhalten kann. Bemerkenswerth ist, daß I, 9 Weislingen dem kleinen Karl nur die Hand reicht, während er ihn in den früheren Bearbeitungen in die Höhe hob und küßte. Jener Ausdruck seines unwillkürlich ihn ergreifenden, beim Anblicke des Kindes, das ihn an die mit Götz verlebten Kinderjahre erinnert, sich gewaltsam hervordrängenden Gefühls schien dem Dichter später hier mit Unrecht zu stark.

Von sonstigen weitgreifenden Veränderungen mögen drei Beispiele genügen. II, 1 erwiedert Marie auf Weislingen's Bemerkung, unschuldige Liebe erfreue die Gottheit: „Hegt sie nur im stillen Herzen, damit sie rein bleibe“, und Weislingen fährt fort: „O da wohnt sie auf ewig!“ Statt dessen hieß es früher weniger passend: „Es sei! aber ich bin nicht dadurch erbaut“, woran sich denn die Erzählung von Mariens Aebtissin anschließt über die Natur der Liebkosungen und die Schwäche verliebter Mädchen. II, 5 sind die drolligen, wenig angebrachten Worte in Franzens erster Rede eingeschoben: „Vom Bischof an bis zum Narren herunter grüßt euch der Hof, und vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter die ganze Stadt.“ Bald darauf erzählte Franz früher, der Bischof habe gleich den Buben von Götz herausgeben und noch Geld dazu zahlen wollen, wenn Weislingen frei komme, aber da er gehört, Götz werde Weislingen gegen sein bloßes Wort losgeben, so habe er von Vertagung gesprochen. Da aber Franz unmöglich eine solche Nachricht dem Bischofe mittheilen konnte — erst kurz vorher, nach der Rückkehr von Franz, hat sich Götz zu freier Entlassung Weislingen's bereit erklärt —, so glaubte der Dichter die Stelle

umändern zu müssen. Leider aber ist dadurch das Uebel eher vermehrt als gemindert worden; denn wenn jetzt berichtet wird, der Bischof habe auf die Nachricht, wie es Weislingen bei Götz ergehe, nichts erwiedert, der Marschalk dagegen am andern Tage bemerkt, sie gäben ihm keinen Brief an Götz mit, da sie diesem nicht trauten, und dem Boten aufgetragen, Weislingen, über dessen gute Behandlung man sich freue, solle sich gedulden, sie wollten desto eifriger an seine Befreiung denken, da sie ihn nicht entbehren könnten, so sieht man nicht, welchen Auftrag denn Franz überhaupt an den Bischof gehabt, und weshalb er eigentlich an diesen gesandt worden, wie es auf der andern Seite ganz unbegreiflich ist, daß der Bischof die Sache mit Weislingen so leicht nimmt, und trotz des Versprechens, für seine Befreiung wirken zu wollen, gar nichts thut.

Der Ausdruck hat an manchen Stellen an leichter Gewandtheit oder Kraft gewonnen, viel häufiger aber ist er breiter und matter geworden. So lesen wir jetzt I, 9 das kräftigere: „Viel Licht starker Schatten", statt: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten", aber unmittelbar darauf „doch soll mir alles willkommen sein" statt „doch wär' mir's willkommen". I, 11: „Sind dir nicht Arme gewachsen und Freunde beschert?" statt „Hast du nicht Arme und Freunde?" Mehrfach ist ein Ausdruck als zu scharf oder anstößig durch einen mildern ersetzt worden. So finden wir jetzt „Schuften" statt „Hunde" oder „Lumpenhunde", „zausen" statt „lausen", „Ich will nicht ruhen noch rasten", statt „Ich will ihr Bette nicht besteigen", und der unanständige Gruß an den Hauptmann (II, 9) hat dem gelindern „er kann zum Teufel fahren", weichen müssen. Fremdwörter sind mehrfach durch deutsche Ausdrücke ersetzt, so „Ordre" durch „Befehl", „sondiren" durch „erforschen", „Diskurse" durch „Verhandlungen", „neutral sein" durch „sich erhalten", doch ist „Commissarii" beibehalten, andere Fremdwörter hinzugekommen, wie gleich in der ersten Szene „Succurs". In den Worten des ersten Reiters I, 1: „Was räsonnirt ihr auf unsern Bischof", steht jetzt „scalirt". Ein paarmal sind gewöhnliche Redensarten ohne Noth geändert. So sagt Götz jetzt I, 11: „Daß sie nur darum ein graues Haar anflöge", statt: „Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen ließen." Manche Freiheiten, die sich Goethe früher erlaubt hat, sind in der theatralischen Bearbeitung abgestellt; so ist einmal „lehren" statt „lernen" hergestellt, der Ausfall des Artikels, wie in „an Kopf", „in Haslacher Wald" ersetzt (doch hat sich „in Streit" erhalten), der Artikel vor Eigennamen ein paarmal getilgt, das ausgebliebene „es" eingefügt. Was endlich die Formen betrifft, so ist „nicht" statt „nit", welche beide Formen früher, wie in Götzen's Lebensbeschreibung selbst sich nebeneinander finden, „Thurm" statt „Thurn" (letzterer Form bedient sich Götz selbst) durchweg hergestellt,

ebenso die abgefallene Endung et, wie „richtet“ statt „richt“, „verkundschaftet“ statt „verkundschaft“ (dagegen hat sich „fürcht“ statt „fürchtet“ in den Worten Elisabeth's an den kleinen Karl erhalten); statt „auf'm“, „auf'n“, „vor'n“ sind die Formen mit vollem Artikel und statt „'naus“ „hinaus“ eingetreten. Auffallend ist, daß I, 4 „gessen und trunken“, was auch der erste Entwurf schon hatte, an die Stelle von „gegessen und getrunken“ getreten ist, wie auch einmal „worden“ statt „geworden“ steht. Das so unzähligemal abgefallene e ist an den meisten Stellen hinzugefügt, ebenso das elidirte e häufig wieder zu Ehren gekommen.

Fassen wir nach allem unser Urtheil über die theatralische Bearbeitung noch einmal schließlich zusammen, so hat diese das Stück freilich der gewöhnlichen Bühnenform näher gebracht und manche theatralisch wirksame Szene eingefügt, die Wirksamkeit anderer bedeutend erhöht, allein der dichterische Werth des Ganzen hat darunter ungemein gelitten, die Einheit des Tons und der Behandlung ist verloren gegangen und das Ganze, trotz der äußerlich geförderten Einheit und Stetigkeit der Handlung, in sich zerfallen. Höchst auffallend ist der Mangel dichterischer Kraft, die uns in den meisten der neu gedichteten Szenen entgegentritt, wo wir fast nur die gewöhnlichste Theaterroutine finden, die ihre bunten Farben geschickt zu verwenden weiß, um ein aus der Ferne gesehen nicht unangenehm in die Augen fallendes, aber wahrhaft innern Gehaltes ganz ermangelndes Bild hinzuwerfen. Dieses Versiegen dichterischen Geistes war aber bei Goethe nur ein sehr vorübergehendes. In der „natürlichen Tochter“ hatte er seine ganze dichterische Kraft zu einer der durchgearbeitetsten und feinsten, im höchsten Idealtone gehaltenen Schöpfungen angespannt, während sich zugleich sein lyrisches Gefühl in einigen tief empfundenen Liedern ergoß. Eine völlige Erschöpfung, wie sie sich bei Goethe nicht selten einstellte, wandte ihn auf einige Zeit der Dichtung ganz ab, und wenn er unter manchen anderen Beschäftigungen auch die Bearbeitung des „Götz“ angriff, so war dies gerade nur eine theatralische Zustutzung, bei welcher der Dichter zu Hause geblieben war. Erst nach Schiller's Tod kehrte seine frische dichterische Kraft wieder zurück, die sich zunächst im Epilog zur „Glocke“ des hingeschiedenen Freundes wieder herrlich bewährte.

Fragen wir endlich, in wiefern „Götz“ ohne irgend eine bedeutende Umarbeitung unserer Bühne zu erhalten sei, so dürfte durch Umstellung und Auslassung einzelner Szenen und Abkürzung anderer hier leicht zu helfen sein. Der erste Akt würde mit wenigen Auslassungen (wie z. B. in der ersten Szene von Jarthausen der Anfang bis zu den Worten „ein großes Kloster bauete“ zu streichen wäre) bis zu der Stelle, wo Götz mit Weislingen zu Tische geht, unverändert zu erhalten sein; hiernach müßte

die jetzige erste Szene des zweiten Aktes und zum Schluß die letzten Szenen auf Jaxthausen aus dem ersten Akt folgen. Den zweiten Akt begänne die erste Szene auf Jaxthausen zwischen Götz und Selbitz; daran schlössen sich die folgenden Bamberger Szenen, die zweite im Spessart (die erste bliebe ganz weg), dann die Szene zwischen Adelheid und Weislingen, zuletzt die in der Herberge. Die stärkste Umgestaltung würde der dritte Akt erfordern. Hier würde zunächst die erste Szene zu Bamberg ausfallen, dann aber der Schluß der vorhergehenden Szene von den Worten „Komm' noch“ an zu streichen und der Anfang der nächstfolgenden wenig umzuändern sein. Ferner fielen aus die Szenen „Wald an einem Morast“, „Jaxthausen“, „Lager“, dann weiter die folgende Szene auf Jaxthausen und die unmittelbar damit verbundene im Lager, endlich die in der Küche spielende. Der vierte Akt würde nur die letzte Szene einbüßen. Im fünften würden wegfallen das erste Gespräch zwischen Elisabeth und Lerse, die Unterhaltung mit dem Unbekannten und die beiden vorletzten Szenen. So würde sich das dramatische Gemälde des „Götz“ ohne zu viele Szenenveränderungen und das ewige Hin- und Herspringen sehr wohl auf der Bühne darstellen lassen, wenn auch eine bedeutende theatralische Wirkung nicht zu erwarten sein dürfte; immer würde es der Mühe lohnen, dem Volke das ganz von Deutschem Leben getränkte Bild des biedern, an seiner Treuherzigkeit und der Hinterlist der Mächtigen zu Grunde gehenden Helden auch von der Bühne herab zu zeigen, damit es an ihm sich tröste, bilde, stärke, seiner vollen Würde und oft mißbrauchten Treue an ihm sich bewußt werde; denn Deutsches Gemüth spiegelt sich in dieser wunderbaren Tragödie Deutscher Treue überall wieder, voll reinsten Glanzes edelster Menschlichkeit.

II. Egmont.

Als Goethe an seinen väterlichen Freund, den Aktuarius Salzmann in Straßburg, die schriftliche Bitte richtete, einen Abdruck seines eben erschienenen „Götz“ an seine Sesenheimer Geliebte zu senden, fügte er die humoristische Bemerkung hinzu: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird.“ Goethe selbst wußte sich einer gewissen jugendlichen Leichtfertigkeit schuldig, durch welche er Friederiken unendlichen Schmerz bereitet hatte, aber keiner Treulosigkeit, welche Weislingen's Seele belastete; wenn dieser durch die Verführung eines liebreizenden. aber ränkevollen Weibes seinem heilig gegebenen Worte abwendig gemacht wird, so hatte unsern Dichter die Einsicht, daß eine Verbindung mit Friederiken für ihn unmöglich sei, zur schmerzlichsten Entsagung genöthigt. Mochte Friederike ihm auch mit Recht vorwerfen dürfen, wie er es selbst that, daß er im Rausche jugendlicher Leidenschaft im Herzen des wonnig aufblühenden Mädchens Hoffnungen genährt habe, ohne die Möglichkeit ihrer Erfüllung zu bedenken, so konnte doch kein Vorwurf der Treulosigkeit in ihre Seele kommen. So bestand also die ganze Aehnlichkeit zwischen Weislingen und Goethe einzig darin, daß beide dem geliebten Mädchen, welches in ihrem Besitze sich das schönste Lebensglück geträumt hatte, durch ihren Verlust unsägliches Weh bereitet, wofür Weislingen bitter büßen muß — und diese Buße Weislingen's, meint Goethe, müsse Friederiken einen gewissen Trost in der Ueberzeugung gewähren, daß auch er nicht straflos ausgehn könne. Auch trägt Weislingen's Braut weder den Namen noch irgend einen hervorstechenden Zug Friederikens an sich, während Elisabeth in beiden Beziehungen an seine Mutter erinnert, ja die stille, zarte, in sich gekehrte Maria bildet den entschiedensten Gegensatz zur lebhaften, sinnlich heitern, frei der Natur und ihrem unmittelbarsten Genusse zugekehrten Friederike. Auch scheint der Dichter es eher gemieden zu haben, dieses durch die naturgemäße Entwicklung der Fabel (vgl. oben

S. 21) ihm aufgedrungene Verhältniß weiter auszuführen, als daß er es mit besonderer Vorliebe ergriffen hätte. Die traurige Leere, welche sich nach dem Verluste Friederikens seiner bemächtigt hatte, trieb ihn, nachdem er auch, in Folge des eingetretenen Winters, den gewohnten Ausflügen in die weitere und nähere Umgebung hatte entsagen müssen, zur dramatischen Ausführung des gewaltigen Bildes des durch Treue, Ehre und mannhafte Kraft geadelten letzten Deutschen Ritters, ohne daß irgend eine Beziehung zur Sesenheimer Geliebten ihn dabei geleitet hätte. Erst als er nach dem Erscheinen des „Götz" — und zwar nicht gleich bei der ersten Absendung der nach Straßburg bestimmten Abdrücke — auch Friederiken nicht umgehn wollte, fiel ihm eine gewisse Aehnlichkeit des Verhältnisses zwischen Marien und Weislingen mit seiner Sesenheimer Liebe auf, die er humoristisch dem Freunde andeutet; im Grunde konnte Friederike sich freilich an Marien trösten und stärken, deren mit möglichster Fassung ertragenes Unglück das ihrige bei weitem überwog.

Wie „Götz" in die erste Zeit, nachdem der Schmerz über Friederikens Verlust ausgetobt hatte, so fällt die Dichtung des „Egmont" nach der endlichen bitter schmerzlichen Entscheidung, daß er sich von Lili trennen müsse, die, bei aller ihrer heitern Anmuth und gutmüthigen Herzlichkeit, der Sucht, allen zu gefallen, nicht entsagen wollte. Wann der Stoff des „Egmont" dem Dichter zuerst aufgegangen, läßt sich eben so wenig unzweifelhaft bestimmen, als welche Veranlassung ihn darauf geführt. Goethe selbst bemerkt (B. 22, 392), er habe, nachdem er im „Götz" das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach seiner Art abgespiegelt, sich nach einem ähnlichen Wendepunkte der Staatengeschichte sorgfältig umgesehen*), und so habe der Aufstand der Niederlande seine Aufmerksamkeit gewonnen. Aber es läßt sich kaum glauben, daß er so lange Zeit, länger als zwei Jahre, nach einem solchen Stoffe gesucht oder dessen Ausführung so lange verschoben haben sollte. Mehr zufällig als absichtlich dürfte er zu der meisterhaft geschriebenen Darstellung des Römischen Jesuiten Famiano Strada de bello Belgico gekommen sein, die sich ohne Zweifel in der wohl ausgestatteten Bibliothek seines Vaters befand. Noch in der Mitte September finden wir den Dichter mit „Faust" beschäftigt;**) wenige Tage darauf,

*) In gleicher Weise spricht er B. 22, 400 von seinem sorgfältigen Studium einzelner Theile der Weltgeschichte, von seiner fleißigen Erforschung der Quellen der Geschichte vom Aufstand der Niederlande. Beides möchten wir bezweifeln, wie ja manche ähnliche Aeußerungen in „Wahrheit und Dichtung" sich als keineswegs zuverlässig erwiesen haben.

**) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 342 Note.

am 19., entschließt er sich, nach langem Kampfe, seiner Lili zu entsagen; dann nahmen die Anwesenheit der Herzoge von Sachsen-Weimar und Sachsen-Meiningen so wie ein Besuch Zimmermann's ihn lebhaft in Anspruch, zogen ihn in einen Strudel von Zerstreuungen. Während er sich von diesem „gottlosen Geschwärme" einigermaßen zu erholen suchte, dürfte ihm Strada, vielleicht auf Veranlassung seines Vaters, in die Hände gekommen sein, woneben er sich mit dem „Hohenliede" beschäftigte. Noch ehe der Herzog von Weimar mit seiner eben angetrauten Gattin am 12. Okt. nach Frankfurt zurückkehrte, wird der Plan zum „Egmont" sich in seinem Geiste ausgebaut haben. Strada führte ihn dann zu Emanuel van Meteren's „Niederländischer Geschichte", von welcher — das Werk war ursprünglich Holländisch geschrieben — er des Verfassers eigene Deutsche Uebersetzung vom Jahre 1611 benutzt haben dürfte. In Erwartung des von Straßburg kommenden Kavaliers, der ihn nach Weimar bringen sollte, begann der Dichter gleich nach der Abreise des Herzogs, am 13. Oktober, einzelne Szenen auszuführen.*) Der auf einen bestimmten Tag festgesetzten Ankunft gewiß, nahm er von allen seinen Bekannten Abschied; da diese sich aber auf die unerwartetste Weise verzögerte, so zog er es vor, um nicht zum zweitenmal sich verabschieden zu müssen, sich ganz zu Hause zu halten und für abgereist zu gelten. Die leidenschaftliche, endlich bis zur Verzweiflung gehende Spannung förderte das Stück höchst bedeutend, und er würde es ganz zum Abschluß gebracht haben, wenn nicht die große Aufregung, welche ihn umtrieb, ihn außer Stand gesetzt hätte, manche zur Vollendung nöthige Nebenszenen auszuführen, und er zuletzt, wo er, dem Willen des Vaters gemäß, nach Italien sollte, zu jeder Arbeit völlig unfähig geworden wäre. Hatte ihn früher die Schwester zur Vollendung des „Götz" getrieben, so war es der Vater, welcher, da Goethe ihn mehrfach lebhaft von seinem Plane unterhalten hatte, ihn unablässig drängte, das Stück, von dem er sich außerordentlich viel versprach, nicht unvollendet zu lassen. So berichtet wenigstens Goethe selbst (B. 22, 392), obgleich es

*) Goethe berichtet B. 22, 393, er habe nach der ersten Einleitung gleich die Hauptszene angegriffen, ohne sich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern. Es ist nicht bestimmt zu entscheiden, welche Szene er hier unter der „Hauptszene" verstehe. An die Szenen des vierten Aktes dürfte am wenigsten zu denken sein, da dieser Akt dem Dichter noch später die meiste Schwierigkeit machte. Auch ist kaum anzunehmen, daß er gleich zur Schlußszene oder zum letzten Akt, wie sein Wilhelm Meister (B. 16, 27 f.), übergesprungen wäre. Ohne Zweifel ist statt „Hauptszene" zu lesen „Hauptszenen". Zu den Neben- oder Verbindungsszenen gehören die der Regentin und mehrere Bürgerszenen.

uns wenig wahrscheinlich dünkt, daß dieser an einer so wesentlich von der Geschichte abweichenden, eine Liebesgeschichte willkürlich einmischenden dramatischen Bearbeitung solchen Antheil hätte bezeigen können, und er würde in diesem Falle auch unzweifelhaft auf der vollständigen Beendigung des Stückes vor der leicht hinauszuschiebenden Abreise bestanden haben.

Auch nachdem er Frankfurt verlassen, lag dem Dichter sein in mächtig bewegter Leidenschaft entworfener „Egmont" noch sehr lebhaft in Sinn und Geist. Als Fräulein Delf ihn durch ihre Vorstellungen in Heidelberg zurückzuhalten und seine Rückkehr nach Frankfurt zu hintertreiben suchte, rief er ihr leidenschaftlich und begeistert die Worte zu, mit welchen Egmont seines Sekretärs Bedenklichkeit abweist: „Kind! Kind! nicht weiter! — woher er kam." *). In Weimar selbst werden besonders „Egmont" und „Faust" zu den noch „ungedruckten Werkchens" gehört haben, mit deren Vorlesung er nicht bloß „die dortigen Herrschaften" **), sondern auch seine nähern Freundinnen und Freunde unterhielt. Im Februar 1776 schreibt er an Frau von Stein: „Wir (der Herzog und Goethe) haben heute viel Guts gehandelt über die Vergangenheit und Zukunft. Geht mir auch wie Margarethen von Parma: ich sehe viel voraus, das ich nicht ändern kann (Egmont I, 2)." Aber andere Arbeiten, meist zum Zwecke der Darstellung auf der Liebhaberbühne unternommen, „der Falke", „die Geschwister", „Lila", „der Triumph der Empfindsamkeit" und die Anfänge des „Wilhelm Meister", zogen ihn von der Vollendung des „Egmont" zurück, dessen vierter Akt noch unausgeführt vor ihm gelegen oder einer völligen Umarbeitung bedurft zu haben scheint. Erst Anfangs Dezember 1778 fühlte er sich wieder zum „Egmont" gezogen, an dem er einige Szenen schrieb, unter anderen das Gespräch zwischen Alba und Ferdinand und den Monolog Alba's.***) Allein bald darauf nahm „Iphigenie" seine ganze dichterische Thätigkeit in Anspruch, nach deren Vollendung er erst zum „Egmont" zurückkehren konnte. Waren alle übrigen dramatischen Dichtungen, mit welchen sich Goethe die Zeit über beschäftigt hatte, mehr ein leichtes, äußeren Zwecken gewidmetes Spiel gewesen, so erfüllten „Egmont" und „Iphigenie" seine ganze Seele. Am 6. April 1779 kam letztere zur ersten Aufführung, und hatte sich allgemeinsten, tiefempfundensten Beifalls zu erfreuen, wodurch der Dichter sich zur Vollendung des umzuschreibenden

---

*) B. 22, 414. 9, 177.

**) Man vgl. den Brief von Goethe's Vater an Schönborn vom 24. Juli 1776.

***) Nach Riemer's Angabe II, 76.

„Egmont“ getrieben fühlte, und er scheint dieselbe seiner mit innigstem Antheil seine ganze dichterische und menschliche Entwicklung verfolgenden Freundin, Frau von Stein, auf den 1. Juni zugesagt zu haben.*) „Mein Egmont rückt doch“, schreibt er dieser am 26. Mai, „ob ich gleich den 1. Juni nicht fertig werde.“ Fast einen Monat später, am 24. Juni, meldet er: „Gestern Abend hab' ich noch eine Szene im „Egmont“ geschrieben, die ich kaum wieder dechiffriren kann.“ Bald darauf aber scheint das Stück wieder ganz liegen geblieben zu sein.**) Am 3. September, wo er der Freundin die geheimnißvolle Anzeige macht, daß er mit dem Herzoge verreise, „und zwar eine gewünschte und gehoffte Reise“, schreibt er: „Ich schicke Ihnen, was vom „Egmont“ fertig ist, und alle meine andere Sachen; heben Sie mir sie auf.“

Nach der Rückkehr von der Schweizerreise nahmen besonders „Tasso“ und „Wilhelm Meister“ neben vielen kleineren Gedichten und sonstigen Entwürfen seine volle Thätigkeit in Anspruch; auch an „Iphigenie“ ward gebessert, sogar der Plan zu einer Tragödie „Elpenor“ gemacht, und einzelne Szenen ausgeführt. Erst als die Weiterführung des „Tasso“ ihm nicht gelingen wollte***), wandte er sich von neuem dem ältern Stücke zu. „Mein Egmont ist bald fertig“, schreibt er am 12. Dezember 1781 von einer kleinen Reise aus an Frau von Stein, „und wenn der fatale vierte Akt nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch dieses lang vertrödelte Stück beschließen.“ Die Vorbereitungen zu den Winterlustbarkeiten nahmen ihn bald darauf ganz in Anspruch, und hinderten die Vollendung.†) Am 14. März 1782 führte ihn die Rekrutenaushebung einige Tage von Weimar weg. Auf diesem Umritte vollendete er das herrliche Gedicht „auf Mieding's Tod“. Auf Schloß Dornburg, wo er vor drei Jahren einen guten Theil seiner „Iphigenie“ gedichtet hatte, nahm er den „Egmont“ wieder vor. Von hier aus schreibt er am Abend des 16. März an Frau von Stein: „Nun (nach Vollendung des „Mieding“) will ich über den „Egmont“, und hoff' ihn endlich zu zwingen.“ Und am folgenden Abend, nach einem still hin-

*) In ähnlicher Weise hatte er derselben Freundin versprochen, seine „Geheimnisse“ vor dem Schlusse des Jahres 1785 zu vollenden.

**) Am 26. Juli schreibt Fräulein von Göchhausen an Merck, Goethe habe ihr und der Herzogin den „Egmont“ und die „Vögel“ zum Vorlesen in Ettersburg gelassen.

***) Vgl. den Brief an Lavater vom 14. Nov. 1781.

†) Es ist demnach ungenau, wenn Fräulein von Göchhausen am 11. Febr. 1782 an Merck berichtet, Goethe habe neuerlich seinen „Egmont“ geendet.

gegangenen Tage — es war ein Sonntag — meldet er: „Ich bin ganz leise fleißig; ich möchte nun „Egmont“ so gar gern endigen, und sehe es möglich.“ Am 19. erfreute er sich auf dem Herzoglichen Gute zu Osmannstädt des Besuches der Freundin, von welcher er am frühen Morgen des folgenden Tages in sehnsüchtig innigen Zeilen Abschied nahm. „Mein Egmont“, heißt es hier, „ist die einzige frohe Aussicht auf die acht Tage, das einzige, was ich zwischen mein Verlangen zu dir einschieben kann, daß es mir nicht schmerzlich wird.“ Um sich ganz von seinem Gegenstand zu erfüllen, las er wieder in dem zu diesem Zwecke mitgeführten Strada. Am Nachmittag desselben Tages, des 20. März, meldet er von Buttstädt aus: „Nun will ich mich hinsetzen und einen alten Geschichtsschreiber durchlesen, damit „Egmont“ endlich lebendig werde, oder auch, wenn du willst, daß er zu Grabe komme. Heut früh hab' ich auch an „Wilhelm Meistern“ gedacht; gebe der Himmel, daß Garvens (der Ende Mai und Anfangs Juni in Weimar verweilt hatte) Weissagung eintreffe (wahrscheinlich, daß er mit den Lehrjahren seines „Meisters“ kein Ende finden werde); denn wenn nichts zu thun ist, habe ich nichts, was ich zwischen mein Verlangen zu dir legen kann, als die liebe Kunst, die auch mir armen in der bösen Zeit beisteht.“ Aber noch an demselben Abend schreibt er: „Ich habe gelesen, ausgezogen und geschrieben. Den ersten Tag, daß ich von dir weg bin, will es nie recht gehn. Mich reißt jedes Fäserchen meines Wesens zu dir. — Zum „Egmont“ habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehn, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb ich es anders, und vielleicht gar nicht; da es nun aber da steht, mag es stehn; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstands widerspricht.“ Wie sehr ihn Strada anzog, zeigt die Aeußerung im Briefe aus Kalbsrieth vom 22. März: „Im Strada, der den alten Niederländischen Krieg geschrieben hat, finden sich gar treffliche Schilderungen von Personen, die ich dir übersetzen will.“ Die gehoffte Vollendung gelang ihm in den folgenden Tagen eben so wenig, als während der drei Tage nach seiner Rückkehr in Geschäftssachen unternommenen Ausflüge nach Gotha, Meiningen, Eisenach und Ilmenau. „Am Egmont ist nichts geschrieben“, meldet er der Freundin am 6. April, „die Zerstreuung läßt's nicht zu.“ Bezeichnend ist die Aeußerung, welche er an demselben Abend auf Veranlassung von Lavater's „Pilatus“ thut: „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so geht's hin.“ Erst nach seiner am 18. April erfolgten Rückkehr scheint ihm der Abschluß des Stückes gelungen zu sein, welches er am 5. Mai mit folgenden Worten

an Möser's Tochter, Frau von Voigts, übersandte, die ihm im vorigen Jahre ihres Vaters Vertheidigung seines „Götz“ in der Erwiederung an den Preußenkönig mitgetheilt hatte und ihm freundlichst zugethan blieb. „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein, und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht. Ich füge nur eine Bitte hinzu, daß Sie die Abschrift nicht aus den Händen geben mögen, und erwarte sie bald wieder zurück.“ Leider fehlt uns über Möser's Aufnahme des „Egmont“ jede Andeutung.

Goethe wandte sich bald darauf vom „Egmont“ ganz ab, der ihm noch immer nicht recht genügen wollte, woher er auch an eine Aufführung desselben gar nicht zu denken wagte. Das Stück kam ihm sogar ganz abhanden, so daß er mehrere Jahre später, am 23. Januar 1786, an Frau von Stein schreibt: „Hast Du etwa meinen „Egmont“, die „Vögel“ oder sonst etwas von meinen dramatischen Schriften? Die benannten Sachen fehlen mir und noch mehr.“ Zu den in Italien umzuschreibenden Stücken gehörte auch „Egmont“, dem er sich aber nicht vor seinem zweiten, am 6. Juni 1787 beginnenden Römischen Aufenthalt zuwenden konnte, gerade zu der Zeit, wo in den Oestreichischen Niederlanden ganz ähnliche Szenen spielten, wie die im „Egmont“ dargestellten. Einige vierzig Advokaten von Brüssel und Mecheln hatten die rechtlich begründete Erklärung abgegeben, daß, sobald der Fürst die eidlich angenommene Verfassung verletze, die fürstliche Macht auf die Generalstaaten übergehe. In Brüssel und an anderen Orten, besonders in Brabant, war es zu Aufläufen und mancherlei Unruhen gekommen, und die Landgemeinden hatten sich erboten, im Fall es zum Handeln käme, die Städter zu unterstützen. Auf einem Spaziergange in der Villa Borghese „machte“ Goethe „Anstalt“, den „Egmont“ zu endigen, mit dem es, hoffte er, geschwind gehn werde, wenn er dran komme. *) „Egmont ist in der Arbeit“, schreibt er am 5. Juli, „und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigstens hab' ich immer unter dem Machen Symptome

---

*) Vgl. B. 24, 82. Der datumlose, später in der „Italiänischen Reise“ zwischen den 1. und 11. August eingeschobene Brief, muß in den Juni fallen, wahrscheinlich zwischen den 8. und 16. Gleich nach der Rückkehr mußte der Dichter auf die Vollendung des „Egmont“ denken, da die Bearbeitung von vier Bänden noch vor ihm lag.

gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Akt ist in's Reine und zur Reife; es sind ganze Szenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche." Vier Tage später berichtet er, „Egmont" rücke sehr vor, und er fügt hinzu: „Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Szene (Szenen?) spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufgeschrieben; man wird vieles jetzt für Pasquill halten." Eine Woche später befindet er sich bereits im vierten Akt, und er denkt in drei Wochen mit dem Ganzen fertig zu sein, das, wie er hofft, den heimischen Freunden Freude machen soll. „Montag den 30. (Juli) blieb ich den ganzen Tag zu Hause", vernehmen wir weiter, „und war fleißig. „Egmont" ruckt zum Ende, der vierte Akt ist so gut wie fertig. Sobald er abgeschrieben ist, schick' ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mir's sein, von euch zu hören, daß ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!" Zwei Tage später ist der vierte Akt fertig; die Vollendung des Ganzen meldet er am 11. August. Aber am 1. September schreibt er: „Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hier und da daran gearbeitet." Er beabsichtigte, das Stück über Zürich zu schicken, damit sein Freund Philipp Christoph Kayser Zwischenakte und die sonst nöthige Musik dazu schreibe, gab aber diesen Plan auf, als sich die Hoffnung zeigte, Kayser selbst in Rom zu haben. Die letzte Vollendung erhielt das Stück erst am 5. September, wo Goethe berichtet: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird; denn heute ist „Egmont" eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon zum voraus auf die Stunde, in welcher ihr ihn erhalten und lesen werdet. Es sollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden." Mit welcher heitern Zuversicht Goethe dem Erfolge des mit reinster Befriedigung zu Ende geführten, nach so vielfachen Versuchen endlich hell und lauter aus seiner Seele hervorgegangenen, mit liebevollster Neigung ausgebildeten Stückes entgegensah, zeigt die Aeußerung vom 6. September: „Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und fast kann ich hoffen, radikaliter kurirt zu werden; alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzuwehn. „Egmont" geht mit diesem Brief ab, wird aber später kommen, weil ich ihn auf die fahrende Post gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich, was ihr dazu sagen werdet. Vielleicht wäre gut, mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück so

frisch in's Publikum käme. Seht, wie ihr das einrichtet; ich will mit dem Rest des Bandes (der fünfte Band der ersten Ausgabe von Goethe's Schriften enthält außer dem „Egmont“ noch „Claudine“ und „Erwin und Elmire“) nicht zurückbleiben.“ Eine Abschrift des Stücks behielt er in Händen, wie er auch bei „Iphigenien“ gethan; Kayser sollte der musikalischen Begleitung wegen bald nach Rom kommen.*) Erst Ende Oktober vernahm der Dichter ein längst erwartetes Wort der heimischen Freunde über den mit solcher frischen Lust vollendeten „Egmont“, aber leider war der Beifall keineswegs ganz rein; hatte man bei der „Iphigenie“ die ältere Form des Stückes sich nicht aus dem Sinne schlagen können, so hatte man bei „Egmont“ etwas Idealisches in der Weise der „Iphigenie“ erwartet, und nahm an Klärchen's Verhältniß zum Helden gar bedeutenden Anstoß. „Die Aufnahme meines „Egmont“ macht mich glücklich“, schreibt Goethe am 3. November an Herder, „und ich hoffe, es (er) soll beim Wiederlesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Das, was ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn ihr sagt, daß es gemacht ist, so habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben.**) Die besondern Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert (in sofern er sich über den jugendlichen Enthusiasmus, womit er es begonnen, hinweggehoben fühlte) und erleichtert (durch die ihn umgebende Heiterkeit der Welt und des Lebens). — Was du von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz, und erwarte deinen nächsten Brief. Ich sehe wohl, daß dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe, da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze, da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht, und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennüance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Puppen- und Lattenwerks die Schattirungen, die ich oben herzähle, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind; vielleicht hilft ein

*) Vgl. B. 24, 150.

**) Unter „umschreiben“ versteht der Dichter hier die völlige Neugestaltung, nicht weniger im Plane als in der Ausführung.

zweites Lesen, vielleicht sagt mir dein folgender Brief etwas Näheres. Angelika hat ein Titelkupfer zum „Egmont“ gemacht*), Lips gestochen, das wenigstens in Deutschland nicht gezeichnet, nicht gestochen worden wäre.“ Am 10. November meldet er: „Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht, als dieses; doch fällt es schwer, wenn man schon anderes gemacht hat, dem Leser genug zu thun, er verlangt immer etwas, wie das vorige war.“ An Frau von Stein scheinen die Zeilen vom 8. Dezember gerichtet: „Wie sehr es mich ergötzt, daß dir mein Liedchen **) gefallen hat, glaubst du nicht, wie sehr es mich freut, einen Laut hervorzubringen, der in deine Stimmung trifft. Eben das wünscht' ich „Egmonten“, von dem du so wenig sagst, und eher daß dir daran etwas weh als wohl thut. O wir wissen genug, daß wir eine so große Komposition schwer ganz rein stimmen können; es hat doch niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst, als der Künstler selbst.“ Im „Berichte“ vom Dezember erzählt Goethe, nachdem die ersten Briefe über „Egmont“ verschiedene Ausstellungen gebracht, habe er im Dezember von Weimar aus vernommen, daß man einige Szenen für zu lang halte, die Freundinnen aber besonders das lakonische Vermächtniß tadelnswerth fänden, womit der Held sein Klärchen an Ferdinand empfehle. In dem betreffenden, wohl an Herder gerichteten Antwortschreiben suchte er auf diese ihn schmerzlich treffenden Ausstellungen möglichst freundlich einzugehn. „Wie sehr wünscht' ich, nun auch euren Wunsch erfüllen,“ heißt es hier ***), „und dem Vermächtniß Egmont's einige Modifikation geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit eurem Briefe gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stück, die Charaktere, die Verhältnisse durch, und konnte nichts finden, das ich abzukürzen hätte. Wie gerne möcht' ich euch alle meine Ueberlegungen mein pro und contra schreiben, sie würden ein Buch Papier füllen und eine Dissertation über die Oekonomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelika, und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studirt, und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich

*) Eine Darstellung der Szene des dritten Aufzugs, wo Klärchen vor Egmont auf einem Schemel kniet, und, die Arme auf seinen Schoß gelehnt, ihn anschaut.

**) Wohl das in „Claudine“ aufgenommene Lied „Cupido, loser, eigensinniger Knabe“, das Goethe im Bericht vom folgenden Januar bringt. Als sein „Leibliedchen“ bezeichnet er es im Briefe vom 9. Februar 1788.

***) Hier muß eine Zeile ausgefallen sein, des Sinnes „die zu langen Szenen zu verkürzen“.

zart sie alles auseinander legte, und es darauf hinausging, daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sei. Angelika sagte, da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf, nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme. — Es kamen noch mehr Bemerkungen dazu, daß in der Szene mit Ferdinand Klärchen's nur auf eine subordinirte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen im Stande wäre." Weiter wird des „Egmont" in den Briefen aus Rom nur nebensächlich gedacht; hatte er es damit ja seinen Weimarer Freunden und Freundinnen eben so wenig zu Dank gemacht, wie mit der „Iphigenie". So wenig Freude sollten ihm die reinsten Früchte seiner höhern Kunsteinsicht bei seinen sonst einstimmigen Freunden bringen! „Es erneute sich ihm", wie er sich später in Bezug auf Egmont äußert (B. 24, 176), „hierbei die alte Bemerkung, daß der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat. Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehn; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich sein, scheint es aber demjenigen nicht, der auf seinen Ansichten beharrt." Noch unangenehmer mußte ihn die wenige Monate nach seiner Rückkehr, im September, in der „allgemeinen Litteraturzeitung" erscheinende Beurtheilung seines „Egmont" von Schiller's Hand berühren, wo er seine Absicht völlig mißkannt fand*), wenn er auch, wie Schiller an Körner berichtet (I, 354), wo die Rede darauf kam, sich mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit darüber äußerte, um nicht den Schein eifersüchtiger Ehrsucht auf sich zu ziehen. Viel weniger einseitig urtheilte Körner, der wohl er-

*) Schiller hatte damals den ersten Theil der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" beendet. Im folgenden Jahre gab er im achten Heft der „Thalia" einen Aufsatz: „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod", von dem nur der Schluß in die Werke übergegangen ist. Vgl. Hoffmeister's „Nachlese" IV, 400 ff.

kannte, wie sehr Goethe seinen Stoff dadurch gehoben, daß er Egmont's Sorglosigkeit, nicht die Sorge für sich und seine Familie zur Ursache seines Unglücks gemacht, und wie dem Helden bei allen seinen Fehlern unsere Liebe bleibe; er sei ein Tom Jones im Trauerspiele, und warum solle diese Dichtart einen solchen Charakter ausschließen? *) Goethe war zu sehr mit seinem aus vollster Seele fließenden „Tasso" beschäftigt, als daß er um die Wirkung seines mit reinster Geistesfreiheit vollendeten „Egmont" sich hätte kümmern sollen, und bald darauf fühlte er sich durch die Französische Revolution gewaltig erschüttert, die ihm alle Lust an seinem Freiheitshelden Egmont verleiden mochte.

Goethe's Hauptquelle bilden die sieben ersten Bücher der ersten Dekas des schon genannten Werkes des berühmten, im Jahre 1649 verstorbenen Römischen Jesuiten Famiano Strada, neben welchem er Emanuel van Meteren nur an einzelnen Stellen benutzte. Strada war durch den Herzog Ranuzio I. von Parma, der trotz seiner Strenge und Grausamkeit als Förderer der Wissenschaft und Kunst auftrat, zur Beschreibung des Niederländischen Krieges veranlaßt und mit den bedeutendsten Quellen reichlich versehen worden, so daß er über die geheimen Triebfedern der Begebenheiten und ihren innern Verlauf die treuesten Aufschlüsse zu geben vermochte. Freilich steht Strada entschieden auf der Seite Spanien's und der Hierarchie, aber die Lebhaftigkeit der Darstellung, die Kenntniß der geheimsten Quellen und ein nicht zu verkennendes Streben, auch dem Gegner möglichst gerecht zu werden, geben seinem Werke einen ganz unschätzbaren Werth, woher es denn nicht allein in fast alle Europäische Sprachen übersetzt und in zahlreichen Ausgaben, trotz des Angriffs des bissigen Zänkers Scioppius in seiner Infamia Famiani Stradae, verbreitet wurde, sondern auch in den Niederlanden selbst, ungeachtet seines gegnerischen Standpunktes, vielfach aufgelegt ward, und Goethe bei seiner, freilich mit großer Freiheit und entschiedenster Verurtheilung des Spanischen und Römischen Despotismus entworfenen Dichtung es zu Grunde zu legen sich getrieben fühlte. Suchen wir nun zunächst die Darstellung, welche Strada von Egmont's Auftreten in den Niederländischen Unruhen gibt, in Kürze zusammenzufassen, und die

---

*) Briefwechsel mit Schiller I, 375. Ehe Schiller noch den „Egmont" gelesen, hatte Körner (I, 293 f.) bemerkt, er sehe einen Vorzug des Stückes gerade darin, daß die Hauptcharaktere nicht durch konventionellen Heroismus, sondern durch Menschlichkeit interessirten und das Begeisternde in dieser Menschlichkeit mit größter Wahrheit dargestellt sei. Man vergleiche auch die Aeußerungen in Huber's Briefen (Huber's sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802 S. 259 f. 303. 313 f. 404 f.), die ohne Zweifel an Körner gerichtet sind.

vom Dichter benutzten Hauptpunkte hervorzuheben, wobei wir natürlich auf Berichtigung einzelner irrigen Angaben nicht eingehn dürfen.

Strada beginnt mit der am 25. Oktober 1555 zu Brüssel erfolgten Abdankung Karl's V. und der Regentin Maria, Königin von Ungarn, welche er mit bedeutendem rhetorischen Aufwande und mit genauer Erwägung der Gründe, welche den Beherrscher des Weltreiches zu diesem wunderbaren Schritte bewogen, ausführlich erzählt. Die Regentschaft ging nun an den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen über, der in dem bald darauf ausbrechenden Kriege mit Frankreich großen Feldherrnruhm erlangte, wobei der Großthaten Egmont's *), „des tapfersten der Niederländer," in den Tagen bei St. Quentin und Gravelingen (1557. 1558) gebührend Erwähnung geschieht. Der Friede von Chateau-Cambresis gab dem Herzoge Savoyen und Piemont wieder, und so kehrte er mit seiner ihm eben angetrauten Gemahlin, einer Schwester des Französischen Königs, in seine Staaten zurück. König Philipp sah nun, nach wieder erlangtem Frieden, ehe er, um den Spanischen Thron zu besteigen, die Niederlande verließ, sich zu einer sichern Feststellung der bürgerlichen, der militärischen und auch der kirchlichen Verhältnisse der Provinzen genöthigt.

Bei dieser Gelegenheit gibt Strada eine Beschreibung der Niederlande und ihrer Bevölkerung. Hier heißt es denn, nachdem der Reichthum und der blühende Wohlstand des Landes, wie auch der aufgeweckte Geist des erfindungsreichen Volkes geschildert worden: „Uebrigens ist es diesem Volke eigenthümlich, wenn es seiner Natur folgen kann, den Trug zu hassen und nach der Treue und dem Glauben, welche sie selbst verdienen, andere zu schätzen. Gunst und Geschenke fesseln sie nicht besonders, und nicht lange; meist genießen sie Wohlthaten gleich Blumen, welche, so lange sie frisch, für angenehm gehalten werden. Eben so verhalten sie sich gegen erlittenes Unrecht, das sie schnell vergessen, außer wenn sie sich verachtet sehen, als ob sie es leicht ertrügen; dann nämlich entflammt ihr Haß unerbittlich. Ferner bemessen sie ihre Kräfte nicht ungeschickt, und verlangen nichts, was sie nicht verlangen können, obgleich niemand auf der Welt Land und Meer mit gleicher Klugheit zu Handelsvortheilen zu benutzen weiß, da sie beider Elemente mächtig sind, so daß man es unentschieden lassen muß, welchem von beiden sie angehören. Auch darin sind sie höchst bewundernswerth,

*) Goethe bedient sich der im Deutschen wie in den meisten neueren Sprachen angenommenen Form Egmont (die Spanier brauchen Aigmont), nicht der ächten Niederländischen Egmond. Strada gibt Egmontius, was entscheidend gewesen zu sein scheint, de Thou Egmondanus oder Ecmondanus, der Deutsche Meteren Egmondt.

daß sie den größten Gewinn oder Verlust, wie er beim Handel sehr häufig eintritt, mit so mäßiger und unmerklicher Aeußerung der Freude und des Schmerzes aufnehmen, daß man glauben sollte, es beträfe andere, nicht sie selbst, da ihr Gleichmuth und der Himmel sie kälter macht. Aber wo es ihre Freiheit zu vertheidigen gilt, da flammen sie übermäßig auf; denn dieser alles andere nachzusetzen halten sie für rühmlich, und stehen der Ausgelassenheit zuweilen näher, als der Freiheit." Nach einer kurzen Darlegung, wie die siebzehn Provinzen unter Karl V. verbunden worden, fährt Strada fort: „Die meisten der genannten Provinzen behielten, wie sie früher jede ihren eigenen Herrn hatten, jetzt, wo sie einem zugefallen waren, ihre eigenen Herrn und fast ihre eigene Regierung. Die Hauptursache, weshalb Karl V., obgleich er sehr wünschte, diese Provinzen in ein Reich zu verbinden, was schon sein Urgroßvater Karl der Kühne versucht hatte, dennoch von diesem Vorhaben abstand, lag darin, daß die durch Sitten, Sprache, Einrichtungen und die bei Nachbarstaaten gewöhnliche Eifersucht voneinander getrennten Völker schwer zu derselben Regierungsform, worin das Wesen des Reiches besteht, gezwungen werden zu können schienen, da keine einer andern Provinz etwas würde einräumen und fremde Gesetze als eine Verbesserung annehmen wollen. Darum pflegte der Fürst der Niederlande außer den Burgermeistern der Städte jeder Provinz einen eigenen Statthalter vorzusetzen, der sie nach ihren eigenen Gewohnheiten und Gesetzen verwaltete."

Da die meisten Provinzen damals ohne Statthalter waren, so fand Philipp eine sehr willkommene Gelegenheit, die Tapferkeit, welche der Niederländische Adel in den jüngsten Kriegen bewiesen hatte, zu belohnen. und er wählte zu diesen Stellen nur solche aus, die er selbst oder sein Vater zu Rittern des goldenen Vließes erhoben hatte. So erhielt denn der „im Kriege berühmte" Lamoraal Prinz von Gavre, Graf von Egmont, die Statthalterschaft von Flandern, „dem edelsten und mächtigsten Herzogthum der Christenheit," und Artois, Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, „der, obgleich er selbst kein Niederländer war, bei den Niederländern in höchstem Ansehen stand," Holland, Seeland und Utrecht. Die Niederländische Militärmacht theilte Philipp in vierzehn Eskadronen, und gab den Oberbefehl darüber meist den Statthaltern der einzelnen Provinzen. Nicht weniger setzte Philipp die von seinem Vater als Vermächtniß ihm hinterlassene Gründung von vierzehn neuen Bisthümern zu den vier bestehenden durch, wobei er sich zu Rom der Hülfe des Löwener Theologen Franz Sonnoi und in den Niederlanden der gewandten Schlauheit des zum Erzbischof von Mecheln bestimmten Bischofs von Arras, Anton Perenot Granvelle, spätern Kardinals, bediente. Noch hatte er die Ernennung des

Regenten verschoben. Unter den Niederländischen Großen, welche das Volk zu diesem erhabenen Posten bestimmte, wurden Egmont und Wilhelm von Oranien als die einzigen bezeichnet, zwischen welchen die Wahl streitig sein könnte. „Die Bewunderung und die Neigung der Niederländer", bemerkt Strada, „besaß Egmont, ein durch seine Kriegskenntniß berühmter Fürst, der an körperlicher Gewandtheit unter den Feinden, so wie im Frieden im Turnier und im Scheibenschießen mit der Büchse, worin das Volk sehr berühmt ist, keinem nachstand. Dazu kam die angeborene Leutseligkeit des Mannes und eine, was selten ist, dem Adel unschädliche Volksgefälligkeit. Besonders war es der neue Sieg bei St. Quentin, von dem ein nicht geringer Theil, wie der König selbst öffentlich bekannt hatte, Egmont verdankt wurde, und der noch neuere bei Gravelingen, von welchem die Niederländer noch die mit Blut befleckten Waffen zeigten. Wie sehr er bei diesem Feldzug vor allen anderen, besonders Spanischen Großen vom König ausgezeichnet ward, so großen Ruhm erwarb er dem Niederländischen Namen bei den Fremden, so große Zuneigung von seinem eigenen Volke, so daß, wenn die Gunst der Soldaten, wenn die Stimme des Volkes den Regenten der Niederlande hätte bezeichnen sollen, niemand vor Graf Egmont den Vorzug erhalten haben würde. Aber höher erhob und auf mehr als Volksgunst stützte sich Wilhelm von Oranien. Ihm standen der Ruhm des Hauses Nassau, gleicher Reichthum, das keinem unterthänige Fürstenthum Oranien nebst anderen Herrschaften in Deutschland und den Niederlanden, dann eine durch Verwandtschaft einen großen Theil des Nordens umfassende Macht zur Seite, da seine Mutter Juliana, eine Frau von wunderbarer Fruchtbarkeit, von ihren vielen Kindern, meist Mädchen, an hundert und fünfzig Enkel und Nachkommen hatte. Dazu kamen die eigenen Vorzüge des Mannes, eine unermüdliche Ausdauer des Geistes, eine sein Alter übersteigende Reife des Verstandes, eine auf Gesandtschaften nicht weniger als im Kriege erprobte Brauchbarkeit, das günstige Urtheil Karl's V., der ihn zu den wichtigsten Geschäften benutzt hatte — dieses und vieles andere sollte es nicht Oranien auf die Regentschaft hoffen lassen, die sein Vorfahr Engelbert von Nassau vor hundert Jahren geführt hatte? Da er aber mit Recht Philipp nicht traute, so theilte er seine Bewerbung, indem er dafür Sorge trug, daß, sollte er selbst die Stelle nicht erhalten, die Herzogin Christiana von Lothringen dazu gelangte; denn da er sich mit deren Tochter zu vermählen gedachte, so sah er wohl ein, daß in diesem Falle seine Schwiegermutter den Namen, er selbst die Herrschaft führen werde."

Während die allgemeine Erwartung noch gespannt war, da erschallt plötzlich die Nachricht, aus Italien werde Margaretha Herzogin von Parma, die natürliche Tochter Karl's V., als Regentin eintreffen. „Kam dieses

auch unerwartet", fährt Strada fort, „so konnte man sich doch darüber nicht wundern, wenn man die Sache genau erwog; denn einestheils galt es für gewiß, der König werde zu jener Zeit nicht leicht die höchste Verwaltung der Niederlande einem Niederländer anvertrauen, und auch besondere Gründe fehlten keineswegs. Dem Prinzen Egmont stand vor allem die unglückliche Erinnerung an Karl Egmont, Herzog von Geldern, entgegen, den Karl V., als Anhänger Frankreich's und unbändigen Feind des Oestreichischen Namens, unterwarf und dessen Erben auf Geldern und Zütphen zu verzichten zwang. Und da man von Oranien's Religion verschiedenes sprach, so reichte dies allein hin, daß der König sich von ihm abwandte und die Niederlande seinen Händen und seiner Treue nicht anvertraute, da er, durch Verwandtschaft und seine Besitzungen mit den Deutschen Ketzern verbunden, diesen leicht den freien Weg nach den Niederlanden hätte eröffnen können."

Philipp empfing die neue Regentin, über deren Herkunft, Erziehung und Bildung, so wie über die Ursachen, weshalb des Königs Wahl auf sie gefallen, Strada ausführlich berichtet, mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes, und führte sie unter gewaltigem Pompe nach Gent, wo eben die Generalstaaten zusammengetreten waren. Sie ward von ihm besonders angewiesen, die Staatsräthe zu verpflichten, die Ansicht, welche die Stimmenmehrheit gefunden, außerhalb des Staatsraths als die ihrige zu vertreten, und wenn sie merken sollte, daß die Staatsräthe in Parteien getheilt seien oder sich vor der Sitzung durch geheime Besprechung verbunden hätten, die Versammlung zu verlassen und sich eines engern Ausschusses, der sogenannten Consulta, aus Granvelle, dem Grafen Karl von Barlaimont und dem Präsidenten Viglius, zu bedienen. Den Generalstaaten empfahl Philipp durch den Mund Granvelle's, da er selbst der Landessprache nicht mächtig war, die Aufrechthaltung der katholischen Religion und Gehorsam gegen seine Schwester, wogegen er die noch in den Niederlanden verweilenden Spanischen Truppen binnen vier Monaten zu entfernen versprach. Mit der Abreise des Königs und der Ankunft Margarethens zu Brüssel im September 1559 schließt Strada das erste Buch.

Den Anfang des zweiten Buches bildet eine ausführliche Erörterung über die Ursachen der Niederländischen Unruhen. „Es ist unzweifelhaft", bemerkt Strada, „daß, wenn die Völker sich einmal an Freiheit gewöhnt haben, jeder Versuch, diese zu mindern und zu schwächen, meist große Unruhen erregt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß die Verwaltung der Niederlande einer freien republikanischen Form sich näherte, durch die Gunst der Fürsten, die durch viele freisinnige Erlasse diese Völker, wenn sie dieselben auch nicht mit der ganzen Freiheit beschenkten, doch von einem

großen Theil der Beschränkung befreiten, besonders die Brabänter, zu denen sich die Mütter aus den angränzenden Provinzen kurz vor ihrer Entbindung zu begeben pflegten, damit ihre Kinder der Brabäntischen Freiheiten theilhaftig würden. — Viele Schriftsteller leiten den Ursprung des Uebels daher, daß die Spanischen Truppen gegen des Königs Versprechen so lange in den Niederlanden zurückgehalten wurden, daß durch die Vermehrung der vier Bisthümer auf achtzehn der geistliche Stand wider die Vorrechte der Provinzen erweitert, daß durch die Einführung der neuen Glaubensrichter den Niederländischen Völkern ein ungewohntes Gerichtsverfahren aufgebürdet worden." In Bezug auf den ersten Punkt äußert Strada, nachdem er den König mit entschiedenstem Unrecht wegen seines Wortbruchs in Schutz genommen, diese Truppen seien ein Jahr nach der Abreise Philipp's aus Belgien geschieden, so daß es sehr leichtfertig sei, hierin die Ursache der Unruhen zu suchen. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Strada, daß Egmont und Oranien den ihnen mit schlauem Vorbedacht übertragenen Befehl über die dreitausend in den Niederlanden zurückgebliebenen Spanischen Soldaten nur mit Unwillen führten. Ausführlich wird darauf der Gründung der neuen Bisthümer gedacht, welche nicht nur den bestehenden Bischöfen, sondern auch dem Adel, den Mönchen und Aebten und besonders allen, welche an den alten Vorrechten Brabant's festhielten, höchst unangenehm gewesen. Die Einkünfte dieser neuen Bischofthümer wurden außer einer Beisteuer des Königs aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, obgleich Philipp in der Joyeuse Entrée versprochen hatte, dafür Sorge tragen zu wollen, daß die Präbenden, Güter und Einkünfte der Aebte, Prälaten und andern geistlichen Personen in Brabant niemand anders übertragen würden. Strada will auch hierin keine unmittelbare Veranlassung der folgenden Unruhen sehn, da die Einführung der neuen Bischöfe in die Güter der Aebte wegen der häufigen an den Papst gelangenden Klagen bloß in sehr wenigen Städten erfolgt, in Brabant, das sich am meisten sträubte, keine derartige Neuerung eingetreten sei. Am meisten aber wurden die Niederländer aufgeregt durch die strenge Durchführung der Inquisition, welche Philipp der Regentin aufgetragen hatte. Die Städte weigerten sich, den Befehlen Margarethens nachzukommen, der Adel sagte nur zweifelhaft seine Hülfe zu oder erklärte geradezu, die Zeit sei hierzu jetzt am wenigsten geeignet. „Die Brabänter, die unter Kaiser Karl das Joch abgeschüttelt, in des Königs Gegenwart es nicht wieder aufgenommen hatten, wie hätten diese jetzt auf das Wort der Regentin, eines Weibes, sich ihm fügen sollen? Beim Volke selbst war keine Mäßigung, es kannte keine Mittelstraße; zuerst herrschte Niedergeschlagenheit, dann Frechheit, bald glich es einem Furchtsamen, bald einem in Schrecken setzenden, wie es nämlich durch den Hauch

des Adels und das Zuwehen der Ketzer bewegt ward. Ja öffentlich hörte man viele Reden gegen den König, welche, wie man deutlich sah, von anderen der Menge in den Mund gelegt worden.“ Allein auch die hierdurch hervorgerufene, von Strada weiter ausgeführte Aufregung hält dieser nicht für die eigentliche Ursache des Aufstandes, die er im folgenden genauer entwickelt, damit man am Beispiele der Niederlande den gewöhnlichen Charakter der Aufwiegelung der Staaten und Reiche erkennen möge.

Die Ursache des Aufstandes sei beim Volke eine andere als beim Adel gewesen. Das Volk sei durch die theils von fremden Kaufleuten, theils von den aus Deutschland und der Schweiz nach den Niederlanden gesandten Truppen, theils von den vor den Verfolgungen Mariens fliehenden Engländern eingeführte, von den Nachbarvölkern genährte und befestigte Ketzerei aufgeregt worden, welche, wie sie allmählich das Joch Gottes abschüttele, so auch auf ähnliche Weise sich gegen die Herrschaft der Menschen sträube und sich ihrer entledige. Die Verkünder der neuen Lehre hätten geschickt die Unzufriedenheit über die Gründung der neuen Bisthümer und die Verschärfung der Inquisition benutzt, um das Volk gegen den Fürsten aufzuhetzen. „Die Niederländer haben die durch große Vorrechte erhaltene Freiheit immerfort bewahrt und während einer vierzigjährigen Frauenherrschaft zu dreist benutzt. Dazu kamen die letzten langdauernden Kriegszeiten, wo die Waffen manche Ausschweifung gestatteten und der Regent seine Macht fast mit der bewaffneten Menge theilen mußte.“ Wie das Volk durch die Ketzerei, so wurde der Adel durch die Zurücksetzung, welche er gegen die Spanier erlitt, dem König entfremdet, der durch seine Unfreundlichkeit auch das Volk zurückstieß. Besonders klagte man, daß Philipp die bedeutendern Angelegenheiten bloß mit Spaniern bespreche, mit den Herzogen von Alba und Feria und dem Prinzen Roderich Gomez von Eboli. Nach der Abreise des Königs dachte der Adel bei der Regentin allein zu herrschen, aber alle hierauf gesetzten Hoffnungen scheiterten an Granvelle's Allgewalt, dessen Rath Margaretha nach dem bestimmt ausgesprochenen Wunsche des Königlichen Bruders bei allen Hauptangelegenheiten befolgte. Granvelle's unumschränkte Herrschaft und seine gar nicht verhehlte Geringschätzung gegen den Adel brachte diesen gewaltig auf. Auch Egmont und Oranien fühlten sich persönlich von ihm verletzt. Daher verschwor sich der Niederländische Adel gegen den übermächtigen Mann, und die Statthalter der Provinzen widersetzten sich der Ausführung der diesem allein Schuld gegebenen strengen Verfügungen gegen die Ketzer oder bewiesen sich lässig, sie schürten die herrschende Unzufriedenheit, thaten den Ketzern allen Vorschub, und unterließen nichts, dem Könige zu beweisen, wie übel er thue, die Niederlande dem Hochmuth Granvelle's anzuvertrauen.

So kam es, daß, indem man aus Privatleidenschaft das Volk gegen den allmächtigen Günstling aufregte, ein Brand entstand, den die wenigsten beabsichtigten. Doch gab es manche, die gleich von Anfang den Umsturz des Staates bezweckten; diese theilten sich aber wieder in zwei Klassen. Die einen, welche aus Neigung zu einem freien Leben oder wegen ihrer Verbindung mit Deutschen, der Ketzerei anhängenden Frauen die katholische Religion immer geringer achteten, gedachten aus der Vernichtung der katholischen Herrschaft als Sieger hervorzugehn, wogegen die andern, da sie ihr Vermögen durch den Krieg und Verschwendung zerrüttet hatten, auf den Umsturz und fortdauernde Unruhen, da sie von den ketzerischen Kaufleuten reichlich mit Geld versehen wurden, ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten. Alle bis dahin angeführten Ursachen des Aufruhrs, sowohl die des Volkes wie die des Adels, fanden sich nun insgesammt bei Wilhelm von Oranien, von dessen Leben und Charakter Strada ein umfassendes Bild entwirft. „Vielleicht war nie ein Sterblicher zur Erregung von Unruhen geeigneter, als Oranien", bemerkt unser Geschichtschreiber. „Er besaß einen entschlossenen, die Gelegenheit rasch ergreifenden, listigen, seine Absicht verbergenden, auch denen, welche für eingeweiht in seine Verhältnisse galten, unzugänglichen Geist. Ferner verstand er meisterlich die Kunst, sich die Neigung derjenigen, mit welchen er nur einmal gesprochen, zu erwerben; so sehr wußte er sein Wesen dem Wesen anderer anzupassen und sich nach fremder Ansicht zu lenken. Nicht daß er zu jenen Höflichkeiten und jenen Ausdrücken einer vorgeblichen Unterwürfigkeit, mit welchen die Menschen sich heute ergebenst zum Besten halten, sich je herabgelassen hätte, war er mit seiner Dienstfertigkeit und Hochachtung weder verschwenderisch noch zu kurz, aber er wußte seine Worte schlau also einzurichten, daß man glaubte, er spare mehr für die That auf. Daher steigerte sich die Meinung von seiner Würde und das Zutrauen zu seinen Worten. Dazu kam, daß, obgleich er stolz und äußerst herrschsüchtig war, er sich doch so zusammen zu nehmen wußte, daß er überall ohne Leidenschaft und ohne Gefühl erlittenen Unrechts schien. Aber so frei von Zorn, so sehr war er zur Furcht geneigt, so daß er jegliches fürchtete und alles für unsicher hielt. Allein deshalb ließ er doch nie ab, da sein an Plänen fruchtbarer Sinn, wenn der erste nicht gefiel, sofort einen neuen angab, und, wie er von Natur gewaltig war und Unmäßiges verlangte, endlich jede Furcht und jedes Zaudern abschnitt. Aber im Glanze des Hauses und der Dienerschaft, in der Menge seiner Anhänger that er es großen Fürsten gleich, und in den Niederlanden gab es keinen gastfreundlichern Ort, wo fremde Große und Gesandte häufiger einkehrten und glänzender bewirthet wurden, als Oranien's Haus, was dem Volke sehr angenehm war, das gern des Vaterlands Schätze und Macht vor

Fremdlingen ausgestellt steht, und bei der Regierung erregte es keinen Neid, da er bei dieser von jedem Verdacht des Hochmuthes durch demüthige Unterwürfigkeit sich befreite." Nachdem Strada weiter gezeigt hat, wie Oranien jede Gelegenheit zur Aufregung geschickt zu benutzen verstand, faßt er am Schlusse des zweiten Buches noch einmal alle früher ausführlich besprochenen Veranlassungen und Ursachen des Aufstandes kurz zusammen.

Das dritte Buch beginnt mit der allgemeinen Unzufriedenheit wegen des längern Aufenthaltes der Spanischen Truppen, die bald so laut wurde, daß Margaretha sich genöthigt sah, den König dringend um die Entfernung derselben zu bitten, die auch nach einigem Zaudern endlich im Januar 1561 zu größter Freude der Provinzen erfolgte. Durch eine neue Einrichtung wußte sie sich der obersten Stellen des Niederländischen Fußvolkes zu versichern. Bald darauf erfolgten Granvelle's Erhebung zur Kardinalswürde und die zu Leipzig vollzogene Vermählung Oranien's mit Anna von Sachsen, die seinem Versprechen gemäß der katholischen Religion anhängen sollte. Im folgenden Jahre (1562) befahl der König der Regentin, zweitausend Niederländische Reiter zum Heere der Königin Mutter in Frankreich zu senden, da diese seine Hülfe in der Bedrängniß des Hugenottenkrieges in Anspruch genommen hatte, ja er wies sie an, alles, was die Königin oder die Guisen sonst verlangen sollten, unbedenklich zu gewähren. Margaretha aber fand, als sie im Staatsrathe den Willen des Königs verkündete, den entschiedensten Widerstand. Oranien und Egmont erklärten, diese Reiter würden zum Schutze der Niederlande gehalten, und bedürfe es zu ihrer Entsendung außer Landes der Zustimmung der Provinzen, welche schwer zu erlangen sein dürfte, besonders zu dieser Zeit, wo die Niederlande eher fremder Verstärkung bedürften, als daß sie von ihren eigenen Truppen sich entblößen sollten. Die Regentin wagt nicht der allgemeinen Mißbilligung zum Trotze die Truppen abzusenden; da aber Philipp darauf besteht, so schlägt sie mit Granvelle's Beistimmung einen Mittelweg ein, indem sie statt der Truppen eine bestimmte Geldsumme im Staatsrathe fordert, die sie der Königin Mutter übersendet. Da die zu Tournay, Lille und Valenciennes auf Veranlassung der Verfolgung kalvinischer Prediger ausgebrochenen, mit Gewalt unterdrückten Unruhen Margarethen den Beweis geliefert, wie weit verbreitet in den Niederlanden, und besonders in der Nähe Frankreich's, die Ketzerei sei, deren Vertilgung ihr Königlicher Bruder ihr auf die Seele gebunden hatte, so glaubte sie, besonders auf Granvelle's Antrieb, um so eifriger die Einführung der neuerwählten Bischöfe in ihre Sitze beeilen zu müssen, was ihr auch allmählich gelang. Nur die Brabänter widersetzten sich dieser Verletzung ihrer Vorrechte auf das hartnäckigste, und brachten die Sache vor die Stände, welche deshalb Gesandte an den König und an den

Pabst zu senden nicht unterließen, ohne aber bei diesen ihren Zweck zu erreichen. Nichts desto weniger setzten die Brabänter ihren Widerstand fort, zu deren Gunsten auch Graf von Hoorne an den König berichtete. Der Haupthaß war fortwährend gegen Granvelle gerichtet, dem man alle niederdrückenden, die Rechte der Provinzen schmälernden Maßregeln zuschrieb, deren Durchführung dem Adel ein Greuel war, woher dieser sich immer mehr der Regierung entfremdete. „Diese Entfremdung", fährt Strada fort, „hatte Margaretha gleich beim Antritt ihrer Regentschaft zuerst an Egmont und Oranien entdeckt, da beide die noch frische Täuschung ihrer Hoffnung auf die Regentschaft schmerzlicher empfanden. Nur vorsichtig gab Oranien seinen Mißmuth zu erkennen, wogegen Egmont, ein Kriegsmann, in der Liebe wie im Hasse gleich offen, sich so wenig zu verstellen wußte, daß er in seinem Hause und in seiner Gegenwart Reden duldete, welche die Königliche Majestät beleidigten, was auch der Regentin nicht unbekannt blieb, die darüber an den König berichtete. — Obgleich Egmont, der nicht böse war, wenn er sich allein folgte, am Anfange sich gehorsamer zeigte und sich der Regentin treu bewies, so ging er doch, von Granvelle persönlich beleidigt, zu dessen Gegnern über, und verband sich mit Oranien, der, in jenen Tagen schwer vom Kardinale verletzt, einen Genossen seines Unwillens suchte. Um sich die Brabänter zu verbinden, äußerte Oranien, als die Rede auf ihre Streitigkeiten besonders wegen der neuen Bischöfe kam, es gebe keinen andern Weg, als wenn sie sich von der Regentin einen Wortführer aus dem Adel erbäten, der ihre Angelegenheiten genauer in Erwägung zöge und einzig betriebe. Auch fehlte es im Staatsrathe nicht an einer Stimme, die, Oranien zu Gefallen, dieses in Anregung brachte, aber Granvelle, dem nicht entging, wohin dieser Antrag zielte, erhob sich hiergegen mit großer Gewalt, und schloß mit den Worten, wer dieses Amt verwalten wolle, müsse bei sich denken, er werde zum Fürsten von Brabant ernannt und dem Könige in der Regierung als Genosse zugesellt. Hiermit aber noch nicht zufrieden, verabredete er mit Margarethen, sie solle, als bald darauf über die Ernennung des Antwerpener Magistrats im Staatsrathe verhandelt wurde, Oranien nicht berufen, damit dieser sich nicht als Veranlasser dieser Wohlthat den Antwerpenern darstelle. Dies drang tief in die Seele des Mannes. Dadurch wurde der erste Brief Oranien's und Egmont's an den König veranlaßt, worin sie klagten, sie würden selten zum Staatsrath beschieden, und was zu ihren Statthalterschaften gehöre, ihnen nicht mitgetheilt; wenn alles nach der Meinung eines oder des andern bestimmt sei, würden sie zum Scheine berufen, um die Ueberbleibsel und den Auswurf zu untersuchen; dort würden sie verachtet, hier getäuscht." Aber diese Klagen hatten keinen Erfolg. Eben so wenig ließ sich die Regentin

zur Berufung der Generalstaaten bestimmen, wogegen sie sich bereit finden ließ, die Ritter des goldenen Vließes, was man gleichfalls verlangt hatte, in Brüssel zu versammeln. Aber Oranien benutzte die Zeit der Anwesenheit so vieler Statthalter zu einer geheimen Zusammenkunft, worin man über die gegen den Kardinal zu ergreifenden Maßregeln berieth. Doch einigte man sich nicht, da mehrere keine Ursache zu haben behaupteten, klagend gegen Granvelle aufzutreten, und Graf Barlaimont, der dieser Versammlung gleichfalls beigewohnt hatte, machte der Regentin davon ausführliche Mittheilung. Diese wußte nun die Ritter während ihrer Anwesenheit zu Brüssel so geschickt zu beschäftigen, daß sie zu weiteren Zusammenkünften keine Zeit behielten; auch schloß sie die Versammlung bald möglichst. Mit ihrer Genehmigung wurde hier der Beschluß gefaßt, Florenz von Montmorency, Herrn von Montigny, an den König abzusenden, um diesen in ihrem Namen von den Bedürfnissen der Niederlande zu unterrichten. Aber ehe dieser mit einem von Granvelle abgefaßten Schreiben nach Madrid abging, hatte die Regentin einen andern geheimen Boten an den König gesandt, um ihm die versteckten Absichten des gegen den Kardinal aufgeregten, mit falschem Verdacht gegen den König und seine Regierung eingenommenen Adels in einem in Geheimzeichen geschriebenen Briefe mitzutheilen. Philipp erwiederte darauf, die Regentin solle keine Zusammenkünfte des Adels dulden, und auf ein Mittel sinnen, eine so große, der öffentlichen Ruhe gefährliche Uebereinstimmung der Gemüther geschickt zu trennen, besonders aber auf Oranien's Pläne achten, und diesen nicht vom Hofe und aus ihren Augen sich entfernen lassen. „Egmont und Oranien voneinander zu trennen“, bemerkt Strada, „schien keineswegs sehr schwierig, da sie ehedem, bevor ihr gemeinsamer Haß gegen Granvelle sie verbunden hatte, sehr uneinig gewesen, und sie von gewaltig verschiedener Natur und Charakter waren. Egmont besaß einen heitern, sorglosen, sich selbst zu sehr vertrauenden Geist, düster, unergründlich, scheu war Oranien's Seele. Konnte man die Klugheit des letztern überall loben, so fand man bei ersterm häufiger Zutrauen. Ein besserer Heerführer als Mann des Rathes war jener, ein Ajax, dieser ein Ulysses, im Frieden streitbarer durch seinen Rath, als im Kriege durch seinen Arm. Der eine ein ängstlicher Mann der Sorge, dessen Geist immer in die Zukunft vorausschaute, woher er gegen plötzlich eintretende Fälle nie ungewaffnet war, der andere meist frei von Sorgen, wenn sie in der Gegenwart ihn nicht bedrohten, doch gegen rasch einbrechende Ereignisse mehr unvorbereitet als ungeschickt und unkräftig. Von dem einen mußte man mehr hoffen, von dem andern mehr fürchten; Egmont wünschte man sich mehr zum Freunde, Oranien möchte man mehr nicht zum Feinde haben. Und damit sie in nichts übereinstimmen sollten, war

Egmont von sehr schönem Antlitz, von kräftigen Gliedern, von würdevollem Ansehen, Oranien von magerm Gesichte, von dunkelbraumer Farbe und kahlem Haupte. Beide jedoch wurden vom Volke sehr hoch gehalten, aber jenen liebten, diesen ehrten sie. Die Regentin also, da sie den Sinn beider kannte, schrieb an den König, was ihr geeignet schien, ihre Zuneigung zu trennen, und zwar gab sie ihm folgenden Weg an. Er möge nur Gaben und Geschenke senden (wegen solcher Sendungen an die einzelnen Statthalter hatte der König die Regentin damals befragt), aber nicht an alle, sondern allein an Oranien und Egmont, und zwar an diesen etwas reichlicher als an jenen; denn so werde es kommen, daß Oranien die Gunst, deren sein Nebenbuhler sich beim Fürsten erfreue, verdächtig finden und beide bei den übrigen übergangenen Großen mit einem gewissen Neide angesehen würden. Und diese Mine verfehlte ihres Zweckes nicht; bald schwankten die schwach zusammenhaltenden Gemüther einiger. Die Regentin aber ließ von der Verfolgung ihres Planes nicht ab; deshalb wurde, da um diese Zeit ein Niederländer von Adel zur Römischen Königswahl nach Frankfurt im Namen des Königs gesandt werden mußte, Philipp von Croi, Herzog von Aarschot, vorgezogen, nicht so wohl weil er in Deutschland bei Kaiser Karl erzogen und deshalb dessen Bruder Ferdinand angenehm sei, wie die Regentin selbst im Staatsrathe angab, sondern um den erklärtesten Gegner der Oranischen Partei mit dieser ehrenvollen Sendung zu belohnen und die übrigen durch die Hoffnung ähnlichen Lohnes anzulocken.“ Aber Oranien begab sich in aller Eile, ohne die Erlaubniß des Königs einzuholen, in eigener Angelegenheit nach Frankfurt. Mitte Dezember kehrte Montigny von seiner Spanischen Gesandtschaft zurück, doch seine Aeußerungen über die günstigen Gesinnungen des Königs fanden bei Oranien keinen Glauben, der durch geheime Briefe von der Stimmung Philipp's und von den Verdächtigungen, welche Granvelle in Madrid auszustreuen wußte, wohl unterrichtet war. Da er vergebens den allmächtigen Kardinal bei der Regentin zu verdrängen suchte, so beschloß er, von neuem in Verbindung mit Egmont und anderen seine Klagen über die Eigenmächtigkeit des Kardinals, welche allein die Ursache aller Unzufriedenheit sei, an den König zu senden. Da er manche der Adeligen, besonders den Herzog von Aarschot und den Grafen von Aremberg, zur Betheiligung an diesem Schritte nicht bewegen konnte, so wurde der Brief nur in seinem, Egmont's und Hoorne's Namen erlassen. So lange dieser von allen Niederländern gehaßte Mann am Ruder bleibe, hieß es hier, werde nie Ruhe und Zufriedenheit nach den Niederlanden zurückkehren. Sie würden es nicht gewagt haben, mit ihren Aeußerungen so weit zu gehn, schwebte vor ihren Augen nicht das Unglück, welches den Staat bedrohe, wenn das Heilmittel nicht zeitig angewandt

werde. Damit der König aber nicht glaube, sie, deren Treue ihm bekannt sei, ließen sich durch Herrschsucht zu diesem Schritte verleiten, so bäten sie ihn, sie vom Staatsrathe und der Statthalterschaft, wenn es ihm gut dünke, zu entfernen, da sie unmöglich länger in demselben Rathe mit Granvelle sitzen könnten. Die Heimlichkeit, mit welcher Egmont den Brief nach Spanien absandte, war unnütz, da die Regentin schon vorher, von dem Vorhaben unterrichtet, deshalb an den König berichtet hatte. Egmont beschuldigte Aremberg, die Sache der Regentin verrathen zu haben, worüber es zu einem heftigen Wortwechsel kam. Margaretha unterließ nicht, auch dieses dem König zu melden, und darüber Klage zu führen, daß Egmont, den sie für den treuesten Freund des Königs gehalten habe, so weit gehe, öffentlich andere anzugehn und aufzufordern, sich für das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes zu verbünden. Philipp erwiederte auf das Schreiben der drei Verbündeten, er wünsche, daß sie einen aus ihrer Mitte nach Madrid senden möchten, um von diesem genauer von den Beschwerden gegen den Kardinal unterrichtet zu werden, und in einem an Egmont gerichteten Schreiben lud er diesen hierzu besonders ein. Aber er, wie die beiden übrigen, entschuldigte sich mit der von Frankreich den Provinzen drohenden Gefahr. Im Juli gaben Oranien, Egmont, Hoorne, die Grafen von Megen und von Mansfeld und der Marquis von Bergen in gemeinschaftlicher Audienz, nachdem sie ihre Beschwerden über den Zustand der Dinge ausgeführt hatten, der Regentin die Erklärung ab, daß sie in Zukunft nicht mehr im Staatsrath erscheinen würden, nicht der Regentin wegen, deren Klugheit und Liebe gegen die Niederlande sie immer preisen würden, sondern um keinen Antheil zu haben an den Dingen, die zu größtem Nachtheil des Königs und der Provinzen geschähen. Egmont fügte hinzu, auch darum, daß sie nicht dadurch, daß sie den Staatsrath besuchten, ohne etwas zum Wohle des Vaterlandes thun zu können, das Wohlwollen des Volkes und den Ruf ihres Namens, und somit das Mittel und die Gelegenheit verlören, die Sache des Fürsten zu schützen. Oranien und Bergen griffen darauf den Kardinal an, der auf alle Weise sie beim Könige als Anhänger der Ketzerei zu verdächtigen suche. Am andern Tage wiederholte Egmont der Regentin in einer besondern Zusammenkunft dieselben Klagen, und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß der König die Provinzen in Unruhe versetzen lasse zu Gunsten eines Mannes, der weder Niederländer sei, und deshalb sein Glück und seine Liebe außerhalb der Niederlande habe, noch durch irgend einen Eid dem Könige verpflichtet, sondern theils dem Kaiser, da er in einer Kaiserlichen Stadt geboren sei, theils dem Papste, von welchem er den Purpur erhalten habe. Die wiederholten Anklagen und die immer gesteigerte Unzufriedenheit verfehlten endlich bei der Regentin

ihren Zweck nicht, die immer mehr fühlte, daß sie in Granvelle einen Herrn über sich habe, der sie selbst dem Haß und der Erbitterung des Volkes aussetze, und sie sandte deshalb ihren Geheimsekretär Thomas Armenteros nach Spanien, um ihrem Bruder den Stand der Niederlande, die Vorstellungen des Adels gegen den Kardinal und ihre Antwort zu berichten. Auch sollte er ihm mittheilen, Egmont habe neulich behauptet, ihm allein habe der Kardinal es zu verdanken, daß er noch am Leben sei, aber in Zukunft müsse er diese Sorge der Regentin überlassen, die er ausdrücklich warnte, sein Haupt schwebe stündlich in Gefahr. Der König möge also, gemäß seiner Weisheit, erwägen, was in Betreff des Kardinals zu beschließen sei. Während Philipp noch schwankte, entfernten sich im Anfange des Jahres 1564 die Niederländischen Großen, da man auf ihre Forderungen nicht einging, sämmtlich vom Hofe, mit einziger Ausnahme von Egmont, welcher der Regentin erklärte, die übrigen würden vor Granvelle's Austritt nicht zurückkehren, da sie mit ihm nicht in derselben Stadt leben wollten. Mit diesem entscheidenden Schritt schließt Strada sein drittes Buch.

Im Anfange des Dezembers 1563 hatte man bei Gelegenheit eines Mahles, womit der Königliche Schatzmeister Kaspar Schets, Herr von Grobendonck, Egmont, Bergen, Montigny u. a. bewirthete, da die Rede auf die Deutsche Sitte einer stehenden Livree gekommen war, den Beschluß gefaßt, eine gemeinschaftliche Livree für alle Diener anzunehmen. Die Bestimmung derselben ward durch das Loos Egmont übertragen, welcher sich für einen schwarzwollenen Rock mit weiten langen Aermeln und seidenen Achselklappen erklärte; auf letzteren sollten Menschenköpfe nebst einer bunten Narrenkappe gestickt sein. Die Sache erregte bald allgemeines Aufsehen, und man verfehlte nicht, das wunderliche Symbol auf verschiedene Weise auszulegen. Einige deuteten die Narrenkappe auf den Kardinalshut, die Köpfe auf den Kardinal und dessen Anhänger, besonders Aarschot, Barlaimont und Viglius, und wolle man damit bezeichnen, nicht sie seien tolle Köpfe, wie Granvelle sie zuweilen nannte, sondern vielmehr dieser selbst und seine Genossen. Andere meinten vielmehr, der Adel nehme den Namen eines Tollen gern an; wolle aber dem Kardinal zu verstehn geben, wie einträchtig diese Tollheit sei, und wie er fürchten müsse, daß einst ein Brutus*) aus ihnen hervorgehe. Die Regentin, die eine derartige Livrée dem Könige übersandte, befahl, das Symbol zu ändern, worauf denn Egmont es in ein Bündel Pfeile verwandelte, indem er behauptete, dies sei das Wappen von

*) Diesen Namen, welcher eigentlich einen Blödsinnigen bezeichnet, hatte bekanntlich der Befreier Rom's von seiner scheinbaren Blödsinnigkeit erhalten, wohinter er seinen Racheplan verbarg.

Castilien (in Wirklichkeit führte es nicht das Reich Castilien, sondern die Königin Isabella, die Katholische), und solle auf die Eintracht im Dienste des Königs hindeuten. Aber viele nahmen auch daran Anstoß, indem sie behaupteten, man bezeichne die Verschwörung jetzt nicht durch Narrenkappen, sondern durch Pfeile, die zusammengebunden und daher nicht leicht zu zerbrechen seien, und werde diese ohne Zweifel dem Kardinal noch gefährlich werden. Die Regentin aber glaubte der Sache ihre Bedeutung am besten dadurch zu rauben, daß sie nicht weiter darauf achtete. Unterdessen hatte der König endlich in die Entfernung von Granvelle gewilligt, was dieser bald nach der Rückkehr des Geheimsekretärs Armenteros (am 20. Februar 1564) an dem veränderten Betragen der Hofleute gegen ihn erkannte, die ihm nicht mehr, wie früher, schmeichelten, ihn nicht mehr umdrängten, sondern von seiner Schwelle sich scheu zurückzogen. Der König sandte ihn, da er trotz der Verwendung des Herzogs von Alba den allen Niederländern verhaßten Mann nicht nach Madrid kommen zu lassen wagte, unter einem sich eben anbietenden Vorwande nach seiner Vaterstadt Besançon. Zu gleicher Zeit erhielten die Niederländischen Großen vom Könige den Befehl, sich wieder im Staatsrath einzufinden, und das Ansehen des Königs höher zu achten als den Haß gegen irgend welche Person. Sofort kehrten diese an den Hof zurück zum allgemeinen Jubel, der nur dadurch einigen Abbruch litt, daß manche Granvelle's Rückkehr fürchteten. Diese zu hintertreiben schrieb die Regentin an den König, Egmont habe ihr eine Verschwörung gegen den Kardinal entdeckt, so daß dieser, wenn er nach den Niederlanden zurückkehren würde, keinen Tag am Leben bleiben würde.

Die Entfernung des Kardinals zeigte bald die glücklichsten Folgen; das Volk war zufriedener und heiterer als je, und der Adel beeilte sich, allen Forderungen der Regentin zu willfahren, welche, um jeden Gedanken an eine drohende Rückkehr Granvelle's zu verscheuchen, ihren Bruder dringend aufforderte, ihn nach Rom zu senden, wohin der Kardinal im folgenden Jahre bei Gelegenheit der Papstwahl aus freien Stücken sich begab. Aber die Regentin stieß bald auf neue Schwierigkeiten sowohl wegen der strengen, vom Könige ihr eingeschärften Durchführung der Religionsedikte und der Verkündigung der Beschlüsse des Trienter Konzils, als wegen der drückenden Finanzlage, so daß sie, da sie weder in den Niederlanden genügenden Beistand fand, noch über den Willen des Königs genau unterrichtet war, am Anfange des Jahres 1565 zum Entschlusse kam, Egmont, der, außer dem Glanze seines Geschlechtes und seiner Kenntniß der Niederländischen Verhältnisse, seiner großen Verdienste wegen viel beim Könige gelte, mit Genehmigung des Staatsrathes nach Spanien zu senden. Und dieser übernahm den Auftrag sehr gern, weil er, wie er der Regentin bemerkte,

zugleich wegen Privatangelegenheiten mit Philipp zu verhandeln gedachte. So trat er denn, mit bedeutenden Aufträgen an den König versehen, unter der Zustimmung und Erwartung aller Stände und dem Geleite vieler Adeligen, seine Reise an. Anfangs März langte er in Madrid an, wo der König, obgleich er ihm unerwartet und nicht ganz erwünscht kam, ihn doch sehr freundlich aufnahm, wie es einem der vornehmsten Männer und einem siegreichen Heerführer gebührte. Häufig ließ er ihn über die Bedürfnisse der Niederlande sprechen, und zwar mit großem Beifalle; als er darauf zu seinen Privatwünschen überging, gewährte er ihm fast alles, was er verlangte. Doch vor der Abreise unterließ er nicht, ihm seine große Mißbilligung über den letzten Bund des Adels und das gegen Granvelle gerichtete Symbol auf der Bedientenlivree auszusprechen, worin er, wenn auch nicht Egmont's Treue, doch seine Klugheit vermisse. Dieser aber betheuerte auf das heiligste, es sei dieses nur ein lustiger, fast kindischer Tafelscherz gewesen, und habe er die Narrenkappe gerade deshalb gewählt, damit etwas Possenhaftes, das nur eine reine Tollheit des Gelages sei, Gelächter, keineswegs Furcht errege; die ganze Schuld schob er auf den Kardinal, der täglich Versammlungen seiner Freunde gegen den Adel aufgebracht, und dadurch verdient habe, gleiches vom Adel zu erleiden. Uebrigens sei in solchen Zusammenkünften, wie er mehrfach eidlich versicherte, nichts gegen den aufrichtigen der Majestät schuldigen Gehorsam geschehen, ja hätte er irgendwo eine dem Könige feindliche Gesinnung entdeckt, so würde er wahrlich der erste gewesen sein, der ihn, und wäre es sein eigener Bruder gewesen, mit dem Dolche niedergestoßen hätte. Der König ehrte ihn noch besonders dadurch, daß er ihm den jungen Alexander Farnese, den Sohn der Regentin, mitgab, um diesen seiner Mutter zu überbringen. Die Instruktion, welche Philipp ihm bei der Abreise einhändigte, führte die Aufschrift: „Instruktion desjenigen, was du, Prinz von Gavre, Graf von Egmont, mein Vetter und Staatsrath, in meinem Namen der Herzogin von Parma, meiner Schwester, vortragen sollst."

Zu Brüssel wurde Egmont mit großer Freude empfangen. Die Regentin empfand beim Anblick ihres kräftig aufblühenden Sohnes um so größere Wonne, als sie zu gleicher Zeit die Nachricht von dessen von Philipp beschlossener Vermählung erhielt. Egmont war durch seine Instruktion angewiesen, der Regentin den Dank des Königs für ihre große Sorgfalt und für die Sendung eines für die Bedürfnisse der Niederlande so einzig geeigneten Mannes auszusprechen, und ihr folgende Antwort zu überbringen. Am Anfange sei der König von ungeheuerm Schmerze durchdrungen worden, als er von den Fortschritten der Ketzer vernommen; fest und unwandelbar stehe bei ihm der Entschluß, und er wolle dies allen kundthun,

daß er in seinen Reichen keine Religionsänderung dulden werde, müßte er auch deshalb tausendmal unterliegen. Ferner wünsche er, daß die Regentin einen außerordentlichen Staatsrath bestelle, in welchen einige Bischöfe, unter ihnen der Bischof von Ypern, und eben so viel Theologen, nebst den der Religion und dem Vaterland besonders ergebenen Räthen berufen würden, dem Scheine nach, um wegen des Trienter Konzils zu berathen, in Wirklichkeit aber, um Mittel anzugeben, wie das Volk in der Religion der Väter erhalten, wie die Knaben in den Schulen in der ächten Kirchenlehre unterrichtet, wie bei Bestrafung der Ketzer ein anderer Weg eingeschlagen werden könne, nicht als ob er der Bestrafung derselben Einhalt thun wolle — diese Absicht habe er keineswegs, und glaube nicht, daß dies Gott angenehm und der Religion förderlich sei —, sondern er wünsche nur, daß bei den Hinrichtungen den Ketzern alle Hoffnung eiteln Ruhmes benommen werde, dem sie sich auf gottlose Art weihten. Was die beantragte Ordnung der drei Kammern betreffe, so solle der Staatsrath über dem geheimen Rath und dem Finanzrath stehn, doch wolle er etwas Gewisses hierüber nicht bestimmen, ehe er von den Ansichten der Regentin unterrichtet sei. Die dringenden Bedürfnisse der Niederlande, worüber die Regentin so oft klage, lägen ihm am Herzen, und er schicke deshalb theils baar theils in Wechseln 60000 Dukaten für die gewöhnlichen Soldaten, 200000 für die Offiziere (praesidiarii)*, 150000 für die Verwaltung der Provinzen und die Besoldung der Magistraten; er würde noch mehr für die Befestigung der Städte und die Zahlung der Schulden geschickt haben, wenn nicht die Flotte gegen die Türken den größten Aufwand fordere. Endlich solle Egmont der Regentin die Unbestechlichkeit der Gerichte empfehlen, und ihr wie auch den Niederländern Hoffnung einflößen, er selbst aber denke, um ihre Wünsche persönlich zu vernehmen, sich baldigst zu ihnen zu begeben. Zu gleicher Zeit hatte der König persönlich an die Statthalterin geschrieben, daß er in die beantragte Vermehrung der Macht des Staatsrathes nicht willigen könne, da diese auch der Gewalt der Regentin Abbruch thun und den mit den Finanzen betrauten Staatsmännern den Weg zu gewaltsamer Durchführung von Neuerungen bahnen würde.

Kaum zwei Monate später wurde die Regentin von einem neuen Königlichen Schreiben überrascht, worin Philipp sich in ganz anderer Weise erklärte, als er früher durch Egmont gethan hatte, der hierdurch zu

---

) August Bercht in seiner Erstlingsschrift „Geschichte des Grafen Egmont“ (1810) übersetzt praesidiarii Statthalter, wofür Strada praefectus braucht. Der vollständige Aufsatz von Schiller, der aber nicht überall genau ist (S. 241), war Bercht bei seiner Arbeit unbekannt geblieben.

heftigen Klagen und bitteren Aeußerungen veranlaßt wurde. Der König habe ihm Ansehen und Ruf bei seinen Nebenbuhlern geraubt, klagte er, da er durch die Aenderung seines Entschlusses ihn dem Verdacht bloß stelle, als habe er etwas anderes hinterbracht, wie der Fürst ihm aufgetragen. Wenn die Räthe des Königs auf diesem Wege fortführen, so würden sie die Provinzen dahin bringen, daß sie jeden andern Zustand dem gegenwärtigen vorzögen, und lieber sich unter die Gewalt der Deutschen, Franzosen oder gar der Hölle selbst begäben. Er sei entschlossen, falls der König das während seiner Anwesenheit in Spanien Zugesagte nicht halten wolle, die Statthalterschaft Flandern's aufzugeben und durch seine Entfernung allen zu zeigen, daß er bei dieser Verwirrung der Dinge sich aller Theilnahme und aller Schuld entzogen habe. Der Regentin, welche jene Aeußerung dem Könige geschrieben hatte, erwiederte dieser drei Monate später, mit Unrecht beklagten sich diejenigen, welche da behaupteten, er habe mit Egmont etwas anderes verabredet, als er neulich befohlen. Um also deutlich seinen Willen zu erkennen zu geben, so wolle er erstlich, daß in der Bestrafung der Wiedertäufer wie aller übrigen Ketzer keine Milderung noch Aufschub eintrete, da die Erfahrung beweise, daß Säumniß und Nachsicht ein schlechtes Mittel gegen ein gefährliches, einreißendes Uebel sei. Ferner fordere er, daß die Inquisition, ein in den Niederlanden weder neuer noch entbehrlicher Gerichtshof, auf das strengste beibehalten und von der Regentin wie von den Statthaltern auf jede Weise unterstützt werde. Endlich solle, da das Trienter Konzil in den Niederlanden schon verkündet sei, dessen Beschlüssen und zugleich den Königlichen und Kaiserlichen Befehlen Gehorsam geleistet werden. Er bitte ferner die Regentin, auf die Durchführung seines Willens die größtmögliche Achtsamkeit und Sorgfalt zu verwenden, da nichts ihm angenehmeres oder den Provinzen heilsameres von einem Sterblichen geleistet werden könne. Diesem Briefe schrieben Oranien und andere alles folgende Unglück der Niederlande zu. Die Regentin, obgleich sie so vieles zu gleicher Zeit durchzuführen für ein gewagtes Unternehmen hielt, und den König wiederholt um Zurücknahme seines Befehls bat, theilte dennoch die Befehle des Königs den Statthaltern mit, und drang auf deren Ausführung. Hiermit schloß das Jahr 1565, das Strada am Schlusse des vierten Buches als das letzte des ruhigen Glückes der Niederlande bezeichnet.

„Ich beginne die Darstellung eines Jahres“, mit diesen Worten eröffnet Strada sein fünftes Buch, „denkwürdig durch die offene Verschwörung des Adels, welcher der Volksaufstand folgte, durch die aufrührerischen Pläne der Vornehmen, durch den wüthenden Angriff der Ketzer, durch die Schändung der Tempel, durch die Niederlage der Religion, selbst denen ein Schandfleck, die dieses bereitet.“ Die Statthalter verkündeten das von der

Regentin ihnen übersandte Edikt den Provinzen; doch beklagten sich einige derselben bei dieser vorher, und bekannten, daß sie bei dieser Strenge des Edikts nicht im Stande seien, das Volk in Schranken zu halten, ja ein paar fügten hinzu, sie wollten nicht dazu beitragen, daß unter ihrer Statthalterschaft fünfzig= oder sechszigtausend Menschen verbrannt würden. Die Regentin selbst theilte dies dem König mit, und deutete auf den drohenden Sturm hin. In Brabant brachen wirklich nach der Verkündigung des Edikts Unruhen aus, da die Hauptstädte erklärten, dasselbe stehe mit ihren Freiheiten in Widerspruch, und die Regentin sah sich zu theilweisem Nachgeben genöthigt. Auch Flandern erhob sich. Noch mehr aber gerieth die Regentin in Sorge, als sie vernahm, daß viele Adelige Brabant's sich verschworen hätten, sollte der König die Inquisition durchführen wollen, sich mit Waffengewalt zu widersetzen, und sie seien bereits mit Ausländern, vor allem mit dem Admiral Coligny, in Verbindung getreten. Aehnliches schrieb kurz darauf Oranien von Leyden aus an die Regentin; Egmont und Megen hatten dasselbe mitgetheilt und hinzugefügt, die Obersten und Offiziere seien bereits bezeichnet, und würden ihnen im Nothfalle gleich 20000 Mann bereit stehn. Bei dieser Gelegenheit geht Strada auf den Anfang und die ersten Veranlassungen jenes zu Breda, einer Stadt Oranien's, geschlossenen Widerstandsbündnisses zurück, an dessen Spitze Oranien's Bruder und Heinrich von Brederode standen. Die Regentin, von den Planen der Verbündeten unterrichtet, deren gemeinsamer Zweck auf die Abstellung der Religionsedikte gerichtet war, unterließ nichts, um sich möglichst sicher zu stellen und die Gemüther zu beruhigen. Durch Megen erfuhr sie, gegen Anfang April wollten an fünfhundert Adelige nach Brüssel kommen, um ihr eine Bittschrift gegen die Inquisition und die Religionsedikte zu übergeben. Einige fügten hinzu, wie denn falsche Angaben sich an wahre anzuhängen pflegen, sie würden, wenn ihre Bitte kein Gehör fände, die Regentin als Gefangene fortführen, und sie so lange festhalten, bis sie ihren Zweck erreicht, und wenn diese selbst auch am Anfange dieses Gerüchtes spottete, so fühlte sie sich doch bald darauf sehr beunruhigt. Mehr um die Gesinnungen des Adels kennen zu lernen, als um durch dessen Ansichten sich bestimmen zu lassen, versammelte sie am 27. März den ganzen Staatsrath, dem sie die Pläne der Verbündeten mittheilte und seinen Rath wegen der Unterdrückung der drohenden Bewegung verlangte. Oranien und Egmont erklärten sich zu Gunsten der Verbündeten, die man unter der Bedingung zulassen wollte, daß sie unbewaffnet erschienen, und sich bescheiden betrügen. Am folgenden Tage ward die den Verbündeten zu gebende Antwort beschlossen. Wegen der Inquisition, sollte die Regentin erwiedern, brauchten sie nicht besorgt zu sein; die Anwendung derselben werde von

den Inquisitoren selbst verweigert, da sie vom neuen Papste noch nicht die Erlaubniß dazu erhalten, welche sie zu erbitten pflegten, um ihr Amt desto vorsichtiger auszuüben. Die in den Kaiserlichen Edikten enthaltenen Strafen gegen die Ketzer müsse man nicht aufheben, sondern, da sie alle den Tod bestimmten, auf heilsame Weise mildern; dies sei die Ansicht der Bischöfe, der Kenner des göttlichen und menschlichen Rechtes, der Inquisitoren selbst, und man behaupte, Kaiser Karl würde dies, wenn er noch am Leben wäre, selbst thun, wie er im Jahre 1550 die von der damaligen Regentin verlangte Abänderung und Milderung derselben Strafen nicht für unnöthig oder entehrend gehalten habe. Die Regentin willigte in diesen Beschluß ein, weil sie in diesem Augenblicke sich zum Widerstande und gewaltiger Durchführung zu schwach fühlte, da sie Oranien nicht traute, und Egmont auf ihre desfallsige Frage ihr erwiedert hatte, er werde gegen keinen Sterblichen für die Inquisition und die Edikte kämpfen.

Der Einzug der an 200 starken Verbündeten erfolgte am Abend des 3. April in tiefster Ruhe. Am andern Morgen versammelten sie sich im Hause des Grafen von Kuilemburg, wo Brederode ihnen einen neuen Eid abforderte, durch welchen sie gelobten, falls einer von ihnen der Religion oder dieses Bündnisses wegen gefangen genommen werden sollte, sich zur Befreiung desselben mit Hintansetzung aller andern Pflichten zu verbinden, und diese, wenn es nöthig sein sollte, selbst mit Waffengewalt durchzusetzen. Am Morgen des 5. April gingen sie vom Kuilemburgischen Palaste im Prozessionszuge, je zwei nebeneinander, zum Palaste, wo Brederode der von einigen Adeligen umgebenen Regentin die Bittschrift überreichte. Tags darauf erschienen die Verbündeten in noch größerer Zahl in demselben Aufzuge, um die Antwort der Regentin entgegen zu nehmen, welche diese an den Rand der Bittschrift geschrieben hatte; es wurde ihnen hierin Hoffnung gemacht, daß die Inquisition aufgehoben und die Edikte gemildert würden, doch müsse sie darüber zuvor an den König berichten. Nach stattgehabter Berathung bitten sie die Regentin, ihnen zu bezeugen, daß, was die Verbündeten gethan hätten, nur aus gutem Willen und zum Besten des Königs geschehen sei, was diese aber zu thun verweigerte. An demselben Tage gab Brederode im Kuilemburgischen Hause den Verbündeten ein glänzendes Mahl, bei welchem, nachdem man mehrere Namen für den Bund in Vorschlag gebracht hatte, Brederode erzählte, wie der Graf von Barlaimont gestern, als er die Bittschrift überreicht, der Regentin in Französischer Sprache zugeflüstert habe, sie solle sich vor einem Haufen Bettler und Taugenichtse (gueux) *) nicht fürchten; gern nehme er diesen ihnen

*) A mendicis ac nebulonibus. Das Wort hat beide Bedeutungen, und daß

aus Verachtung beigelegten Namen an, fuhr er fort, und wolle er des Königs und Vaterlandes wegen auch sogar zum Bettler (gueux) werden. Kuilemburg und andere, welche dieses Wort Barlaimont's nicht gehört, fühlten sich dadurch bitter verletzt. Indessen fing, da die Heiterkeit des Mahles immer höher stieg, einer an, einem andern als Bruder gueux zuzutrinken, worauf sofort die Anrede allgemein ward, und man endlich die gueux leben ließ. Gegen Ende des Mahles erscheint Brederode mit einem umgehängten Bettelsacke und einem hölzernen, mit Wein gefüllten Becher, aus welchem er allen zugleich zutrinkt, indem er ihnen für ihre bis dahin bewiesene Einmüthigkeit dankt, deren beständige Fortdauer er herzlich wünsche und hoffe; er selbst sei bereit, für den Bund, ja für jeden einzelnen von ihnen, wenn es sein müsse, sein Leben zu lassen, worauf denn sofort der einstimmige Ruf erscholl: „Es leben die gueux!" Brederode übergab darauf Bettelsack und Holzbecher seinem Nachbar, der in gleicher Weise sich aussprach und den übrigen gueux zutrank, und so ging es in der Runde, bis die Insignien ihres Bundes an Brederode zurückkamen, der einen Nagel einschlug, um sie daran aufzuhängen; auch hierin folgten ihm die übrigen, und so ward der Bund durch diese seltsame Einweihung um so fester geschlossen. Oranien, Egmont und Mansfeld, welche der Zufall vorbeiführte, wurden durch den Lärm in das Haus gezogen. Brederode empfing sie freundlich, und nöthigte sie mitzutrinken, wobei denn das Lebehoch auf die gueux von den meist berauschten Brüdern mit rauschendem Ungestüm wiederholt ward. Aber man wollte den neuen Namen auch beim Volke einführen. So erschienen denn an den folgenden Tagen die Verbündeten auf den Brüsseler Straßen in aschgrauen Kleidern; einige hatten kleine hölzerne Flaschen, Schüsseln und Becher, wie sie Bettler mit sich zu führen pflegen, an den Hüten, die meisten trugen ein Abzeichen, früher von Wachs oder Holz, später von Silber oder Gold am Halse, auf dessen einer Seite das Bild des Königs mit der Umschrift: En tout fidèles au Roi, auf der andern ein von zwei Händen gehaltener Bettelsack mit den Worten: Jusqu'à porter la besace. Kinn und Wangen waren geschoren, und nur ein sogenanntes Türkenbärtchen stehn gelassen. Ehe die Geusen — denn diesen Namen führten sie von jetzt an durchweg — Brüssel verließen, er-

---

die Verbündeten es in ersterem Sinne nahmen, zeigt die von ihnen angenommene Bettlertracht, und ohne Zweifel hatte es auch Graf Barlaimont in diesem Sinne genommen, da viele der Verbündeten sich nicht in den besten Vermögensverhältnissen befanden. Stramberg's fade spottende Note in der „Encyklopädie" von Ersch und Gruber I, 31, 263 ist der Leichtfertigkeit und Urtheilslosigkeit jenes ganzen Lebensabrisses unseres Helden würdig.

schien Brederode mit Bergen, Kuilemburg und Ludwig von Nassau noch einmal vor der Regentin, um ihr vorzustellen, wie leicht in der Zwischenzeit, ehe die Antwort vom Könige einlaufe, Unruhen ausbrechen könnten; sie hätten ihr pflichtgemäß die Wünsche der Niederländer mitgetheilt, und riefen Gott zum Zeugen, daß sie keine Schuld trügen an dem Unglück, das durch die Verzögerung entscheidender Heilmittel herbeigeführt werden könnte. Die Regentin aber versprach ihnen, die Sache möglichst beschleunigen, und die Inquisitoren und Stadtmagistrate zur mildern Behandlung auffordern zu wollen, wogegen sie hoffe, daß die Verbündeten sich ruhig verhalten und niemand weiter aufnehmen würden, da sie ihren Zweck erreicht. Brederode wurde von Brüssel in Begleitung von Kuilemburg und Bergen auf glänzendste Weise entlassen und zu Antwerpen mit Jubel empfangen, wo er in einer aus seinem Fenster gehaltenen Rede sich als Beschützer der Antwerpener und ihrer Kinder vor der Tyrannei der Inquisition und der Religionsedikte darstellte.

Bald darauf wurde eine untergeschobene Schrift verbreitet, welche eine Erklärung der zu Brüssel versammelten Ritter des goldenen Vließes enthielt, wonach von jetzt an niemand der Religion wegen verfolgt und bestraft werden sollte, es sei denn daß damit eine Aufregung des Volkes und eine Verletzung des allgemeinen Wohls verbunden sei, worüber die Entscheidung den Verbündeten zustehn solle, bis vom Könige, mit Beistimmung der Niederländischen Stände, anders beschlossen sei. Konnte der Regentin auch die Unächtheit jener, wie sie glauben mußte, von den Geusen untergeschobenen Schrift nicht entgehn, so fürchtete sie doch mit Recht die schlimme Wirkung derselben auf die aufgeregten Gemüther. Sie beruft deshalb die Ritter des goldenen Vließes rasch zu sich, um ihnen die Schrift vorzulegen, deren Unächtheit Egmont und Mansfeld, die zuerst erschienen, heilig versichern, und sie läßt diese Erklärung sofort überall hin verbreiten. Auch fertigt sie die längst beschlossene Gesandtschaft nach Madrid ab, läßt aber vorher noch die durch den geheimen Rath entworfene, von mehreren Ständen gebilligte Milderung der Religionsedikte, mit der Bitte um Genehmigung derselben, durch einen besondern Boten an den König gelangen. Leider vermehrte die Unbestimmtheit der Königlichen Antwort gar sehr die schreckliche Noth, in welche Margaretha sich von allen Seiten versetzt sah.

Die den Namen der Ritter des goldenen Vließes trüglich mißbrauchende Schrift hatte indessen ihres Zweckes nicht verfehlt. „Die der Ketzerei wegen Geflüchteten kehrten aus den Nachbarländern zurück, die, welche sich in den Niederlanden versteckt gehalten hatten, traten wieder hervor; der Name der Geusen wurde hochgerühmt, man nannte sie die Vertheidiger der Freiheit, empfahl sich ihrem Schutze. So begann denn die

Zahl der Verbündeten, besonders in Antwerpen, sich zu vermehren, und auch ihre Abzeichen wurden von den Kaufleuten benutzt. Ja es kam auch eine neue Verschwörung im Volke auf, das auf dem am Hute getragenen Pfennige außer dem Bettelsacke zwei kreuzweis übereinander gelegte Wanderstäbe hatte, zur Andeutung, daß sie wandernd das Vaterland verlassen müßten, um anderswo die Freiheit zu suchen. Diese auseinander hervorgehenden Verschwörungen seien eine Frucht jener vor zwei Jahren von den Vornehmen gegen den Kardinal Granvelle geschlossenen Verbündung mit den Narrenkappen, später mit den Pfeilen, schreibt die Regentin an den König. Aber das, was damals ein Privatzwist des Hofes und der Ehrgeiz weniger war, das wurde jetzt zum öffentlichen Bruch der Provinzen verwandt. So wahr ist es, daß die Vornehmen nie allein fehlen; ihre Vergehen werden schwerer, wenn sie auf das Volk übergehen, gleich als ob sie durch die Berührung beschmutzt würden."

Die Ketzer strömten indessen immer reichlicher aus den Nachbarländern nach den Provinzen, aus Frankreich die Calvinisten, aus Deutschland die Wiedertäufer und Lutheraner. Anfangs hielten sie ihre Versammlungen in der Nacht auf dem Felde; da aber der glückliche Erfolg ihnen schmeichelte, und sie den günstigen Zeitpunkt der Aufregung nicht ungenutzt vorübergehn lassen wollten, zeigten sie sich öffentlich am hellen Tage und predigten den aus den Dörfern und Städten ihnen zuströmenden Haufen ungescheut von der Tyrannei der Spanier, von der Verfälschung der Religion durch die Päpstlichgesinnten, von dem reinen und ächten Evangelium. Ihre Unverschämtheit wurde durch den Wetteifer gesteigert, da die Calvinisten den größten Zudrang und Beifall fanden, die Lutheraner dagegen, obgleich noch geringer an Anzahl, als die Wiedertäufer, sich auf den Adel stützten. Strada ergeht sich in einer weitern Schilderung dieses verderblichen Unfugs, und entwickelt die Gründe, weshalb die Irrlehrer in den Niederlanden einen so großen Anhang gefunden. Die Regentin, in diesem Augenblicke ganz machtlos, beschränkte sich auf die Erneuerung und Verstärkung der Religionsedikte, aber vergeblich, da niemand die Ausführung derselben mit Strenge durchsetzen mochte. Zu Antwerpen kam es zu Unruhen; vergebens hatte die Regentin den Grafen von Megen dorthin gesandt, allgemein verlangte man Oranien, der sich auch endlich von der Regentin erbitten ließ, aber auch er vermochte die öffentlichen Versammlungen der Irrgläubigen nicht zu hintertreiben. Unterdessen wird Margaretha durch die Nachricht von einer Generalversammlung, welche die Geusen nach der Stadt St. Truyen berufen hatten, in ängstliche Sorge versetzt. Oranien und Egmont werden von ihr beauftragt, die Verbündeten von solchen Versammlungen abzumahnen. Diese berufen Brederode und die hervorragendsten Mit-

glieder des Bundes zu einer Besprechung nach Duffle, einem Dorfe bei Mecheln, und fordern sie im Namen der Regentin auf, durch solche Versammlungen keine neuen Unruhen zu erregen, sondern bis zur Antwort des Königs das Volk, wie sie selbst versprochen, durch ihren Einfluß in Schranken zu halten. Aber zu St. Truyen beschloß man, Ludwig von Nassau nebst zwölf Adeligen mit einer besondern Schrift an die Regentin zu senden, worin die Verbündeten sich theils vertheidigten, und zwar mit so geringer Scheu, daß sie nicht allein die Amnestie, welche die Regentin ihnen anzubieten schien, von der Hand wiesen, indem sie behaupteten, ihre Thaten verdienten eher gepriesen als vergessen zu werden, theils forderten sie, daß ihnen die Regentin Sicherheit gegen Waffengewalt zusage, welche, wie es heiße, gegen den Bund bereitet werde, daß sie Oranien, Egmont und Hoorne als Vermittler zwischen ihr und dem Bunde bevollmächtige, und daß sie die Generalstaaten zusammenberufe. Nur unter diesen Bedingungen könnten sie die Herstellung der Ruhe zusichern, sonst würden sie wider ihren Willen auswärtige Hülfe in Anspruch nehmen müssen. Die Regentin verschiebt die Antwort, da sie erst die Ritter des goldenen Vließes zusammenrufen müsse. Endlich erfolgt auch die Antwort des Königs, worin er die drei von der Regentin so oft geforderten Punkte unter gewissen Bedingungen zugesteht. Die kirchlichen Inquisitoren will er zurücknehmen, doch müßten vorerst die neuen Bischöfe in ihre Stellen eingeführt sein; die Edikte sollen gemildert werden, doch nur mit Genehmigung des Spanischen Staatsraths; den Verbündeten und anderen könne die Regentin Verzeihung angedeihen lassen, doch nur nach sicherer Feststellung der beiden ersten Punkte. Aber diese Nachgiebigkeit kam zu spät; denn schon war in Westflandern und Artois der unselige Bildersturm ausgebrochen, als die Königliche Antwort zu Brüssel eintraf.

Die Nachricht von den verübten Greueln setzte die Regentin in größte Verzweiflung, und sie enthielt sich nicht, dem bei der ersten Kunde hiervon sie aus der Kirche begleitenden Egmont über die schreckliche in seiner Provinz ausgebrochene Kirchenschändung die bittersten Vorwürfe zu machen. „Hört ihr, Graf", so redete sie ihn an, „welche fröhliche Neuigkeiten man aus Flandern, eurer Provinz, meldet? O ich Unglückselige, unter deren Regierung eine solche Schmach der göttlichen Majestät, eine solche Schmach dem Fürsten angethan werden sollte! Ihr aber, von deren Tugend und Treue der König sich immer alles versprochen hat, ihr leidet, daß in eurer Provinz solche ungeheure Frevel gegen Gott ungescheut geschehn dürfen!" Seine Antwort, man müsse zuerst für den Staat sorgen, die Religion werde sich dann leicht herstellen lassen, nahm sie mit Unwillen auf. Er gebe ihr keinen guten Rath; vielmehr müsse man alle weltlichen Dinge

der Ehre und dem Dienste Gottes nachsetzen; die Vernachlässigung dieser sei ein viel größeres Uebel als irgend ein Verlust an Macht und Glücksgütern. Dies sei ihre Ansicht, sei die Ansicht des Königs, der fest entschlossen, nichts der Religion vorzuziehen. Auf Egmont's weitere Aeußerung, dies sei nicht die Ansicht derjenigen, die in den Provinzen Besitzungen hätten, deren Verlust sie fürchteten, erwiederte sie, freilich wäre zu wünschen, daß die Religion und die Macht zugleich erhalten werden könnten, aber wo eines aufgegeben werden müsse, sei zunächst für das Heil der Religion zu sorgen, deren Verlust durch keine Reichthümer und durch keine Macht ersetzt werden könne. Auf ähnliche Weise äußerte sich Margaretha im Senate, wo man den Beschluß faßte, zu Lille mit bewaffneter Macht einzuschreiten, obgleich Egmont behauptete, daß die Regentin, wollte sie diesen Weg betreten, die Ruhe nicht eher herstellen würde, bis 200000 Menschen ermordet wären.

Aber die Wuth der Bilderstürmer verbreitete sich bald in schrecklichem Fluge über den größten Theil der Niederlande, so daß Margaretha sich zur wiederholten Berufung des Staatsrathes gezwungen sah, wo sie, da mildere Maßregeln nicht zum Ziele führten, von der Waffengewalt Gebrauch machen zu wollen erklärte, wozu sie der treuen Mitwirkung aller sich versichert halte. Mansfeld, Aremberg und Barlaimont boten hierzu ihre Dienste freudig an, wogegen Egmont, Oranien und Hoorne, mit Hindeutung auf die 15000 Ketzer, welche allein in Brüssel lebten, von Gewaltmaßregeln abriethen. Endlich kam man darin überein, die Regentin solle Amnestie und Sicherheit den Verbündeten versprechen, unter der Bedingung, daß sie die Bundesurkunde, das sogenannte Kompromiß, verbrennten, und sich eidlich verpflichteten, in Zukunft der katholischen Religion anzuhängen und treue Unterthanen des Königs zu sein. Aber ehe die Amnestie verkündigt war, wird die Regentin durch verschiedene Gerüchte, daß die Geusen sich ihrer Person bemächtigen wollten, in Schrecken gesetzt, so daß sie den Entschluß faßt, nach Mons zu fliehen. Egmont und Oranien, von denen sie vorher Abschied nehmen will, rathen ihr entschieden von diesem Schritte ab. Als die Kunde hiervon in der Stadt erscholl, schloß ein Theil der Bürger die Thore, ein anderer eilte zur Regentin und beschwor sie, durch ihre Flucht die Stadt nicht in's Unglück zu stürzen. Da aber alsbald verlautete, die Geusen wollten sich nicht bloß ihrer Person, sondern auch Egmont's und des Siegelbewahrers Viglius bemächtigen, um ihnen mit Gewalt zu entreißen, was ihren Bitten nicht gelungen sei, wagte sie wirklich einen Fluchtversuch, wurde aber mit Gewalt zurückgehalten. Zu Hause bewacht, krank darnieder liegend und von schrecklichster Furcht gepeinigt, ließ sie Egmont, Oranien und Hoorne zu sich kommen, und in ihrer

Gegenwart sicherte sie, nachdem sie erklärt, daß nur die Noth sie hierzu zwinge, den Verbündeten Verzeihung und Sicherheit zu, gestattete den übrigen, Predigten der Ketzer zu hören, doch nur an den Orten, wo sie bis dahin gehalten worden, und unter der Bedingung, daß sie unbewaffnet und ohne Feindseligkeit gegen die Katholiken sich versammelten, und beides nur so lange, wie der König es gestatten würde, den sie brieflich auf das dringendste bat, diese ihre Zugeständnisse nicht zu genehmigen. Den Grafen von Mansfeld ernannte sie zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte die Besatzung und bewaffnete ihren Hof.

Indessen wenden sich die Statthalter nach ihren Provinzen, um die Ruhe dort möglichst aufrecht zu halten, genügen aber den Wünschen der Regentin nur wenig, da sie sich zu größerer Nachgiebigkeit genöthigt sehen, weshalb diese den König zu einem Zuge in die Niederlande dringend auffordert. Philipp befiehlt ihr darauf, in Deutschland dreitausend Mann Reiter und zehntausend Mann Fußvolk zu werben, die immer bereit seien, auf ihren Wunsch in die Niederlande einzurücken; zugleich bestimmt er deren Führer, und sendet zur Anwerbung und Besoldung 300000 Dukaten. Der Deutsche Kaiser, welcher früher eine friedliche Ausgleichung zu vermitteln gesucht hatte, erklärte bald darauf sich gern bereit, die Werbung in Deutschland zu gestatten, und verbot sogar den Dienst gegen den König, worüber Oranien, dem der Kaiser sich freundlich erwiesen hatte, sehr ungehalten ward, so daß er einst, als der Wein seine schweigsame Seele geöffnet hatte, die unvorsichtige Aeußerung wagte, der Kaiser, der König und ihre Anhänger täuschten sich, wenn sie glaubten, bloß die Deutschen nähmen Waffendienste, es gäbe noch manche Völker außerhalb der Grenzen des Reiches, die Dänen, die Schweden und andere Völker würden den verbündeten Niederlanden Hülfe bringen können und wollen. Die katholischen Deutschen Fürsten willfahrten dem Wunsche des Königs auf das bereitwilligste; auch der Französische König verbot seinen Unterthanen den Dienst bei den Niederländischen Aufrührern.

Bald darauf hielten Oranien und dessen Bruder Ludwig, Egmont, Hoogstraaten und Hoorne zu Dendermonde in Flandern eine Berathung über ihr in Zukunft dem Könige gegenüber einzuschlagendes Verhalten. Oranien brachte viele aus Spanien erhaltene Briefe vor, aus denen sich der Plan des Königs ergab, mit Waffengewalt die Niederlande zu betreten, und die Ruhe dadurch herzustellen, daß er den Führern des Volkes, Egmont, Oranien, Hoorne und Mansfeld, die Köpfe abschlagen lasse, wonach die Menge sich willig fügen werde. Man beschloß demnach, da man den König mit Gewalt nicht abhalten könne, seine Ankunft aber ihnen allen das Schlimmste drohe, dem Kaiser die Provinzen zu überantworten.

Egmont schrieb deshalb an Mansfeld, der sich von ihnen getrennt hatte; er theilte ihm die neuesten Nachrichten aus Spanien mit, klagte die Regentin heftig an, die ihr Wort nicht gehalten habe, und den König zu Gewaltmaßregeln aufrege, und er wünschte, seine Ansicht hierüber zu vernehmen. Jener theilte den Brief wie auch seine eigene Antwort der Regentin mit, die sie an den König sandte. Indessen ließen die Verbündeten nicht ab, ihre Absichten ungestört zu verfolgen, aber die Regentin ward von allen ihren geheimen Umtrieben immerfort auf das genaueste unterrichtet, und wußte sie geschickt zu hintertreiben. Auch zog sie manche dadurch vom Bunde ab, daß sie ihnen freundliche, von Vertrauen und Wohlwollen zeugende Briefe zusandte, oder ihnen Versprechungen machen ließ, falls sie sich der Sache des Königs annähmen.

Nachdem sie auf diese Weise die Verbündeten geschwächt, dagegen ihre eigenen Truppen verstärkt hatte, sandte sie die Statthalter in ihre Provinzen zurück, denen sie sofort den Befehl zugehn läßt, nicht zu dulden, daß die Ketzer irgend eine religiöse Verrichtung mit Ausnahme der Predigten sich erlaubten, oder die wahre Religion mit Spott und Schmähungen verfolgten, und diejenigen, welche sich der Art vergingen, als Majestätsverbrecher und Störer der öffentlichen Ruhe zu bestrafen. Zugleich fügte sie ein Edikt hinzu, worin für die verstockten Ketzer harte Strafen festgesetzt wurden. Egmont hatte bei der Berathung jenes Edikts im Staatsrathe bemerkt, dasselbe werde das Signal sein, auf welches die Niederländer zu den Waffen griffen. Als aber bald darauf Oranien, Hoogstraaten und Brederode ihn zu einer neuen Verbindung brieflich einluden, welche die Aufhebung aller Predigten in den Niederlanden bezwecke, um dadurch dem Könige jede Veranlassung zu benehmen, mit einem Heere nach den Provinzen zu kommen, was, wenn es trotzdem geschehe, ihnen das Recht geben würde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so verweigerte er seinen Beitritt, was die Regentin bald durch einen seiner Freunde erfuhr. Brederode, der eine neue, in schärferm Tone gehaltene Bittschrift der Regentin überbringen sollte, findet keinen Zutritt. Die auch durch den Druck sofort bekannt gemachte Erwiederung der Regentin behandelt die Verbündeten auf eine sehr geringschätzige und verächtliche Weise; ihnen giebt sie die Schuld aller neuerlich geschehenen Greuel. Auf ihre Forderungen, die Edikte abzuschaffen und die neugeworbenen Truppen zu entlassen, könne sie unmöglich eingehn; ja sie werde, wenn es Noth thue, noch durch neue Edikte und Truppen den Staat zu befestigen suchen; das Schwert, das Gott den Fürsten in die Hand gegeben, werde sie besonders zu dieser Zeit nicht niederlegen. Sie räth ihnen, sich der öffentlichen Angelegenheiten zu enthalten und sich um die ihrigen zu kümmern, damit sie nicht den König zwängen, sich seiner

angeborenen Güte zu entäußern. Mit dieser scharfen, ganz rückhaltlosen Erklärung, welche, da auch völlige Unterwerfung sie der Rache des Königs nicht entzogen haben würde, die Verbündeten zu den Waffen zu greifen nöthigte, schließt das fünfte Buch.

Brederode und die übrigen Verbündeten beeilen auf alle Weise die längst vorbereitete Rüstung. Herzogenbusch wird von einem Calvinisten in Brederode's Namen genommen. Vergebens sucht Megen die Stadt wieder zu gewinnen, wogegen er Brederode's Anschlag auf Utrecht glücklich zuvorkommt, und diesen nöthigt, sich nach Amsterdam zurückzuziehen. Auch der Versuch, die Insel Walchern in Besitz zu nehmen, scheiterte, und Oranien mußte seinen Freund, Johann von Marnix, Herrn von Tholouse, vor den Mauern Antwerpen's schlagen und in den Flammen umkommen sehn. Hartnäckig vertheidigte sich Valenciennes, das sich nur unter der Bedingung ergeben wollte, daß Oranien, Egmont, Hoorne und Hoogstraaten sich für ihre Sicherheit verbürgten. Egmont, in dessen Gegenwart dies im Staatsrath verlesen wurde, beklagte sich über solche Berufung, an welcher er und seine Freunde ohne Schuld seien. Margaretha selbst aber ward sehr unwillig, daß man ihre Regierung dem Ansehen jener vier Statthalter nachsetze. Auf den Wunsch des Königs steht die Regentin von der Belagerung vorerst ab, und sendet Egmont mit dem Herzog von Aarschot, um die Stadt zu gütlicher Unterwerfung zu bewegen. Aber alle ihre Bemühungen blieben vergeblich, worüber Egmont so erzürnte, daß er an demselben Tage und in der darauf folgenden Nacht die Mauren genau betrachtete und selbst die Stadtgräben betrat, um der Regentin über die geringe Widerstandsfähigkeit von Valenciennes Mittheilung zu machen. Die Stadt mußte sich bald auf Gnade und Ungnade ergeben; sie verlor alle ihre Privilegien und die Schuldigen verfielen strengster Rache. Der Uebergang von Valenciennes war für die Geusen einer der schwersten Schläge; aller Muth und alle Hoffnung waren mit einemmale gewichen, so daß die Königliche Sache unaufhaltsam von Sieg zu Sieg eilte.

Jetzt schien der Regentin der rechte Zeitpunkt gekommen, sich aller Zweifelhaften zu versichern, weshalb sie mit dem Anfange des Jahres eine von allen Beamten abzulegende Eidesformel entwerfen ließ, worin diese sich verpflichten sollten, jedem Folge zu leisten, der im Namen des Königs gewählt würde, ohne irgend eine Ausnahme, wobei sie an die bevorstehende Ankunft Alba's dachte. Als sie diese Forderung im Staatsrathe vorbrachte, bemerkte sie, es würde ihr lieb sein, wenn die Großen mit dieser Eidleistung vorangingen, da die andern in diesem Falle um so leichter nachfolgen würden. Mansfeld erklärte sich zuerst zum Eidschwur bereit; ihm folgten die übrigen anwesenden Statthalter, Aarschot, Egmont, Megen und Barlaimont.

Brederode suchte Ausflucht, Hoogstraaten und Hoorne erklärten, es genüge der früher von ihnen abgelegte Eid. Auch Oranien, welcher die drohende Gewaltherrschaft voraussah, war nicht zur Eidleistung zu bewegen, und er leistete sofort auf seine Statthalterschaft Verzicht, wodurch die Regentin sich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt sah, da sie den Mann nicht offenbar zum Feinde haben wollte, zu dessen Bewältigung sie noch nicht Kraft genug besaß. Vergebens beschickte sie ihn durch ihren Geheimsekretär Berti, der nichts anderes von ihm zu erlangen vermochte, als daß er sich bereit erklärte, vor seiner Abreise noch einmal mit Egmont und anderen Großen, die er selbst wählen möge, die Sache zu besprechen. Zum Orte der Zusammenkunft ward das Dorf Willebroek zwischen Brüssel und Antwerpen gewählt, wo sich außer Oranien und Egmont noch Mansfeld und Berti einfanden, aber auch hier ließ sich Oranien von seinem längst bei ihm feststehenden Entschlusse nicht abbringen. „Man erzählt", bemerkt Strada, „Oranien habe, ehe er sich entfernte, Egmont bei Seite geführt und ihn gebeten, sich der drohenden Gefahr zu entziehn, den von Spanien her über die Häupter der Niederländer und Großen sich hinziehenden blutschwangern Sturm nicht abzuwarten. Und als Egmont, stolz auf seine Verdienste, und deshalb an keine Gefahr denkend, dagegen sprach, sich auf die Güte des Königs, wenn dieser die Provinzen beruhigt finde, vertrauensvoll berief, erwiederte Oranien: Diese von dir gepriesene Güte des Königs wird dich zu Grunde richten, Egmont; und schon glaube ich im Geiste zu sehn — o daß ich mich täuschte! —, wie du die Brücke sein wirst, auf welcher die Spanier in die Niederlande einziehen werden. Hierauf umarmte er ihn herzlichst, wobei beide Thränen vergossen, als ob er seiner Weissagung sicher wäre und ihn zum letztenmal in seinem Leben sähe, und so schieden sie voneinander. Sofort begab sich Oranien mit seiner Familie nach seiner Stadt Breda, von wo er sich bald darauf nach Kleve, zuletzt nach Dillenburg im Nassauischen zurückzog. Egmont aber, obgleich durch die Trennung von dem Freunde etwas bewegt, doch fröhlicher gestimmt, da er jetzt ohne den alten Nebenbuhler ruhig die erste Rolle spielen konnte, begann emsiger als bisher der Regentin beizustehn, ihr freiwillig seine Hülfe zu bieten und an der Staatsverwaltung Theil zu nehmen; denn er leistete den Eidschwur in der angebenen Form, löste die Konsistorien der Ketzer im untern Flandern auf, bewaffnete selbst einige Städte, begleitet von sechs Fähnlein Fußvolk, und entfernte sich so weit von dem Plane einiger seiner Genossen, daß er sie durch einen Hofmann Hoogstraaten's auffordern ließ, nichts gegen die Religion, den König und ihre eigene Würde zu unternehmen, sonst würde er sie nicht weniger für Feinde halten, wie die mit der weißen Schärpe, welche die Franzosen im Kriege tragen. Daher geschah es, daß Hoogstraaten u. a.

ihre Briefe und Aktenstücke, die sie Egmont mitgetheilt hatten, ihm abforderten, wie sie die von ihm empfangenen zurückschickten." Auf diese Weise zerfiel der Geusenbund bald ganz; die meisten entsagten ihm freiwillig, die Hauptführer wanderten aus, nur Brederode, der noch an der alten Hoffnung festhielt, wollte die Heimat nicht verlassen. Utrecht, Herzogenbusch und Antwerpen müssen sich ergeben. In Antwerpen, wo die Regentin im Triumph einzieht, empfängt sie eine Gesandtschaft der protestantischen Deutschen Fürsten, deren Fürbitte für ihre Niederländischen Glaubensbrüder bei ihr keine gute Stätte fand. Noch nicht hatten die Gesandten die Stadt verlassen, als die Nachricht von der Besiegung der Geusen in Holland und von Brederode's Flucht anlangte, der bald die völlige Unterwerfung der Provinzen folgte. Nur eines bekümmerte die Regentin sehr ernstlich, die ungeheure Auswanderung von Kaufleuten und geschickten Arbeitern, welche vor der drohenden Ankunft des Spanischen Heeres erzitterten, und es vorzogen, in einem Nachbarlande in ungestörter Freiheit die Früchte ihrer Thätigkeit zu genießen. Deshalb hatte sie schon mehrfach den König gebeten, ihr die Befugniß zu allgemeiner Amnestie zu geben oder selbst, aber nicht an der Spitze eines Heeres, die bereits beruhigten Provinzen zu besuchen. Aber der König beschloß, nachdem er lang gezaudert hatte, den Alba vorab mit einem Heere nach den Niederlanden zu senden, um die Ruhe zu sichern, darauf erst wolle er selbst die Provinzen besuchen. Der Herzog von Alba wird mit diesem Zuge betraut, zu welchem alles sofort in Bereitschaft gesetzt wird. Vergebens waren alle Bemühungen der Regentin, den König vom Heereszuge nach den Niederlanden abzubringen, vergebens suchte sie den Alba zu bewegen, einen Theil der Truppen zu entlassen; nur die Hoffnung, daß der König selbst bald folgen werde, vermochte sie einigermaßen zu beruhigen.

In Thionville begrüßten Noircames und Barlaimont von Seiten der Regentin den einrückenden Herzog, der selbst den Proviantmeister Franz Ibarra an sie gesandt hatte, um zugleich mit ihr über die Städte zu verhandeln, in welche man die Spanischen Truppen legen solle. In Brüssel langte Alba in Begleitung vieler Großen, die ihm entgegen gegangen waren *), am 22. August an, und bezog das Kuilemburgische Haus. Am

---

*) Wir gedenken hierbei eines von Meteren erzählten Umstandes den Goethe unbenutzt gelassen. Auch Egmont zog dem Herzog entgegen. Als Alba ihn kommen sah, rief er überlaut: „Siehe, da kommt der große Ketzer!" Egmont ward darüber einigermaßen betroffen, aber da man diesen Ausruf in doppeltem Sinne auslegen konnte, verstand er es zum Besten, und trat nahe an Herzog heran, worauf sie nach höfischem Brauche sich umarmten.

andern Tage sandte er der Regentin die Briefe des Königs und eine Abschrift seiner eigenen Bestallung, durch welche ihm der Oberbefehl über die ganze Armee in den Niederlanden übertragen ward, so daß jener die bürgerliche Verwaltung verblieb. Aber am nächsten Tage, wo er Margarethen, die krank darniederlag oder sich nur krank stellte, seinen Besuch machte, zeigte er ihr, als sie allein waren, eine weit umfassendere Vollmacht des Königs, wonach er nicht allein im Kriege nach eigenem Gutdünken schalten, sondern auch Festungen bauen, Magistrate und Statthalter absetzen, die Gründe der vergangenen Unruhen erforschen und Strafen verfügen durfte. Als ihn aber die Regentin darauf fragte, ob er nicht noch weitere Vollmacht habe, bejahte er dieses, doch könne er dies alles bei dieser Gelegenheit nicht auseinandersetzen, werde es ihr aber zu passender Zeit mittheilen. Ließ Margaretha ihren Unwillen hierüber gegen Alba nicht laut werden, so beschwerte sie sich doch bitter beim Könige, daß dieser so viel Macht, so viel Soldaten habe; ersteres schade ihrem Ansehen, letzteres der Ruhe der Provinzen. Schon seien an 100000 Menschen ausgewandert; nur die Hoffnung auf die Ankunft des Königs halte sie und die Provinzen noch aufrecht. Sollte diese aber nicht in Erfüllung gehn können, so bitte sie herzlichst um ihre Entlassung. Zu ernstlich dringender Wiederholung dieses Wunsches sah sie sich bald darauf durch die Verhaftung Egmont's und anderer gezwungen.

Alba glaubte mit der Bestrafung einiger Niederländischen Großen seine Regierung beginnen zu müssen, weil das Volk, wenn die hervorragenden Männer verschwunden seien, keinen haben würde, auf den es sein Auge werfen könnte. Daher zeigte er sich dem Adel am Anfange höchst verbindlich, besonders Egmont, durch dessen Beispiel er auch Hoorne anzulocken hoffte, der am Anfange zauderte, und von den ersten Zusammenkünften lieber aus der Ferne vernahm. Man erzählt, daß, als Hoorne von Alba's Anblick ahnungsvoll sich abwandte, Egmont seine Furcht gescholten und alles auf sich genommen habe. Da Alba Hoorne auf diese Weise angelockt hatte, berief er auch Hoogstraaten nebst den übrigen zur Ordnung der Verhältnisse nach Brüssel. Dieser begab sich auch wirklich auf den Weg; da er aber, weil er eben erst genesen, langsam fuhr oder zauderte, vernahm er unterwegs das Geschehene, und kehrte eiliger zurück, als er gekommen war. Die übrigen Vornehmen waren am 9. September in Brüssel versammelt. An demselben Tage sollte Egmont's Geheimsekretär, Johann van Kasembrood, Herr von Bakkerzeel, und der Antwerpener Bürgermeister Anton van Straalen, ein vertrauter Freund Oranien's, ohne Aufsehen zu erregen, durch zwei Hauptleute verhaftet werden. Um Aufregung zu vermeiden, hatte Alba die Regentin einen Brief an den Antwerpener Magi-

strat erlassen, worin sie bemerkte, der Bürgermeister werde nach Brüssel verlangt, um über den Zustand der Stadt mit ihm zu verhandeln. Straalen wollte auf einem Karren, unter aufgehäuften Waaren versteckt, entfliehen, ward aber durch Verräther entdeckt. Unterdessen hielt Alba im Kuilemburgischen Hause eine Rathsversammlung mit Aarschot, Egmont, Hoorne, Mansfeld, Aremberg und Barlaimont; außer diesen waren Ferdinand, Alba's Sohn, Feldmarschall Vitelli, General Serbelloni und Ibarra gegenwärtig. Mit Absicht zog Alba die Berathschlagung in die Länge, da er die Nachricht von der Verhaftung Kasembrood's und Straalen's abwarten wollte, und deshalb hatte er den Kriegsbaumeister Paciotto zu sich beschieden, der ihm die Risse zur Befestigung Antwerpen's vorlegen sollte. Als ihm endlich die glückliche Ausführung seiner Verhaftsbefehle hinterbracht wurde, entläßt er die Versammlung, den Egmont aber ruft er zur Seite, als ob er ihm etwas insgeheim mitzutheilen hätte. Sofort treten aus dem gegenüber liegenden Gemach einige Hauptleute hervor, worauf Alba ihm zuruft: „Halt, Egmont! der König befiehlt, dich zu verhaften; in seinem Namen fordere ich dir den Degen ab!“ Jener aber, durch diese unerwartete Aufforderung in Schrecken gesetzt, übergab, da er so viele Bewaffnete um sich her sah, willig sein Schwert, indem er in die Worte ausbrach: „Und doch habe ich mit diesem Schwerte die Sache des Königs oft nicht ohne Glück vertheidigt!“ Ohne weiter etwas zu äußern, wurde er in das Gemach geführt. Zu derselben Zeit forderte Alba's Sohn von Hoorne, dem er das Geleit gegeben hatte, er möge sein Schwert ihm überliefern, und auf Befehl des Königs sich dem Herzog von Alba überantworten; sofort traten einige Hauptleute an ihn heran, die ihn nach einem andern Theile des Hauses abführten. Unterdessen hatte Avila, Hauptmann der herzoglichen Leibwache, das Kuilemburgische Haus und alle Zugänge zu demselben besetzt gehalten, ohne daß man wußte, was diese Schreckensmaßregel bedeute. Als man aber vernahm, Egmont und Hoorne würden von Alba in Gewahrsam gehalten, da bemächtigte sich des Volkes zuerst ein düsteres Schweigen, bald aber erkannte man Alba's Künste und zürnte besonders über Egmont's maßloses Zutrauen; viele behaupteten, durch die Verhaftung der beiden Männer seien die Niederlande verhaftet; um so höher priesen andere Oranien's vorsichtige Klugheit, und frohlockten, daß dieser unversehrt und die Niederlande so noch nicht aller Hülfe beraubt seien. Als man zu Rom dem Kardinal Granvelle das zu Brüssel Geschehene berichtete, fragte er, ob man auch den Schweigenden gefangen genommen; denn mit diesem Namen bezeichnete man Oranien. Da man dies aber verneinte, soll er erwiedert haben: „Alba hat nichts gefangen, wenn dieser dem Netz entschlüpft ist.“

Da Alba diese Verhaftungen ohne Wissen der Regentin vollzogen hatte, so ließ er dieser sofort durch Mansfeld und Barlaimont davon Anzeige machen; er habe ihr die Sache nach dem Befehl des Königs verschwiegen, damit hierdurch die Liebe, welche sie beim Volke genieße, keinen Abbruch erleide. Allein Margaretha war dadurch nicht beruhigt, fühlte sich vielmehr, wenn sie auch ihren Unwillen in Gegenwart jener verbarg, tief beleidigt, und sie begann zu fürchten, in Zukunft werde vieles ähnliche geschehn, sie nur den Namen der Regentin führen, damit eine Fürstin aus Oestreichischem Geblüt den Niederlanden vorzustehn scheine, die Macht der Regentschaft dagegen Alba übertragen bleiben. Da sie nun außerdem vernommen hatte, die Ankunft des Königs werde vor dem nächsten Frühjahr nicht erfolgen, schickt sie ihren Hößling Macchiavelli an den König, mit der Bitte, sie ihres Amtes zu entlassen, da sie krank und von Sorgen belastet sei; ob es dem König förderlich, ob es derjenigen, welche dieser seine Schwester nenne, würdig sei, eine Provinz mit so beschränkter, ja fast ohne alle Macht zu regieren, überlasse sie seiner Entscheidung, und wünsche sie alle Augenblicke ihres Lebens nach seinem Winke einzurichten. Doch versäumte sie unterdessen nicht, sich der Regierung ernstlich anzunehmen. Sie verbot die Auswanderung Niederländischer Kaufleute, und stellte das Edikt gegen diejenigen Niederländer her, welche den Französischen Aufrührern Beistand leisten würden. Dagegen wollte sie dem König von Frankreich die gewünschten Hülfstruppen ohne Philipp's Genehmigung nicht überlassen, während Alba unbedenklich 2000 Mann Spanischen Fußvolks und 1200 Reiter meist aus Hennegau und Artois nach Rücksprache mit der Regentin unter Aremberg zum Französischen Heere stoßen ließ.

Macchiavelli brachte der Regentin bald darauf die gewünschte, mit aller Anerkennung der geleisteten Dienste ertheilte Entlassung, welche sie sogleich dem Herzog von Alba mittheilte. Da der König ihr nicht gestattet hatte, ihre Regentschaft vor einer feierlichen Ständeversammlung niederzulegen, so nahm sie in einem ausführlichen Schreiben von den Ständen Abschied, worin sie ihre angestrengten Bemühungen um die Niederlande während ihrer neunjährigen Regierung aufzählte, und besonders hervorhob, wie sie die in den beiden letzten Jahren angeregten Unruhen vor Ende April beschwichtigt und die Niederlande durch den Rath und die Hülfe der guten Bürger zum Gehorsam gegen den König zurückgeführt habe. Nachdem sie eindringlich zur Erhaltung der Ruhe ermahnt hat, spricht sie die Hoffnung aus, die Güte des Königs werde auch gegen die Verbrecher, deren Bestrafung allein noch übrig bleibe, mit größter Milde verfahren, wie sie ihrem Königlichen Bruder bereits früher gerathen habe, und auch jetzt noch, ehe sie die Provinzen verlasse, werde sie ihn darum bitten, auch in Zukunft bei

demselben alles zu erwirken suchen, was das Wohl und die Ruhe der ihr so lieben Niederländer zu fördern vermöge. Gegen den König sprach sie sich unverholen dahin aus, daß der Schrecken nicht das rechte Mittel sei, bei den Niederländern Verehrung zu gewinnen. „Die, welche diesen Weg etwa einschlügen, würden (o daß ich mich darin täuschte!) dem Spanischen Namen mehr Haß als Macht bereiten, in den Provinzen jedenfalls Bürgerkriege, Einfälle von außen und endlich Entvölkerung und Oede verursachen. Deshalb bitte ich und beschwöre ich Deine Majestät, Du wollest, Gottes und Deiner eigenen Güte eingedenk, Deine Rache auf sehr wenige beschränken, und die Reue Deiner Unterthanen ihrer Strafe vorziehen.“ Erst im folgenden Februar verließ Margaretha die Niederlande, nachdem der König ihr einen jährlichen Gehalt von 14000 Dukaten angewiesen hatte. Alba begleitete sie bis an die Grenze von Brabant, der Belgische Adel bis nach Deutschland. Die folgende Schreckensherrschaft Alba's machte den Niederländern das Andenken an ihre Regierung lieb und werth.

Das siebente Buch beginnt Strada mit der Nachweisung, daß der zunächst eintretende Abfall der Niederlande nicht, wie man behaupte, eine Folge der „sehr strengen und den Niederländern verhaßten“ Verwaltung Alba's sei, obgleich diese die nächste Veranlassung und den Anfang desselben gebildet. Die eigentliche Grundursache sei die durch Unwillen und Schmerz gestachelte Herrschsucht Oranien's gewesen, der die seiner Unternehmung förderliche, durch Alba's Strenge gesteigerte Mißstimmung geschickt benutzt habe, aber wenn diese auch nicht vorhanden gewesen, würde er um eine Veranlassung zum Kriege gegen den König nicht bekümmert gewesen sein. Der von Alba zur Untersuchung der frühern Unruhen eingesetzte Zwölferrath, der sich beim Volke den Namen des Blutrathes erwarb, hatte die flüchtigen Niederländischen Großen, Oranien, Hoogstraaten, Kuilemburg, Bergen, Brederode u. a. vor sich beschieden, um sich gegen die angeschuldigten Verbrechen zu vertheidigen. Diese aber sandten an Alba eine Verwahrung ein, worin sie sich auf das unbestrittene Recht der Ritter des goldenen Vließes beriefen, nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden. Oranien suchte zugleich den Kaiser und die Deutschen Fürsten zur Vermittlung zu bestimmen, die aber bei Alba ganz vergeblich war, der nach Ablauf der bestimmten Frist Oranien, dessen Bruder Ludwig und die übrigen vorgeladenen Großen für Majestätsverbrecher erklärte und ihre Güter einzog. Oranien's Stadt Breda erhielt Spanische Besatzung, und sein dreizehnjähriger in Löwen studirender Sohn ward nach Spanien abgeführt. Aber Alba war nicht damit zufrieden, die Häupter des Adels auf diese Weise vernichtet zu haben, der Blutrath mußte auch gegen eine Unzahl von Bürgern, die sich irgendwie an der frühern Aufregung betheiligt hatten, die

härtesten Strafen aussprechen, was die Klügern schon damals mißbilligten. Das Kuilemburgische Haus, worin einst der Geusenbund geschlossen worden war, ward niedergerissen, und die Stätte des Verbrechens mit einer Marmorsäule bezeichnet, auf welcher eine in vier Sprachen abgefaßte Inschrift den Vorübergehenden an die verdiente Strafe hochverrätherischen Treibens erinnern sollte. Bald darauf wurden die Niederländer durch die traurigen Nachrichten vom Schicksale des ihnen geneigten Prinzen Karl in tiefe Trauer gesetzt, den Philipp gerade in dem Augenblicke hatte verhaften lassen, als er den Niederlanden zueilen wollte. Wer aus dem unglücklichen, Alba's Rache verfallenen Lande fliehen konnte, entzog sich der blutigen Despotie, gegen die kein Mittel schützte, und die, wo möglich, durch die mißrathenen Versuche, den Königlichen Henker gewaltsam aus der Welt zu schaffen, noch gesteigert wurde.

Oranien hatte unterdessen ein Heer gesammelt, welches unter der Führung seiner Brüder Ludwig und Adolph in Friesland einfiel, und beim Kloster Heiligerlee den Statthalter Aremberg schlug, der selbst, wie auch Adolph von Nassau, in diesem Treffen blieb. Alba beschloß nun, selbst dem siegreichen Ludwig entgegenzugehn, ehe ihm die Verbindung mit dem gefürchtetsten Feinde, der sichersten Stütze der Geflüchteten, mit seinem Bruder Wilhelm gelänge. Da er aber einen Aufstand wegen der gefangenen Adeligen in Folge seiner Abwesenheit fürchtete, so wollte er sich durch die Hinrichtung derselben von dieser Furcht befreien, wozu er sich besonders auch durch die Nachricht aufgereizt fühlte, daß Ludwig aus Schmerz über den Tod Adolph's die meisten Spanier habe aufhängen lassen. Vergebens suchten Alba's Freunde ihn von diesem Entschlusse abzubringen, indem sie ihm vorstellten, es sei kein Aufstand der Niederlande zu fürchten, da er in den Gefangenen selbst ein Unterpfand der Ruhe besitze. Von Natur und durch ein erfahrungsreiches Leben argwöhnisch, wenig geneigt, auf fremden Rath zu hören, vielmehr zu entschiedenem Widerspruch getrieben, ließ er am 1. Juni zu Brüssel auf öffentlichem Platze neunzehn Adelige hinrichten, von denen nur acht im katholischen Glauben starben; die Leichen der übrigen, mit Ausnahme von vier besonders vornehmen Männern, wurden unbegraben auf das Feld geworfen. Am folgenden Tage wurden vier andere Adelige hingerichtet. Zu Wilword fielen um dieselbe Zeit die Häupter des Antwerpener Bürgermeisters Straalen, des Geheimsekretärs von Egmont, Kasembrood u. a. Alles dieses bildete nur das schreckliche Vorspiel zur Hinrichtung der beiden Grafen, welche neun Monate lang in der Citadelle von Gent gefangen gesessen. Hoorne's Schwester, Maria von Montmorency, und Egmont's Gattin, Sabina von Baiern, ließen beim Kaiser, bei den Kurfürsten und den Rittern des goldenen Vließes nichts unversucht, um den

Unglücklichen Leben und Freiheit zu retten. Letztere sandte durch den Herzog und die Herzogin von Parma eine Bittschrift an den König, worin sie das unzweifelhafte Recht der Ritter des goldenen Vließes aus den Gesetzen wie auch aus der Geschichte nachweist, nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden, sodann an die vielen Mühseligkeiten erinnert, welche ihr Gatte von seinem achtzehnten Jahre an in dem Algierischen, Geldrischen und Französischen Kriege für Kaiser Karl und König Philipp mit Todesverachtung so oft erduldet, endlich den König beschwört, nicht eine unglückliche Mutter mit eilf Kindern durch so großen Verlust und so große Schande zum Beispiel menschlichen Unglücks für alle Zeiten und Völker aufzustellen. Aber der Ankläger des Königs ließ sich dadurch nicht aufhalten; vier Monate hatte er auf die Anklageschrift verwandt, und fünf gestattete er den gefangenen Grafen zu ihrer Vertheidigung. Man beschuldigte sie der Absicht, mit Oranien und anderen Adeligen den König aus den Niederlanden zu vertreiben und die Provinzen unter sich zu theilen. Deshalb hätten sie auf die Entfernung des Kardinals Granvelle hingewirkt, der ihre Pläne durchschaut, und nicht eher mit den auf die Verschwörung hindeutenden Abzeichen der Narrenkappen oder der Pfeile aufgehört, bis sie den König gezwungen, ihn zurückzurufen. Sie hätten nicht allein Mitwissenschaft vom Bunde gehabt, sondern Egmont habe seinen Geheimsekretär Kasembrood, der ihm seine Betheiligung am Bunde bekannt, nicht allein nicht aus dem Hause geschickt, sondern sich seiner nach wie vor bedient. Hoorne habe zu Tournai, statt dem von der Regentin gegen Villers und die übrigen Verschworenen gesandten Obersten beizustehn, mit den Stadtverordneten über dessen gewaltsame Vertreibung verhandelt. Den Verbündeten, den Theilnehmern an den Konsistorien und den Kaufleuten hätten sie ihren Schutz angedeihen lassen, ihnen ihre Verwendung und ihr Leben versprochen. Zu Dendermonde habe Egmont mit Oranien, dessen Bruder Ludwig, Hoogstraaten und einigen anderen Verbündeten sich über die Art und Weise berathen, wie man dem König den Eintritt in die Niederlande abschneide, und habe er sich auch sonst häufig bei solchen Versammlungen betheiligt. Den Geusen, welche in Egmont's Provinz Flandern mit den Verwüstungen der Tempel begonnen, habe er sich nicht widersetzt; Hoorne habe einige davon, unter ihnen den Mordbrenner Ferdinand Martin, aus dem Kerker zu Tournai entlassen. Den Magistraten der Städte, deren Statthalter sie gewesen, hätten sie nicht die verlangte Hülfe gegen die Schänder des Heiligthums geleistet; die Befehle der Regentin gegen die Ketzer hätten sie den Ketzern wider den Sinn der Regentin selbst gedeutet, die Tempel zu ihren Predigten eingeräumt, und vieles andere, was weitläufig aufgeführt wird, sich zu Schulden kommen lassen gegen ihre Pflicht als Statthalter, Geheimeräthe,

Ritter des goldenen Vließes und Unterthanen des Königs von Spanien. Deshalb trug der Königliche Ankläger darauf an, beide Grafen als Majestätsverbrecher mit dem Verlust des Lebens und ihrer Güter zu bestrafen. Egmont und Hoorne begannen ihre Entgegnung damit, daß sie sich dadurch nichts vergeben wollten, daß sie, obgleich sie als Ritter des goldenen Vließes nur den König nebst den übrigen Rittern als rechtmäßigen Richter anerkennten, anderen über ihr Verhalten Rechenschaft gäben. Das meiste, was man ihnen Schuld gab, leugneten sie, anderes deuteten sie, anderes stellten sie nicht in Abrede, behaupteten aber, daß sie es mit Recht gethan. Daß sie über einen Wechsel der Regierung sich berathen, leugneten sie standhaft; Hoorne beklagte sich auch über eine solche, seine Ehre angreifende Beschuldigung. Daß zu Dendermonde Oranien's Bruder davon gesprochen, man müsse dem König den Eintritt in die Niederlande abschneiden, leugnete Egmont nicht, aber die übrigen hätten sich dagegen erklärt, weshalb er von jener Zusammenkunft, in welcher nichts festgesetzt worden, keine Mittheilung habe der Regentin zu machen brauchen. Den Verschworenen, den Bilderstürmern und Ketzern hätten sie nur aus Noth und zum Besten der Religion einiges eingeräumt; letztere würde in Flandern von den 60000 Menschen, welche bewaffnet zu den Predigten strömten, ohne Zweifel zu Grunde gerichtet worden sein, hätte man ihnen nicht etwas nachgesehen, damit sie das den Tempeln Geraubte wiedererstatteten, wie auch geschehen. Und gleiche Noth sei in Tournai und der Umgegend vorhanden gewesen, da dort die Ketzer die Mehrzahl gebildet. Gegen den Kardinal seien sie mit Recht aufgebracht gewesen, weil dieser der Regierung Gefahr gebracht. Kasembrood habe Egmont in seinem Hause behalten, weil er die Verfolgung der Tempelräuber übernommen. Auf diese Weise suchten die Grafen alle Punkte der Anklage, deren gegen Hoorne allein sechzig waren, als unbegründet zu erweisen. Strada selbst will sich nicht entscheiden, und bemerkt nur, mehrere dieser Punkte habe schon Margaretha bei dem Könige vorgebracht; ja von dem Plane, die Niederlande zu theilen, habe schon der Bischof von Osnabrück etwas gewußt und es der Regentin mitgetheilt, die es denn auch an den König berichtet habe. „Jedoch das Volk", fährt Strada fort, „sprach, da es aus Haß gegen Alba oder aus Liebe gegen Egmont urtheilte, den Angeklagten frei, und schob alle Schuld dem Alba zu, der seinen Haß gegen Egmont festgehalten habe, seinen alten Nebenbuhler im Kriege, und man erzählte, dieser sei auch dadurch gegen ihn aufgebracht gewesen, daß Egmont einst beim Würfeln viele tausend Dukaten ihm abgewonnen, und später bei einem öffentlichen Feste da sie um die Wette schossen, ihn überwunden habe, zum ungeheuren Beifall der Niederländer, welche den Sieg über den Spanischen Heerführer ihrem Volke zur

Ehre rechneten." Strada nimmt sich des Alba an, der keineswegs aus Privatrache Egmont's Hinrichtung beschlossen habe. Er habe sogar von sehr würdigen Männern die Behauptung gelesen, Alba habe, nachdem das Todesurtheil aus Spanien angekommen, dem König geschrieben, er werde täglich bedenklicher, dasselbe vollziehen zu lassen, weil er die Folgen vorhersehe; der König aber sei auf Egmont erzürnt gewesen, theils weil er sein in Spanien ihm gegebenes Wort nicht gehalten, theils wegen der wiederholten Klagen der Regentin, wozu der Einfluß des damals allmächtigen Kardinals Spinosa gekommen, er habe das Aufschieben der Hinrichtung getadelt und die unverzügliche Ausführung seines Befehles verlangt, Alba aber noch immer gesäumt, bis er gegen Oranien auszurücken gezwungen worden.

Am 3. Juni — an den beiden vorhergehenden Tagen waren dreiundzwanzig Adelige, wie oben erzählt wurde, hingerichtet worden — brachte man Egmont und Hoorne von Gent nach Brüssel, wo Alba, als Vorsitzer des Zwölferrathes, vom Könige mit der besondern Vollmacht ausgestattet, auch über Ritter des goldenen Vließes zu Gericht zu sitzen, das Todesurtheil aussprach. Der Bischof von Ypern wurde beauftragt, die Verurtheilten zum Tode vorzubereiten. Egmont, obgleich er klagte und jammerte über dieses seiner Verdienste so unwürdige Ende, schrieb doch am 5. Juni zwei Stunden vor Mitternacht mit gefaßtem Muthe, wie es einem tapfern Manne ansteht, bloß um seine Gattin und seine Kinder bekümmert, einen Abschiedsbrief an den König, worin er, nachdem er seine Unschuld und das Unrecht, das ihm geschehe, lebhaft hervorgehoben hat, die dringende Bitte ausspricht, er möge sich seiner Gattin, seiner eilf Kinder und seiner Diener erbarmen, welche er der Sorge weniger Freunde hinterlasse. In der Ueberzeugung, daß der König nach seiner angeborenen Güte diesen Wunsch erfüllen werde, gehe er in den Tod, den er gern erleide, da er wisse, daß durch dieses sein Ende vielen Genüge geschehn werde. Nachdem er den Brief dem Bischof von Ypern anempfohlen hatte, beichtete er, und brachte den übrigen Theil der Nacht unter dem Beistande des Bischofs in frommen Gebeten zu. Auf ähnliche Weise bereitete sich Hoorne zum Tode vor. Am Morgen des folgenden Tages — es war der Tag vor Pfingsten — sah man auf dem Brüsseler Markte, den Julian Romero mit seinen Truppen besetzt hielt, ein mit schwarzem Tuche bedecktes Gerüst, auf welchem zwei Kissen vor einem silbernen Bilde des Gekreuzigten lagen. Gegen Mittag wurde Egmont in Begleitung Romero's und des Bischofs von Ypern hierher gebracht, wo er, nachdem er seinen Damastrock und Hut abgelegt und mit dem Bischof wenige Worte gesprochen hatte, andächtig vor dem Kreuze niederkniete; er zog sich eine Schlafmütze über die Augen, und wurde sodann von dem unter dem Gerüste verborgenen Scharfrichter enthauptet, der

früher Egmont's Lakai gewesen sein soll. Mit derselben Standhaftigkeit empfing Hoorne den tödtlichen Streich. Beider Häupter wurden auf Spießen zwei Stunden lang dem Anblick ausgestellt. Ihre Leichname brachte man sofort in die benachbarte Kirche, von wo sie am folgenden Tage zugleich mit den Köpfen jeder nach seiner Stadt gebracht und ehrenvoll bestattet wurden.

„Egmont's trauriges Ende", fährt Strada fort, „beklagten die Niederländer, von denen er allgemein geliebt wurde, mit größerm Hasse als mit Trauer. Einige tauchten, trotz der Gefahr, ihre Schnupftücher in Egmont's Blut, und bewahrten sie als Andenken ihrer Liebe oder als Reizmittel ihrer Rache. Andere küßten den bleiernen Sarg, und drohten Rache, ohne sich vor Angebern zu scheuen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche, da sie die gewaltige Neigung der Niederländer und die Verfluchung von Alba's Namen bemerkten, die Behauptung aufstellten, erst durch diese Hinrichtung sei die Sache der Verbündeten gesichert worden, und die vorhersagten, in kurzem würden die Niederlande gegen Alba's Meinung von Aufruhr erfüllt sein. — Einige zweifelten nicht, Alba hätte besser gethan, Egmont heimlich hinzurichten, und nicht solches äußere Gepränge diesem dem Volke äußerst unlieben Trauerspiele zu verleihen. — Aber der nur auf den Schrecken, den er damals nöthig glaubte, zielende Mann verachtete leicht das üble Gerede und den Haß, den er dadurch auf sich zog. Der Französische Gesandte, der heimlich dem Schauspiel beiwohnte, soll seinem Könige berichtet haben, auf dem Brüsseler Markte habe er das Haupt abschlagen sehn, vor dessen Tapferkeit Frankreich zweimal erbebt. — Er starb sechsundvierzig Jahre alt, und hinterließ seiner Gattin Sabina, die er zu Speier in Gegenwart Karl's V. geheiratet hatte, acht Töchter und drei Söhne. — Der Adel seiner Familie war sehr alt, ihre Macht früher größer, da die Grafen von Egmont Geldern beherrschten. Den Namen führt sie von Egmont, einem Städtchen am äußersten Ende Holland's am westlichen Ufer, wovon Egmont den Namen Graf annahm, obgleich er Prinz von Gavre war, das nahe bei Gent am Ufer der Schelde liegt. — Wohl hätte er wegen der heroischen Eigenschaften seines Geistes und Körpers ein ganz anderes Lebensende verdient, obgleich jener unglückselige Tod, wie Mitleid alles zu steigern pflegt, den Ruf seiner Tugenden nicht wenig vermehrte und den Söhnen nicht zum Nachtheil gereichte, denen König Philipp die väterlichen Güter zurückgab." Nachdem Strada nun auch Hoorne's Abkunft und Thaten erwähnt hat, schließt er: „Auch der Tod dieses Mannes hätte wahrlich nicht wenig beweint werden können, wenn nicht aller Thränen für Egmont geflossen wären."

Betrachten wir den eben in der Kürze vollständig vorgelegten Stoff

im allgemeinen, so erkennt man leicht, wie dieser in seiner ungeheuren Ausdehnung keineswegs einem dramatischen Gedichte zu Grunde gelegt werden konnte, um so weniger als er ganz eigentlich nur als Vorspiel zur eigentlichen Handlung, zur wirklichen Befreiung der Niederländer, sich darstellt. Aber Goethe fühlte sich auch zunächst nicht sowohl durch die vielverschlungene, in langsamen Windungen sich entwickelnde Handlung, als durch den Charakter des Helden angezogen, welcher den eigentlichen Boden bildete, auf welchem das Drama in stattlicher Herrlichkeit erblühen sollte. Strada zeigt uns den Egmont als einen heitern, vom Selbstbewußtsein seines Werthes erfüllten, aber dabei schwachen und lenksamen Menschen, der, wenn er auch dem Volk wohl will, sich doch der Gnadensonne der Majestät gerne zuwendet, um in ihren Strahlen zu erglänzen, und wenn er zuweilen in Gegensatz zur Regierung tritt, so bestimmt ihn auch hier mehr der Wunsch, sein Ansehen und seine Würde dieser gegenüber zu bewähren, als daß er im Ernste gewillt wäre, sich dieser als Vertheidiger der Nationalfreiheit entgegenzustellen. Er möchte gern allen gefallen, von allen geehrt und bewundert sein; so zeigt er sich dem Volke geneigt wozu ihn die Leutseligkeit und Offenheit seines Wesens besonders geschickt macht, aber auch am Hofe will er glänzen und unter den politischen Sternen erster Größe seinen Platz einnehmen, ja er findet sich glücklich, als sein Nebenbuhler Oranien sich entfernt hat. Dabei sehen wir ihn auch auf äußere Vortheile bedacht, was einem Familienvater von eilf Kindern freilich wohl ansteht, aber dem Bilde des freisinnigen Helden einen etwas wunderlichen Anstrich gibt. Ein solcher schwankender Charakter, wie der geschichtliche Egmont ist, konnte dem Dichter nicht genügen, er mußte sein Bild idealisiren, ihn zu einem von schönster Menschlichkeit getragenen, mit reinster Sinnlichkeit und edelstem Herzen begabten Helden machen, dessen Dasein und Wirken die glänzendste Bethätigung des von der Schwachheit oft mißbrauchten Wahlspruches bildet: „Leben und leben lassen!“ Die Freude am Leben und seinem Genusse ist einer der beiden Hauptträger seines Wesens; daher jene frohe Heiterkeit, die jede trübende Sorge als einen fremden Tropfen gleich ausscheidet, die sich nicht auf lange, weitreichende Pläne, auf ein ängstliches Erwägen aller Verhältnisse einläßt, daher jenes Hängen am Gegenwärtigen, das ihn ganz erfüllt. Den geraden Gegensatz hierzu bildet der klug berechnende, ängstlich vorschauende, ganz für den Staat lebende, in ihm aufgehende Oranien, der, wie er uns bei Goethe entgegentritt, nur in seinen staatsmännischen Berechnungen, im allseitigen Umherspähen auf dem Schachbrette der politischen Parteien, in der festen Leitung und Lenkung seiner auf dem unerschütterlichen Felsen seiner Staatsansichten ruhenden Pläne Genuß und Seligkeit empfindet. Der zweite Hauptträger von Egmont's Natur ist jener Edel-

muth, der jedem gern die reinste Freude des Lebens gönnen möchte, der sich im Genusse anderer wahrhaft beglückt findet; daher die heitere Offenheit und Leutseligkeit, die schöne Menschlichkeit, die er dem Volke und seinen Untergebenen gegenüber zeigt, daher der strenge Sinn für Recht, das er gegen jede Verletzung heilig gehalten wissen will, über welchem keine höhere Rücksicht stehn darf, daher auch das feste Vertrauen auf die Majestät, die keines Unrechtes, keines Treubruches fähig sein darf, da sonst die Grundfeste des Lebens auf schwanken Brettern unaufhörlich hin und her schaukelt. *) Auch hierzu bietet uns der Dichter den entschiedensten Gegensatz dar, nämlich in Alba, dem finstern Henker des Despotismus, der nur die Macht der Gewalt anerkennt, dem das Recht eben so fremd ist als der lebendige Antheil am Genusse anderer. Ist diesem blutdürstigen Alba, dem Gott nur dazu vorhanden scheint, daß er den Fürsten und seinen Dienern das Richtschwert in die Hand lege, ist diesem der Mensch als solcher nichts, so ist dagegen Egmont der innigste, herzlichste Freund alles Reinmenschlichen, wie dies der Dichter auf das vortrefflichste in der Liebe zu Klärchen dargestellt hat. Der glänzende Ritter des goldenen Vließes, der Statthalter von Flandern, der Liebling der Regentin, findet sich voll beglückt in der verehrend aufschauenden Liebe des einfachen Bürgermädchens, das ganz von seiner Größe, von seinem Edelmuth hingerissen, aus den bescheidenen Grenzen seines Lebenskreises herausgerückt ist, dem zu Liebe der Held von Gravelingen sich auch einmal im Schmucke des goldenen Vließes zeigen muß. In den Armen dieses Engels, aus dessen Blick und Seele ihm die reinste, hingebendste Liebe und Bewunderung entgegenstrahlt, die wie ein hell geschliffener Spiegel ihm sein eigenes Bild in wundervoller Treue wiedergibt, umfängt ihn des Lebens reichste Wonne. Der auf die Vorrechte seines Standes eifersüchtig wachende Aristokrat vergißt hier allen Unterschied der Geburt, Klärchen ist ihm ganz ebenbürtig, da sie so menschlich schön, so ritterlich und heldenhaft fühlt. An Befriedigung sinnlicher Gier kann der edle Sieger von Gravelingen nicht denken, nichts liegt ihm ferner, als jene stolze Menschenverachtung, welche im Bürgermädchen gewissenlos eine erwünschte Beute wilder Wollust erblickt; Klärchen ist und bleibt ihm ein unschätzbares Kleinod, dessen himmlischen Glanz er nicht durch schnöden Mißbrauch trüben darf. Wenn aber trotzdem Klärchen Egmont's Liebe

---

*) Vielleicht schwebte dem Dichter bei der glänzenden und anmuthigen Erscheinung Egmont's, dessen freier Gang und hervorragende Größe ganz gelegentlich erwähnt werden, das Bild des in Frankfurt gesehenen Korsikanischen Freiheitshelden Pascal Paoli (vgl. B. 22, 321) vor. Strada's Beschreibung siehe oben S. 253.

zum Opfer fällt, wenn sie des Glückes eines reinen Familienlebens, wie es ihr Brackenburg's rührende Treue in nächste Aussicht stellt, verlustig geht, so tritt hier jene Leichtfertigkeit hervor, der sich unser Dichter selbst in seinem Verhältnisse zu Friederiken schuldig machte. Sonst hat Klärchen kaum irgend einen Zug von letzterer, eher könnte man in ihr einen mehr oder weniger bewußten Gegensatz zu Lili sehn, welcher der Dichter eben entsagt hatte. Wenn diese allen zu gefallen suchte, wenn sie ihren Geliebten nur dadurch vor anderen auszuzeichnen schien, daß sie ihn als ihren Diener anerkannte, der ihre Lust fördern, ihr keine Schranken setzen dürfe, wenn sie den Werth, den sie auf den geist- und herzvollen, ruhmvoll überall genannten Dichter legte, in keiner Weise zu erkennen gab, so ist Klärchen hiervon das volle Gegentheil: war Goethe auch weit entfernt, diese enthusiastische, die Seele aus allen gewohnten Schranken rückende Liebe Klärchen's von seiner Geliebten zu verlangen, so dürfte doch das Bedürfniß seines Herzens nach einer innigern, in sein Dasein aufgehenden Liebe in dieser wundervollen Dichtung seinen gefühltesten Ausdruck erhalten haben. Manche Züge möchten von jenem nicht sicher mehr nachzuweisenden Mädchen hergenommen sein, von welchem sich Goethe nach der Trennung von Lili angezogen fühlte, und die er an den letzten Abenden vor seiner Abreise verstohlen besuchte, wo er, in seinen Mantel, wie Egmont, gehüllt, die Stadt durchstrich. *) In einem bedeutsamen Gegensatz zu dem von Egmont ganz hingerissenen Klärchen, dessen höchster Wunsch wäre, unter diesem Helden im heißen Kampfgewühl Sieg oder Tod zu gewinnen, erscheint uns die Regentin Margaretha, das ehrsüchtige Weib, dessen einziges Streben darauf gerichtet ist, sich die Zufriedenheit ihres Königlichen Bruders zu erwerben, worüber sie freilich die Gefühle ihres Herzens und die Lust, des Volkes Liebe zu gewinnen, nicht ganz zu unterdrücken vermag. Auch sie fühlt sich von Egmont's unwiderstehlicher Größe angezogen, aber sie möchte ihn gerne als dienstergebenen Verehrer an sich fesseln, ihn zu ihrem ersten, von ihrer Gnadensonne am reichsten beschienenen Günstling erheben. Wie Klärchen's Seele von Egmont, dem *gegenwärtigen* Helden, den es täglich vor dem Fenster vorüberreiten, freundlich lächeln und grüßen sah, ganz verschlungen ward, so hat Alba's Sohn seit frühester Jugend an dem menschlich großen Helden, von dessen Ruf die Welt erfüllt war, mit innigster Bewunderung gehangen; eine geheime Ahnung hatte ihn zu dem großen Manne hingezogen, den er mit jener wunderbaren Durchschauung der Liebe erkannt hatte, welche in den innersten Mittelpunkt des Wesens, unbeirrt durch alles, was den Blick zerstreuen und abwärts leiten mag, mit lebendigster Gewalt

*) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 363 f.

eindringt; ihn hatte er sich zum Vorbild gewählt, den edlen, heldenhaften Mann, aus dessen Leben und Wirken des Jünglings sehnende Seele die lieblichste, stärkendste Nahrung sog. Wenn Goethe selbst bemerkt *), im „Egmont“ sei die Partie des Griechischen Chores unter die beiden Liebenden, Klärchen und Alba's Sohn, vertheilt, das eigentliche Volk sei, wie gewöhnlich, ohne Theilnahme, so übersieht er, daß das Volk nicht weniger als diese beiden ergreifend eintretenden Gestalten einen Abglanz des so gewaltigen als menschlichen Helden bildet, wenn es auch in der Zeit der Noth völlig niedergeschlagen ist, und erst durch die letzte unerhörte Gewaltthat sich zum verzweiflungsvollsten Kampfe gegen den Despotismus aufgeregt fühlt. Das Volk soll aber nicht allein seine Bewunderung des Helden lebhaft aussprechen, sondern auch die Zustände und den Charakter der Niederländer — und Egmont ist ein Niederländer mit Leib und Seele — in lebhafter Vergegenwärtigung darstellen, und zugleich die äußere Handlung fortleiten, in sofern es uns von den eingetretenen Veränderungen, welche der Dichter nicht in theatralischer Darstellung vorführen konnte, nöthigen Bericht gibt, und die Wirkung schildert, welche Alba's Schreckensherrschaft allgemein hervorruft. Klärchen's Liebe dient nicht allein dazu, Egmont's Persönlichkeit in ihrer liebenswürdigen Größe und schönen Menschlichkeit mit lebendigen Zügen auszumalen, sondern sie führt, noch mehr als das Volk, ja sie reißt die Handlung mit tiefster tragischer Erregung weiter fort, wobei besonders ihre zu heldenmäßiger Aufopferung bereite Verzweiflung einen höchst wirksamen Gegensatz zu dem eingeschüchterten, sich ängstlich versteckenden, kaum zu athmen wagenden Volke bildet. Auch Alba's Sohn Ferdinand ist für die Handlung selbst von entschiedenster Wichtigkeit, da in dem Gespräche mit ihm Egmont's letzter Versuch, dem drohenden Unglück zu entgehn, sein bitterer Schmerz, von der „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins“ auf solche empfindliche Weise scheiden zu müssen, zur Darstellung kommt, zugleich aber die Hoffnung, daß seinen von ganzer Seele geliebten Niederlanden der Tag der Freiheit tagen, daß sein Blut zu ihrer Weihe fließen werde, in dem Sohne des Despoten die sicherste Stütze findet; umsonst hat ja Alba diesen seinen Sohn zur Grausamkeit zu bilden gesucht, er wird in ihm der Welt keinen Henker der Freiheit, sondern einen glühenden Freund für Recht und Volksglück hinterlassen; so wenig darf die Despotie auf langen Bestand hoffen, da sie den unveräußerlichen Forderungen der Menschenbrust den widernatürlichsten Hohn spricht. Wie schön und groß ist es, daß der wilde, blut- und rachdürstige Mann dem Opfer seiner Grausamkeit noch wider Willen die Freude und den Trost gewähren

*) Vgl. Riemer II, 551 f.

muß, nicht einsam zu enden, sondern seine Gefühle noch in die Brust eines neugewonnenen Freundes, des Sohnes seines Todfeindes, auszugießen, der, von innigster Bewunderung für ihn von früh an ergriffen, seinen schrecklichen Tod als das tiefschneidendste Unglück seines jungen Lebens empfindet. Daß Klärchen nebst Brackenburg und ihrer Mutter freie Gebilde von Goethe's Einbildungskraft sind, bedarf kaum der Erwähnung. Die Geschichte weiß von einer Geliebten Egmont's Johanna Lavil, welche als sie der Hinrichtung beiwohnte, todt niedergefallen sein soll, eine Erzählung, die Goethe in seinen Quellen nicht vorfand. Alba's natürlicher Sohn Ferdinand ist freilich eine historische Person, aber seine Bewunderung Egmont's ist eine freie Dichtung Goethe's, da der Sohn ganz in die Fußstapfen des Vaters trat. Bedeutender als dieser erscheint Alba's ältester Sohn Friedrich, Graf von Oscha, der später mit dem Vater nach Spanien zurückkehrte; weshalb Goethe den natürlichen Sohn Alba's vorzog, wird sich weiter unten ergeben.

Bei der Handlung des Stückes mußte der Dichter sich einige bedeutende Veränderungen gestatten, um einen raschen, lebendigen Fortschritt zu gewinnen, und den eigentlichen Mittelpunkt des ganzen Drama's entschiedener hervortreten zu lassen, auch Egmont's schwankenden Charakter bedeutsam zu heben. Die Handlung beginnt mit der ersten Nachricht von dem wundervoll rasch über ganz Flandern sich verbreitenden Bildersturm, worauf die Regentin sofort den Staatsrath zusammenberuft, und sich bitter bei diesem beklagt, daß man ihre guten Absichten verkenne, und sie am Ende noch zwingen werde, ihrer undankbaren Stelle zu entsagen, wodurch der König sich zu strengeren Maßregeln veranlaßt sehn würde. Auch der Bewaffnung des Hofes und ihrer Absicht, die Flucht zu ergreifen, geschieht nebensächlich Erwähnung. Oranien hat durch geheime Nachrichten, durch welche er sich auch schon in Strada's Erzählung von allen in Madrid beschlossenen Maßregeln Kenntniß zu verschaffen weiß, schon jetzt in Erfahrung gebracht, daß Alba mit einem Heere auf dem Wege sei, und daß man beschlossen habe, jetzt das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben. Er will deshalb sogleich in seine Provinz gehn, um sich dort zu verstärken, und er räth Egmont dringend an, ein gleiches zu thun. Da aber dieser sich von der drohenden Gefahr nicht überzeugen will, so räth er ihm, falls Alba erscheinen werde, auf alles das geschärfteste Augenmerk zu halten, und sobald er nur irgend eine Gefahr merke, zu entfliehen. Mit der schmerzlichen, sich in Thränen herzlicher Rührung aussprechenden Ueberzeugung, daß der Freund verloren sei, begibt sich Oranien in seine Provinz zurück. Seine Furcht geht unmittelbar darauf in Erfüllung, da der König der Regentin die Sendung Alba's mit einem starken Heere anzeigt, der die

Provinzen in Ruhe halten werde. In der Wirklichkeit liegt zwischen der durch die Bilderstürmerei veranlaßten Staatsrathsitzung und der Meldung von Alba's Ankunft noch eine Reihe bedeutender Ereignisse. Die Regentin sieht sich gezwungen, den Geusen Zugeständnisse zu machen, weshalb sie sich beim König entschuldigt. Da sie aber zu ihrem Schmerze vernimmt, daß Oranien, Hoogstraaten und Hoorne den Ketzern mehr als billig eingeräumt, und zugleich traurige Nachrichten von frevelhaften Auftritten zu Utrecht, Herzogenbusch, Antwerpen und Delft einlaufen, bittet sie den König, möglichst schnell mit einem Heere nach den Niederlanden zu kommen. Dieser aber verschiebt seine Ankunft und fordert die Regentin auf, sich zu rüsten. Es folgen darauf die Zusammenkünfte zu Dendermonde, Amsterdam und Breda, die Erklärung Egmont's, sich der neuen Verbindung nicht anzuschließen, die ersten Angriffe der Verbündeten, die überall besiegt werden, Margarethens Forderung eines neuen Eides, den Oranien verweigert, darauf die von der Regentin gewünschte Zusammenkunft Oranien's mit Egmont zu Willebroek, wo ersterer von unserm Helden in derselben Weise Abschied nahm, wie er es bei Goethe in der letzten Szene des zweiten Aktes thut, Oranien's Entfernung. Erst als die Regentin die Niederlande beruhigt hat, empfängt sie die Nachricht, daß Alba mit einem großen Heere dem Könige, dessen Ueberkunft sie wiederholt beantragt hatte, voraneilen werde. Alle diese Zwischenereignisse, deren Schilderung einen übergroßen Raum in Anspruch genommen haben würde, konnte der Dichter um so weniger gebrauchen, als Egmont sich hier, besonders in der letztern Zeit, übermäßig gefügig und nach Hofgunst haschend zeigt; die Sendung Alba's mußte ihm ein urplötzlich auf die Unruhen der Bilderstürmer folgender Schlag des Despotismus sein, der nur auf eine Veranlassung wartete, mit wilder Gewalt alle Rechte niederzutreten und sich aller unlieben Elemente, besonders aller Volksführer, zu entledigen. Nur die wehmüthige Trennung Oranien's von dem vergeblich gewarnten Egmont zu Dendermonde hat Goethe auf geschickte Weise benutzt, indem er sie nach Brüssel gleich nach der durch die Bilderstürmer veranlaßten Rathsversammlung verlegt. Nicht das Unglück der Verbündeten, deren Hoffnung mit dem Falle von Valenciennes hingeschwunden war, nicht die Weigerung des von der Regentin verlangten Eides ist es, die Oranien im Goethe'schen Drama wegtreibt, sondern die aus sicherster Quelle ihm gewordene Nachricht von Alba's drohender Ankunft, der sich zuerst der Fürsten bemächtigen werde. Die Sendung Alba's, von der Oranien schon jetzt die Nachricht hat, kann nicht durch den Bildersturm, der erst ganz kürzlich ausgebrochen ist, veranlaßt sein, sondern muß als eine Folge der demselben vorhergeheuden gährenden Unruhe aufgefaßt werden. Da die Aufregung von der Regentin nicht ganz beschwichtigt werden

konnte, sondern immer hier und dort fortglomm, so hatte Philipp beschlossen, es endlich auf andere Weise zu versuchen, sich der Fürsten zu bemächtigen, denen er die Hauptursache der von ihnen aus Widerspruch gegen die Regierung begünstigten Bewegung zuschrieb, und zu diesem Zweck seinen gewaltigsten, mit blinder Strenge durchgreifenden Heerführer mit einem ansehnlichen Heere zu senden. Der in Aussicht gestellten Ueberkunft des Königs selbst gedenkt Goethe nur sehr nebensächlich.

Das, was Egmont zurückhält, ist bei Goethe nur das feste Vertrauen, der König werde das Recht nicht beugen, er sei keiner Niedrigkeit fähig, der rührend treue Glaube, die Majestät werde am gegebenen Rechte, der einzigen Grundlage alles staatlichen Verbandes, unverbrüchlich festhalten. Freilich weiß er, daß der Spanier nichts mehr wünscht, als die Niederländer grausam zu verfolgen und sich ganz zu unterwerfen, aber der Gedanke, daß der König ohne weiteres mit Gewalt das Recht verletzen werde, muß ihm fern liegen. Bei Strada tritt außer Egmont's Sorglosigkeit und dem Vertrauen auf die Güte des Königs noch die Anhänglichkeit an den Hof, wo er gern glänzen möchte, als bestimmender Grund zum ruhigen Verweilen in der Hauptstadt hervor. Nach Meteren soll er gar geäußert haben, er könne nicht aus dem Lande gehn, da er keine Mittel habe, anderswo mit allen seinen Kindern standesgemäß zu leben, er müsse ganz dem König anhängen, ohne dessen Geneigtheit er nichts vermöge. Mag eine solche Betrachtung immer dem guten Haus- und Familienvater wohl anstehn, sie zerstört uns völlig das heldenhafte Bild, bei welchem wir nicht an die gewöhnliche Nothdurft des Lebens erinnert werden wollen. Goethe's Egmont muß durch nichts anderes als durch das Bewußtsein, immer nach bestem Wissen und Wollen zum Vortheil des Königs gehandelt zu haben, und durch die tiefbegründete Ueberzeugung zurückgehalten werden, daß die Majestät keines Rechtsbruches fähig sei, daß das heilig von ihr anerkannte Recht nicht von ihr willkürlich umgestoßen, das Wort nicht gebrochen werden könne. Nicht blinde Leichtfertigkeit und eitles Selbstvertrauen umnebeln seine Seele, sondern das schöne Gefühl, welches die Grundlage jeder in sich starken, nicht auf den Wogen des Zufalls schwankenden Monarchie bildet, die gläubige Ueberzeugung, die Majestät könne sich nicht durch Wortbruch und höhnende Rechtsverletzung schänden, diese sind es, welche ihn jeder Warnung verschließen, ihn frei und offen überall sich äußern und durch keinen noch so dringenden Verdacht, keine noch so begründete Nachricht ihn im Glauben an seine heilig gewahrte Sicherheit erschüttern können. Fast unbegreiflich ist es, wie ein sonst so scharfsichtiger Kritiker, wie sich Schiller durchweg bewährt, zu der Behauptung kommen konnte, der Dichter zerstöre den ganzen Zusammenhang von Egmont's Verhalten, in-

dem er ihm Gemahlin und Kinder nehme, deren Glück ihn so geneigt gemacht habe, sich an dem schwächsten Ast von Hoffnung zu halten und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen; Goethe sei dadurch ganz gezwungen, sein unglückliches Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringere dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seiten des Herzens zu ersetzen. Uns scheint es selbst am geschichtlichen Egmont ein schöner, so rührender wie wahrhaft ritterlicher Zug, daß er trotz alles Hinhaltens mit Erfüllung des gegebenen Wortes, trotz der traurigen Erfahrung, die er nach seiner Madrider Gesandtschaft gemacht, noch immer den Glauben an die Treue der Majestät unerschütterlich festhält: Goethe's Egmont hat alle die trüben Erfahrungen noch nicht gemacht; er weiß höchstens von falschen Verdächtigungen, die er leicht vor dem König und, wenn es sein müßte, dem einzigen über ihm stehenden Gerichte der Ritter des goldenen Vließes in ihr Nichts aufzulösen hoffen darf. Jener, die Pulsader des Goethe'schen Drama's ganz verkennende Vorwurf Schiller's scheint nur aus dem Gesichtspunkte geflossen zu sein, aus welchem ihm das Tragische des Stoffes erschien. Was ihn an diesem besonders ansprach, das war „das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gatten," das freilich zu einigen ergreifenden Auftritten veranlassen, aber unmöglich den Mittelpunkt eines Drama's des Helden von St. Quentin und Gravelingen bilden konnte. Ja im Grunde wird Egmont's Betragen durch die Rücksicht auf seine Familie keineswegs verständiger, da er ja fürchten mußte, auch diese durch sein Bleiben zu Grunde zu richten, wenn sein Verstand überhaupt irgend eine Gefahr darin sehn mußte. Die Sorge Egmont's für seine Familie, die Klage des dem Despotennetze Verfallenen über das Unglück der Seinigen, der Jammer dieser konnten eine mehr als gewöhnliche tragische oder vielmehr pathetische Wirkung nicht hervorbringen, dagegen thut Schiller unserm Dichter entschiedenes Unrecht, wenn er bemerkt, Goethe habe aus dem liebenden Familienvater Egmont „einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag" gemacht, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben werde, zu Grunde richte, dessen Herz er nicht einmal besitzen könne, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich mache, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubannen. Nein, Egmont's Liebe ist wahrlich mehr, als ein Spiel der Laune, der Unterhaltung; wie sollte der heiter und froh die Welt und die Menschen betrachtende Egmont die begeisterte Neigung, welche das stille, bescheidene Bürgermädchen, von der Allgewalt seiner eben so heldenhaften als rein gemüthlichen Persönlichkeit entzündet,

ihm entgegenbringt, mit kaltem Stolze oder nüchtern berechnendem Verstande abwehren können, wie hätte sein von Ehrsucht nicht freies Herz, das die ganze Welt so gern beglücken möchte, sich nicht dieser verehrend zu ihm aufschauenden Liebe freuen, sich in ihrem Genusse vergessen, nicht in ihr den höchsten Lohn seines Edelmuthes finden sollen, den die Menge nicht rein zu erfassen weiß, da ihr Urtheil verworren und beschränkt ist! Klärchen, dieses einfache Naturmädchen, hat ihn allein ganz und tief, mit dem reinen Blicke der Liebe durchschaut; darum fühlt er sich in ihren Armen so unaussprechlich glücklich, darum leuchtet ihm ihr Auge wie ewiges Leben, darum umfängt ihn ihre Stimme wie wonnige Töne einer höhern seligen Welt, der er einst angehört, aus welcher süße Erinnerungen noch oft zauberhaft in ihm auftauchen. Wenn Rosenkranz meint, in der Liebe Goethe's zum Bürgermädchen werde die Einheit des freien Niederländischen Geistes in allen seinen Kindern, hohen wie niederen, anschaulich, so ist dies mehr eine geistreiche als wahre Idee. Daß Egmont nicht daran denkt, wohin Klärchen's leidenschaftliche Neigung führen werde, das ist gerade der Charakter jeder die Seele mächtig erfüllenden Leidenschaft. „Wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft", bemerkt unser Dichter selbst bei Gelegenheit seines Verhältnisses zu Friederiken (B. 22, 61), „uns voraussehn lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise sein." Auch der dort ausgeführte Vergleich einer auf Gerathewohl gehegten Neigung mit einer zur Nachtzeit geworfenen Bombe, die in einer sanften glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, dann aber abwärts dieselbe Bahn nur umgekehrt bezeichnet, um zuletzt Verderben zu bringen, wo sie endet, deutet treffend den Charakter einer solchen Leidenschaft an. Uebrigens ist auch die von Schiller ohne weiteres gemachte Behauptung, Egmont habe von der Liebe Brackenburg's irgend eine Kenntniß gehabt, Klärchen habe ihm diese verrathen, eine völlig unbegründete.

Kehren wir aber zur Handlung zurück, so suchte Margaretha, als sie von Alba's Heere Kunde erhalten, den König von diesem Plane abzubringen, indem sie ihm vorstellte, daß die zum Gehorsam und zur wahren Religion durch ihre Bemühungen endlich zurückgekehrten Provinzen bei Alba's Ankunft in neue Aufregung gerathen, und ein schrecklicher Bürgerkrieg die nothwendige Folge einer so starken Spanischen Besatzung sein würde, ja sie hat Alba selbst, ehe er das Land betrete, einen Theil des Heeres zu entlassen. Bei Goethe hingegen, wo sie sich gleichfalls beklagt, daß Alba das durch ihre unsägliche Geduld beruhigte Volk durch Härte

und Grausamkeit wieder aufhetzen werde, macht sie gar keinen Versuch, den König umzustimmen, der von seinen Räthen ganz umstrickt sei, und sie hat gleich den Entschluß gefaßt, bei Alba's Ankunft ihre zum bloßen Schein herabgesunkene Stelle aufzugeben. Gleich nach dem ersten Zusammentreffen mit Alba läßt der Dichter die Regentin sich in der Stille entfernen, während sie in der Wirklichkeit noch längere Zeit über die Verhaftung Egmont's hinaus im Lande verblieb, das sie erst nach ihrem vom König erbetenen Abschied verließ. Goethe bedurfte eines raschern Fortschritts der Handlung; auch tritt die wilde Gewaltthätigkeit Alba's dadurch in ein schärferes Licht, daß die Regentin sofort davongeht, weil sie nicht Zeuge des blutigen Regiments sein will. Um Alba's erstes Auftreten recht tyrannisch erscheinen zu lassen, schreibt ihm der Dichter die geschichtlich gar nicht nachzuweisenden Gesetze zu, daß Zwei oder Drei, welche auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths schuldig seien, daß bei ewiger Gefangenschaft von Staatssachen zu reden, und bei Todesstrafe die Handlungen der Regierungen zu mißbilligen verboten sei. Auch des „besonders niedergesetzten Gerichtes", des Zwölferrathes, wird gedacht, wobei der Dichter hinzufügt, Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstboten seien unter großen Versprechungen aufgefordert worden, die innersten Hausgeheimnisse zu verrathen, wie es bei den Inquisitionsgerichten der Fall war. Der Durchführung der Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung, der Aufhebung der von der Regentin bewilligten sogenannten Linderung (Moderation), der strengen Erneuerung der Religionsedikte, womit Alba begann, geschieht hier keine Erwähnung, dagegen wird die allgemeine Niedergeschlagenheit der vor den finsteren Spanischen Truppen sich fürchtenden Bürger, als erste Folge der drohenden Schreckensherrschaft, die tausende weggetrieben hatte, treffend geschildert. Anziehend ist es, Goethe's Schilderung des lautlosen öden Zustandes der Hauptstadt mit der gleichfalls freien Darstellung Schiller's zu vergleichen.*) Unmittelbar darauf, nachdem Alba

*) B. 8, 369: „Eine todte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog (von Alba) war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich ließ. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an die Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtnisse des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Natio-

das Volk eingeschüchtert, läßt er, damit Schlag auf Schlag niederfalle, Egmont gefangen nehmen. Ganz anders berichtet die Geschichte, wonach Alba sich gegen Egmont und den Adel am Anfange höchst freundlich und zuvorkommend bewies, in der Absicht, Egmont's ganzes Zutrauen zu gewinnen und durch ihn andere, besonders Hoorne und Hoogstraaten, anzulocken, von denen der eine wirklich in demselben Netze gefangen wurde. Unser Dichter mußte Hoorne ganz aus dem Spiele lassen, da dessen Einmischung das Interesse gespalten, den einfachen Faden der Handlung störend verwickelt haben würde. Dagegen läßt er Alba noch die Hoffnung hegen, zugleich mit Egmont sich auch Oranien's zu bemächtigen, welcher der geschichtlichen Ueberlieferung nach sich schon vor der Ankunft des Spanischen Blutherzogs entfernt hatte, während Goethe ihn erst nach dessen Aufforderung, bei ihm zu erscheinen, aus den Niederlanden scheiden läßt, wodurch der Gegensatz zwischen Oranien und Egmont wiederum bedeutsam an uns herantritt. Nach der beglaubigten Geschichtserzählung hatte Alba zu der auf den 9. September anberaumten Rathsversammlung — am 22. August war er in Brüssel eingezogen — von den Niederländischen Großen außer Egmont Hoorne, Aarschot, Mansfeld, Aremberg und Barlaimont einladen lassen, die auch sämmtlich erschienen, allein eine solche Berathung verschiedener Großen konnte Goethe zu seinem Zwecke nicht brauchen; kam es ihm ja darauf an, in diesem vierten Akte, der ihm aus sehr guten Gründen außerordentlich schwer wurde, den Egmont seine politischen Grundsätze dem Alba gegenüber entwickeln, vor diesem unerbittlichen Henker seine Gesinnung rein aussprechen zu lassen. Daß vor Egmont dessen Geheimschreiber Kasembrood und der Antwerpener Burgermeister van Straalen verhaftet werden sollten, und erst nachdem die Nachricht hiervon bei Alba eingelaufen, dieser dem Egmont sein Schwert abforderte, berichtet die Geschichte; Goethe aber läßt, um die Sache zu vereinfachen, den Antwerpener Burgermeister ganz weg, und nennt nur Egmont's Geheimschreiber nebst der unbestimmten Angabe der Verdächtigsten oder der übrigen, die Alba bezeichnet habe. Statt des Avila, der nach Strada das Kuilemburgische Haus *), worin Alba bis zur Entfernung der Regentin wohnte, nebst den Zugängen besetzt

---

nen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich."

*) Goethe nennt dieses Haus den „Culenburgischen Palast", durch Strada's Culemburgicae aedes veranlaßt. Der Deutsche Meteren gibt die Form „Cülenburg".

hielt, nennt Goethe Silva und Gomez, welche in einem der Verhaftung vorhergehenden Auftritte sich über den Zustand der Stadt und Alba's Absichten unterhalten. Ein Roderich Gomez von Silva, Prinz von Eboli, kommt unter den Räthen Philipp's II. vor.

Das traurige Stillschweigen, in welches nach Strada das Volk durch die Nachricht von Egmont's und Hoorne's Verhaftung versetzt wurde, hat Goethe am Anfang des fünften Aktes treffend benutzt. Die Abführung Egmont's nach Gent und die neun zwischen seiner Verhaftung und der Hinrichtung liegenden Monate konnte er nicht gebrauchen; hier mußte Schlag auf Schlag fallen. Die Lebenslust, welche Egmont bis zum letzten Augenblick beibehielt, und seine Ueberzeugung, daß das Todesurtheil nur eine Drohung sei, an deren Ausführung man nicht denke, hat Goethe im Gespräche mit Ferdinand treffend benutzt, dagegen mußte er den Brief an Philipp und die Vorbereitung durch den Bischof von Ypern ganz fallen lassen, da seinem Helden am Schlusse des Lebens ganz andere Gedanken aufgehen. Beim Urtheilsspruch, den nicht der Bischof von Ypern, sondern Silva in barscher Weise Egmont mittheilt — die Mitternachtszeit ist geschichtlich, nach Meteren eine Stunde vor Mitternacht, als er schon eingeschlafen war —, hat Goethe das von Meteren mitgetheilte Urtheil nicht benutzt, sondern es auf die einfachste Weise selbst entworfen, da er auf das Aktenstück als solches nicht den geringsten Werth legte, wie es denn in dichterischer Hinsicht nur ein nothwendiges Uebel ist; daß der König dem Herzog die Macht ertheilt, auch über die Ritter des goldenen Vließes zu urtheilen, hat er aus Strada entnommen. Wenn Egmont's Hinrichtung in der Wirklichkeit um Mittag erfolgte, so hat der Dichter dieselbe mit bester Absicht an den frühen Morgen verlegt, um ihn gleich nach dem erquickenden, ihn begeisterungsvoll stärkenden Schlafe zum Tode gehn zu lassen. Bemerkenswerth ist, daß er den wunderlich klingenden Vornamen L a m o r a a l in H e i n r i c h verwandelte, wie er auch den J o h a n n Faust als H e i n r i c h Faust umtaufte; doch findet sich Egmont's Vorname nur in diesem Urtheilsspruch, da Klärchen ihn nicht, wie Gretchen ihren Faust, mit dem Vornamen anzureden vermag, sondern im ruhmvollen Namen Egmont's ihre ganze Liebe ausprägt. Alba's Unterschrift ist nicht vollständig; bei Meteren lautet sie: „Don Alvarez von Toledo, Herzog von Alba.“ Mit Absicht läßt der Dichter das Datum des Urtheils (der 4. Juni 1568) nur undeutlich lesen, daß der Zuhörer es nicht versteht, da dieses, wenn es auch nicht fehlen darf, für den Zuhörer ohne Werth ist, und eher zerstreuend wirkt. Wir erinnern hierbei an die im „Götz“ vom Trompeter unverständlich abgelesene Reichsacht. Vgl. oben S. 204.

Eine sehr wesentliche Aenderung besteht endlich darin, daß Goethe den

Egmont mit der begeisterten Ueberzeugung in den Tod gehn läßt, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit bringen, daß der Tyrannei, welche an die Stelle der Majestät getreten ist, aus seinem Blute die Rache des Volks erstehn, daß alle Niederländer freudig, wie er, ihr Leben opfern werden, um der Freiheit holdes Glück zu erringen. Goethe bedurfte dieser bestimmten Hindeutung, um der edlen Freiheit, die Egmont's Leben verklärt, ihren unvergänglichen Triumph zu verkünden, und den Charakter seines Helden zum eigentlichen Abschluß zu bringen, der, wie er als strenger Aristokrat an den Vorrechten der Krone hängt, wie er die Majestät als heilig und unverletzlich erkennt, doch die schöne menschliche Freiheit über alles setzt, und das schnöde sein heilig gegebenes Wort brechende, das beschworene Recht freventlich verletzende, in Tyrannei ausartende Königthum als außergesetzlich der Wuth des Volkes preisgibt. Der geschichtliche Egmont zeigt keine Spur von dem Glauben, daß aus seinem Blute die Hyazinthe der Freiheit emporblühen werde; er schrieb nur an den König, er sei überzeugt, daß durch sein Ende vielen Genüge geschehn werde, und nach Meteren äußerte er, als er sein Todesurtheil vernommen, sollte er sich irgendwie gegen den König vergangen haben, so wünsche er, daß der Tod alle seine Missethat hinwegnehmen möge; ihn kümmerte bei seinem Tode nicht sowohl das große, edle, seiner Seele theure Niederländische Volk, wie Gattin und Kinder.

Aus dem Gesagten ergibt sich zur Genüge, wie wenig berechtigt August Bercht war, wenn er in seiner Erstlingsschrift: „Geschichte des Grafen Egmont“ (1810), die Aeußerung that, Goethe habe in seinem Drama Egmont's Charakter mit Ausnahme der von Schiller berührten Punkte so schön und so richtig gezeichnet, daß man seine Tragödie Geschichte nennen könne. Noch viel abenteuerlicher, wenn auch nicht unerklärlich ist die Verwunderung, welche Stramberg im Artikel „Egmont“ bei Ersch und Gruber S. 267 ausspricht, daß des Dichters reifes Urtheil ihm erlaubt habe, auf einen historischen Stoff einzugehn, der ihm so fremd gewesen, da es nur eines Namenwechsels bedürfte, um die Dichtung fünf oder sechs anderen Heroen jenes Zeitalters anzupassen, unter denen Heinrich II. von Montmorency obenan stehn würde, wenn anders der Dichter sich bemüht hätte, die Lebensart, die Haltung, das Wesen eines großen Edelmannes aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zu studiren. Nicht jedem ist es gegeben, eine so tiefe, von unendlich reichem Leben durchdrungene, aus dem geschichtlichen Stoffe dem geweihten Geiste sich nothwendig entwickelnde Dichtung zu begreifen, wie auch nicht jedes Urtheil berufen ist, über eine große Völkerthat, wie der Abfall der Niederlande von dem Körper, Geist und Herz fesselnden Despotismus Spanien's, in vornehmer Selbstgefälligkeit zu Gericht zu sitzen.

Betrachten wir nun nach dieser allgemeinen Darlegung die Entwicklung des Stückes in seinen einzelnen Theilen, so stellt die an den Anfang tretende Volksszene uns den Charakter des Niederländischen Volkes und seine Stimmung gegen den König, die Regentin, Egmont und Oranien, so wie die allgemeine Unzufriedenheit mit den beschränkenden Religionsedikten in einem höchst glücklich belebten Bilde auf anschaulichste Weise dar. Wir finden die Brüsseler Bürger bei ihrem volksthümlichen Armbrustschießen, das sich noch bis heute daselbst erhalten hat, wie Eckermann fünfzig Jahre nach dem ersten Entwurf des „Egmont" unserm Dichter aus eigener Anschauung mittheilen konnte.*) Strada rühmt an den Niederländern besonders die Kunst, womit sie mit der Büchse nach der Scheibe schießen, und hierin besaß Egmont, als ächter Niederländer, eine besondere Fertigkeit, die Goethe hier hervorzuheben nicht versäumt, wie ihrer im fünften Akte, bei der gelegentlichen Erwähnung der Veranlassung von Alba's Haß gegen Egmont (vgl. auch oben S. 278), noch einmal gedacht wird. Meteren erwähnt am Ende des ersten Buches der alten löblichen Gewohnheit, daß überall in den Niederlanden Gilden bestanden, welche sich an gewissen Feiertagen im Gebrauch der Waffen übten, „als da waren die Schützen mit den Armbrüsten und Handbogen, die Fechter in allerlei Waffen, und die zu unserer Väter Zeit aufgerichteten Büchsenschützen". Das Schießen ist bei Goethe ein Königsschießen: der freie Niederländer ist dennoch Königlich gesinnt, wie dies sich sogar in diesem Wettspiele nicht verleugnen kann, aber er verlangt die strengste Aufrechthaltung der Gewohnheiten und Rechte der einzelnen Provinzen, wie dieses Festhalten an ihren Satzungen sich gleich in Jetter ausspricht, der ihre Bestimmung, wonach der König nur das Doppelte der Zeche bezahlen soll, nicht durch die Freigebigkeit Ruyck's verletzt wissen will, der hierin, wie im sichern Treffen mit der Armbrust seinem Herrn Egmont gleicht. Doch geht dies auf den Wunsch des alten guten Ruysum diesmal „ohne Präjudiz" durch. Unter den Brüsseler Bürgern treten zwei namentlich hervor, ein Handwerker und ein Händler, der Schneidermeister Jetter, welcher seine vollste politische Unzufriedenheit mit einer gewissen Selbstgefälligkeit losläßt, und der etwas gemäßigtere Krämer Soest, dem aber auch das beschränkende Treiben und die arge Verfolgungssucht herzlich verhaßt sind. Mit den Bürgern stehen die Niederländischen Soldaten in bestem Einverständniß, wenn auch das ewige Hin- und Herziehen, dieses ewige Trommeln und Marschiren, dem ruhigen Bürger etwas zuwider ist, wie dies der bei allem seinem politischen Mißvergnügen doch etwas philisterhaft beschränkte Jetter ausspricht, der nur „Sicherheit und Ruhe"

*) Gespräche mit Goethe III, 94 ff.

wünscht, wogegen der einsichtigere Soest „Ordnung und Freiheit“ leben läßt. Die Sicherheit jedes einzelnen Bürgers ist nur dann möglich, wenn allgemeine Ordnung herrscht, wenn Gehorsam gegen das Gesetz als oberster Grundsatz unauslöschlich in jede Brust eingeprägt ist. Nicht jede Ruhe ist wünschenswerth, sondern nur die, welche ihre Gewähr und ihren Bestand in sich trägt. Nicht ohne Schalkheit läßt Goethe den unzufriedenen Politiker Jetter in seinem Hausregiment nichts weniger als glücklich sein, womit er andeutet, wie wenig die, welchen im Staate nichts recht ist, meist da, wo es gilt, sich als kluge Leiter bewähren. Von den Soldaten führt uns der Dichter zwei aus den kräftigsten Niederländischen Provinzen vor, einen Seeländer und einen Friesländer; der letztere ist ein Invalide, der unter Egmont zuletzt bei St. Quentin *) gefochten, wo er schon vor Alter die schwere Büchse nicht mehr fortbringen konnte. Ruyck dagegen, der noch jetzt unter Egmont dient, dem er nach Flandern gefolgt ist, weiß von der Schlacht bei Gravelingen zu erzählen. Bei der Schilderung der Schlacht von Gravelingen hat Goethe die Berichte Meteren's und Strada's geschickt benutzt, und sie zu einem wirksamen Bilde zu vereinigen gewußt. **) Meteren berichtet, nachdem er die Schlachtordnung beider Heere geschildert: „Dieser Gestalt hat der Graf von Egmont den 13. Juli 1558 die Franzosen mit klugem Muth angegriffen, und sein Kriegsvolk mit vortrefflichen und kräftigen Worten ermahnt. Die Franzosen, welche allein auf ihre Gegenwehr bereit standen, empfingen sie tapfer, ließen ihr Geschütz gegen den Feind los, und thaten Egmont großen Schaden. Unter anderm ward sein Pferd unter ihm erschossen. Dennoch rückte er mit seinem Volke auf sie zu, und wollte ihnen auf die Haut. Also begab sich's, daß sie unerschrocken einander anfielen (insonderheit weil der Kampfplatz auf dem Sande, und deshalb breit und eben war), Hand gegen Hand, Mann gegen Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe gegen Haufe, dergleichen in langer Zeit zuvor nicht geschehen war. Aber die Burgundischen (die Kaiserlichen) erhielten einen unversehenen Vortheil durch einige von der Königin von England abgesandte Schiffe, die, um die Durchfahrt von Dover frei zu halten, auf und ab fuhren, auch die Franzosen hinderten, die Beute von Dünkirchen zu Wasser wegzuführen. Als nun diese (es waren mehrentheils kleine Schiffe, die unter dem Ab-

*) Goethe bedient sich der auch im Deutschen Meteren vorkommenden Form Quintin. Bei Strada steht pugna ad sanctum Quintinum.

**) Van Kampen übersah dies, wenn er (Geschichte der Niederlande I, 332 Note) bemerkt, Goethe's rein historische Darstellung dieser Schlacht komme zuweilen mit Hooft (in seinen 1642—1654 erschienenen Nederlandischen Historien) fast wörtlich überein.

miral Malin waren) diesen Kampf sahen, kam Malin mit seinem kleinsten Schiffe so nahe an's Land, als er konnte, und schoß unter die Franzosen. Weil sie aber noch ziemlich weit vom Lande waren, konnten sie keinen besonders großen Schaden thun, trafen auch selten, und schossen eben so bald unter die Burgundischen, als unter die Franzosen, weil beide Parteien hart aneinander waren, doch veranlaßte dies, daß die Franzosen den Muth sinken ließen, und die Burgundischen beherzter wurden." Von Strada benutzte Goethe nur den zweiten Theil der Beschreibung, aber auf etwas freie Weise, indem er die Holländer in's Meer springen läßt. „Die rasch herankommenden Schiffe", erzählt jener, „greifen mit dem Geschütze die Flanken der Franzosen an, und erregen vom Meere aus, von wo die Feinde sich unzugänglich glaubten, einen so unerwarteten und um so größern Sturm, daß die Reihen des Fußvolks sich auflösen, die Furcht auf die Reiterei übergeht, das ganze Heer geschlagen wird, so daß kaum einer übrig blieb, die Nachricht der Niederlage zu melden. Ein Theil wurde im Kampfe selbst getödtet, der Heerführer und alle Obersten gefangen; ein Theil der Fliehenden wurde, da sie durch Schwimmen sich retten wollten, von den Engländern in die Tiefe versenkt, mit Ausnahme von zweihundert, welche man lebend der Königin überbrachte, als Zeugen der in der Schlacht geleisteten Hülfe, ein anderer Theil von den Landleuten ermordet, welche die Verwüstung und das Niederbrennen ihrer Häuser rächen wollten. Auch kam zur Schmach der Besiegten hinzu, daß scharenweise aus den Dörfern hervoreilende Weiber, mit Knitteln, Pfählen und, was eine gewaltigere Wehr ist, mit Zorn und Wuth bewaffnet, die durch Flandern's unbekannte Gegenden umherstreifenden Ueberbleibsel des Heeres unter Schmähungen und Verwünschungen elend umbrachten, einige auch, da sie ihre Wehr auf ihnen zerschlagen hatten, mit ausgesuchter Grausamkeit, wie die Bachantinnen den Orpheus, mit den Nägeln zerrissen."

Wie die Soldaten, nicht weniger der alte taube Invalide als der noch rüstige Ruyck, der vier Ringe in's Schwarze hinein getroffen hat, ohne sich dessen übermäßig zu rühmen*), dem Helden Egmont voll treuer Ver-

*) Er verbittet sich das doppelte Hoch, weil dies zu viel sei, er dadurch über Gebühr als Meister anerkannt würde. („Meister zu viel!") Als er eben den Schuß gethan, kann er sich freilich des Ausdrucks seines selbstbewußten Gefühls, daß ihm derselbe gelungen, nicht enthalten, aber er thut es in dem gemüthlich scherzenden: „Nun, Pritschmeister, Reverenz!" Der Pritschmeister ist bei Schützengesellschaften die lustige Person, welche auf den getroffenen Punkt der Scheibe hindeutet, und mit ihren Possen das Schießen begleitet, besonders auch dem Sieger ihre komische Reverenz macht.

ehrung ergeben sind, so ist er auch von allen Bürgern herzlich geliebt, weil alle ihm ansehen, daß er den Menschen wohl will, „weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht", und er alles, was er besitzt, gern den Dürftigen, zuweilen, aus übergroßer Freigebigkeit, auch dem, der es nicht bedarf, mittheilen möchte. Dagegen fühlen sie, daß Philipp kein König für sie, da ihre Fürsten froh und frei, wie sie selbst sein, leben und leben lassen müssen, wie es Egmont thut. Den Widerwillen, welchen den Niederländern die Persönlichkeit Philipp's, im Gegensatz zu seinem Vater Karl einflößt, hat Goethe aus Strada entnommen, bei welchem wir lesen: „Der Kaiser war leicht zugänglich und gesprächig, ließ sich wie ein Privatmann herab, da er seiner Majestät überall versichert war.*) Und da er einen so sehr in alle Zustände sich findenden Geist besaß, nahm er fremde Sitten leicht an, daß er nicht weniger ein Deutscher unter den Deutschen, ein Italiäner unter den Italiänern, oder ein Spanier unter den Spaniern, als ein Niederländer unter den Niederländern war Philipp dagegen war und schien allen nur Spanier; er sprach wenig und nur Spanisch; öffentlich zu erscheinen vermied er, und verlangte Verehrung in seiner Verborgenheit; an seiner Kleidung und der übrigen aus Spanien mitgebrachten äußern Erscheinung änderte er nichts. Dies wurde, wie die Gemüther einmal aufgeregt waren, für Stolz und Verachtung gehalten, gleich als wenn durch diese Abweichung von ihren Sitten sie selbst verschmäht würden." Daß die Niederländer bei Karl's Abdankung geweint, berichtet auch Strada. Die Regentin Margaretha muß selbst Jetter als klug und mäßig in allem anerkennen, nur tadelt er, daß sie zu sehr den Pfaffen zu Willen sei, aber Soest vertheidigt sie damit, dies sei des Königs Wille und könne sie nichts davon noch dazu thun. Als Hauptpunkte der Mißstimmung werden die Vermehrung der Bisthümer und die Religionsverfolgung angeführt. Ueber erstere vgl. oben S. 247. Goethe hat die irrige Angabe von vier schon bestehenden Bisthümern nach Meteren berichtigt. Mit besonderer Erbitterung wird des Verbotes des Singens Französischer Psalmen gedacht, die man nicht einmal in sich herein summen dürfe, wolle man nicht Gefahr laufen, als Ketzer eingesteckt zu werden. Theodor Beza (de Bèze) hatte im

*) Wie schön, aber freilich sehr frei, hat dies Goethe ausgeführt, wenn er den alten Ruysum sich freudig an den seligen Herrn erinnern läßt: „Wenn er euch begegnete, so grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erschrocken wart, wußt' er mit so guter Manier — Ja, versteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten." Sonsther wissen wir (Ranke „Fürsten und Völker" I, 115), daß Karl, wenn die Reichsfürsten ihn begleiteten, den Hut abzunehmen, einem jeden die Hand zu reichen und ihn freundlich zu entlassen pflegte.

Jahre 1563 die von der Sorbonne beanstandete Französische Uebersetzung der Psalmen von Klemens Marot zu Ende geführt, und sie zugleich mit Sangweisen ausgestattet. Die von den Katholiken verketzerte Uebersetzung wurde zu Genf von den Calvinisten, die jenen allgemein für ihren bedeutendsten Theologen nach Calvin hielten, mit großem Eifer aufgenommen, und wanderten mit den Calvinischen Predigern, die sie bei allen Versammlungen singen ließen, mit nach den Niederlanden, wo sie als ketzerisch um so entschiedener verfolgt wurden, als sie nicht ohne eine gewisse Aufregung gesungen wurden. Auch der gleichfalls verbotenen Predigten der Lutheraner wird gedacht, die ein „ander Geköch" seien, als wenn die katholischen Geistlichen auf den Kanzeln herumtrommelten und die Leute mit Lateinischen Brocken erwürgten. Von dem ungeheuern Zulaufe, den diese Prediger überall fanden, macht Strada genauere Mittheilungen. Bei Antwerpen sollen an einem Tage 13000, am andern 14000, später über 16000 Menschen einer solchen Predigt beigewohnt haben. Daß Egmont die fremden Predigten und die Französischen Psalmen nicht verfolge, wird von seinem treuen Ruyck mit besonderer Anerkennung hervorgehoben. Derselbe Ruyck, der seinen „großen" Herrn hat hoch leben lassen, erinnert aber auch an Oranien, dem darauf Jetter ein verdientes Hoch bringt. Wird Egmont allgemein geliebt, so genießt Oranien das höchste Vertrauen, er gilt als ein „rechter Wall". So sehen wir also die Augen des freisinnigen Niederländischen Volkes, das über die Religionsbedrückungen höchlich mißstimmt und dem Könige noch weniger als der Regentin zugethan ist, die dessen strengen Willen vollführen muß, allein auf Egmont und Oranien voll Liebe und Vertrauen hingewandt. Die Gesinnungen des Volkes sprechen sich hier bei dem volksthümlichen Spiele und dem das Herz lösenden Weine auf reinste und offenste Weise aus. Der Volkston ist wundervoll getroffen, wobei auch manche Abweichungen von der strengen Sprachregel ganz an der Stelle sind, da die Volkssprache sich mehr nach dem Gedanken als nach der Grammatik richtet.*)

Hat uns die erste, lebhaft bewegte Szene das Ansehen und die Liebe Egmont's beim Volke gezeigt, so führt uns die zweite die Meinung der Regentin über unsern Helden in einem Augenblicke höchster, ihr Innerstes ungescheut verrathender Aufregung vor die Seele. Margaretha erscheint in Jagdkleidern, wobei dem Dichter Strada's Bemerkung vorschwebte: „Mit

*) So fragt Ruysum: „Wer", wo die strenge Regel „wessen" verlangte, und Ruyck sagt: „Ich wollte sie fragen!" wo das „sie" sich auf diejenigen bezieht, von welchen das Verbot ausgegangen ist, obgleich unmittelbar vorhergegangen ist: „Ich hab ihrer (der neuen Psalmen) doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drinn gesehen."

größtem Eifer war sie der Jagd ergeben, so daß man sie gewöhnlich die Jägerin nannte und sie im Jagdkleide abmalte. Gierig ergriff sie die Neigung zur Jagd, so daß sie als noch nicht sechsjähriges Mädchen ihrer Tante durch Felder und Schluchten unerschrocken folgte, und es in späteren Jahren ihrer Erzieherin bald zuvor that.“ Aber wie sehr sie auch die Jagd liebt, die vor kurzem erhaltene Nachricht von dem Bildersturm hat sie so aufgeregt, daß sie die Jagd abbestellen und ihren Geheimsekretär Machiavell kommen läßt, um ihm ihren unverzüglich abzusendenden Bericht an den König dringend einzuschärfen, und sich ihrer Sorgen in einem rücksichtslos sich äußernden Gespräch möglichst zu entledigen. Den Namen Machiavell wählte der Dichter keineswegs, um, wie Rosenkranz u. a. annehmen, an den schon 1527 gestorbenen Florentinischen Geschichtschreiber und Politiker zu erinnern, sondern der Name ist aus Strada genommen, welcher einen Machiavellus *) als Hofmann (aulicus) Margarethens nennt, den diese nach Alba's Ankunft zum Könige geschickt habe, um ihren Abschied als Regentin zu erwirken. Daß Bercht diesen von Margaretha im Jahre 1568 abgesandten Machiavell mit dem Geschichtschreiber zusammenwerfen konnte, dürfte auch in einer geschichtlichen Erstlingsschrift nicht zu entschuldigen sein. Sonst werden bei Strada als Geheimschreiber der Regentin Margaretha Thomas Armenteros (Armenterius) und Johann Baptist Berti genannt. Daß Goethe dem geschichtlich bekannten Hofmann Margarethens die scharfe Auffassung und den feinen Blick eines freisinnigen Staatsmannes gab — Margaretha sagte ihm oft im Scherze, er sollte Geschichtschreiber werden —, folgte aus der Bedeutung, die er diesem Manne im Gegensatz zur ungewiß schwankenden Regentin geben mußte, und dürfte kaum in einer Namenserinnerung an den Schöpfer des „Fürsten“ begründet sein. Margaretha schwebt in ängstlicher Sorge vor dem Zorne ihres Königlichen Bruders über die schrecklichen Szenen des Bildersturms, vor denen ihr eigenes, treu katholisches Herz zurückbebt; um ihn nicht noch mehr zu reizen, hat sie sich entschlossen, ihm diese Vorfälle alle bis ins einzelnste zu melden. Sie selbst kann sich freilich das Zeugniß geben, das Räthlichste gethan zu haben, da sie mit Strenge die Wuth noch eher aufzuregen fürchten mußte; aber der König wird ihrer Güte und Sanftmuth die neuesten schrecklichen Vorfälle zuschreiben. Auch jetzt noch, wo ihre Milde dem Uebel nicht hat abhelfen können, vermag sie nicht, von der Strenge etwas zu hoffen, und so sieht sie sich der Zukunft gegenüber durchaus rath- und hoffnungslos, so daß sie in die entsagungsvollen, ihre Ohnmacht mit bitterstem Gefühle ihres verletzten

*) Diese Lateinische Form scheint auch bei Goethe die Schreibung Machiavell (mit einem c) veranlaßt zu haben.

Herrscherstolzes gestehenden Worte ausbricht: „O was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her." Das einzige Mittel, das hier zu helfen vermag, das ihr bald darauf Macchiavell zu eröffnen wagt, das ihr Egmont schon angedeutet hatte — der Gedanke daran macht sie schaudern.

Margaretha empfängt ihren Geheimschreiber mit der Frage, ob die Briefe an den König aufgesetzt seien, wobei es ihr besonders am Herzen liegt, daß die weite Verbreitung der Greuelscenen recht ausführlich geschildert werde; ehe sie sich dieser drückenden Last entledigt hat, kann sie ihre schreckliche Besorgniß nicht im geringsten beruhigen; muß sie ja fürchten, der König werde von anderer Seite früher die Nachricht erhalten, und Verdacht schöpfen, man wolle ihm etwas verheimlichen. Macchiavell unterläßt nicht, um sie ganz zufrieden zu stellen, und ihr die Gewißheit zu verschaffen, daß nichts übergangen sei, die dem König gemachte Schilderung des Bildersturms in seiner weiten und raschen Verbreitung kurz zu entwerfen, wodurch der Dichter eine höchst passende Gelegenheit erhält, dem Zuhörer selbst den Ausbruch fanatischer Wuth lebhaft vorzuführen, welcher alle Besorgnisse der Regentin in gewaltigste Aufregung gesetzt hat. Die Schilderung selbst ist, wie bei Schiller (B. 8, 265 f.), zum Theil wörtlich aus Strada genommen, welcher also erzählt: „Hier (im untern Flandern) kommen wenige Menschen aus der untersten Klasse der Ketzer, denen sich eine Anzahl Räuber zugesellt hat, an dem zur Frevelthat bestimmten Tage zusammen, um der Gottheit aus reiner Gottlosigkeit Krieg zu erregen. Zu Waffen dienen ihnen Stöcke (baculi), Beile, Hämmer, Leitern, Stricke, alle mehr zur Zerstörung als zum Kampfe geeignet; nur wenige führen Büchsen und Schwerter. In diesem Aufzuge fallen sie, wie aus der Unterwelt emporgesandte Furien, in die Dörfer und Weiler um St. Omer ein, erbrechen sofort die Eingänge der Kirchen und Klöster, welche sie geschlossen finden, treiben die durch die plötzliche Gewalt bestürzten Andächtigen in die Flucht, stürzen die Altäre um, reißen die Statuen der Heiligen herab, zerreißen die heiligen Bilder; was sie nur Gott und den Heiligen Geweihtes finden, zerschmettern, zertreten, zerschlagen sie, während die Anführer der Ketzer hinter ihnen stehen und sie aufmuntern, wacker fortzufahren und alle ihre Kraft gegen die Götzenbilder aufzuwenden. Jene, durch den Erfolg erfreut, und weil ihr erstes Umherschweifen auf dem Felde gelungen war, begeben sich rasch von dort weg, und rufen einstimmig: „Nach Ypern!" Nachdem Strada ausführlich der Verwüstungen zu Ypern, vorab im Dome und in der niedergebrannten Bibliothek, gedacht, wo die Einwohner den Bilderstürmern die Thore geöffnet, fährt er fort: „Am folgenden Tage durchziehen andere Banden der Gottlosen, sei es nach Uebereinkunft oder nach dem

Beispiele der von St. Omer berichteten Vorfälle, mit derselben Wuth die an der Lys liegenden Städte Menin, Comines, Verwich und andere bei Courtray (Kortryk)*) und rauben in den Kirchen alle Heiligthümer, welche sie mitschleppen können, das übrige vernichten sie mit Feuer und Schwert. Darauf überschreiten sie den Fluß und stürzen sich auf Lille. — Aber dieses war nur ein kleiner Theil der Wuth, da zu derselben Zeit fast in ganz Flandern Gott und seine Heiligen mit demselben Kriege von den verruchten Bilderstürmern heimgesucht wurden, ohne daß jemand Widerstand geleistet hätte."

Margaretha spricht ihre Furcht aus, daß das Uebel noch größer werden dürfte, worüber sie gern von Macchiavell ein beruhigendes Wort vernehmen möchte. Dieser aber kann ihr unmöglich guten Trost geben, und das einzige Mittel, welches er ihr anzurathen vermag, wird die Regentin, wie er sie kennt, nicht in Anwendung zu bringen wagen; doch da seine früher geäußerte Hindeutung, wohin die Verfolgung und die dadurch hervorgerufene Erbitterung der Andersgläubigen führen werde, jetzt auf so schreckliche Weise sich erfüllt hat, so hält er diesen Augenblick für geeignet, seine wahre Meinung auszusprechen, daß nur die Duldung, nicht die Verfolgung der neuen Lehre die Ruhe herstellen könne, alle andern Mittel nichts fruchten, und nur das Land verheeren. Margaretha aber hält ihm den strengen, unerschütterlichen Willen ihres Königlichen Bruders entgegen, der sich, wie ihm wohl bekannt sei, in seinen Briefen immerfort dahin erklärt habe, die Hauptsache sei die Erhaltung der ächten Religion und die Unterdrückung der Ketzer, alle andern Rücksichten müßten diesen nachstehn. Strada erwähnt mehrfach derartiger Aeußerungen des Königs an die Regentin. Vgl. S. 258 f. Gedenkt Margaretha der ungeheuern Sorgfalt, welche Philipp den Ketzern widme, da er sogar ihnen selbst diesen oder jenen genannt, der sich in ihrer Nähe der Ketzerei schuldig gemacht, so schwebt dem Dichter auch hierbei eine Aeußerung Strada's vor, der erzählt (IV. p. 98 der Frankfurter Ausgabe von 1651), der König habe der Regentin oft den Weg angegeben, wie sie einzelne Ketzer aufheben könne, ihr ihren Aufenthalt verrathen, ja sogar ganz genaue Verzeichnisse von ihnen geführt, mit Angabe ihres Standes, ihrer Umgebung, ihres Alters und ihrer Statur.

Machiavell, da er sich einmal so weit gewagt hat, steht nicht an, dem Willen des Königs die Unmöglichkeit, denselben zur Ausführung zu bringen,

*) Die Orte bei Courtray läßt Goethe aus, vielleicht dadurch veranlaßt, daß er von dieser Stadt die Französische oder Niederländische Namensformen zufällig nicht, wie bei den übrigen, am Rande bemerkt fand.

bestimmt entgegenzusetzen, und den Wunsch auszusprechen, daß derselbe zu einer bessern Einsicht gelangen und erkennen möge, daß es einem Könige weit anständiger sei, Bürger verschiedenen Glaubens zu regieren, als sie durch einander aufzureiben. Doch dies ist der Regentin zu viel, die außer dem bestimmten Befehle des Königs sich auch durch die Fürsorge für die heilige katholische Kirche zu strengster Verfolgung der Andersgläubigen verpflichtet glaubt, deren Lehre sie „hergelaufene, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen“ schmäht, und sie hält ihnen die Gewähr entgegen, welche der Martyrertod seit ältester Zeit der katholischen Kirche gegeben. Hier ist der Punkt, wo Macchiavell abbrechen muß, da er selbst, wie die Regentin wohl weiß, der neuen Lehre nicht so feindlich gesinnt ist, was diese um so herzlicher bedauert, je höher sie die Fähigkeiten ihres Geheimschreibers schätzt. Es ist sehr bezeichnend für die weite Verbreitung der neuen Lehre in den Niederlanden, daß selbst Margarethens Geheimschreiber dieser nicht fern steht.

Um nicht weiter in den Gegenstand einzugehn, lenkt sie mit einer leichten Wendung die Rede auf Egmont, dessen Betragen und Ansichten sie auch, bei aller sonstigen Schätzung des Mannes, nicht billigen kann, und der noch heute Morgen durch seine Erwiederung auf ihren Vorwurf, daß in seiner Provinz sich der Bildersturm erhoben, sie scharf verletzt hat. Goethe hat hier das von Strada angeführte kurze Gespräch Margarethens und Egmont's (vgl. oben S. 265 f.) nur theilweise benutzt. Hatte Egmont auch nicht so entschieden, wie es eben Macchiavell gethan, die Unduldsamkeit gegen die Andersgläubigen verworfen, bei welcher keine Ruhe möglich sei, da alle, die größten Kaufleute, deren Strada häufig als der Hauptträger der neuen Lehre gedenkt, der Adel, das Volk, die Soldaten, davon angesteckt seien, so hatte er doch bestimmt darauf hingewiesen, daß man zuerst dafür sorgen müsse, das Volk seiner beschworenen Verfassung wegen zu beruhigen, das übrige sei von geringerer Bedeutung, wodurch er nicht allein eine der Regentin anstößige Lauheit gegen die einzig ächte Lehre zu erkennen gegeben, sondern auch die Klagen der Niederländer über Verletzung der Verfassung als nicht unbegründet bezeichnet hatte. Auch Macchiavell kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf die Erbitterung hinzudeuten, welche das Eindringen von Spaniern in die besten Stellen hervorgerufen, und wie der Niederländer sehe, daß es den Spaniern mehr um Unterdrückung, als um das Heil ihrer Seelen zu thun sei, wie sich dies auch bei den neuen Bisthümern zeige, von denen die meisten an Spanier gefallen seien. Je weniger die Regentin gegen die Wahrheit von Macchiavell's Bemerkungen einzuwenden weiß, um so offener tritt sie mit ihren Beschwerden und Klagen gegen Egmont hervor. Die Liebe, welche dieser beim Volke besitzt, ist ihr,

der Regentin, die so gern vor allen glänzen möchte, in der Seele verhaßt. Besonders schmerzlich empfindet sie es, daß Egmont sich mit Oranien verbunden hat, seit beide die Hoffnung aufgeben mußten, die Regentschaft zu erlangen, wie es auch Strada darstellt. Macchiavell gibt zu, daß beide vereint sehr gefährlich seien; als feiner Staatsmann vermeidet er, sich über Oranien zu erklären, dessen Absichten er nicht traut, wogegen ihm Egmont dem Könige und der Regentin ganz treu und ergeben scheint. Margaretha ist freilich ganz derselben Meinung; hinter Oranien's Verschlossenheit und seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit scheint ihr nichts Gutes zu stecken: aber durch Egmont's alle Welt bezaubernden Glanz, vor welchem sie selbst in Schatten tritt, fühlt sie sich verletzt, und sein unvorsichtiges Betragen bietet ihr eine reiche Quelle zu Klagen dar. Zunächst verweilt sie längere Zeit bei dem äußern Scheine, den er sich zu geben suche, als ob er sich für den Herrn halte, als ob er nichts zu fürchten habe, da doch die Majestät über ihm stehe, von welcher die Regentin für ihn fürchtet. Man sieht, die Regentin kennt ihren Königlichen Bruder, dessen Zorn auch den Schuldlosen treffen kann; von der edlen ritterlichen Freiheit eines selbstbewußten, auf das Recht vertrauenden, sich rein und offen hingebenden, dem Könige eben so treu ergebenen als das Volk herzlich liebenden Mannes, des Musterbildes eines edlen Aristokraten, hat sie keine Vorstellung. Die stolze, freie Haltung des Mannes ist ihr zuwider, und sie unterläßt nicht, die auch von Strada hervorgehobene Vermeidung des Namens eines Prinzen von Gavre (vgl. S. 280)*) im übelsten Sinne zu deuten. Da aber Macchiavell für seine Treue steht, so geht Margaretha auf den Schaden über, welchen er ohne Absicht der Sache des Königs bringe. Er habe den Adel durch seine Gesellschaften und Gastmahle eng verknüpft, seine Gesundheiten setzten seine Gäste in einen dauernden Schwindel, indem sie dieselben mit überfreien Gedanken erfüllten, seine Scherzreden regten das Volk auf, und wie er bei der Masse des niedrigen Volkes durch Spott zu wirken wisse, habe neulich die Geschichte mit den Bedientenlivreen gezeigt.**) Wolle er auch nicht der Regierung ernstlich schaden, so sei der wirkliche Schaden, den seine Leichtfertigkeit verursache, gar nicht zu verkennen, und sie fürchtet, man werde es ihm am Hofe gedenken. Nach Strada hatte Margaretha selbst sich bei ihrem Bruder mehrfach über Egmont's Verhalten beklagt (vgl. oben S. 254). Zuletzt kommt die Regentin wieder auf sein für sie

*) Goethe bedient sich der ältern, auch im Deutschen Meteren vorkommenden Form Gaure. Bei Strada steht Gavera.

**) Der Ausdruck „die neuen Livreen" ist nicht genau, da früher in den Niederlanden überhaupt keine Livreen gebräuchlich waren. Vgl. oben S. 255 f.

beleidigendes, sie empfindlich verletzendes Betragen zurück, da er das Aussehen habe, als betrachte er sich als einzigen Herrn und brauche nach niemand etwas zu fragen, weil sein Niederländischer Adel und sein goldenes Vließ ihn sicher stelle. Die Eitelkeit der Regentin, welcher Egmont zu frei und zu wenig unterthänig sich bezeigt, blickt in ihren Klagen überall hervor. Die jetzigen Unruhen will sie als eine erwünschte Gelegenheit benutzen, ihn fühlen zu lassen, daß sie Regentin ist, sie will es ihm nicht verschweigen, sondern in der Rathsversammlung bestimmt darauf hindeuten, daß er die erste Veranlassung zu jenen Greuelszenen gegeben, weil er begonnen habe, den fremden Lehrern in seiner Provinz etwas nachzusehn. Macchiavell aber, der, wie auch die Regentin, Oranien selbst für viel gefährlicher hält, als Egmont, kann die Frage nicht unterlassen, ob auch dieser kommen werde, was die Regentin bejaht, und sofort hinzufügt, ihnen beiden wolle sie die ganze Last der Verantwortung aufwälzen, sie wolle sie zwingen, sich zu erklären, ob sie das Uebel ernstlich angreifen oder es nach wie vor unterstützen wollten. Die Szene schließt mit dem Befehle Margarethens, ihr die Briefe an den König baldigst zur Unterschrift vorzulegen, und den treubewährten Vaska (den Namen hat Goethe willkürlich gewählt) sofort damit abzusenden, damit der Ruf nicht ihrer Nachricht zuvoreile.

So treten also, wie in der ersten Szene die aufgeregte Volksstimmung und die Liebe und Achtung, welche Egmont und Oranien beim Volke genießen, so hier Margarethens Regierungsmaximen und ihre Beurtheilung der beiden Hauptführer des Niederländischen Volkes uns lebendig entgegen. Oranien's schweigender Gehorsam ist der Regentin äußerst verdächtig, und sie fürchtet alles von seiner List; Egmont gibt sich ganz offen und ungescheut, wie er ist, aber sein freies Selbstbewußtsein, der hohe Adel seiner Persönlichkeit, die ihn zum Liebling des Volkes erhebt, seine alle Herzen gewinnende Leutseligkeit, verbunden mit dem Niederländischen Stolze, der ihm eine unterthänige Hofdienerei unmöglich macht, erregen den Neid und die Abneigung der hochgebietenden Frau, der seine nicht ängstlich gewogenen Aeußerungen, seine zuweilen unbesonnen sich gehn lassende Lust und Heiterkeit, die Milde und Nachsicht, welche er gegen die Andersgläubigen beobachtet, vielfache Veranlassungen zu Klagen gegen den gefeierten Held von St. Quentin und Gravelingen bieten.

Von Egmont's unendlicher Liebenswürdigkeit und seiner so reinen, aller Standes- und Geburtsvorzüge sich enthebenden Menschlichkeit gibt uns die dritte Szene in der Entwicklung seines Verhältnisses zu Klärchen ein schönes Bild. Welch eine gewaltige, übermenschliche Vorstellung hatte sich das scheue, bescheidene Klärchen früher von Egmont, dem Sieger bei Gravelingen gemacht, von dem sie hin und wieder so viel erzählen hörte, ohne

irgend an dem vornehmen Herrn und dem großen Helden bedeutenden Antheil zu nehmen. Als sie ihn aber vor kurzem persönlich gesehen, wie er, eben von der Regentin nach Brüssel berufen, an ihrem Fenster vorüberritt, überallhin freundlich grüßend und nickend, da ergriff die wundervolle Persönlichkeit des Helden, aus dessen Blicken sein volles, freies und edles Herz sprach, sie mit unendlicher Gewalt, die Menschheit in ihrer reinsten und glänzendsten Erscheinung ging in ihm ihrer Seele auf. Und seit diesem ihr ganzes Wesen umgestaltenden, es nach ihm hinziehenden, in ihn versenkenden Augenblick fand jeder Tag sie am Fenster, wo sie Egmont's mit sehnsüchtiger Begeisterung harrte. Das Feuer, das aus ihren sonst so bescheidenen und sanften Augen glühte, die leidenschaftliche Bewegung ihres ganzen Wesens machte den Helden bald auf diese ihn täglich hier empfangende liebliche Erscheinung aufmerksam, der zu Liebe er nun häufiger, als früher, diese Straße geritten kam. Lange dauerte es nicht, als eines Abends Egmont, in den Mantel gehüllt, das liebe Mädchen überraschte; die Mutter war geschäftig, ihn möglichst schicklich zu empfangen, während die unerwartete Erscheinung Klärchen vor Staunen stumm und starr gemacht hatte. Aber Egmont, der stolze Held, war so lieb und gut, er entfaltete vor ihr seine ganze freie und edle Seele so wunderbar, daß seit diesem Abende ein Himmel in Klärchen's Wohnung eingezogen war. Manchmal hat er seinen Besuch wiederholt, hat das liebe Mädchen mit seinen Armen umfangen, ihm in die lebens- und liebevollen Augen geschaut, glühende Küsse auf ihre Lippen gedrückt; und auch sie durfte als traute Freundin mit kindlich hingebender Liebenswürdigkeit sich ganz seiner versichern, durfte mit ihren naiven Fragen dies und das von ihm erkunden, ihn nach tausend Kleinigkeiten fragen, welche das Mädchen am geliebten Manne anziehen, wie sie es denn auch nicht unterlassen konnte, den mädchenhaften Wunsch zu äußern, ihn einmal im Schmucke des goldenen Vließes anstaunen zu können. Egmont aber gab sich ganz dem stillen Glücke hin in den Armen des Mädchens, dessen Seele sein Herz reiner erfaßte, als irgend eine andere, das im Glücke seines liebevollen Umgangs zu vollstem, prangendstem Leben sich erschloß, das sich in ihm über sich selbst hinaus gerückt fühlte, das ohne ihn nicht sein, nicht leben konnte, woher die bloße Vorstellung seines Todes sie mit schrecklichster Herzensangst ergriff *). Wie hätte Egmont da nach

*) Wie bei dem Holzschnitt der Schlacht von Gravelingen, den sie bei ihrem Vetter sah. Solcher Holzschnitte von Schlachten, wo die Hauptpersonen und Hauptpunkte mit großen Römischen Buchstaben bezeichnet waren, die auf die unten stehende Erklärung hindeuten, hatte Goethe ohne Zweifel viele gesehen. Mehrere derselben, unter denen aber nicht die Schlacht bei Gravelingen, fin-

ihren äußeren Verhältnissen fragen können, wie wäre es Klärchen möglich gewesen, ihm ihr Verhältniß zu Brackenburg zu entdecken, das seit der Leidenschaft zu Egmont allen Glanz verloren hatte, so daß es ihr vorkam, als habe sie ihn nie geliebt!

Der Dichter führt uns in Klärchen's bescheidene Wohnung ein, wo wir bald die traurigen Folgen von Egmont's Liebe in ihrem häuslichen Kreise bemerken *). Wir finden die alte Mutter, welche im Sessel sitzend strickt und den unglücklichen Liebhaber Brackenburg, woneben nur noch die Gestalt eines Vetters, welcher mit der kleinen Familie auf freundlichem Fuße steht, als einziger Freund und Bekannter von ferne gezeigt wird. Wie glücklich und heiter war es noch vor kurzem in dieser einsamen Stube gewesen, als Brackenburg Klärchen's voller Liebe sich erfreute! Wie war es da so lustig hergegangen, so daß die alte Mutter immer etwas zu lachen fand! Brackenburg fühlt jetzt in bitterster Verzweiflung, daß, wie gut auch Klärchen gegen ihn ist, doch ihre Liebe hingeschwunden; nur die stille Sehnsucht und die alte Gewohnheit, von der er nicht lassen kann, treiben ihn noch immer zu Klärchen hin, in deren Nähe es ihm aber so wehe wird, daß er es nicht wagen darf, ihr in die Augen zu schauen, die ihm einst so voll treuer, auf's Leben verbundener Liebe erglänzten, ihm jetzt aber nichts sagen, als daß alle Leidenschaft für ihn dahin ist. Auf die Ermunterung der bekümmerten Mutter, ein Liedchen zu singen, geht Klärchen gern ein, da sie ein Leibstückchen hat, das ihr an's Herz gewachsen, seit sie Egmont's Liebe beglückt: es ist ein Soldatenliedchen, ein Lied, welches das sehnsüchtige Verlangen des Mädchens ausspricht, ihrem Geliebten in den Krieg folgen, an seiner Seite den Sieg erringen zu dürfen. Brackenburg, der, wie früher, als noch die Liebe zu ihm ihr Herz erfüllte, ihr das Garn halten und das Liedchen mitsingen muß, wird durch die leidenschaftliche, ihm nicht geltende Glut ihres Gesanges und durch den Blitz ihrer Augen innerlich vernichtet, so daß er vor Thränen das Lied nicht aussingen kann, den Strang fallen lassen und zum Fenster treten muß, um seine Bewegung zu verheimlichen. In diesem Augenblicke zieht die vollständige Leibwache der Regentin die Straße herauf, worin Klärchen, die Brackenburg's vor-

---

den sich auch in der bis zum Jahre 1678 fortgesetzten, zu Frankfurt 1651 erschienenen Ausgabe Strada's, deren sich Goethe bedient haben mag.

*) Bemerkenswerth ist, daß in der Ueberschrift der Szene und in der Personenangabe hier überall „Klare" steht, erst in den späteren Szenen vom dritten Akt an „Klärchen" eintritt. Ersteres hatte sich wohl noch aus der frühern Bearbeitung erhalten, die hier vielleicht mehr beibehalten wurde, als weiter unten. Als Szene wird hier ein „Bürgerhaus" genannt, später „Klärchen's Wohnung" oder „Haus".

wurfsvolle Nähe kaum zu ertragen vermag, eine erwünschte Gelegenheit findet, diesen einige Augenblicke zu entfernen, indem sie ihn auf die Straße schickt, um zu hören, was dieser ungewöhnliche Aufzug bedeute. Sie selbst empfindet mit dem unglücklichen Liebhaber das tiefste Mitleid, so daß sie es nicht wagt, ihm beim Abgehen die Hand zu verweigern. Die Mutter aber unterläßt unterdessen nicht, ihrer Tochter wegen Brackenburg, des treuen Burschen, mit dem sie ganz glücklich hätte werden können, und wegen ihres Verhältnisses zu Egmont ernste Vorwürfe zu machen. Klärchen kann nicht leugnen, daß sie Unrecht gegen Brackenburg habe, und dies tief empfinde; sie weiß nicht, wie sie sich gegen ihn betragen soll; sie will nicht, daß er hoffe, da sie ihn nicht mehr lieben kann, wie gut sie ihm auch von ganzer Seele ist, und doch möchte sie ihn nicht verzweifeln lassen. Egmont's Liebe ist ihr alles; ihre rücksichtslose, wild hinreißende Leidenschaft läßt sie nicht an den äußern Schein, nicht an die Zukunft denken. Als aber die Mutter, die durch ihren wiederholten Einspruch und ihr fortgesetztes Zusetzen Klärchen's ganz an Egmont hängende, vergeblich auf die einzige Liebe des Helden sich berufende Seele bis zu Thränen aufgeregt hat, endlich selbst mit weinenden Augen ihrem Herzenskummer Luft macht, daß ihr Klärchen ein verworfenes Geschöpf sei, da erhebt sich diese im stolzen Gefühle des hohen Werthes von Egmont's Liebe. „Verworfen! Egmont's Geliebte, verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen!" Was kümmert sie das Gerede des Volks, das Murmeln der Nachbarinnen über den Mann, der bei Nacht zu ihr schleicht? Egmont's Liebe ist ja ihr Stolz, ihrer würdig zu sein ihr einziges Streben. Wie glücklich fühlt sie sich, daß der große Egmont bei ihr sich ganz hingibt, daß er in ihrer Nähe nur Mensch, nur Freund, nur Liebster ist! Wie lebt sie ganz von ihm, wie möchte sie nur wünschen, ihm überall folgen, ihn zum Hofe, ihn zur Schlacht begleiten zu dürfen! Wie thut es ihrer unendlich liebenden Verehrung für ihn so wohl, nur seinen Namen in den Liedern seiner Soldaten zu hören, wenn sie auch die sonstigen Worte des fremden Dialekts wegen nicht verstehn kann, wogegen die Furcht, daß ihn ein Unglück treffen könnte, sie ganz niederwirft. So hat uns der Dichter die von Sinnlichkeit freie heldenhafte Liebe Klärchen's zu Egmont, dessen liebenswürdiges, edles und freies Wesen das stille, bescheidene Mädchen ganz aus sich selbst gerückt hat, zu lebendigster Anschauung gebracht. Freilich ist Egmont's Liebe von Leichtfertigkeit nicht ganz frei zu sprechen, aber wie sollte diese sich so ganz hingebende, dem edlen Lebensgenusse geweihte Natur sich durch vorsichtige Berechnung der Folgen dieses Verhältnisses für die Geliebte zurückhalten lassen! Seine arglose, nur ihrem edlen Drange sich hingebende, allem Gemeinen und Niedrigen fremde Seele zeigt sich in der

Liebe nicht weniger als in der Politik; überall tritt hier das reine, edle Gemüth hervor, wie in Oranien der kalt berechnende, sein Ziel rastlos durch tausend Windungen verfolgende Verstand.

Brackenburg kehrt mit der Nachricht von dem Tumult in Flandern zurück, dessen Verbreitung nach der Hauptstadt man fürchte, weshalb die Regentin das Schloß habe besetzen lassen. Ueber letzteres vgl. oben S. 267. Daß Brackenburg nichts Genaueres zu berichten weiß, ist ganz im Charakter des verzweifelten Liebhabers, für den nichts anderes wahre Anziehungskraft besitzt. Auf dem Wege hat er sich vorgenommen, sogleich Klärchen's Wohnung wieder zu verlassen, da er es nicht ertragen kann, mit ihr länger zusammen zu sein, weil ihre Gegenwart ihn an die vergangene Zeit der Liebe so bitter mahnt. Auch will er seinen Entschluß gleich ausführen, indem er vorgibt, zu seinem alten, durch die allgemeine Aufregung in der Stadt wohl beunruhigten Vater eilen zu müssen. Aber als Klärchen ihn ohne weiteres gehn lassen will, ja auch von ihrer Seite nach einem Vorwand sucht, den guten Mann, dessen Gegenwart sie in ihrer jetzigen Stimmung nicht ertragen kann, von sich zu entfernen, und ihn nur bittet, für das ausgelesene Buch morgen ein neues, „wieder so eine Historie" *) zu bringen, da kann er es nicht unterlassen, ihr zum Abschied seine Hand zu reichen; doch da sie die Nährung jeder Hoffnung von Brackenburg's Seite zu hindern sucht, und sich ihm deshalb nicht zu freundlich bezeigen will, verweigert sie ihm diesmal ihre Hand, und vertröstet ihn auf morgen.

Brackenburg's hierdurch veranlaßtes Selbstgespräch läßt uns tief in die Seele des unglücklichen Liebhabers schauen. Eine enthusiastisch-träumerische Natur, hatte er, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers — sein Bruder ist Arzt —, sein Herz an dem still bescheidenen Bürgermädchen, das er mit scheu gesenkten Blicken Sonntags zur Kirche wandeln sah, lebhaft entzündet, sie hatte ihn unaufhaltsam zu sich hingezogen; stille war er ihren Spuren gefolgt, bis er ihr endlich in einem schönen Augenblick das Geständniß ihrer Liebe entlockte. Aber die Liebe hatte sein ganzes Wesen eingesogen, so daß er zu nichts anderm Lust und Trieb fühlte. Jetzt, wo ihm Klärchen's verändertes Betragen deutlich verräth, daß sie ihn nicht mehr lieben kann — sie darüber zur Rede zu stellen wagt er nicht — jetzt ist er vollster Verzweiflung anheim gefallen, da diese Liebe seine ganze Seele angefüllt, alle seine Kräfte angespannt und verschlungen hat. Er macht sich selbst den Vorwurf, daß ihn, der als Knabe und Jüngling so warm für die Freiheit geglüht hatte, die Noth des Vaterlandes stumpf und theilnahmlos findet;

*) Es ist wohl an die Erzählung einer besondern geschichtlichen Großthat zu denken, wie sie jetzt die Geliebte des Helden anziehen mußten.

aber er vermag nicht sich zu ermannen, er kann nicht von dem Mädchen lassen, wie deutlich er auch erkennt, daß sie für ihn verloren ist. Schon einmal hat er versucht, sein Leben zu enden, er hat sich in den Fluß gestürzt, aber die geängstete Natur, die dem Leben nicht entsagen mag, hat ihn wider Willen gerettet. Doch lange kann er es nicht mehr aushalten; das sein ganzes Dasein erfüllende Glück ihrer Liebe, deren Gefühl in diesem Zimmer, an diesem Tische, wo der Bund ihrer Seelen geschlossen wurde, ihn voll überströmt, kann er nicht entbehren, er muß ihm zum Opfer fallen, da er „dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße" nicht zu ertragen vermag. Schon hat er aus dem Doktorkästchen seines Bruders sich ein Giftfläschchen verschafft, das ihm zur guten Stunde den Weg zum Jenseits zeigen soll, aber noch kann er dem schönen Licht des Lebens nicht entsagen, weil ihm noch immer ein halber Hoffnungsschein ihrer Liebe, wenn auch aus weiter Ferne, winkt. Brackenburg ist eine Art Werther, dessen sinnende Schwermuth ihm nur abgeht; wenn diesem ein tief dichterisches Gemüth inne wohnt, das sich sinnig an die Natur anschließt, so ist Brackenburg mehr eine gutmüthige Seele, die in ruhigem Genusse des Lebens, im engen bürgerlichen Kreise sich behaglich fühlt, mit reinem Sinne für das Edle und Gute begabt, wenn Werther mehr dem Wahren und Schönen sich zuwendet. Einen entschiedenen Gegensatz bildet er als Liebhaber gegen Egmont; wenn dieser frei, offen, heiter, voll Anstand, Würde, unendlicher Anmuth und Feinheit ist, so erscheint uns dagegen Brackenburg scheu, verschlossen, ängstlich, steif, beklommen, ungewandt, eine redliche, aus engen Verhältnissen nicht herausgekommene, aber treu innige Bürgerseele.

Haben wir auch im ersten Akte den Helden noch nicht persönlich auftreten sehn, so ist uns doch sein Bild in den Aeußerungen der Bürger, in den Schilderungen der über ihn verstimmten Regentin und Macchiavell's, endlich in Klärchen's begeisterter Erhebung, der sich auch die Mutter wider Willen anschließen muß, so lebendig vor die Seele getreten, daß wir ihn leibhaft vor uns zu sehn glauben. Seine eigene Erscheinung bringt uns der zweite Akt, der uns sein Verhalten während der durch den Bildersturm hervorgerufenen Aufregung, sein allen Warnungen zuwider feststehendes Vertrauen und die ruhige Sicherheit einer auf sich und das Recht vertrauenden edel stolzen Seele zeigt. Zunächst führt uns der Dichter wieder die Bürger vor, und zwar diesmal in der durch die schrecklichen Nachrichten vom gottlosen Treiben der Bilderstürmer veranlaßten Bewegung. Neben dem politischen Räsonneur, dem Schneidermeister Jetter, treffen wir hier den weiter vorschauenden, gleichfalls freisinnigen Zimmermann und Zunftmeister, den Göthe, wie auch den gleich darauf erscheinenden Seifensieder, mit keinem besondern Namen bedacht hat. Der seinem Gewerbe ent-

sprechend feste und tüchtige Zimmermann, der vor kurzem schon vorhergesagt hat, wohin die Dinge führen würden, hat genauen Bericht über die traurigen Vorfälle erhalten, die ihn besonders deshalb beunruhigen, weil der gemeinste Pöbel, das Pack, das nichts zu verlieren hat, aufgeregt sei, und die Regentin, wenn die Bürger jetzt, worauf er schon früher ernstlich gedrungen, ihre Gerechtsame ihr vortragen wollen, sie mit der Bemerkung zurückweisen werde, sie gesellten sich zu den Rebellen. Soest, der uns schon bekannte Krämer, berichtet von der strengen Besetzung der Burg, und daß man fürchte, die Regentin werde aus der Stadt flüchten. Der tüchtige, kräftige Zimmermeister aber erklärt mit derselben Entschiedenheit, womit wir ihn eben betheuern hörten, die Bilderstürmer sollten ihnen, wenn sie nach Brüssel ihren Lauf nähmen, hier nichts anrühren — mit derselben Entschiedenheit erklärt er jetzt, die Regentin nicht hinauszulassen, deren Gegenwart sie beschütze, wogegen sie ihr vollste Sicherheit, mehr als ihre Spanier, verschaffen würden, und sei sie geneigt, den Bürgern ihre Rechte und Freiheiten aufrecht zu halten, so würde sie von ihnen auf den Händen getragen werden. Nach Strada wurde die Regentin, als sie aus Furcht vor dem Ausbruch des Bildersturms zu Brüssel und vor Gewaltthätigkeiten gegen ihre Person die Hauptstadt verlassen wollte, von vielen Bürgern flehentlich gebeten, die Kühnheit der Frevler durch ihre Flucht nicht zu erhöhen und ihre treue Stadt nicht durch ein solches Mißtrauen der Mitschuld an jener Verschwörung zu zeihen, und als sie später wirklich einen derartigen Versuch machte, wurde sie daran gehindert.

Zu diesen drei Bürgern, die eine treffliche Steigerung vom geschwätzigen Räsonneur zum verständigen, auf sein gutes Recht haltenden, aber alle Ueberstürzung scheuenden freisinnigen Manne bilden, gesellt sich nun ein anderes sich gegensätzlich gegenüberstehendes Paar, ein Mann der Ruhe um jeden Preis und ein schlechter Volksaufwiegler. Zuerst tritt der Seifensieder auf, von Soest als „die sieben Weisen von Griechenland“ verspottet, der, nachdem er mit seinen Wehklagen über die garstigen Händel seine Ankunft eingeleitet hat, alle ernstlich mit weiser Miene zur Ruhe auffordert; sich selbst gibt er selbstgefällig als treuen Unterthanen und aufrichtigen Katholiken zu erkennen, und er spricht seinen argen Abscheu gegen alle aus, die es heimlich mit den Calvinisten halten, auf die neuen Bischöfe lästern und den König nicht scheuen. Nach diesem Manne der Ruhe, dessen Bezeichnung als Seifensieder an die von Schiller benutzte sprichwörtliche Redensart erinnert *),

---

*) Auf die Worte des ersten Kürassiers in „Wallenstein's Lager“:

Schad' um die Leut'! Sind sonst wackre Brüder,

erwiedert der erste Jäger:

Aber das denkt wie ein Seifensieder.

findet sich der pfiffige Volksaufwiegler bei der immer mehr heranwachsenden Menge ein. Als einen solchen schildert uns der Dichter mit dem besten Humor den Schreiber Vansen, der seiner Schelmenstreiche wegen von einem Patron nach dem andern fortgejagt worden — einer seiner letzten war Doctor Wiets —, jetzt aber Notaren und Advokaten ins Handwerk pfuscht, daneben aber auch eine kleine Branntweinschenke hält *). Der Zimmermeister mag von diesem schlechten Kerl, der die Aufregung nur zu seinem Vortheil auszubeuten sucht, nichts wissen, aber nur zu leicht läßt sich die Menge von einem solchen Schwätzer bethören. Soest will doch hören, was Vansen vorzubringen hat, der es sehr billigt, daß auch hier das Volk in Haufen zusammenstehe, um sich zu berathen. Als dieser aber gleich mit dem Gedanken beginnt, es sei jetzt wohl an der Zeit, die Spanischen Ketten zu sprengen, empört sich sein dem König treues, an dem ihm gegebenen Worte festhaltendes Herz. Dagegen weiß Vansen durch die wohlberechnete Wendung, der König habe auch ihnen geschworen, den Räsonneur Jetter und manche andere zu verlocken, daß sie gern auf sein Wort hören, wie er ihnen von der Verfassung der Niederlande erzählt, die er in einem der „rarsten“ Bücher eines seiner Patrone gefunden, wo er denn auch gelesen, wie die Niederländer zuerst in einzelnen Staaten nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten von ihren Fürsten regiert worden, und wie sie sich gleich vorgesehen, wenn diese über die Schnur hauen gewollt, da jede von den Provinzen ihre eigenen Landstände gehabt. Der Zimmermeister wird über diesen aufregenden Eingang erzürnt und mag nichts von seiner Rednerei hören, da ja jeder rechtschaffene Bürger genug von der Verfassung wisse, um seiner Belehrung nicht zu bedürfen, dagegen hoffen Jetter, Soest und andere bei dieser Gelegenheit noch etwas Neues zu erfahren. Vansen aber liest ihnen eine derbe Lektion, daß sie die Regierung nach Belieben schalten und sich von den Spaniern das Netz über die Ohren ziehen lassen. Ein solcher, den Haß gegen die Spanier geschickt benutzender Vorwurf läßt die schon aufgeregten Bürger nicht kalt. Soest sucht sich mit der Sorge für das tägliche Brot zu entschuldigen, die einen daran nicht denken lasse, während Jetter bedauert, daß niemand einen zur Zeit darauf hinweise. Durch den Beifall seiner horchenden Zuhörer ermuthigt, beginnt Vansen mit dem Satze, der König dürfe in den Provinzen nicht anders

*) So sind wohl die Worte: „Und ist ein Branntweinzapf“, zu fassen, nicht etwa in dem Sinne, er sei ein starker Branntweintrinker. Im vierten Akt sagt Vansen, er habe einen Gevatter Schenkwirth, aber welch eine Art Schenkwirthschaft dort zu verstehen sei, zeigt die gleichzeitige Erwähnung seiner „paar Nichten“.

schalten, als ihre frühern einzelnen Herrscher, wofür er als Beweis das allen bekannte Vorrecht anführt, daß jede Provinz nach ihrem eigenen Rechte gerichtet werde; aber auch dieses kostbare Recht würden sie verlieren, fährt er fort, wenn sie die Sache ruhig fortlaufen ließen, wobei er ihr Ehrgefühl noch dadurch zu steigern weiß, daß er hervorhebt, ein Weib werde bei ihnen das durchsetzen, was so manche tapfere Fürsten, Karl der Kühne, Friedrich der Krieger *), Karl V., nicht vermocht. Soest erinnert sich bei dieser Gelegenheit, auch von solchen Eingriffen früherer Herrscher gehört zu haben, Vansen aber erhebt die Vorfahren hoch, die ihre Mittel wohl gekannt, um die Fürsten in Schranken zu halten **), und ihnen die nützlichsten, deutlich festgesetzten Vorrechte und Freiheiten abzuzwingen. Der Seifensieder, der Mann der Ruhe um jeden Preis, der seinen Aerger bisher mit Mühe verbissen hat, schreit heftig gegen die „Freiheiten“ auf, wird aber vom Volke übertäubt, das noch mehr von seinen Privilegien zu hören verlangt ***), worauf denn Vansen damit beginnt, daß die Brabänter am herrlichsten von allen Provinzen mit Privilegien versehen seien, was auch Strada bemerkt, indem er hinzufügt, schwangere Frauen ließen sich aus anderen Provinzen nach Brabant bringen, damit ihre Kinder dort zur Welt kämen und die Rechte Brabänter Bürger genössen. Bekanntlich hatten die durch Vertrag vom 4. November 1415 verbundenen Provinzen Brabant und Limburg besondere Vorrechte, welche der Fürst beim Antritt seiner Regierung in dem sogenannten „fröhlichen Einzug“ (Joyeuse Entrée, Blyde Incomste)

---

*) Vansen giebt auch dem unkriegerischen Friedrich III. einen hochtönenden Beinamen. Auffallend ist es freilich, daß er an seiner Statt nicht Maximilian nennt. Wahrscheinlich läßt der Dichter (vgl. die folgende Note) dem nicht gar zu genau mit der Geschichte vertrauten Aufwiegler mit Absicht einen Irrthum entschlüpfen, was aber bestimmter hätte angedeutet werden sollen. Meteren nennt am Anfang des zweiten Buches unter den Fürsten, welche die große Macht und die Vorrechte der Niederländischen Provinzen und Städte verdrossen habe, Philipp den Guten, Karl den Kühnen, Maximilian und Karl V. Als die Regentin die Religionsedikte durchführen wollte, erklärten manche der Großen dies für unzeitig, indem sie nach Strada II, 42 fragten, ob die Brabänter, die unter Karl V. dieses Joch abgeschüttelt, bei Philipp's Anwesenheit es nicht wieder auf sich genommen, jetzt auf das Wort der Regentin, eines Weibes, sich fügen würden.

**) Als eines derselben führt er die Gefangennehmung der Söhne und Erben der Fürsten an, wobei ihm vermuthlich Maximilian vorschwebt, da er irrig dessen Vater Friedrich als Burgundischen Fürsten betrachtet.

***) In den Worten. „Sagt uns was von den Privilegien!“ scheint ein „noch“ vor „was“ ausgefallen zu sein.

beschwören mußte; wichtige Zusätze zu derselben hatten Philipp der Gute (am 20. September 1451 und am 28. November 1457) und Karl V. (am 12. und 26. April 1515) sich gefallen lassen müssen. Aus diesen Vorrechten führt nun Vansen ein paar Punkte an, wobei man es dem Dichter zu Gute halten muß, daß er zu seinem Zwecke den Brüsseler auf ihre Vorrechte eifersüchtig wachenden Bürgern eine zu geringe Kenntniß derselben beimißt. Goethe folgt hier fast wörtlich Meteren, der am Anfange des zweiten Buches die vorzüglichsten in den „fröhlichen Einzügen", den Zusätzen dazu, den Freiheitsbriefen und „goldenen Bullen" enthaltenen Privilegien von Brabant und Limburg anführt, und zwar zunächst (wir bedienen uns hier der auch wohl von Goethe benutzten Deutschen Ausgabe vom Jahre 1611): „Daß der Herzog von Brabant ihnen ein guter und getreuer Herr sein wolle. Er solle keine Macht oder eigenen Willen an ihnen beweisen, merken lassen oder gedenken zu gestatten, auf keinerlei Weise." Man sieht, Goethe hat hier den Deutschen Meteren ganz wörtlich benutzt. Viele der Bürger, unter denen Jetter und Soest allen vorangehen, sind entzückt über diese ihre Vorrechte, deren einzelne Ausdrücke, der eine diesen, der andere jenen, sie mit selbstgefälliger Bedeutsamkeit sich wiederholen. Vansen erwiedert auf die zweifelnden Fragen, es stehe wirklich so geschrieben, der König sei, wie er schon gesagt, ihnen so gut verpflichtet, wie sie ihm. Einen der bedeutsamsten, auch von Meteren nicht übergangenen Punkt der Joyeuse Entrée, daß die Unterthanen, falls der Herzog gegen ihre Vorrechte handle, ihres Eides und Gehorsams entlassen seien, hätte Goethe hier treffend benutzen können. Aber Vansen will alle Privilegien nach der Ordnung herzählen, worin er freilich durch den stürmischen Drang des Volkes gehindert wird, und jene Bestimmung bildet gerade den Schluß. Das Volk verlangt in seiner Aufregung gleich nach dem ganzen Buche, womit sie zur Regentin wollen, und Vansen, den ihre verehrende Dankbarkeit gleich zum Doktor erhebt, soll ihr Sprecher sein, worüber der Seifensieder seinen die Beschränktheit bedauernden Unwillen nicht unterdrücken kann. Als aber nun gar ein paar aus der Menge noch mehr von den Privilegien zu hören wünschen, da kennt er sich vor Zorn nicht mehr, und er droht, Vansen die Zähne einzuschlagen, wenn er noch ein Wort vorbringe. Das Volk aber, das seinen politischen Redner gegen jede Ungebühr zu vertheidigen bereit ist, wird um so hitziger, und verlangt um so dringender, noch mehr von seinen Vorrechten zu erfahren, worauf denn Vansen von den mancherlei „sehr guten, sehr heilsamen" noch eines, in der damaligen Zeit gerade sehr wichtiges hervorhebt, das wir mit Meteren's Worten geben: „Den geistlichen Stand soll er nicht verbessern oder mehren ohne Konsent und Verwilligung des

Adels und der Städte *), auch den Staat des Landes nicht verändern." Auf die Frage von Soest, ob dies auch wirklich geschrieben zu lesen sei, erwiedert Vansen, er wolle es ihnen von zwei-, dreihundert Jahren her zeigen. Meteren, dessen Werk zuerst 1599 erschien, behauptet, nachdem er auch der Vorrechte der übrigen Provinzen gedacht hat, bei diesen Freiheiten sei der größte Theil der Niederlande über fünfhundert Jahre wohl und löblich regiert worden. Die Joyeuse Entrée mußten die Herzoge von Brabant und Limburg seit dem Jahre 1355 beschwören. Vansen verfehlt mit nichten seines wohl berechneten Zweckes. Die Bürger gerathen über die Mittheilung dieses wichtigen Rechtes in solche Aufregung, daß sie von den neuen Bischöfen und der aufgedrungenen Inquisition nichts wissen wollen; der Adel, besonders Egmont und Oranien, soll ihnen zu ihren Rechten verhelfen. Als aber Vansen das Volk ohne Scheu an das nachahmungswürdige Beispiel erinnert, welches die Bilderstürmer eben in Flandern gegeben, da kann sich der Mann der Ruhe, der Seifensieder, nicht enthalten, ihn einen Hund zu schimpfen und ihn thätlich anzugreifen, allein andere widersetzen sich dem Jähzornigen, den sie einen Spanier schelten, und nehmen Vansen als Ehrenmann, als Gelahrten in Schutz, ja sie greifen den Seifensieder an. Der besonnene Zimmermeister bittet, doch ja den Streit ruhen zu lassen, und er will, da andere sich einmischen, an das Thörichte solcher Auftritte erinnern, aber die Buben benutzen diesen Augenblick, wilden Lärm zu erregen — man sieht, der Dichter hatte sich die Bestandtheile solcher unruhigen Auftritte wohl gemerkt —, und er kann nicht zu Worte kommen. Alle überlassen sich frei ihrer Laune, man treibt Schalkspossen, läuft hin und her, schreit und jubilirt, ein Theil des Volks aber läßt in der gewaltigen Aufspannung, worin Vansen sie versetzt hat, und um sich auch auf seine Weise zu betheiligen, die Freiheit und die Privilegien leben.

In die wilde Aufregung tritt nun Egmont mit Gefolge ein, herzlich willkommen geheißen vom wackern Zimmermeister, in der Hoffnung, daß das Ansehen seiner allgeliebten Person dem bösen Lärm und dem tollen Geschrei ein Ende machen werde. Egmont ist ein edler Aristokrat, dem die Rechte des Volkes ernstlich am Herzen liegen, aber die politische Aufregung desselben höchst zuwider ist, da diese nur zu wilder, verworrener Leidenschaft führe, und meist unedlen Naturen einen offenen Raum zu eigennützigen Zwecken biete; besonders in diesem Augenblick, wo der in seiner Provinz

*) Strada stellt II. p. 36 (der Ausgabe von 1651) diese Beschränkung in ihrer hier gegebenen Allgemeinheit ganz in Abrede.

ausgebrochene Bildersturm die Regentin gegen die Niederländer sehr verstimmt hat, kann ihm nichts ungelegener kommen, als in der Hauptstadt selbst auf derartige unruhige Auftritte zu stoßen. Er heißt deshalb das Volk auseinander gehn und zu seinem Gewerbe zurückkehren, indem er es höchlich mißbilligt, daß sogar die Nähe der Regentin einen solchen Auflauf nicht hindere. Das Ansehen seiner ritterlichen, Liebe und Verehrung erweckenden Persönlichkeit stellt die Ruhe gleich her, so daß er sich an den Zimmermeister mit der Frage wenden kann, was denn die eigentliche Ursache des Streites gewesen. Da er vernimmt, daß sie sich um ihre Privilegien geschlagen, kann er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie auf diese Weise dieselben am sichersten zu Schanden machen würden. Mit liebenswürdigster Leutseligkeit sucht er zunächst die Bürger für sich zu gewinnen, er erzeigt ihnen die Ehre, sie für ehrliche Leute zu halten, und erkundigt sich nach dem von ihnen betriebenen Geschäft. Als Jetter sich als Schneider bekennt, erinnert er sich gleich seines Namens, da dieser ihm an die Livreen für seine Leute gearbeitet, zur Zeit als Egmont und der übrige Adel mit der ungewohnten, auf den Kardinal Granvelle gedeuteten Tracht in ganz Brüssel ungeheures Aufsehen erregte. Den Zug, daß Egmont die Namen aller Leute kennt, die er einmal gesehen und gesprochen, hat der Dichter von Julius Cäsar oder von Friedrich dem Großen entnommen. Nachdem er die Bürger durch seine Freundlichkeit eingenommen, bittet er sie, sich ruhig zu halten und den König, der doch die Gewalt in Händen habe, nicht zu reizen, wobei er mit der Aeußerung, ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nähre, habe überall so viel Freiheit, als er brauche, auf die eigentliche Aufgabe des gewöhnlichen, von Staatsverhältnissen wenig verstehenden Bürgers hinweist. Auch gibt der Zimmermeister ihm hierin ganz Recht, indem er bemerkt, die Aufreger des Volkes seien meist schlechte Kerle, die in der Verwirrung aller Verhältnisse etwas gewinnen, den guten Bürger um das Seinige bringen möchten. Egmont unterläßt nicht, den Bürgern einzuschärfen, ja durch nichts den König zu verletzen; er bittet sie, der neuen, von diesem verbotenen Lehre zu widerstehn und durch ihre Privilegien sich zu keinen Unruhen verleiten zu lassen. So thut er alles, was der König und die Regentin irgend von ihm wünschen können; wie sehr er auch volle Religionsfreiheit fordert und den Vorrechten der Provinzen nichts vergeben wissen will, so mag er dieses doch nicht zur nutzlosen, ja alles verwirrenden und der guten Sache Abbruch bringenden Aufregung der Bürger mißbraucht sehn.

Die freudigste Bewunderung der Bürger begleitet Egmont beim Abgange. Der Zimmermeister, der dem allgemeinen Danke für Egmont's freundlichen Willen seinen nothwendigen Ausdruck giebt, sieht in ihm das

Muster eines ächten Niederländers, wodurch Jetter und Soest sich wieder zu politischen Bemerkungen veranlaßt sehen. Aber der Schneidermeister kann sich bei Jetter doch nicht verläugnen. Er hat Egmont's Kleid nach der neuesten Spanischen Art mit Bewunderung gesehen, und dabei ist ihm der hohe, frei und stolz getragene, vom Kleide ganz offen gelassene Hals des Helden aufgefallen, der ihm eine rechte Lust für einen Scharfrichter zu sein scheint. So wunderlich auch eine solche Ideenverbindung scheinen mag, wie denn Soest den Gedanken als toll zurückweist, so liegt derselbe doch gleichsam ganz in der drückenden Atmosphäre, da leider die guten Niederländer seit lange an blutige, ja grauenvolle Hinrichtungen, besonders in Folge der Ketzerei, nur zu sehr gewöhnt sind, woher Jetter immer, wenn er einen schönen langen Hals sieht, ans Köpfen denken muß. *) Wie unbesonnen auch der Gedanke ausgesprochen sein mag, so ist es doch bezeichnend, daß er sich überhaupt herauswagen konnte; bei allem, was bis dahin in den Niederlanden geschehen, ist auch das Unglaubliche nicht mehr unmöglich.

Sahen wir eben, wie Egmont in der jetzigen Aufregung sich beruhigend und freundlich bedeutend den Bürgern gegenüber zeigt, so bringt uns die folgende Szene sein unerschütterliches Vertrauen in die Sicherheit seiner Stellung und die ihn erhebende Hoffnung nach höherer Erhebung zur Anschauung, wobei zugleich der sein ganzes Wesen belebende Edelmuth sich nach den verschiedensten Seiten hin bewährt; aber auch die Gefahr, in welcher Egmont schwebt, tritt immer näher an uns heran, und läßt uns für den Helden ernstlich fürchten, der vom Könige und der Regentin, denen er mit vollster Treue dient, keiner schleichenden Arglist sich versieht, sondern an der Ueberzeugung unerschütterlich fest hält, daß die Majestät keiner Niedrigkeit fähig sei. Zunächst treffen wir auf den Sekretär **), der nicht, wie die Geschichte berichtet, ein begüterter adeliger Herr ist (Johann von Kasembrood, Herr von Bakkerzeel), sondern von bürgerlicher Abkunft; Goethe gibt ihm den Namen Richard. Der Dichter wollte den ritterlichen Helden von aller falschen aristokratischen Vornehmheit entkleiden, ihn als wahrhaft

---

*) In Jetter's Schlußworten: „Die fürchterlichen Gestalten sind mir vor die Stirne gebrannt“, ist „gebrannt“ wohl ein auf alle Ausgaben fortgepflanzter Druckfehler statt „gebannt“. Wir vergleichen die Worte Tasso's (B. 13, 135): „Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild vor meiner Stirne.“ Das Bild von Brandmarken auf der Stirne, wie etwa bei den flüchtigen Sklaven der Römer, scheint uns hier ganz fremd.

**) „Geheimschreiber“ wird er im vierten Akte und im Personenverzeichniß genannt, „Schreiber“ einmal im fünften Akte.

bürgerfreundlich darstellen, und so hat denn auch sein Egmont die vollstes Vertrauen fordernde Stelle seines Geheimschreibers einem schlichten Bürgerssohne verliehen. Wir finden diesen in Verzweiflung, daß sein Herr ihn heute, wo er gerade mit seiner Geliebten zusammentreffen wollte, so lange warten läßt. Wie sehr er auch sonst die Freundlichkeit und Nachsicht seines Herrn anerkennen muß, so ist es ihm doch sehr empfindlich, daß dieser sich an keine Zeit binden läßt, da er augenblicklichen, raschen Antrieben nur zu sehr folgt. Heute hatte er ihn, da dringende Geschäfte seiner warten, auf die bestimmte Stunde vorsorglich bestellt, aber nun harrt er bereits zwei Stunden seiner Rückkehr, ohne zu ahnen, wer ihn zurückhalte, da er von der Regentin, welche den Staatsrath bei sich versammelt hatte, schon zwei Stunden weg ist. Der liebenswürdige Graf aber weiß ihn sofort durch einen freundlich theilnehmenden Scherz zu begütigen, indem er auf seine eben vernommene Liebschaft hindeutet, die ganz in seinem Geschmacke ist; freilich ist es kein Niederländisches Mädchen, das den nach oben strebenden Bürgerssohn gefesselt hat, sondern eine Spanierin, eine Hofdame, was ihm aber deshalb schon recht ist, weil er durch sie manches vom Hofe erfahren kann. Nach dieser Einleitung geht es denn sofort an die Geschäfte, die Egmont, der zu nichts weniger, als zu einem mit ängstlicher Sorgfalt alles berechnenden Staatsmann geschaffen ist, da er überall nur dem Zuge seiner edlen, alles Gemeine verabscheuenden, zur Milde geneigten Natur folgt, möglichst rasch abzufertigen sucht.

An erster Stelle erwähnt der Sekretär die aus Gent vom Hauptmann Breda, dessen Name willkührlich gewählt ist, eingetroffenen Nachrichten. Geschichtlich steht fest, daß der Bildersturm in Flandern während Egmont's Abwesenheit begann, doch kehrte dieser bald darauf, nachdem die Regentin zu festem Entschlusse, was zu thun sei, gekommen war, in seine Provinz zurück, was bei Goethe, der Schlag auf Schlag fallen läßt, nicht geschehn konnte. Die oberste Verwaltung führt nun in Egmont's Abwesenheit Breda, der über mehrere Punkte Entscheidung verlangt, wobei Egmont's edles, mildes Herz sich von der schönsten Seite zeigt. Mit Freude vernimmt er, daß der Aufruhr sich meistens gelegt hat, von den einzelnen noch vorkommenden Tollheiten und Ungezogenheiten will er nichts wissen. Hatte er am Anfange eine Reihe der Schuldigen hängen lassen, um den übrigen einen heilsamen Schrecken einzuflößen, so ist er jetzt dieser Strafe müde, und er befiehlt deshalb, die sechs Gefangenen, welche sich beim Niederreißen des Marienbildes bei Verwich betheiligt, statt dessen durchpeitschen zu lassen, mildert aber, als er hört, daß sich auch Weiber darunter befinden, für diese die Strafe in eine bloße Verwarnung. Wie sehr auch der Hauptmann über die vielen Weiber bei seiner Kompagnie klagt, so kann Egmont

doch dem schönen jungen Brink, der ihn, ehe er nach Brüssel reiste, noch gar dringend darum gebeten hatte, seinen Wunsch zu heiraten nicht abschlagen, aber er will auch von jetzt an das Heiraten keinem Soldaten mehr gestatten, so leid es ihm auch thut, den armen Teufeln, die ohnedies schon geplagt genug seien, ihren besten Spaß zu versagen. Dagegen zeigt er sich unerbittlich gegen zwei seiner Leute, die ein Mädchen mit Gewalt mißbraucht. Bei einem fremden Calvinischen Prediger, der eben gefangen wurde, als er sich nach Frankreich begeben wollte, mildert er die Strenge des Gesetzes, wonach er enthauptet werden müßte, und befiehlt, ihn unter strenger Verwarnung an die Grenze zu bringen.

Auch von Egmont's Einnehmer, von dem dieser, der, gleich seinem geschichtlichen Vorbild, nicht zu sparen versteht, eine nicht unbedeutende Summe verlangt hat, ist Nachricht eingelaufen. Der Mann kann, wegen des ausgebrochenen Aufstandes, die gewünschte Summe zur Zeit nicht liefern, wenn er nicht zu Mitteln greift, die Egmont's Edelmuth widerstreben; er soll auf andere annehmliche Mittel sinnen, und jedenfalls das Geld schaffen. Da setzt er frei[illegible]en armen Mann in Verlegenheit, aber Egmont kann nun einmal di[illegible] nicht entbehren, und so mag er zusehn; sich weiter um solche Kleinli[illegible]inge zu kümmern, ist seiner vornehmen Natur zuwider.

Der Sekretär erinnert ihn aber weiter an einen schon längere Zeit zu ausführlicher eigenhändiger Beantwortung zurückgelegten Brief des Grafen Oliva — auch hier ist der Name, wie die Sache rein erfunden —, der, am Madrider Hofe verweilend, ihn wiederholt mit väterlicher Liebe ermahnt hat, in seinem äußern Betragen ja vorsichtiger zu sein, um nicht falschen Verdacht zu erregen, den seine Feinde leicht ausbeuten könnten. Aber in der drängenden Hast des zu frischem Wirken und Genießen auffordernden Lebens kann unser Held nicht zum todten Schreiben gelangen, weshalb er seinen Sekretär, der sich seiner Bequemlichkeit halber der Kunst, seine Hand nachzuahmen, hat befleißigen müssen, den Auftrag gibt, dem Grafen auf seine Bedenklichkeiten etwas Beruhigendes in seinem Namen zu erwiedern. Hierbei dürfte der Geheimerath von la Roche dem Dichter vorschweben, der, wie Goethe selbst (B. 22, 136) berichtet, sich hatte üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, Kurmainzischen Ministers, auf's genaueste nachzuahmen, um diesen dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben, eine Uebung, auf deren Verfänglichkeit unser Dichter daselbst hinzudeuten nicht unterläßt. Auf den Wunsch des Sekretärs, Egmont möge ihm im allgemeinen die Art angeben, wie er antworten solle, spricht dieser, nachdem er die ängstliche Sorge des alten Grafen mit stillem Bedauern über eine solche, das Leben verbitternde Stimmung be-

trachtet, die drei Hauptgedanken, gleichsam die Gliederung des Briefes, aus: der Graf möge unbesorgt sein, er handle, wie er solle, und werde sich schon wahren; der Freund solle, so schließt er verbindlichst, sein Ansehen bei Hofe zu seinen Gunsten brauchen, und seines vollkommenen Dankes gewiß sein. Da jener aber äußert, der edle Freund werde mehr als dieses auf seine freundliche, so leise berührende Warnung erwarten, da kann Egmnont nicht umhin, seinen vollen Haß jeder ängstlich umherschleichenden, vorsorglich prüfenden, die Zukunft bedächtig berechnenden Lebensweise auszusprechen, die dem Dasein, zu dessen freiem, frischem Genusse wir berufen seien, allen Werth raube. „Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?" Es sei dies nun einmal seine Natur, von der er nicht lassen könne, fährt er fort, als der Sekretär um ein gefälligeres, beruhigenderes Wort bittet, und die von Zudringlichkeit leise Berührung des Grafen hervorhebt; diese Ermahnungen verletzten ihn, ohne daß sie ihm etwas helfen könnten. Was der Graf vorbringe, die Bedientenlivree (vgl. oben S. 255) und die Bettlertracht mit dem Namen der Geusen, woran er sich hier einen unverhältnißmäßigen Antheil zuschreibt (vgl. oben S. 261 f.), dies seien nur heitere Possen, unter denen kein Mensch Hochverrath wittern, die man niemand verdenken könne, da das Leben ohne solche sich frei hingebende Heiterkeit nichts bedeute. Wer das Leben zu ernsthaft nehme, nur immer um Vergangenheit und Zukunft sich kümmere, raube ihm alles, was es wirklich lebenswerth mache. „Schenke mir diese Betrachtungen (die ängstliche Sorge um das Vergangene und Zukünftige); wir wollen sie Schülern und Höflingen (die beide in ängstlicher Abhängigkeit stehen) überlassen; die mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen, wohin sie können, erschleichen, was sie können." Nach diesen Ergüssen seines nur der frischen, vollen Gegenwart ganz hingegebenen Herzens kehrt er kurz auf den Grafen zurück, der alles für viel zu wichtig halte, und ihn schon aufgegeben zu haben scheine. Der Sekretär nimmt auch hier den alten Grafen in Schutz, dem es mit Recht schwindelig werde, sehe er Egmont so unaufhaltsam dahin eilen, ohne die Gefahr zu bedenken, die jenem, der ihn ruhig betrachte, so lebhaft vor Augen stehe. Aber Egmont ist ganz von der Größe seiner Aufgabe erfüllt, die keine so ängstliche Berechnung zulasse, sondern ihn unaufhaltsam seinem Ziele zutreibe. Alle sorgliche Betrachtungen erweisen sich bei einem solchen Heldenlaufe eben so kleinlich, wie unnütz, woher er denn seinen Sekretär mit den Worten: „Kind! Kind!*) nicht weiter!" in die Rede fällt, und

*) Die Worte erinnern an die Aeußerung Goethe's an Eckermann, der von der

ähnliche Betrachtungen abwehrt. In seiner Seele wohnt das gewaltig treibende Gefühl, daß er zu hohem, edlem Streben berufen sei, daß er nicht ängstlich hin und her schauen, sondern sich seiner ihn unwiderstehlich dahin reißenden Laufbahn überlassen müsse, indem er nur zuweilen lenkend eingreife, einem Umsturz vorzubeugen suche.*) Noch steht er nicht auf dem Gipfel seiner Macht, den er nur durch kräftiges, ungehemmtes Wirken zu ersteigen hoffen darf; sollte ihm dies aber nicht gelingen, so will er lieber in die jähe Tiefe hinabstürzen, als durch banges Zagen sich des hohen, ihm vorgesetzten Zieles unwürdig machen. Die mit leidenschaftlichster Glut gesprochenen Worte, womit er unwillkürlich seinem treuen Richard die tiefsten Geheimnisse seiner Brust verräth, setzen diesen in ängstlichste Sorge um seinen Herrn, der ein sehr gewagtes Spiel spiele; denn er nimmt Egmont's Worte in einem diesem fremden Sinne, da unser Held nur daran denkt, sich dem Könige durch seinen Einfluß beim Volke und die Kraft seines Armes unentbehrlich zu machen, so daß ihm die Regentschaft der Provinzen nothwendig zufallen werde, wogegen der Sekretär eine gewaltsame Befreiung der Niederlande versteht. Aber diese ganze Aeußerung zukünftiger Größe ist mehr eine urplötzliche Vision, die sich seinem Geiste im Gegensatz zu jenen kleinlichen Warnungen aufdrängt, als daß er hierüber bereits zu vollständiger Klarheit gelangt wäre, absichtlich darauf hinarbeitete. Egmont handelt, wie er muß, nur dem Drange seines edlen Herzens folgend, das, ohne seit- und rückwärts zu schauen, sich ganz ausleben, in reinster Kraft sich bethätigen muß. „Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam." **)

Da er Oranien erwartet, entläßt Egmont, rasch einlenkend, seinen über die letzten verwegenen Aeußerungen des seinem Schicksal sich sorglos überlassenden Egmont bestürzten Sekretär mit dem Befehle, das Nöthigste

---

Idee des Göttlichen zu reden begonnen hatte (II, 303): „Liebes Kind, was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen!"

*) Bei den Worten „bald rechts bald links, vom Steine hier vom Sturze da die Räder wegzulenken", schwebt die Fahrt von der Höhe eines Berges vor, dessen äußere, von der Tiefe umgebene Seite mit Schrammsteinen versehen ist. Lenkt der Fahrende die Räder zu sehr von den Steinen ab, so muß er fürchten, daß der abwärts eilende Wagen umstürze.

**) Von den Worten „Kind! Kind!" bis hierher hat Egmont's lyrisch gehobene Rede meist jambischen Schritt, wie auch im folgenden bis zu den Worten „nicht ängstlich stehn". Goethe schreibt aus Italien von sich selbst, er lasse sein Leben mehr laufen, als daß er es führe, und wisse auf alle Fälle nicht, wo es hinaus wolle. Vgl. Riemer II, 291.

auszufertigen, damit die Boten noch abgeschickt werden können; den Brief an den Grafen Oliva soll er bis morgen lassen, damit seine Geliebte, an die er ihm einen Gruß mitgibt, nicht gar zu lange warte. Nur nebenbei fällt ihm ein — denn ängstliches Ausspüren und jede Gelegenheit ausbeutendes Horchen ist keineswegs seine Sache — sich auch vom Befinden der Regentin, die, wie man sage, unwohl sei, dies aber absichtlich verberge, durch Richard einige Kunde zu verschaffen. Oranien, der gleich nach der Sitzung eine Zusammenkunft mit Egmont verabredet hatte, tritt nun sofort ein. Hatte Graf Oliva unsern Helden aus inniger Liebe für seine Person dringlich gewarnt, so sucht Oranien ihm zum Vortheil des gemeinschaftlichen Vaterlandes über die ihn umgebende Gefahr die Augen zu öffnen — allein Egmont kennt keine Furcht, sein Vertrauen auf die Würde der Majestät, die sich zu keinem Rechtsbruch erniedrigen werde, ist unerschütterlich; des Freundes ängstliche Furcht scheint ihm nur unbegründetes Mißtrauen, welches für die Provinzen die verderblichsten Folgen haben, statt ihre Freiheiten zu erhalten, sie der Spanischen Rache überliefern werde. Für Oranien ist es höchst charakteristisch, daß er nicht gleich mit der inhaltschweren Nachricht von Alba's Sendung hervorrückt, sondern erst Egmont's Ansicht über die gegenwärtige Lage sich rein aussprechen läßt und ihm gegenüber die seinige entwickelt, ehe er ihn durch jene Neuigkeit schlagend zu überzeugen hofft — allein auch diese kluge Berechnung Oranien's und dieser entscheidende Schlag vermögen nicht, Egmont aus seinem guten Vertrauen aufzuscheuchen, nur der zuletzt hervorbrechende rührende, an Oranien so ungewohnte Ton herzlich theilnehmender, innig bewegter Freundschaft wirkt augenblicklich mächtig auf seine Seele.

Oranien, der, was Egmont gleich auffällt, ernst und beklommen auftritt, leitet das Gespräch sofort auf den Staatsrath, auf ihre Unterhaltung mit der Regentin, deren Aeußerungen ihm höchst bedenklich erschienen, da sie zurückhaltender gewesen, so daß man ihre rechte Meinung nicht habe entdecken können; zuerst habe sie das Betragen der Statthalter gelassen gebilligt, dann aber bemerkt, was man leicht für ein falsches Licht darauf werfen könne, und sei zuletzt wieder in ihre gewöhnlichen Klagen über die Niederländer verfallen, die ihre liebevolle Güte nicht erkennen und gehörig würdigen wollten, wodurch nichts einen erwünschten Ausgang gewinne, so daß der König sich endlich noch zu anderen Maßregeln werde entschließen müssen. Aber Egmont, der einen großen Theil der Rede der Regentin überhört hat, obgleich sie ihn empfindlich hatte treffen wollen, wie sie am Schlusse ihrer ersten Unterredung mit Macchiavell andeutet — Egmont hat in ihren Aeußerungen nur die Laune eines Weibes gesehen, die gern alles unter ihr sanftes Joch beugen, die widrigsten Elemente bezwingen und

in sanfter Eintracht versöhnen möchte, und weil ihr dieses nicht gelingen wolle, klage sie über Undankbarkeit und Unweisheit, drohe mit schrecklichen Aussichten, ja drohe, womit sie am meisten zu wirken hoffe, mit ihrer Entfernung. Auf Oranien's Frage, ob er nicht glaube, daß sie diesmal ihre Drohung vollführen werde, erwiedert Egmont mit der Betrachtung, welche ungleich unbedeutendere und unbehaglichere Verhältnisse ihrer harrten, wenn sie ihre jetzige hohe Stellung verlassen wollte. Da aber Oranien auf der Möglichkeit besteht, die Regentin könnte doch den immer aufgeschobenen, aber seit lange ihr vertraut gewordenen Entschluß in Folge neuer Umstände endlich noch zur Ausführung bringen, und der König einen andern an ihrer Stelle schicken, glaubt Egmont auch in diesem Falle keine besondere Gefahr erblicken zu dürfen, da auch der neue Regent sich bald, nach fehlgeschlagenen Versuchen, überzeugen werde, daß er im allgemeinen die Sachen gehn lassen müsse, wie sie nun einmal gehen. Oranien dagegen stellt ihm die Wahrscheinlichkeit vor, daß der König, da er sehe, auf dem eingeschlagenen Wege wolle es nicht glücken, einen andern einschlage; nach seiner Kenntniß der Gesinnungen und Rathschläge der Parteien, die er viele Jahre lang unablässig verfolge, müsse er fürchten, der König werde, da er mit seinem bisherigen Mittel nichts ausgerichtet, nun mit anderen hervortreten, mit Gewalt seinen Willen erzwingen. Da aber Egmont meint, wenn man alt werde (was Philipp damals noch keineswegs war, doch durfte Goethe sich eine solche Annahme wohl erlauben) und wenn man so viel vergebens versucht habe, lasse man endlich wohl die Ordnung der Dinge, die sich nun einmal nicht schicken wollen, auf sich beruhen, so deutet Oranien auf den gerade entgegengesetzten, bisher noch nicht versuchten Weg hin, daß man das Volk schone und die Fürsten verderbe, um, wie er sich vorher, ehe er seinen Gedanken ausgeführt, Egmont nicht ganz verständlich, ausgedrückt hatte — um zu sehn, was der Rumpf ohne Haupt anfange. Auch von einer solchen Sorge will unser Held nichts wissen, aber bei Oranien ist diese Sorge bereits zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Allen Gegengründen Egmont's weiß dieser mit schlagenden Erwiederungen zu begegnen. Daß der König keine treuere Diener als sie habe, hindert nicht, daß dieser die Sache anders ansehe, sich mehr Recht zuschreibe, als ihm wirklich zukomme, ihr Abwägen zwischen seinen und ihren Rechten für Treulosigkeit halte. Und wenn Egmont sich durch seine Berufung auf das Recht der Vertheidigung, auf das Gericht der Ritter des goldenen Vließes gesichert glaubt, so hält ihm Oranien die Möglichkeit entgegen, daß man das Urtheil vor der Untersuchung fälle, die Strafe vollziehe vor der Fällung eines rechtskräftigen Urtheils. Umsonst beruft sich Egmont darauf, daß Philipp einer solchen Ungerechtigkeit sich nicht schuldig machen werde, daß er und seine Räthe

nicht so thöricht sein würden, so etwas zu wagen; Oranien's unerbittlicher Frage: „Und wenn sie nun ungerecht und thöricht wären?" weiß er nur die arge Thorheit entgegenzustellen, die solch ein Beginnen voraussetzte. Die Tyrannei könne sich so hoch nicht versteigen, sie gefangen zu nehmen, was das ganze Land in Unruhe versetzen werde. Auch würde ihre Verhaftung den Gegnern nichts nutzen, da das Urtheil nicht vom Könige allein gefällt werden könnte, sondern die Ritter des goldenen Vließes hinzugezogen werden müßten; wollten sie aber sich meuchlerisch an ihr Leben wagen, so würden die Provinzen schrecklich entbrennen, Haß und ewige Trennung vom Spanischen Namen sich gewaltsam erklären. Aber dieses, erwiedert Oranien mit schneidender, auf Egmont's lebensfrohe Seele tief wirkender Kälte, würde ihnen nichts helfen; darum sei es ihre Sache, sich vorzusehn. Da aber Egmont noch immer an die Möglichkeit einer solchen schreienden Ungerechtigkeit nicht glauben will, so theilt Oranien ihm endlich die durch seine geheimen Quellen am Spanischen Hofe, von denen Strada mehrfach spricht, erhaltene Nachricht mit, daß Alba bereits unterwegs sei. Auch hieran kann Egmont nicht glauben, und da Oranien bestimmt erwiedert, er wisse es, so stellt er ihm die Aeußerung der Regentin entgegen, die nichts davon habe wissen wollen, wogegen Oranien nur um so fester davon überzeugt ist. Die Regentin werde ihm weichen müssen, er werde mit Blut seine Spuren bezeichnen, weshalb er auch an der Spitze eines Heeres erscheine. Vergebens will Egmont eine neue Belästigung der Provinzen für unmöglich halten, da das Volk darüber höchst schwierig werden würde, Oranien erwiedert, man werde, um dieses unschädlich zu machen, sich der Häupter versichern. Da Egmont sich so auf seinen bloßen, in einem entschieden widerstrebenden „Nein! Nein!" sich aussprechenden Unglauben, daß man die Ungerechtigkeit und Thorheit so weit treiben werde, Oranien's sicherer Nachricht gegenüber beschränkt sieht*), so faßt dieser das Mittel in's Auge, wodurch sie dem drohenden Uebel sich entziehen könnten. Aber Egmont fürchtet auch selbst von Alba's Ankunft nichts Arges, wenn sie ihn nur nicht reizen, weshalb er auf seines Freundes Vorschlag, in ihre Provinzen zu gehn und dort allen Aufforderungen zum Trotz zu bleiben, nicht eingehn kann, vielmehr Oranien Schuld gibt, er werde durch ein solches Verhalten gerade den Krieg hervorrufen, und Alba ein scheinbares Recht

---

*) Bei Strada hat Oranien sichere Nachricht, daß man die Köpfe von drei oder vier Niederländischen Großen fallen lassen wolle, um das Volk zu beruhigen. Goethe läßt dies hier mit Absicht zur Seite, da er die noch inhaltsschwerere Nachricht von Alba's wirklich angetretenem Zug zu vermelden hat, doch hätte auch dieses daneben noch wohl hervorgehoben werden können.

geben, sie als Rebellen zu behandeln. Deshalb fordert er ihn dringend auf, sich durch übergroße Klugheit nicht zu einem Schritte verleiten zu lassen, dessen Folge der verderblichste Krieg sein würde, der je ein Land verwüstet habe. „Dein Weigern ist das Signal, das die Provinzen mit einemmale zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehascht hat.“ Und nachdem er das Schreckliche eines solchen Vernichtungskrieges der Provinzen lebhaft geschildert, legt er ihm die schwere Verantwortung an's Herz, wenn er sich sagen müsse, die Sorge für seine Sicherheit habe dies alles verschuldet. Allein Oranien kann ihm mit Recht entgegnen, daß sie keineswegs einzelne Menschen seien, deren Leben oder Tod leicht in die Wagschale falle. Freilich liegt ein solches Schonen Egmont fern, der darin einen den Mann vor sich selbst erniedrigenden Mangel an Selbstbewußtsein sieht, aber Oranien kennt sich selbst zu genau, als daß er sein Handeln irgend vor sich selbst zu entschuldigen brauchte. Da aber unser Held, der auf diese Weise den Freund nicht umzustimmen vermag, wieder darauf zurückkommt, daß er durch sein Verhalten das gefürchtete Uebel zur entschiedenen Gewißheit bringe, erklärt dieser es für unvermeidlich, woher es klug und kühn sei, ihm keck entgegen zu gehn. Jener will sich noch an die leichteste im Reiche der Möglichkeit liegende Hoffnung anklammern, aber dieser sieht den drohenden Abgrund unmittelbar vor sich, so daß der leiseste Fußtritt unrettbar Verderben bringe. Sind auf diese Weise alle Versuche Egmont's an der selbstbewußten Klugheit Oranien's gescheitert, so kehrt dieser jetzt wieder auf das schon früher abgewiesene Vertrauen zum Könige zurück. Des Königs Gunst sei kein so schmaler Grund, und als Oranien sie für einen, wenn nicht schmalen, doch schlüpfrigen Boden erklärt, fühlt Egmont, da seine Gründe nichts verfangen wollen, sich etwas gereizt. Es thut ihm wehe, daß man unwürdig vom Könige denke; er sei Karl's Sohn und keiner Niedrigkeit fähig. Aber auch hierdurch läßt Oranien's unerbittliche Strenge sich nicht irre machen. Den Königen freilich, meint er, scheine nichts gemein, was sie thun; sie wähnen, ihnen sei alles erlaubt, ihre Majestät adle auch das Gemeine. Dem Vorwurf, daß man Philipp nicht genug kenne, setzt Oranien die scharf eindringende, gegen Egmont's übergläubiges Vertrauen gerichtete Erklärung entgegen, eben weil er ihn so gut kenne, dürfe er es nicht auf eine Probe ankommen lassen, da diese die größte Gefahr bringe. So aus allen seinen Schanzen herausgeschlagen, vergißt Egmont sich, Oranien's Muth, den er oben außer Zweifel gestellt hat, in einem bittern Worte anzuzweifeln: „Keine Probe ist gefährlich, zu der man Muth hat.“ Aber dieser, dessen Brust keiner Leidenschaft zugänglich ist, erinnert ruhig, ein solcher Vorwurf fließe nicht aus seiner Seele: „Du wirst aufgebracht, Eg-

mont," worauf Egmont, hierdurch zur verlorenen Fassung einigermaßen zurückgebracht, sich das Recht frei hält, mit seinen eigenen Augen zu sehn. So ist denn an keine Ueberredung zu denken: Egmont will und kann seiner Natur nach das Vertrauen zur unverbrüchlichen Gerechtigkeit des Königs, in welcher er sich gesichert fühlt, nicht aufgeben, er hält es für gewissenlos, durch den Mangel desselben die Provinzen in unausbleibliches Verderben zu stürzen, wogegen Oranien, der allen Winkelzügen der Spanischen Politik unermüdlich gefolgt ist, das hereinbrechende Unglück erkennt, dem sich zu entziehen jetzt der letzte Augenblick gekommen Verzweifelnd, den Freund von seiner ihm so fest eingewurzelten edlen Täuschung zu überzeugen, muß er ihn Alba's Ankunft erwarten lassen, wie unendlich bitter es ihm auch sein mag, da er ihn schon verloren sieht. Nur ein Fall seiner Rettung scheint ihm noch denkbar, wenn Alba, in der Hoffnung, ihn selbst trotz seines anfänglichen Weigerns, nach Brüssel zu verlocken, mit der Ausführung seines Planes gegen Egmont säumte, und dieser mittlerweile die Sache in ihrer wahren Gestalt sähe; dann aber möge er auch durch schleunigste Flucht sich retten. Der sonst so strenge und starre Mann wird durch die lebhafte Vorstellung, einen so vortrefflichen, für die Befreiung der Provinzen so höchst bedeutenden Freund in den Klauen des „Drachen" lassen zu müssen, tief bewegt. Nachdem er ihm schon Lebewohl gewünscht, kann er ihn nicht dringend genug vermahnen, auf alle Schritte Alba's zu wachen, ja er bittet ihn, auch ihm selbst Nachricht zu geben. Aber während er diesen Rath ihm ertheilt, muß ihm der Gedanke schwer auf die Seele fallen, daß Egmont, der trotz aller seiner Versuche, ihn von der über ihren Häuptern schwebenden Gefahr zu befreien, seinem leichtgläubigen Vertrauen nicht entsagen kann, am wenigsten in seiner Abwesenheit mit spähender Wachsamkeit alle Schritte Alba's verfolgen werde, und er macht deshalb noch einmal den Versuch, den Freund durch seine innig bewegte, aus den tiefsten Gründen seines felsenharten Herzens quillende Theilnahme zum Mitgehen zu bewegen. Wie tief Egmont auch durch den an Oranien ungewohnten Ton der Liebe und der in Thränen hervorbrechenden Rührung sich ergriffen fühlt, so scheitert doch auch dieser Versuch. Oranien kann ihn nur wie einen Verlorenen beweinen, dem bloß noch eine kurze Frist geblieben, sich durch raschen Entschluß zu retten. Und so scheiden denn die Freunde, um sich nie wiederzusehn. Ueber die geschichtliche Grundlage dieses Gespräches vergleiche man oben S. 270.

Mit tiefster Entwicklungskunst hat uns der Dichter in Oranien einen von klarem, festem Verstande einzig beherrschten Staatsmann geschildert, der, im ungetrübtesten Bewußtsein der ihm überkommenen Stellung als Beschützer der von einem fremden Herrscher gefährdeten Rechte eines nur

frei diesem angehörenden Volkes, das er gern seinem Gesammtreich einverleiben und seinem Volke unterwürfig machen möchte, jeden Zug des Gegners mit unverrücktem Blicke verfolgt, um sein verdecktes Spiel in allen seinen Wendungen zu erkennen, und sich zu Gegenwehr und entschiedenem Handeln zur rechten Zeit bereit zu halten. Dieser einzige Beruf füllt seine ganze Seele, der alle übrigen Bestrebungen eitel und leer dünken, wie der Dichter dies treffend in der gelegentlichen Aeußerung andeutet: „Wie müssige Menschen mit der größten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern." Ueberall auf seinen Zweck gerichtet, kennt er keinen Genuß als diesen, die Pläne des Gegners zu errathen und seinem Ziele standhaft zuzusteuern. Wenn Goethe im „Faust" äußert, wer befehlen solle, der müsse im Befehlen Seligkeit empfinden, keinen andern Genuß verlangen, seinen Willen müsse er vor allen geheimhalten, so trifft diese Charakteristik ganz auf Oranien, nur daß er nicht im Befehlen, sondern im Beherrschen der verworrenen, zum endlichen Ausbruch hindrängenden Verhältnisse seine einzige Lust findet. Um diesen Charakter mit unverkennbarer Klarheit darzustellen, mußte Goethe manche andere vom geschichtlichen Oranien aufbewahrte Züge (vgl. oben S. 249) bei Seite lassen, so seine fürstliche Gastfreundlichkeit, seine Kunst, alle, mit welchen er sprach, zu gewinnen; auch durfte bei ihm eben so wenig als bei Egmont von seiner Familie die Rede sein. Ganz im Gegensatz zu dem klugen, vorschauenden, nur auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse hingewandten Staatsmann Oranien tritt uns der Lebemann Egmont entgegen, der nichts ängstlich berechnen und mit gespanntem, alle Umstände frei erschauendem Blick verfolgen, der nur da wirken kann, wo er seine edle Natur frei und rücksichtslos zu entwickeln vermag, dessen Wesen ganz auf Edelmuth, Heiterkeit, Offenheit und Tapferkeit gestellt ist.

Dieser eben so fein als lebendig geschilderte Charakter Egmont's tritt uns in dem auf die Unterredung mit Oranien folgenden Selbstgespräch gleichsam in hellster Sonnenbeleuchtung entgegen. Die ungewohnte Herzlichkeit Oranien's hat eine sorgliche Wolke über seine eigene Seele geworfen; aber diese ist seiner Natur so ganz zuwider, daß sie diesen „fremden Tropfen" in seinem Blute herauswerfen muß. Die „sinnenden Runzeln", die seiner offenen Stirn nicht anstehn, muß er „wegbaden"; sie stören nur sein Wesen, das keinem schwarzen Gedanken zugänglich ist, sich rasch wieder in seiner angeborenen edlen Heiterkeit zusammenfassen muß. Und was läge ihm in diesem Augenblick näher, als in den Armen der seine Heldenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit staunend verehrenden Geliebten sich des vollsten Glückes innigen Seelengenusses theilhaft zu machen, sich hier ganz als Mensch, als edle, tieffühlende, liebende und geliebte Seele wiederzufinden. Nur ein

völliges Verkennen von Egmont's Charakter konnte Schiller zu dem wunderlichen Ausfall verleiten: „Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Eurer eigenen Rettung anzunehmen, so mögt Ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken." Egmont kann und darf nicht anders handeln, wie die Unterhaltung mit Oranien, die Schiller nicht erfaßt haben kann, schon allein ergibt, und das Mitleid wird von einer ganz andern Seite, von dem rührenden Glauben an die Gerechtigkeit und Heiligkeit der Majestät, im theilnehmenden Zuschauer erregt.

So sehen wir denn am Ende des zweiten Aktes Egmont, allen Warnungen zum Trotz, auf sein gutes Gewissen, sein Ansehen beim Volke und die Gerechtigkeit des Königs vertrauend, der über ihn nicht ohne die Ritter des goldenen Vließes aburtheilen könne, ruhig in Brüssel zurückbleiben, während der staatskluge Oranien sich dem aus Spanien heranrückenden Uebel entzieht. Wie gut dieser mit seiner Kunde von Alba's Zug unterrichtet war, zeigt uns schon die erste Szene des folgenden Aktes, wo Margaretha, gleich nach der Unterredung zwischen Oranien und Egmont, in höchster Aufregung über die erhaltene Nachricht auftritt, daß Alba mit einem Heere in die Provinzen kommen werde. Sie verübelt es sich selbst, daß sie dies nicht vorhergesehen habe; freilich konnte sie sich das Zeugniß geben, das Möglichste gethan zu haben, aber ein König, der aus der Ferne urtheilt, meint immer, das, was er sich vorgesetzt, müsse deshalb auch möglich sein. Des Königs Nachricht hat sie tief erschüttert; daß sie unter diesen Verhältnissen abdanken müsse, sieht sie wohl ein, und sie fühlt sich dazu bereit, wie schwer dieser Entschluß auch ihrer Eitelkeit ankommen mag. Ihrem eben auf Befehl eintretenden Geheimsekretär, dessen feine Zurückhaltung hier wundervoll gezeichnet ist, theilt sie die Neuigkeit nicht ohne Bitterkeit mit. Auch jetzt fließt der Eingang des Königlichen Briefes von Anerkennung der dem Könige mit Standhaftigkeit, Fleiß und Treue geleisteten Dienste über, aber das Lob ist diesmal nur eine rednerische Figur, womit der Königliche Bruder einen schicklichen Uebergang zu einer für die Regentin höchst unerfreulichen Mittheilung macht. In der weitern durch Macchiavell's Bemerkungen unterbrochenen Erzählung, wie der König nun ohne weiteres, ohne sie zu befragen, in seiner höhern Einsicht, den verhaßten Herzog von Alba mit einem großen Heere sende, verräth sich ihre bitter gekränkte Eitelkeit. Auf Macchiavell's beruhigende Aeußerung, sie werde in Alba einen erfahrenen Krieger in ihren Diensten haben, bittet diese ihn, doch zu sprechen, wie er denke; aber der feine Höfling, der Margarethen wohl kennt, möchte nicht gern ein Wort gegen Philipp äußern, was diese als überfrei mißbilligen

könnte, und will deshalb ihren leidenschaftlich sich ergießenden Aeußerungen nicht vorgreifen. Die Regentin selbst gesteht, wie gern auch sie den Aerger über ihren Königlichen Bruder zurückhalten, sich verstellen möchte, aber sie vermag es diesmal nicht. Am meisten verdrießt es sie, daß der König nicht zu ihr spreche, wie er es meine, sondern unter ein vom Staatssekretär diplomatisch fein entworfenes Schreiben seinen Namen setze. Vergebens will Macchiavell mit der Bemerkung eintreten, man sollte doch einsehn, wie gewaltig ein solches Heer unter dem gefürchteten Alba alle Provinzen aufregen müsse, die Regentin läßt sich dadurch von ihrer weitern Ausführung über den Staatsrath, der dieses beschlossen, nicht abhalten. Sie kennt die Weise des Staatsraths durch und durch, sie weiß, wie man dort gern alles in den Provinzen gesäubert und gekehrt sehe, und demjenigen, der sich dazu anheischig mache, die Sache überlasse. „O mir ist's, als wenn ich den König und sein Conseil auf dieser Tapete gewirkt sähe.“ In Macchiavell's zu weiterer Ausführung anregender Frage: „So lebhaft?“ erkennt man ganz den feinen Hofmann, der seine gespannte Aufmerksamkeit gern zu erkennen geben möchte.

Bei der folgenden Beschreibung des Staatsrathes schwebt dem Dichter Strada's Erzählung von dem zu Madrid im April 1567 über das in den Niederlanden einzuschlagende Verfahren gehaltenen Staatsrath vor, worin sich außer Alba Roderich Gomez von Silva, Prinz von Eboli, der Großinquisitor Kardinal Spinosa, gewöhnlich der Spanische Monarch genannt, Gomez von Figueroa Graf von Feria, Johann Manriquez von Lara, Anton von Toledo, Großmeister des Johanniterordens, der Franziskaner Bernhard von Fresneda, Beichtvater des Königs, ein Mann von mildem und rechtlichem Sinne, und der Geheimschreiber Anton Perez, ein entschiedener Anhänger von Roderich, befanden. Roderich Gomez sprach für milde Maßregeln, da alles zum Theil schon geordnet sei, zum Theil ohne Schwertstreich in's Gleiche gebracht werden könne, ein hingesandtes Heer, um der Kosten nicht zu gedenken, höchste Erbitterung erregen würde. Ihm stimmten Fresneda und Perez bei, wogegen Alba, dem Spinosa und die übrigen Räthe beifielen, auf bewaffnete Niederhaltung des nur für den Augenblick beschwichtigten Aufstandes drang. Zum Schlusse erklärte sich auch Figueroa in einer der Milde das Wort redenden Weise. Der König schwankte lange, doch siegte endlich Alba's Meinung, da Roderich den König in Spanien zurückzuhalten suchte. Bei Goethe nennt Margaretha unter den guten Menschen „den ehrlichen Rodrich, der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, den geraden Alonzo, den fleißigen Freneda (sic), den festen Las Vargas, und noch einige, die mitgehn, wenn die gute Partei mächtig wird.“ Auffallend ist hier, daß Goethe den Anton

Perez und den Figueroa gar nicht erwähnt, dagegen einen sonst unbekannten Alonzo und einen Las Vargas einfügt.*) Wahrscheinlich hatte er ursprünglich nur den Roderich und Freneda nach Strada genannt; als er aber in Italien das Stück neu bearbeitete, schien ihm die Anführung zweier Namen nicht hinreichend, und da er seinen Strada nicht zur Hand hatte, setzte er willkürlich zwei neue Namen hinzu. Treffend malt die Regentin im Gegensatze zu diesen „guten Menschen" den Alba, „den hohläugigen Toledaner mit der ehernen Stirn und dem tiefen Feuerblick," wobei wohl Meteren's Schilderung am Ende des fünften Buches zu Grunde liegt, der ihn schildert als „einen langen, großen, magern Mann, aufrecht gehend, mager und lang von Angesicht, mit tiefen Augen, sauer und streng aussehend, in höfischer Gleißnerei wohl erfahren". Die unziemliche Witzrede, welche die Regentin dem Alba zuschreibt, ist des Dichters eigene Erfindung, der selbst ähnliche von den „politischen Herren", besonders solchen, die dem Soldatenstande angehörten, mehrfach vernommen haben mag. Machiavell's Lob ihrer lebhaften Schilderung reizt die Regentin, Alba's Bild noch weiter auszuführen, wodurch der Dichter eine treffliche Gelegenheit erhält, die schreckliche Erscheinung des gefürchteten Mannes, vor dem wir auch Egmont's wegen Angst und Bangen empfinden müssen, wie durch eine Zauberlaterne uns vor seinem wirklichen Auftreten entgegentreten zu lassen. In ihrer ganzen Schattirung, bemerkt Margaretha, sei kein Ton so gelbbraun, wie Alba's Gesichtsfarbe, so gallenschwarz, wie die Farbe, aus der er male, und sie schildert nun lebhaft, wie dieser jeden als Gotteslästerer und Majestätsschänder betrachte, um nur gleich seine Grausamkeit an ihm zu befriedigen, wie er dem Könige, der ihr Wirken aus der Ferne nicht richtig beurtheilen könne, die Niederlande so voll Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit schildere, daß dieser zu Feuer und Schwert greifen zu müssen glaube. Machiavell sucht die Aufregung der Regentin zu beruhigen, und erinnert sie daran, daß sie doch Regentin bleibe: allein Margaretha sieht voraus, wie er mit der Gewalt, die er besitze, sich ihrer entledigen und ihrer Macht zu spotten wissen werde, da sie alt genug in Staatsgeschäften geworden, um zu wissen, wie man jemand aus seinem Posten verdränge, ohne ihm gerade seine Bestallung zu nehmen. Die Regentin, die, bei ihrer tiefverletzten Eitelkeit, hier alles mit schärfsten Farben sich ausmalt, stellt sich die Sache anders vor, als sie wirklich erfolgte (vgl. oben S. 272), mit noch größerer

---

*) Auch Meteren, der S. 91 der Deutschen Ausgabe des Spanischen Staatsrathes gedenkt, kennt diese nicht. Derselbe nennt als Präsidenten des Blutrathes den berüchtigten Lizentiaten Johann Vargas, der auch in Spanien bei der Entwerfung der für denselben maßgebenden Vorschriften thätig gewesen.

Verhöhnung ihres Ansehens. Machiavell kann leider diesen schwarzen Ahnungen nicht widersprechen. Die Regentin aber, die dasjenige, was sie mit unsäglicher Geduld beruhigt hat, nicht durch Alba's Härte und Grausamkeit wieder verloren sehn, ja selbst als Theilnehmerin seiner Schuld gelten will, hat den festen Entschluß gefaßt, ihm gleich Platz zu machen, ehe er sie verdränge; wie schwer es ihr auch wird, ihrer Herrschaft zu entsagen, so will sie doch lieber dem Nothwendigen sich fügen, als ihre Würde zu einem hohlen Scheinwesen erniedrigt sehn.

So hat denn der Dichter in der lebhaften Schilderung der schweren Kränkung, welche die Regentin bei der Ankündigung von Alba's Ankunft empfindet, uns dasjenige, was die Niederlande von diesem wüthenden Henker zu fürchten haben, anschaulichst vor die Seele treten lassen. Aber Egmont, durch Oranien's Mittheilung nicht irre gemacht, da er den Glauben an die Gerechtigkeit und die Treue der Majestät nicht aufgeben kann, freut sich unterdessen seiner Liebe, wobei ihm das goldene Vließ, auf das er sich immer als letzte Hülfe beruft, zum anmuthigen Spiel dient. In der Liebe zu dem einfach natürlichen, zu heldenhafter Aufopferung begeisterten, für Egmont alles hingebenden, zu ihm emporgezogenen Mädchen fühlt unser Held erst das vollste Glück seines edlen Herzens, das sich hier ganz rein hingeben, die höchste Seligkeit, die dem Menschen verliehen ist, in ureigensten Zügen genießen kann. Der Dichter führt uns Egmont gerade auf dem Gipfelpunkt seiner Liebe vor, wo die Herzen, ganz durchzuckt von dem Gefühle ihrer unzertrennlichen Angehörigkeit, sich in jubelnder Seligkeit umfangen: aber es ist dies auch der Höhepunkt seines Schicksals, das ihn bald darauf in den vor seinen Füßen klaffenden, aber seinem Auge verborgenen Abgrund hinabreißt.

Wir treten wieder in Klärchen's Wohnung, wo uns der Dichter zunächst mit tiefster Empfindung und reinster Erfassung die Liebe des ganz aus sich und über sich hinaus gerückten Bürgermädchens als den lebensvollen Mittelpunkt, als den Herzschlag ihres Daseins schildert, das ohne sie stockt und tödlich erstarrt. Umsonst versucht die alte, für das Glück ihrer Tochter ängstlich besorgte Mutter ihr die wunderbar treue Liebe Brackenburg's vorzustellen, der sie am Ende doch noch heiraten würde, obgleich er den Umgang mit Egmont ahne: was kann Klärchen die Erinnerung helfen, den guten Jungen in Ehren zu halten, der sie doch noch einmal glücklich machen könne, was die Mahnung, daß eine Zeit kommen werde, wo Jugend und Liebe verblüht sei, wo man Gott danke, wenn man irgendwo unterkriechen könnte! Klärchen lebt und webt ganz in ihrer Liebe, neben welcher ihr alles eitel und leer ist, neben welcher sie kein Glück und Unglück kennt. Dies spricht sich zunächst in dem ihr nicht aus Kopf und

Herzen gehenden Preise der Liebesseligkeit aus, in jenem zart empfundenen, aus tiefster Seele sich emporringenden Liedchen, das sie zuerst, während sie, ohne auf der Mutter Mahnung zu achten, in der Stube auf und abgeht, zwischen den Lippen summt, dann aber, als diese weiter in sie dringt, mit lauter Stimme ertönen läßt. Der Gedankeninhalt dieser duftig hingehauchten Verse ist, obgleich man alle Andeutung des Zusammenhanges des ersten und letzten Theiles vermißt, unzweifelhaft dieser, daß die Liebe allein in frohen und traurigen Gedanken, in Hoffnung und Furcht, in Jauchzen und Wehklagen uns das höchste der Menschenbrust verliehene Glück durchempfinden läßt *), daß in der Liebe Lust und Weh die Seele allein zu voller Blüthenpracht sich entfaltet. Mag die alte Mutter auch dieses zum Ueberdruß gehörte Lied ein Heyopopeyo schelten **), Klärchen weiß, daß es ein kräftiges Lied ist, womit sie manchmal ein großes Kind — sie denkt hierbei natürlich nur an sich selbst — in Schlaf gewiegt habe. Als aber die Mutter sie erinnert, auch die schöne Zeit der Liebe werde einst vorüber sein, da schaudert sie vor diesem Gedanken wie vor dem Tode zurück, dem man ja auch nicht entgehn könne. Die Vorstellung, Egmont je entbehren zu müssen, kann sie nicht ertragen, so daß sie darüber in Thränen ausbricht, und das Leben ohne ihn als eine Unmöglichkeit lebhaft abweist. In diesem Augenblicke höchster Aufregung tritt Egmont selbst ein, in einem Reitermantel, den Hut in's Gesicht gedrückt. Je tiefer Klärchen's Schauder vor dem Gedanken an seinen Verlust gewesen, um so glücklicher macht sie jetzt die wirkliche leibliche Erscheinung des heißgeliebten Mannes; ja die Freude benimmt ihr einen Augenblick alle Fassung, so daß sie mit einem Schrei zurückfährt. Hatte sie, als Egmont zuerst in ihrer Wohnung erschien, vor Staunen wie angekettet auf ihrem Stuhle gesessen, so wirkt jetzt der plötzliche Uebergang des Gefühls einen Augenblick schlagartig, aber gar bald faßt sie sich, und eilt auf den Geliebten zu, den sie um so herzlicher umarmt, und um so inniger mit ihren Liebesergüssen empfängt, je schrecklicher eben der Gedanke, ihn entbehren zu müssen, vor ihre Sinne getreten war. Der Dichter hat mit feinster Kunst den Augenblick zu wählen gewußt, wo Egmont's und Klärchen's Liebe zu ihrem höchsten Entwicklungspunkte gelangen, ihre Herzen ganz ineinander aufgehn mußten; denn wie er Egmont in dem Augen-

---

*) Man vergleiche hierzu den weiter unten folgenden Wunsch Klärchen's: „Laß mich dir (Egmont) in die Augen sehen, alles drinn finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer.“

**) Heyopopeyo ist bekanntlich einer der wiederkehrenden Anfänge von Wiegenliedern. Vgl. Simrock's „deutsches Kinderbuch“ Abschnitt 5. Im „Götz“ schließt Liebetraut sein Liebesliedchen mit den Worten: „Sie herzten und drückten und wiegten ihn ein. Hey ey o! Popeyo!“

blicke vorführt, wo Oranien seine Seele tief erregt, er aber allen Mahnungen zum Trotz sich zum unverbrüchlichen Festhalten am Glauben an den König entschlossen, wo gerade sein Leben zur wichtigsten Entscheidung gegriffen hatte, so hat Klärchen im Widerstande gegen die Mahnungen der vorsorglichen Mutter die Unmöglichkeit, von Egmont zu lassen, tiefer als je empfunden.

Wenn die Mutter mit aller Verehrung dem vornehmen Herrn begegnet, so fühlt sich dagegen Klärchen ihm gleich gerückt, sie behandelt ihn wie ihren vertrauten Freund, mit dem sie gar keine Umstände zu machen braucht. Dieser ist auch gegen die Mutter freundlich zutraulich, und er bittet sie um ein Nachtessen, da er sich wie ein Familienglied betrachtet. Nach Art galanter Liebhaber für die Bewirthung zu sorgen, mit Freigebigkeit ein kostbares Mahl bereiten zu lassen, das kann Egmont nicht einfallen. Klärchen, die den ganzen Tag nur von Egmont gesprochen, hat auch schon etwas zubereitet; ist es auch nicht viel, so meint sie doch, es werde hinreichen, da Egmont in ihrer Nähe eben so wenig großen Appetit haben werde, als sie selbst bei ihm. Für diese liebende Vorsorge und die Aeußerung ihrer in ihm glücklichen Liebe erwartet sie von Egmont eine herzliche Umarmung; da dieser aber, in seinen Reitermantel gehüllt, ruhig stehn bleibt, so stampft sie vor Aerger mit dem Fuß auf den Boden, und dreht sich unwillig um. Auf Egmont's Frage, was ihr sei, beklagt sie sich über seine Kälte, daß er ihr noch keinen Kuß angeboten und sie noch nicht umarmt habe; so da zu stehn, die Arme in den Mantel gewickelt, zieme keinem Soldaten und Liebhaber. Egmont, der sich über diese Aeußerung ihrer Liebebedürftigkeit heimlich freut, bemerkt dagegen neckend, zu Zeiten schicke sich dies wohl, so für den Soldaten, wenn er auf der Lauer stehe, dem Feinde etwas abzulisten, und auch für den Liebhaber. Die Ausführung des letztern Punktes wird indessen von der Mutter, der dieses Liebesgeschwätz zu lange dauert, mit der Einladung, sich zu setzen und es sich bequem zu machen, unterbrochen. Sie selbst muß zur Küche eilen, da die Tochter in seiner Gegenwart für nichts zu brauchen ist. Klärchen aber grollt über Egmont's unveränderte Kälte noch immer fort, und als ihr Geliebter die Entschuldigung der Mutter, er müsse fürlieb nehmen, mit der Bemerkung erwiedert, ihr guter Wille sei die beste Würze, so fragt sie, etwas verletzt, wofür er denn ihre Liebe halte, die, wie sie darauf andeutet, mit nichts in Vergleich gesetzt werden könne.

Weshalb der Geliebte bisher so unbeweglich da gestanden, erfährt sie zu ihrer größten Freude, als Egmont, nachdem die Mutter sich entfernt hat, den Mantel abwirft und in prächtigem Spanischen Kleide, worin sie ihn einmal zu sehn gewünscht hatte, vor ihr steht. Jetzt hat er die Arme frei,

und er säumt nicht, das in freudigem Staunen vor ihm zurückweichende Mädchen recht innig zu umfangen und zu herzen. Besondere Lust bezeigt Klärchen am goldenen Vließ, dessen Vorrechte Egmont ihr nicht ohne Stolz verkündet. Aber das von ihm so bedeutsam hervorgehobene Vorrecht, daß er nur das Kapitel der Ritter als Richter über sich anzuerkennen habe, will dem liebenden Mädchen wenig bedeuten, da der edelste aller Männer ja die ganze Welt über sich richten lassen dürfe. Ihr Blick streift nun wieder voll Ergötzen auf dem herrlichen Schmuck umher, ohne zu wissen, wo sie anfangen solle. Aber bald kehrt sie zum goldenen Vließ zurück, von dem Egmont ihr einmal gesagt, es sei ein Zeichen alles Großen und Kostbaren, was man mit Mühe und Fleiß erwerbe. Bekanntlich lautet die Umschrift des zu Brügge von Philipp dem Guten gegründeten Ordens des goldenen Vließes: Pretium laborum non vile (nicht wohlfeiler Preis von Mühen). Seine Kostbarkeit erinnert sie an ihren kostbarsten Schatz, an seine Liebe, die sie auch, wie er das Vließ, an ihrem Herzen trage, aber darin unterscheidet sie sich von jenem Zeichen Königlicher Gnade, daß sie dieselbe nicht mit Mühe und Fleiß erworben, nicht verdient hat. Doch Egmont erinnert sie, daß es mit der Liebe ganz anders beschaffen sei; diese verdiene man, wenn man sich nicht darum bewerbe, und so sei es auch bei ihr. Da aber Klärchen neckisch fragt, ob er diese Erfahrung von sich selbst abgenommen, da ihn alles Volk liebe, ob er so stolz sei, zu behaupten, er bewerbe sich nicht um die Liebe des Volkes, so bekennt er, daß es bloß der gute Wille des Volkes sei, ihn zu lieben, daß er nur wünsche, etwas gethan zu haben oder zu thun, was solcher Liebe werth sei.

Von der Liebe des Volkes geht Klärchen auf Egmont's Verhältniß zur Regentin über, das sie nicht ohne eine verstohlene Eifersucht betrachtet, da sie es für edler und höher halten muß, als seine Liebe zu dem unbedeutenden Mädchen. Man wird hierbei unwillkürlich an Faust's Gretchen erinnert, das sich „ein arm unwissend Kind" nennt, und nicht begreift, was der vornehme Herr an ihr findet, während Faust bemerkt, die Einfalt und Unschuld erkenne nie sich selbst und ihren heiligen Werth. Klärchen fragt, ob er heute auch bei der Regentin gewesen, und wie er mit ihr stehe, worauf er denn sein freundliches und dienstliches Verhältniß zu ihr kurz bezeichnet, das ein eigentlich unbeschränktes Vertrauen zu ihr nicht aufkommen lasse, da jeder von ihnen seine eigenen Absichten habe, wodurch ein gewisses Zurückhalten bedingt sei. *) Gern erkennt er sie als eine treffliche Frau

*) Bei Egmont's Antwort auf Klärchen's Frage, ob die Regentin sich verstelle: „Regentin, und du fragst?" schwebt dem Dichter der alte Denkspruch vor: „Wer nicht sich zu verstellen weiß, taugt nicht zum Regieren", oder, wie er

an, die sich aber dadurch viel mit ihm zu schaffen mache, daß sie hinter seinem Betragen Geheimnisse suche, und er keine habe, höchstens einen kleinen Hinterhalt, wogegen Oranien für ihre Spürkraft eine bessere Aufgabe sei. Klärchen, die reine, offene Seele, kann ihren Widerwillen gegen ein solches verstecktes Treiben nicht unterdrücken, wie es in der Welt an der Tagesordnung ist, wo jeder, auf seine Zwecke hingerichtet, sein Spiel möglichst zu verdecken sucht. Sieht sie nun auch wohl, daß ein ganz reines Verhältniß ihres Egmont zur Regentin nicht bestehe, so meint sie doch, dieser müsse die hohe, majestätische Frau ihr bei weitem vorziehen, sie sei ihm nur wie ein Kind, womit er spiele, während er jene als eine edler begabte Natur verehre. Deshalb rühmt sie Margarethens männlichen Geist, sie sei ein ander Weib als die gewöhnlichen Frauen, die sich nur als Nähterinnen und Köchinnen zeigten, sei groß, herzhaft, entschlossen. Egmont bejaht dies, nur dürfe es ihr nicht zu bunt gehn, wie es jetzt der Fall sei, wo sie doch ein wenig aus der Fassung gerathen. Daß er mit der letztern Bemerkung auf ein fremdes, ihn wieder auf die leidige Politik führendes Gebiet gekommen, merkt er sehr wohl, als Klärchen mit ihrem rasch einfallenden: „Wie so?" ihn zu einer nähern Erklärung auffordert. Aber er vermeidet es, darauf einzugehn, indem er vielmehr zwei für Klärchen anziehende Züge anführt, die auf Margarethens männlichern Geist hindeuten, und ihr den Glauben an ein innigeres, von liebender Neigung eingegebenes Verhältniß zu benehmen geeignet sind. „Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amazone!" Hierbei schwebt dem Dichter unzweifelhaft Strada's Aeußerung über Margarethen vor (I. p. 29): „Nicht bloß überschritt ihr Geist das Wesen eines Weibes, sondern sie hatte auch eine gewisse Haltung des Körpers und einen gewissen Gang, wonach sie nicht sowohl ein Weib mit männlichem Geiste schien, als ein Mann in weiblicher Tracht. Sie besaß solche Kraft, daß sie auf der Hirschjagd mit Pferden zu wechseln pflegte, was starke Männer nicht auszuhalten vermögen. Auch hatte sie am Kinn und an der Oberlippe ein Bärtchen, wodurch sie nicht allein ein männliches Aussehen erhielt, sondern auch an Ansehen gewann; ja, was sich selten bei Weibern findet, und nur bei sehr starken, sie litt auch zuweilen am Podagra."

Klärchen kann das Geständniß nicht unterdrücken, daß sie sich scheuen würde, vor diese majestätische Frau zu treten, worauf Egmont erwiedert: „Du bist doch sonst nicht zaghaft. — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scheu." Da aber die Geliebte die Augen niederschlägt, seine

---

in J. G. Jacobi's „Iris" (I, 3, 101) lautet: „Wer nicht sich zu verstellen weiß, der weiß auch nicht zu herrschen."

Hand faßt und sich an ihn lehnt, da versteht er, was das „liebe Mädchen“ meine, und er bittet sie, nur getrost die Augen aufzuschlagen, auf die er seine innigen Küsse drückt. Ohne Zweifel stammt Klärchen's Scheu vor Margarethen aus dem Gefühl, wie wenig sie Egmont's im Vergleich mit einer solchen majestätischen Frau würdig sei. Aber sie will nun auch, von Egmont beruhigt, nicht weiter daran denken, sie will nur an ihn sich halten, ihm in die Augen sehn, alles darin finden, „Trost und Hoffnung und Freude und Kummer“; sie will alle geheimste Bewegungen und Regungen seines Herzens in seinen Augen lesen, nichts mehr als diese stille Herzenslust verlangen. Aber da sie ihn von neuem umarmt und ihn längere Zeit angesehen hat, kommt es ihr wieder so ganz unglaublich vor, daß ein Mann, wie er, das arme Klärchen so lieben könne, und sie beginnt wieder der Rede freundlichen Austausch, dem sie eben entsagen zu wollen schien. Noch immer kann sie es nicht begreifen, wie Egmont, der Graf Egmont, der große Egmont, der so viel Aufsehen mache, von dem in den Zeitungen stehe (man übersieht leicht den unanstößigen Anachronismus), an dem die Provinzen hängen, ihr seine Liebe zuwenden könne. Aber dieser entgegnet, bei ihr sei er nicht jener der Welt angehörende Egmont, sondern der in der Liebe des besten Herzens sich ganz wiederfindende, in ihr wahrhaft glückliche Mensch *), was er durch eine herzliche Umarmung betheuert. Dieses rein aus tiefster Seele fließende Geständniß innigster Liebe ist für Klärchen der Inbegriff höchster Seligkeit, über die hinaus die Welt keine Freuden hat, woher sie in den Wunsch ausbricht, in diesem höchsten Liebesgenusse zu sterben. So hat denn der Dichter — darauf ist die ganze Szene mit tiefster Absicht berechnet — die Liebe Egmont's zu Klärchen als die innigste Erfassung zweier edlen Seelen dargestellt, die im Hochgefühle ihrer reinen Herzlichkeit, ihrer schönen Menschlichkeit, ihrer tiefen Gemüthlichkeit den heiligsten Liebesbund schließen. Wie Klärchen nur in dieser Liebe lebt, so erscheint auch Egmont's innerstes Wesen, sein freier, offener, hingebender Edelmuth, hier in seiner wahrsten und vollendetsten Entwicklung. Kann er es ja nicht unterlassen, sein Klärchen von weitem ahnen zu lassen, wie traurig es ihm als Staats- und Weltmann gehe, wie übel es ihm dabei zu Muthe sei. Indem er der Geliebten, die vor ihm auf einem Schemel niederkniet, ihre Arme auf seinen Schoß legt und ihm in's Auge schaut, sein innerstes Wesen enthüllt, schildert er den Staats- und Weltmann Egmont als verdrießlich, steif, kalt, der an sich halten, bald dieses, bald jenes Gesicht machen müsse, als geplagt, verkannt, verwickelt, wenn ihn die

*) Die Stelle erinnert unwillkürlich an eine ähnliche Scheidung eines doppelten Goethe in dem Briefe an Auguste von Stolberg vom 13. Februar 1775. Vgl. meine „Frauenbilder“ S. 273 f.

Leute für froh und fröhlich halten, als geliebt von einem Volke, das nicht weiß, was es will, als geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der er nichts anzufangen weiß, als umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf, als beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten, als arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn. Ist auch diese Selbstschilderung des politischen Egmont unzweifelhaft etwas übertrieben, und zeigt diesen uns zum Theil mehr, wie er als Staatsmann sein sollte, als wie er sich in der Wirklichkeit darstellt, so beweist uns gerade dieses im Augenblick höchsten Glückes unwillkürlich seiner Brust entströmende Geständniß, wie wenig sein hoher, freier, edler Geist sich im politischen Leben gefallen kann, wie wenig er dazu berufen ist. Dieser Egmont, der in Klärchen's Armen Seele gegen Seele austauscht, ist zu rein, zu edel, zu menschlich, als daß er für die verschlungenen Gänge der Politik geschaffen wäre, die ihn, den arglosen, an Wort und Treue glaubenden, am strengen Recht unbeirrt festhaltenden Mann, in ihren meuchlerischen Armen erwürgen wird.

Die Ankunft Alba's läßt der Dichter viel rascher erfolgen, als es uns die Geschichte überliefert, nach welcher jener sich bereits am 5. Mai zu Carthagena einschiffte, um in Genua die für ihn bestimmten Regimenter in Empfang zu nehmen, aber erst am 22. August in Brüssel eintraf. Am Anfange des vierten Aktes werden uns in lebhaft bewegtem Gespräche der Bürger die seit Alba's Ankunft eingetretenen Veränderungen vorgeführt. Der neuigkeitssüchtige Schneidermeister Jetter kann es nicht unterlassen, den besonnenen Zimmermeister um ein Wort zu bitten. Dieser fürchtet sich, wegen der damit verbundenen Gefahr, mit jemand zu sprechen, und wünscht, daß er ruhig seines Weges gehe; da aber Jetter dringend nach Neuigkeiten verlangt, muß er sein durch die unglückseligen neuen Verordnungen gedrücktes Herz mit tiefstem, von Jetter's Wehklagen begleitetem Ingrimm ausgießen, doch bedient er sich der Vorsicht, den Schneidermeister nahe an die Häuser treten zu lassen, damit man sie nicht aus der Ferne gewahren könne. Wir vernehmen nun, daß Alba gleich nach seinem Einzug befohlen hat, daß wenn zwei oder drei auf der Straße zusammen sprechen, diese ohne weitere Untersuchung des Hochverrathes schuldig seien*), daß bei ewiger Gefangenschaft von Staatssachen zu reden, bei Todesstrafe die Handlungen der Regierung zu mißbilligen verboten sei, daß Väter,

*) Wenn der Zimmermeister vorher bemerkt: „Nichts als daß uns von neuem zu reden verboten ist", so setzt der Dichter hier voraus, daß schon die Regentin, um die durch die Nachricht von Alba's Anrücken erregte Aufregung zu beschwichtigen, ein derartiges Verbot hatte ergehn lassen.

Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstboten unter großen Versprechungen aufgefordert seien, bei dem besonders eingesetzten Gerichte, dem Blutrathe (vgl. oben S. 275), das Geheimste, was im Hause geschehe, anzuzeigen, wogegen den Folgsamen Sicherheit an Leib, Ehre und Gut zugesagt werde. Durch Jetter's Auslassung über das Weh, das ihn befallen, als der Herzog in die Stadt gezogen, findet sich der Zimmermeister veranlaßt, auch der ihnen so unlieben Spanischen Soldaten zu gedenken, worauf jener den Gegensatz zwischen den lustigen und freien Niederländischen Soldaten gegen die steifen und mürrischen Spanier hervorhebt. Alba legte, trotz des Widerspruchs der Regentin, die Lombardische Brigade von 2200 Mann unter Sanchio von Londogno in die Vorstädte von Brüssel; Goethe bedient sich hier, wie bei den Alba zugeschriebenen Strafbefehlen, zu seinem Zwecke größerer Freiheit. Vgl. oben S. 290.

Eben wollen Jetter und der Zimmermeister sich entfernen, als der Krämer Soest zu ihnen tritt, der ihnen, obgleich der besorgte Zimmermeister ihn bittet, sie ruhig gehn zu lassen, die traurige Nachricht mittheilt, daß die Regentin, da sie sich mit dem Herzog nicht habe vertragen können, in der Stille die Stadt verlassen habe, freilich nicht ohne dem Adel ihre Wiederkunft zu vermelden, an die niemand glaube. Der an den alten Privilegien festhaltende, besonnene Zimmermeister verdenkt es dem Adel gar sehr, daß er Alba's „Geißel" nicht von den Niederlanden abgewendet habe, aber der bei aller Neuigkeitssucht und seiner sonstigen politischen Salbaderei ängstliche Schneidermeister fürchtet sich vor einem solchen freien Worte, das ihn gleich den Geruch eines wie ein dumpfer Nebeltag sich ankündigenden Exekutionsmorgens wittern läßt. Da Soest weiter meldet, Oranien habe das Land verlassen, da fällt dem die Verhältnisse wohl würdigenden Zimmermeister auch der letzte Muth; dagegen weist Soest auf Egmont hin, und Jetter bittet alle Heiligen, diesen Mann, der allein was vermögend sei, doch zu stärken, damit er sein Bestes thue. Allein der Zuschauer hat nach allen vorangegangenen Mahnungen, ja nach der Aeußerung der Regentin selbst und besonders nach der von jener entworfenen, durch die eben mitgetheilten Nachrichten bestätigten Schilderung Alba's allen Grund, für Egmont selbst zu fürchten, und diese Furcht findet in dem nun auftretenden, uns wohlbekannten Rabulisten Vansen eine nur zu sprechende Bestätigung: denn ist dieser Mensch auch von innerster Seite ein Schuft, so besitzt er doch Erfahrung und Schlauheit genug, das vor keinem Rechtsbruche, vor keiner Niederträchtigkeit sich scheuende Treiben gewaltsam einbrechender Despotie besser als die gutherzigen Bürger zu durchschauen.

Vansen macht sich über die Hasenfurcht der Bürger lustig, die überall untergekrochen seien, und die auch hier nichts mit ihm zu thun haben wollen.

Der Mensch ist gegen jeden Hieb fest, da seine gemeine Seele keine Scham und Scheu kennt, weshalb er denn die spitzige Frage des Zimmermeisters, ob ihn der Buckel wieder jucke, ob er schon durchgeheilt sei*), mit der Witzrede erwiedert, ein Soldat dürfe sich seiner Wunden nicht schämen, hätte er auf Schläge etwas gegeben, so wäre aus ihm nie etwas geworden. Sind die Bürger in Angst vor dem Ausbruche von Alba's Wuth, so sucht Vansen ihnen Muth zuzusprechen: die Mäuse dürfen nicht verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anschaffe; im Anfange gehe es mit dem neuen Regenten rasch, aber auch mit ihm werde es sich bald geben, oder er müßte die Regenten nicht kennen. Der Angst des stets besonnenen, verständigen Zimmermeisters, der sich keine Minute sicher fühlen würde, hätte er in seinem ganzen Leben eine solche Aeußerung gethan, spottet er; sie sollten nur ruhig sein, da Gott im Himmel von solchen Würmern nichts erfahren werde, geschweige der Regent. Und da der Schneidermeister ihn deshalb ein Lästermaul schilt, so kann er nicht unterlassen, der Schneiderader einen Hieb zu versetzen, die er gern anderen Leuten statt ihres Heldenmuthes wünschen möchte, wodurch denn die Rede auf Egmont gebracht wird, dem er seinen Kopf nicht für sein ganzes jährliches Einkommen auf eine Viertelstunde leihen wollte**), obgleich er selbst ein armer Teufel sei, der mit dem, was Egmont an einem Abende verliere — wieder ein Zug von dessen leicht sich hingebendem Wesen —, ein Jahr lang leben könnte. Mag auch Jetter eine solche Aeußerung als dünkelhaften Unverstand weit von sich abweisen, so bleibt doch Vansen bei seiner Behauptung stehn: freilich sei Egmont gescheidter als er, aber nicht feiner; solche Herren betrögen sich am ersten; er sollte nicht trauen, was denn mit Ausfällen auf den Schneider und seine Courage, die er Egmont in die Glieder wünschte, spöttisch ausgeführt wird. Die von seiner Sicherheit und der Unmöglichkeit, daß einer an ihn die Hand zu legen wage, hergenommenen Gründe weiß Vansen mit schneidendstem, des gewöhnlichen Bürgervolks spottendem Humor zurückzuweisen, und da Jetter meint, ein so edler, rechtschaffener Mann habe nichts zu fürchten, erwiedert er, der Schelm sitze gerade überall im Vortheil, und könne einen ehrlichen Mann leicht durch seine Künste zum Schelmen verhören, wie er denn noch neulich ein Protokoll eines solchen Verhöres abgeschrieben habe. Mag diese Berufung auf einen neulichen Fall dieser Art auch wieder frisch

---

*) Noch unter der Regentin, die zuletzt auch die strengste Vermeidung jeder Aufregung sich vorgesetzt hatte (vgl. die vorige Note), war ihm diese Züchtigung wiederfahren.

**) In den Worten: „wenn er meinen Kopf auf eine Viertelstunde hätte", erwartet man „haben wollte".

gelogen sein, wie der Zimmermeister, der sich nicht anders zu helfen weiß, nach seiner Kenntniß des Mannes, ihm gerade in's Gesicht sagt, in der Sache hat Vansen nur zu sehr Recht, und so führt er denn mit treffendster Beobachtung weiter aus, wie man da hinein verhöre, wo nichts heraus zu verhören sei, und wie geschickt man die Unbesonnenheit und den Trotz, welchen die Ehrlichkeit wohl gebe, dabei auszubeuten wisse. Aber der Zimmermeister meint, das möge wohl bei gewöhnlichen Menschen angehn, dagegen werde ein Mann wie Egmont sich aus einem solchen Gespinnste herauszureißen wissen, doch Vansen beruft sich auf die giftige, böswillige Natur Alba's, dessen Gewalt vor nichts zurückschrecke und mit fürchterlicher Zähigkeit, was er wolle, durchzusetzen wisse. Die letzte Instanz bildet auch hier die Sicherheit, welche das goldene Vließ gewähre, worauf sich Jetter so viel zu Gute thut, daß er dem Rabulisten vorwirft, sein loses Maul, sein böses Gewissen verführten ihn zu diesem Geschwätz. Aber auch selbst Vansen, wie durchtrieben, wie voll von Schelmerei und Niederträchtigkeit er auch sein mag, will dem edlen und milden Egmont von Herzen wohl, und er kann diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen; hat er ja noch neulich ein paar seiner guten Bekannten, die anderwärts gehangen worden wären, mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet, wobei man wohl nicht an die Soldaten Seter und Hart im Heere denken darf, welchen er wegen Nothzucht in der Szene mit seinem Sekretär diese Strafe zuerkennt.

Das Gespräch wird durch die in der Ferne sich zeigende Spanische Runde unterbrochen, welche Vansen selbst zu dem Rathe veranlaßt, sich zu entfernen, da es freilich nicht das Ansehen habe, als würden sie sich bald mit ihnen befreunden. Wenn ihnen beizukommen ist, so hofft er diese Kerle, wenn sie nicht ausgepichte Wölfe seien, durch seine paar Nichten und seinen Gevatter Schenkwirth — die Zusammenstellung zeigt, welche Art Schenkwirthschaft wir uns hier zu denken haben — zahm zu machen, die ihnen jeden Liebesdienst erzeigen sollen. Welche Schwelgerei und Wollust Alba bei aller sonstigen Strenge in seinem Heere einreißen ließ, wissen wir aus den Angaben der Geschichtschreiber. Meteren gedenkt der großen Menge von Jungen und Huren, die hinter Alba's Heere unter ihren besonderen Fähnlein einherzogen, und „mit wunderlicher Ordnung in verschiedene Rotten unterschieden waren, in Edelmanns-, Hauptmanns- und Befehlshabershuren, in reicher und armer Soldaten Huren mit seltsamer unter ihnen angestellter Disciplin und Regiment", wofür Alba großes Lob erhielt. Die Angabe von Vansen's guten Bekannten gibt uns den letzten bezeichnenden Zug zum Gemälde dieses niederträchtigen Volksaufwieglers.

Was Vansen vermuthet, was Oranien gedroht hat, soll gar bald eintreffen. Im Kuilemburgischen Hause (vgl. oben S. 291) sind mittlerweile

alle Anstalten zu Egmont's Verhaftung getroffen worden, worüber wir zunächst durch die unter Alba dienenden Offiziere Silva und Gomez*) unterrichtet werden. Silva ist ein Spanier, verschlossen, wie der Herzog, und diesem, an dessen Seite er immer ist, blind ergeben, wogegen der an den leichtern Italiänischen Dienst gewohnte Gomez gern alles besprechen und erkunden möchte. In ihrem Gespräche tritt Alba's unerschütterlich fester und sicherer, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckender, durch List und Heimlichkeit wirkender Charakter bezeichnend hervor. Während Silva im Palast seine Mannschaft vertheilt hat, sind von Gomez alle tägliche Runden, jede für sich, beordert worden, zu einer bestimmten Stunde, bis zu welcher sie, um Ordnung zu halten, die Stadt durchziehen sollen, sich an verschiedenen Orten einzufinden, wodurch, ohne daß einer von dem andern weiß, ein geschlossener Kordon um alle Zugänge des Palastes gezogen wird. Gomez möchte gern wissen, was dieser Befehl bezwecke, aber Silva, der nichts verrathen will, erklärt, er sei gewohnt, blindlings zu gehorchen, was bei dem Herzoge, der alles geschickt zu ordnen wisse, auch ungemein leicht sei. Jenem ist es nicht recht, daß die Spanier alle schweigen, und es sich gar nicht wohl sein lassen; er kann sich in den Herzog nicht finden, den er mit einem ehernen Thore ohne Pforte vergleicht, in welches die Besatzung hineinfliegen müsse, da man auf gewöhnlichem Wege nicht einzudringen vermöge. Wie sehr Alba der geheimnißvollen Verschwiegenheit ergeben sei, deutet auch seine von Gomez hervorgehobene Aeußerung über einen frohen, freundlichen Mann an, den er eine schlechte Schenke genannt, mit einem ausgesteckten Branntweinzeichen, um Müssiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken, der gerade Gegensatz von dem eben mit Alba verglichenen ehernen Thore ohne Pforte. Ein solcher argloser Mann ist nun gerade Egmont, dessen freimüthige Offenheit Alba zu seinem Zwecke mißbrauchen wird. Silva erscheint als entschiedener Bewunderer von Alba's Schweigen; hat er sie ja auch schweigend aus Italien hierher geführt, und Gomez muß es gestehn, daß dieser durch Freund und Feind, durch die Franzosen, die Königlichen und die Ketzer, die Schweizer und die Verbundenen (die Genfer mit dem Admiral Coligny und dem Prinzen Condé) sich durchschmiegende Zug, bei welchem die strengste Mannszucht herrschte, ein Meisterstück gewesen, wobei Strada's Bemerkung vorschwebt, vielleicht habe nie ein Heer mit größerer Mannszucht einen so weiten Marsch zurückgelegt, da von Italien bis zu den Niederlanden nicht bloß keine Stadt, sondern sogar keine Bauerhütte Ge-

*) Ihren militärischen Charakter bestimmt Goethe nicht genauer; wir haben uns wohl beide als Hauptleute zu denken. Vgl. oben S. 273.

walt erlitten habe, mit Ausnahme eines einzigen Raubes von einigen Hämmeln, der auch vom Herzog mit aller Strenge bestraft worden sei. Wenn aber Silva es dem Alba zum Ruhme anrechnen will, daß auch in Brüssel alles still und ruhig sei, als ob gar kein Aufstand gewesen, so darf sich Gomez die Bemerkung erlauben, daß es auch meist schon still gewesen, als sie gekommen, und die Ruhe in den Provinzen ist, wie Silva selbst gestehn muß, durch die Flucht zahlloser Einwohner erkauft, welche noch immer nicht enden will; so daß Alba hier verbietend wird einschreiten müssen. Strada berichtet, daß die Regentin selbst noch bei Alba's Anwesenheit die Auswanderung mit aller Strenge verbieten mußte. Vgl. oben S. 274. Wie hoch der schon früher unentbehrliche Herzog durch einen solchen glücklichen Erfolg seines Zuges in der Gunst des Königs steigen müsse, deutet Gomez an, worauf Silva, der darin nur einen um so wirksamern Antrieb findet, sich Alba's Gunst zu gewinnen, der bei dem Heerzuge in Aussicht gestellten Ankunft des Königs gedenkt, die aber nur eine Spiegelfechterei war, ohne die Alba's Ankunft, wie Strada bemerkt, noch übler aufgenommen worden sein würde. Der spürende Gomez merkt wohl, daß, trotz aller Anstalten, die Reise des Königs nach den Niederlanden eine reine Erdichtung sei. Silva will dieses nicht geradezu in Abrede stellen, doch bittet er, wenigstens nicht davon zu reden, da, wenn es ja nicht in des Königs Absicht liegen sollte zu kommen, es doch wenigstens gewiß darin liege, daß man es glauben solle. Da Gomez gleich darauf von Alba's Sohn Ferdinand, der nach dem Vater fragt, die Kunde vernimmt, daß Oranien und Egmont, den Ferdinand eben gesprochen, heute kommen sollen, so merkt er, wie er leise an Silva verräth, was alles zu bedeuten habe, dieser aber bittet ihn, die Sache geheim zu halten. So hat der Dichter uns trefflich den Silva als einen streng verschlossenen, eifrigst ergebenen Ausführer von Alba's Befehlen, der keine Rücksicht als diese allein kennt, im Gegensatz zu dem etwas mehr nachdenkenden und erwägenden, aber auch durch Alba's weitreichenden, seine Treuen wohl bedenkenden Einfluß diesem dienstfertig ergebenen Gomez geschildert. Wie Alba sich auf seinem Kriegszuge als unvergleichlichen Meister gezeigt hat, so bewährt er seine alle Fäden geschickt spannende und anziehende Schlauheit auch in den zur Verhaftung Egmont's getroffenen Maßregeln, deren Zweck sogar die mit der Ausführung Betrauten, mit einziger Ausnahme seines als treuer Spion thätigen, in alle seine Plane eingeweihten, tief verschlossenen Silva, erst im letzten Augenblick erfahren.

Als Alba eintritt, ziehen sich Silva, Gomez und Ferdinand in den Hintergrund zurück. Zuerst läßt er den Gomez vorkommen, um ihn zu befragen, ob er die Wachen vertheilt und gehörig beordert habe, was dieser bejaht, aber seine weitere Ausführung schneidet der Herzog rasch ab, da er

ein Freund der auf das Nothwendige sich beschränkenden Kürze ist. Er soll in der Galerie des Befehles von Silva warten, der ihm den Augenblick angeben werde, wann er die Wachen zusammenziehen und die Zugänge des Palastes enge besetzen lassen solle, worüber er ihm das Genauere früher angegeben hat. Jetzt kommt die Reihe an Silva, den Alba zunächst dringend auffordert, bei dieser hochwichtigen, unendlich folgereichen Angelegenheit, alles, was er je an ihm geschätzt habe, seinen Muth, seine Entschlossenheit, sein unaufhaltsames, durch keine Rücksicht gehindertes Ausführen, entschieden zu bewähren. Gleich nach Egmont's Eintritt soll er forteilen, um Egmont's Geheimschreiber gefangen zu nehmen. Vgl. oben S. 272. Hieran reiht sich Alba's Frage, ob er auch die Anstalten zur Verhaftung der übrigen ihm bezeichneten Personen getroffen, worauf Silva mit entschiedenster Zuversicht glücklichen Erfolges erwiedert. Auf seine weitere Erkundigung vernehmen wir, wie Silva alle jene Personen, besonders aber Egmont, die Zeit über auf das genaueste hat beobachten lassen, wie Egmont sein früheres Leben, ohne Ahnung des über ihm schwebenden Unheils, unverändert fortgetrieben, wie er den ganzen Tag von einem Pferd auf's andere sich werfe, Gäste lade, bei Tafel immer lustig und unterhaltend sei, immer würfle, schieße und Nachts zum Liebchen schleiche. Die andern dagegen, obgleich Alba sie mit allen dienstfertigen Ehren überhäufen läßt, fühlen sich höchst unheimlich, und möchten gern entfliehen; sich zu einem entscheidenden Schritt zu vereinigen wagen sie nicht, und einzeln etwas zu unternehmen hindert sie ihr Gemeingeist; je mehr sie sich bestreben, jeden Verdacht von sich abzuwenden, desto mehr verrathen sie sich den Spanischen Spionen. Silva darf nach allem hoffen, Alba's ganzen Anschlag erfüllt zu sehn, und freut sich dessen schon im Geiste. Dagegen tritt uns hier Alba's unerschütterliche, selbst durch den Erfolg kaum aufzuregende kalte Ruhe bezeichnend entgegen. Er könne, äußert er, sich nur über das Geschehene, nicht über das erst in Aussicht Stehende freuen, und auch über jenes nicht leicht, da es auch dann immer noch zu denken und zu sorgen gebe. Das Glück pflege häufig wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren, dagegen das Gemeine, das Niederträchtige durch den Erfolg hoch zu erheben. Man fühlt hier den selbstbewußten Stolz des kalten Mannes, der nur im strengen Ausführen seiner mit sicherster Berechnung und schlauester Umsicht entworfenen Plane das Glück seines Lebens findet.

Auffallend ist es, daß der Dichter hier einen längern Zeitraum zwischen Alba's Ankunft und der Verhaftung Egmont's anzunehmen scheint, was freilich mit Strada übereinstimmt, obgleich die vorhergehende Bürgerszene kurz nach Alba's Einzug spielt — denn für Jetter ist es eine Neuigkeit, daß der Herzog gleich bei seiner Ankunft das Zusammensprechen auf

der Straße öffentlich für Hochverrath erklärt hat —, und eine längere Zwischenzeit zwischen unserer und jener Szene kann schon deshalb nicht angenommen werden, weil Soest bereits Oranien's Entfernung meldet, die Alba in der folgenden Szene erfährt. Auch äußert sich Ferdinand im folgenden auf eine jedes längere Zusammenleben mit Egmont ausschließende Weise. Hiernach dürfte die Vermuthung nicht ganz unbegründet scheinen, daß die ganze Erkundigung Alba's über die genaue Beobachtung der bezeichneten Personen, und somit die ganze Stelle von den Worten: „Hast du sie genau beobachten lassen" bis „mit einem gemeinen Ausgang zu entehren", ein späterer Zusatz sei, den der Dichter entweder gleich bei der neuen zu Rom unternommenen Bearbeitung hinzufügte, oder nachdem das Stück in dieser schon vollendet vorlag, bei der letzten Durchsicht.

Alba beordert darauf Silva, die Ankunft der Fürsten abzuwarten, dann Gomez zur Besetzung der Straßen anzuweisen, und sofort Egmont's Geheimschreiber und die übrigen zu verhaften; sein Sohn soll ihm die Nachricht von der glücklichen Ausführung in den Rath der Fürsten bringen.*) Silva hofft, sich auch hierin Alba's Zufriedenheit zu verdienen. Als dieser aber nach der Galerie sich wendet, um seinen Sohn aufzusuchen, da muß er sich selbst gestehn, daß in diesem Augenblicke, wo die Entscheidung nahe steht, ein banger Zweifel an dem Gelingen des wohl überlegten Planes ihn beschleicht. „Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ist's." Offenbar soll diese ahnungsvolle Furcht Silva's einen Gegensatz gegen Alba's von jeder eigentlichen Ahnung, wie alle Menschen seines kalten Sinnes, freie, der Zukunft fest und sicher in's Auge schauende Seelenruhe bilden. Aber auffallend ist es doch, daß der Dichter den Alba vom Eigensinn des Glückes, wie den Silva vom Eigensinn des Schicksals sprechen läßt, was sich leicht erklärt, wenn die oben bezeichnete Stelle ein späterer Zusatz ist. Denken wir jene Stelle weg, so tritt Silva's kurzes Selbstgespräch viel bezeichnender und treffender im Gegensatz zu Alba's Ruhe hervor.

Nach Silva's Abgang tritt Alba mit seinem Sohne Ferdinand aus der Galerie hervor. Der Dichter gibt dem Alba eine ganz besondere, vor seinen ächten Söhnen ihn auszeichnende Liebe zu seinem natürlichen Sohne

---

*) Der Schluß der Rede Alba's von den Worten an „die dir bezeichnet sind" bildet drei fünffüßige iambische Verse.

Ferdinand, den er durch diesen Vorzug seinen Brüdern wenigstens gleichstellen will. Darum wendet er ihm seine ganze Sorgfalt zu, will in ihm einen seiner würdigen Nachfolger der Welt und dem König hinterlassen. Auf Alba's Frage, wie Ferdinand die Stadt gefunden, schildert dieser sie als ganz beruhigt, von Furcht und Zagen ergriffen, daß keiner zu lispeln sich unterstehe. Nur Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten, und ließ sich bei dem rohen Pferde, das er zuritt, das unbesonnene, leicht mißzudeutende Wort entschlüpfen: „Laßt uns eilen, Pferde zuzureiten; wir werden sie bald brauchen!" Auch hatte er die Hoffnung ausgesprochen, seinen jungen Freund noch heute wiederzusehn, da er auf Alba's Verlangen kommen werde, um mit ihm zu rathschlagen. Hinter Alba's Wort: „Er wird dich wiedersehn", versteckt sich die bittere Schadenfreude, daß Egmont sich so arglos ihm überliefere. Ferdinand aber kann nicht unterlassen, sein besonderes Gefallen an Egmont auszusprechen, mit dem er sich zu befreunden hoffe, wodurch er sich aber einen strengen Verweis seines raschen, unbehutsamen Anschließens zuzieht, das ihn zu mancher Verbindung voreilig eingeladen. Alba erkennt darin ganz den Leichtsinn von Ferdinand's Mutter, die sich ihm unbedingt in die Arme geliefert habe; vor dem Sohne das Andenken seiner Mutter zu schonen, kommt dem rohen Kriegsmann nicht in den Sinn. Ferdinand erklärt sich ganz fügsam, und bittet den Vater, der ihn erinnert, zu welchem Werk er gesandt sei, und welchen Theil er ihm daran geben möchte, seiner ja nicht zu schonen.

Erst nach einer Pause entdeckt Alba dem Sohne das wichtige Geheimniß, daß er Oranien und Egmont hier festzuhalten beschlossen habe. Sein Staunen darf er im Augenblicke durch Mittheilung der Ursachen, die ihn zu diesem Schritte zwingen: noch nicht beantworten. Dafür versichert er ihn seiner höchsten Liebe: mit ihm allein möchte er das Größte, das Geheimste besprechen, da er ihm vor allen lieb und werth ist, so daß er alles auf ihn zu häufen wünschte; ihn möchte er mit dem Besten, was er selbst besitzt, so gern ausstatten, nicht allein ihm Gehorsam einprägen, sondern auch seinen „Sinn auszudrücken*), zu befehlen, auszuführen", in ihm fortpflanzen, und so ihm selbst ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarsten Diener hinterlassen. Nachdem Ferdinand sich für diese zärtliche Liebe seines Vaters, vor dem ein ganzes Reich in diesem Augenblick zittere,

*) „Ausdrücken" kann hier nur die Bedeutung haben „das Vorgesetzte verwirklichen", so daß der „eingeprägte" Wille nach außen zum Vorschein kommt, aber auch so bleibt die Zusammenstellung wunderlich. Gern würde man „auszudrücken", als falsche Dittographie des folgenden „auszuführen", ganz streichen, wie V. 22, 50 „Erholung" neben „Erhebung".

höchst dankbar bezeugt hat, weist dieser ihn an, wie er während Silva's Abwesenheit die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung halten und besonders die Zimmer neben dem Saale mit den sichersten Leuten besetzen, dann auf der Galerie Silva's Rückkunft erwarten und diese durch Ueberbringung irgend eines unbedeutenden Blattes ihm anzeigen, dem weggehenden Oranien am Ende der Galerie den Degen abfordern, die Wache herbeirufen und so den gefährlichsten Mann verhaften solle. Ferdinand kann nicht leugnen, daß er diesmal mit schwerem Herzen und nicht ohne Sorge dem Befehl des Vaters gehorche, was dieser ihm leicht verzeiht, da er heute seinen ersten großen Tag erlebe.*) Dem Vater sich zu widersetzen, darf er nicht wagen; ist es ja auch Egmont nicht, dessen Verhaftung ihm anbefohlen wird, sondern der ihm fremde Oranien, obwohl er tief fühlt, daß beide derselben Sache dienen, und sein Vater, indem er sich der beiden Häupter der Niederländer bemächtigt, den tödlichen Streich gegen die Niederländische Freiheit führt.

Aber in Oranien hat sich Alba diesmal verrechnet; denn statt seiner erscheint Silva mit einem eben durch einen Boten überbrachten Brief, der, wie Silva ahnt, seine Ankunft absagt. Nachdem er die unwillkommene Nachricht im Briefe gelesen, ziehen sich Ferdinand und Silva auf seinen Wink nach der Galerie zurück, worauf er denn in einem bewegten, mehrfach in jambischen Versen einschreitenden Selbstgespräche die in ihm aufgeregten Gefühle ausspricht. Daß Oranien dieses wagen sollte, kommt ihm ganz unvermuthet; bei aller Klugheit ist Alba, wie er wohl fühlt, doch nicht klug genug gewesen. Irrig behauptet Rötscher**) bei den Worten: „Er kommt nicht!“ breche ein Affect aus Alba hervor; vielmehr wiederholt der Herzog sich hier das Ergebniß des eben gelesenen Briefes, das er nicht geahnt, weil er Oranien diese erst im letzten Augenblicke sich enthüllende Kühnheit nicht zugetraut hatte. Sein Unmuth spricht sich in einer Verhöhnung seiner eigenen, für untrüglich gehaltenen Klugheit aus. Doch diesem Unmuthe darf er sich nicht lange hingeben; die Stunde drängt. Jetzt gilt es, sich zu entscheiden, ob er sich mit der Verhaftung Egmont's und der übrigen zu Brüssel befindlichen Verdächtigen begnügen, oder da ihm Oranien entgangen, auch diese in Freiheit lassen solle, die ohne Oranien nichts seien; die Stunde treibt ihn zum Entschlusse. Greift er jetzt nicht zu, so ist sein schöner Plan für immer vereitelt, da sich ihm nie mehr diese Gelegenheit bieten, seine Absicht allen offen vorliegen wird. Zwar hat er früher auch auf diesen

*) Auch hier wieder haben wir drei fünffüßige jambische Verse von den Worten „zum erstenmal“ an.

**) Cyclus dramatischer Charaktere II, 58 f.

Fall gedacht, und ihn reiflich voraus erwogen, aber an die Möglichkeit des Falles hatte er doch nicht recht geglaubt, und jetzt, wo es gilt, wo die Pfade des Handelns sich entschieden trennen, wo er am Ausgangspunkte bedeutsamer Folgen steht, fängt er wieder an zu schwanken, das Für und Gegen von neuem abzuwägen. Was soll er thun? Von beiden Seiten erheben sich Bedenken; die Klugheit räth von diesem wie von jenem ab, und auf der andern Seite kann er sich auch den Nachtheil nicht verbergen, falls er dieses versäumt oder jenes fahren läßt. So steht denn der kalte Berechner sich diesmal genöthigt, blind zuzugreifen, und es dem Schicksal zu überlassen, wie es den Ausgang wenden will. In diesem Augenblick gibt Egmont's Ankunft im Hofe die endliche Entscheidung. Alba sieht ihn ganz heiter und ruhig, in argloser Sicherheit in den Hof hineinreiten; sein Roß trug ihn ungescheut hinein, es schreckte nicht zurück vor dem hier seinem Herrn drohenden Schicksal, wovon wir das Umgekehrte im „Götz" fanden. Vgl. oben S. 136**). Alba bemerkt, wie er absteigt, sein Pferd streichelt und ihm den Nacken klopft; voll Schadenfreude sieht er ihn seinem Netze zueilen. Wie könnte er da zweifeln, wie könnte er ihn seinem so lebhaft vorgeschauten Verderben sich entreißen lassen! Der Entschluß ist gefaßt: Egmont muß in seinen Händen bleiben; denn in gleicher Verblendung wird er sich ihm nicht zum zweitenmal überliefern. Und so verkündet er denn Silva und Ferdinand, daß er bei seinem Willen unveränderlich beharre, wenn ihm und seinem Sohn auch das schöne Verdienst entgehe, in gleichem Netze Oranien zu fangen. Ferdinand soll Egmont entgegengehn, und dann in der Galerie der Rückkunft Silva's warten, um ihn sofort davon zu benachrichtigen.

Alba weiß den arglos sich hingebenden Egmont durch seine scharfen Aeußerungen lebhaft zu reizen. Nachdem dieser sich bei Alba dienstwillig angemeldet und zugleich seine dem König ewig ergebene Treue ausgesprochen hat, erklärt jener, letzterer verlange jetzt seinen Rath. Die Verwunderung, Oranien nicht zu finden, kann Alba nur mit seinem eigenen Bedauern erwiedern, daß dieser in einer so wichtigen Stunde fehle, ohne sich weiter über dessen Ausbleiben zu äußern, das Egmont nach der letzten Unterredung mit Oranien wohl erwarten mußte; aber Alba's Versicherung, daß dieser wirklich erscheinen werde, hatte den leichtgläubigen Mann zur Meinung verleitet, dieser habe sich unterdessen anders besonnen. Alba fordert nun im Namen des Königs Egmont's Rath und Meinung, wie die Niederlande wieder zur Ruhe zu bringen seien, wozu er, wie der König hoffe, kräftig mitzuwirken nicht versäumen werde. Aber die edle Offenheit unseres Helden kann dem Spanischen Heerführer die Bemerkung nicht ersparen, daß die Provinzen schon genug beruhigt seien, ja es noch mehr gewesen, ehe die

Erscheinung der neuen Truppen die Gemüther mit Furcht und Sorge erfüllt habe. Da Alba sich durch diese Erwiederung persönlich verletzt fühlen möchte, so deutet Egmont an, daß er nicht zu entscheiden habe, ob der König das Heer habe schicken sollen, ob nicht vielmehr seine eigene Erscheinung allein stärker gewirkt haben würde; der König habe es nun einmal für besser erachtet, das Heer zu senden. Doch würde es undankbar sein, wollte man verschweigen, daß die Regentin durch ihr so kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Ansehen, mit Ueberredung und List zur Ruhe gebracht, und zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurückgeführt habe. Nach diesen Aeußerungen würden zwischen dem dritten und vierten Akte mehrere Monate verflossen sein, da als Anfangspunkt der Empörung doch nur der Bildersturm betrachtet werden kann; freilich lag zwischen letzterm und Alba's Ankunft ein noch viel größerer Zeitraum (vgl. oben S. 286), allein die Annahme einer so bedeutenden Zeit zwischen beiden Akten vermindert die dichterische Wirkung um so mehr, als wir während dieser geraumen Zeit doch auch irgend Spuren von Egmont's eigener Thätigkeit zur Beruhigung der Provinzen finden müßten, und das Monate lang in derselben Weise fortgesetzte Verhältniß zu Klärchen nicht ohne Anstoß sein würde. Dichterisch müssen wir uns den am Ende des dritten Aktes dargestellten Gipfelpunkt dieser Liebe nicht weit von dem Sturze des Helden entfernt denken, der den gährenden Abgrund vor sich nicht erkennt. Auch hören wir von Oranien und Margaretha im zweiten und dritten Akte, daß Alba's Heer unterwegs sei, welches, wie wir uns denken müssen, nicht lange auf dem Wege säumen wird; wenigstens deuten Oranien und Margaretha auf Alba's Ankunft als eine in kurzem erfolgende an. Auch verliert die Sache der Niederländer bedeutend dadurch, und Alba's Ankunft erscheint gerechtfertigter, wenn die Regentin wirklich mehrere Monate zur Stillung der Unruhen bedurfte, und Egmont scheint bald darauf selbst die durch den Bildersturm erregten Unordnungen nur als einen sehr kurzen, bald vorübergegangenen Rausch zu bezeichnen. Nach diesem allem würde das Stück in seinem ganzen Zusammenhange wesentlich gewinnen, wenn die Stelle von: „Ihr scheint andeuten zu wollen" bis „zu seiner Pflicht zurück" ganz wegfielen, und sie ist vielleicht nur ein späterer Zusatz, durch welchen der Dichter den Uebergang ebnen wollte, oder es schien ihm hier eine lobende Erwähnung der Regentin in Egmont's Munde unentbehrlich. Auf diese Weise würde zwischen dem dritten und vierten Akt nur etwa die Zeit eines Monats in der Mitte liegen, während welcher Margaretha außer den Resten der bilderstürmerischen Unruhen die durch die Nachricht von Alba's Ankunft hervorgerufene Auf-

regung zu unterdrücken eifrig bestrebt war (vgl. oben S. 336 *), und würde alles sich vortrefflich fügen. Vgl. auch oben S. 290.

Alba aber meint, es sei damit keineswegs genug, daß der Tumult augenblicklich gestillt sei, es bedürfe eines Pfandes, daß sich das Volk auch ferner treu und unterthänig halte, wofür bis jetzt allein der gute Wille bürgen könne.*) Egmont, der über die Geringschätzigkeit, mit welcher ihm Alba vom guten Willen des Volks zu reden scheint, etwas in Hitze geräth, stellt diesen als das sicherste und edelste Pfand dar; denn wo dürfe ein König sich für sicherer halten, als wenn alle für einen, einer für alle stehen. Allein Alba hat sehr Recht zu bemerken, daß mit diesem allgemeinen Satze hier nichts gewonnen werde, da man doch nicht etwa werde behaupten wollen, es sei dies augenblicklich in den Niederlanden der Fall, worauf denn Egmont, rasch einlenkend, auf einen Generalpardon und Beruhigung der Gemüther dringt; dann werde man bald mit dem Zutrauen Treue und Liebe zurückkehren sehn. Doch Alba ist gerade der geschworenste Feind der Politik der Versöhnung; die unverletzte Majestät des Königs, das geschändete Heiligthum der Religion muß gerochen werden. Egmont dagegen sieht im Bildersturme und allen damit in Verbindung stehenden Ausschweifungen nur ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit, die urplötzlich die Sinne befallen habe; hier sei mehr zu entschuldigen als zu strafen, besonders da man nicht die Wiederkehr eines solchen aus blinder Verwirrung hervorgegangenen Ausbruches zu besorgen habe. Und was die Majestät des Königs betreffe, so seien gerade die Könige am sichersten und würden von Welt und Nachwelt mit Recht gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde zu vergeben, zu bedauern, zu verachten im Stande gewesen; ja man halte solche Gott selbst gleich, der viel zu groß sei, als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte. An diese letztere nur vergleichende Aeußerung knüpft nun Alba gerade an, indem er mit wunderlicher Sophistik bemerkt, darum müsse gerade der König für die Würde der Religion, die Fürsten und Statthalter für das Ansehen des Königs streiten; was der Obere „abzulehnen“ **) verschmähe, müsse der zunächst ihm Untergeordnete rächen, und so solle nach seinem Rathe, im Gegensatz zu dem von Egmont gefor-

*) Strada läßt II. 194 den Alba in der Staatsrathssitzung zu Madrid äußern: „Wenn die Rebellen augenblicklich ruhig sind, so ist doch die Wildheit in ihren Gemüthern zurückgeblieben, und sie werden wieder ihre Kräfte zusammennehmen, wenn sie die Furcht der Rache abgelegt. — Dies ist ja bereits ausgemacht, daß die Ketzerei nie aufrichtig sich beruhigt.“

**) Das Bild ist vom Ablehnen (Pariren) eines Stoßes hergenommen; sonst würde man lieber „zurückzuweisen“ lesen.

derten Generalpardon, kein Schuldiger der verdienten Strafe entgehn, sich ungestraft seines Frevels rühmen. Da aber Egmont darauf hindeutet, daß die Schuldigen sich vor dem strafenden Arm in's Ausland flüchten, und hierdurch nicht allein die Güter der Reichsten, sondern auch die nützlichen Hände der Armen dem Lande entzogen werden, so erklärt Alba, daß man, worauf schon Silva oben hingewiesen hatte, dies zu verhindern wissen werde, und daß der König gerade darum, damit die Strafe alle Schuldigen ereile, Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthalter verlange, daß ihm mit der bloßen Erzählung des Geschehenen und der Vorstellung dessen, was werden könnte, wenn man alles seinen Gang gehn ließe, nicht gedient sei. Die bisherige schlaffe, nur zuweilen zum Scheine einen nicht ernstlich gemeinten Anlauf nehmende Handlungsweise der Statthalter trifft er mit den scharfen Worten: „Einem großen Uebel zusehn, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal dreinschlagen, wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht, und man doch etwas zu thun scheint, wenn man nichts thun möchte, heißt das nicht sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, aber wohl hegen möchte!“

Mit Mühe enthält sich Egmont, diesen seine Treue und Ehre verdächtigenden, unverkennbar auf ihn gezielten Vorwurf als freche Beleidigung zu strafen, die nur im Blute des Gegners gesühnt werden könne; noch zur Zeit faßt er sich, indem er sich der Stellung Alba's erinnert, und weist eine solche Verdächtigung entschieden mit der Bemerkung zurück, nicht jede Absicht sei offenbar, und manches Mannes Absicht sei zu mißdeuten, was er durch ein scharf schneidendes Beispiel belegt, womit er den Uebergang zu seiner zweiten, oben gestellten Forderung, der Beruhigung der Gemüther, macht. So müsse man ja auch jetzt von allen Seiten hören, die Absicht des Königs sei nicht, wie man vorgebe, die Herstellung einer gleichmäßigen, starken Regierung in allen Provinzen, sowie die Hebung der Religion, sondern nur darauf gerichtet, die Provinzen unbedingt zu unterjochen, sich ihrer Besitzthümer zu bemächtigen, die schönen Rechte des Adels einzuschränken, um derentwillen allein der Edle ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen möge; die Religion mißbrauche man nur zu jedem gefährlichen Anschlag. Da Alba hierüber auffahren will, entgegnet ihm Egmont, das sei keineswegs seine Ansicht, sondern eine viel verbreitete Auslegung der Absicht des Königs, die durch die Furcht der Niederländer für ihre politische und religiöse Freiheit, wofür es ihnen gerade an jeder Bürgschaft fehle, ganz natürlich veranlaßt werde.

Wie Alba oben der Forderung eines Generalpardons seine strenge Verfolgung aller Schuldigen entgegengestellt hat, so tritt er hier als Ver-

höhner der den Niederländern heiligen, wohl verbrieften Freiheit auf, indem er sich ganz auf den Standpunkt des Despotismus stellt, der nur Herrscher und Unterthanen, keinen König und Bürger kennt, der nur dem Herrscher allein Rechte oder vielmehr das einzige Recht der Willkür, dem Unterthanen nur Pflichten oder vielmehr die einzige Pflicht blinden Gehorsams, zuerkennt. Allein Alba, der die Weisheit allein im Herrscher, im Unterthanen nur Beschränkung findet, der in der Herrschaft nur eine Domäne sieht, bemerkt drauf, die höchste Freiheit sei recht zu thun, und daran werde sie der König nicht hindern. Mit diesem höhnenden, über den Kern der Frage frech wegsetzenden Sprunge bildet er sich den Uebergang zu der alles Grundes entbehrenden Anklage, die Niederländer glaubten sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und anderen schaden könnten; und freilich hat er darin Recht, daß es besser wäre, abzudanken, als ein solches Volk zu regieren, wie er sich die Niederländer schmählich genug vorstellt, als ob irgend ein Volk die Herrschaft der Willkür und der rohen Gewalt im Ernst wünschen könnte. Eben so wenig befugt ist der weitere Vorwurf: „Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beistand, dann werden sie uneins unter sich und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden", — eine jeder Erfahrung und dem natürlichen Erhaltungstriebe jeder Nationalität widersprechende Behauptung, deren wahrer Kern nur darin liegt, daß kein Volk gerne dynastischer Vortheile wegen sein Blut opfern möchte. Aus diesen beiden in der Luft schwebenden Sätzen baut sich Alba nun den prächtigen Schlußsatz auf, es sei weit besser, das Volk einzuengen, um sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten zu können. Und damit man ja an diesem saubern, der Menschheit Hohn sprechenden Grundsatze nicht zweifle, soll Egmont ihm sein Bekenntniß, ein Volk bleibe immer kindisch, es werde nicht alt, nicht klug, auf's Wort glauben.

Als Vertheidiger des so verächtlich geschmähten Volkes muß Egmont die Unbilligkeit hervorheben, daß einer sich allein die ganze Weisheit als Erbgut zuschreiben wolle, und sein Unwille faßt sich in dem scharf ausgesprochenen Satze zusammen: „Wie selten kommt ein König zu Verstand!" was Egmont nur als Erfahrungssatz einfach hinstellen kann. Er fügt aber die in der Natur begründete Wahrheit hinzu, daß das Volk zu dem unbeschränkten Willen eines einzelnen nicht so leicht Zutrauen haben könne, als zu dem, was viele beschließen; doch, da er wohl erkennt, daß dieser Satz einer nähern, hier unmöglich zu gebenden Ausführung bedürfe, geht er zu dem andern höchst wichtigen Punkte über, daß der König sich einem Kreise weniger anvertrauen müsse, welcher keinen andern Vortheil kenne, als seiner Laune zu dienen, sich in seiner Stellung zu erhalten; dieses Volk, das

an den Blicken seines Herrn altere, müsse also wohl allein das Recht haben, klug zu werden, während alle übrigen mit kindischer Unklugheit unheilbar behaftet seien. Diese scharfe Hindeutung auf die allwissenden Räthe der Krone erwiedert Alba mit der spitzen, auf Egmont und den Niederländischen Adel zielenden Bemerkung, diese seien vielleicht gerade deshalb klug, weil sie nicht ganz sich selbst überlassen seien, wogegen Egmont meint, eben weil sie sich selbst abhängig fühlten, möchten sie auch niemand sich selbst überlassen, sondern die unumschränkteste Herrschaft über alle üben.

Doch diese allgemeinen Bemerkungen will Egmont nicht länger fortsetzen, sondern er kehrt zur vorliegenden Frage zurück, indem er wiederholt erklärt, daß es auf dem jetzt eingeschlagenen Wege, was man auch thun möge, nicht gehn könne, was er durch eine treffliche Schilderung seiner die Freiheit liebenden, an ihr unerschütterlich festhaltenden Landsleute schließlich begründet: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutraun zu verdienen, leicht zu erhalten. Starr und fest! zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“ *)

Die Unterhaltung ist hiermit eigentlich zu Ende geführt, und Alba hat sich bereits bei Egmont's letzter Rede mehrfach umgesehen, ob sein Sohn ihm nicht endlich die erwünschte Nachricht bringe. Da dieser sich aber noch immer nicht zeigen will, so sucht er Egmont durch die Frage, ob er dieses alles auch in des Königs Gegenwart wiederholen würde, zu weiteren Aeußerungen zu veranlassen, die er ihm sonst herzlich gern erlassen hätte, da solche freisinnige Gedanken ihm ein Greuel sind. Dieser aber kann nur wünschen, daß des Königs Gegenwart ihn nicht abschreckte, das Gesagte zu wiederholen, ja er würde sich freuen, wenn der König ihm Zutrauen einflößte, noch mehr als dieses zu sagen, weil ein solches Zutrauen für jenen selbst und für das Volk nur höchst heilsam sein könne. Alba veranlaßt ihn nun, das, was er dem Könige noch weiter sagen würde, auch ihm mitzutheilen, da er ihn hierdurch noch länger aufzuhalten hofft. Im Gegensatze zu denjenigen, welche im Freiheitssinne nur Empörung sehen und es für unwürdig halten, ein solches an seinem Recht und seiner Freiheit hangendes Volk zu regieren, würde Egmont, hätte er zum Könige zu reden, diesem sagen, es sei viel ehrenvoller und würdiger, ein selbstbewußtes, auf seine Eigenthümlichkeit haltendes Volk zu regieren, als ein träges, stumm und willenlos sich

*) Die Worte bilden fast ohne Aenderung jambische Verse, freilich von verschiedener Länge.

fügendes, doch stellt er diesen Gedanken blos in einem treffenden Bilde dar: „Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand, aber dem edlen Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen.“ Fast scheint es, daß dem Dichter hierbei eine Aeußerung Möser's vorschwebte, der im Jahre 1775 seine Polyxena von Tobosa in dem Aufsatze „Ein neues Ziel für die Deutschen Wochenschriften“, abgedruckt in dem 1778 erschienenen dritten Bande der „patriotischen Phantasien“ folgende Meinung eines ihrer Freunde anführen läßt (Werke B. 3, 89 f.): „Er glaubt, die Masse des Staats müsse in einer beständigen Gährung, und die Kräfte, welche seine Erhaltung wirken, in einer anhaltenden Arbeit sein, wofern seine Einwohner groß und glücklich sein sollten. Er sieht es als eine Folge des Despotismus an, die als eine ungeheure Masse alle untern Federkräfte niederdrückt, daß wir so ruhig und ordentlich leben, und glaubt, je freier und mächtiger alle Kräfte in der Staatsmaschine wirkten, desto größer sei auch der Reichthum der Mannigfaltigkeit und der Privatglückseligkeit. Erfordere es gleich mehr Klugheit und Macht, die Ordnung unter tausend Löwen und Löwinnen zu erhalten, so wolle er doch lieber Futterknecht bei diesen, als der oberste Schäfer sein und eine Heerde frommes Vieh spielend vor sich hertreiben.“ Dem Egmont lag natürlich die Vergleichung mit seinem Lieblingsthiere, dem Pferde, näher, als die Möser'sche mit dem Löwen.

Seiner selbstbewußten Eigenthümlichkeit wegen, nicht aus Trotz, fährt Egmont fort, halte der Niederländer so fest an seiner alten Verfassung, und wünsche nur von seinen Landsleuten regiert zu werden, weil er wisse, wie diese ihn behandeln, weil er von den Seinigen eher als von Fremden Uneigennutz und Theilnahme an seinem Schicksal erwarten dürfe. Aber Alba hebt wiederholt die Seite des unumschränkten Königs hervor, der doch auch die Macht haben müsse, die Verfassung zu ändern; ändere sich ja alles auf Erden, und so müsse auch eine alte Verfassung, da sie den gegenwärtigen Standpunkt nicht umfasse, die Ursache von tausend Uebeln werden, und er fürchte, diese alten Rechte seien nur darum vielen so angenehm, weil sie Schlupfwinkel bildeten, in welchen der Kluge, der Mächtige zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen sich verbergen oder durchschleichen könne. Alba umgeht in seiner Weise ganz den Hauptpunkt, daß es sich zunächst um unveräußerliche Rechte des gesammten Volkes handelt, und sucht statt dessen Egmont und den Adel durch den Verdacht zu treffen, daß es ihnen nur um ihren eigenen Vortheil zu thun sei. Egmont dagegen widersetzt sich jeder Willkür, die, einmal als berechtigt anerkannt, keine Gren-

zen kenne. Einem guten, weisen Könige möchte man sich wohl gern anvertrauen, seiner Einsicht und seinem guten Willen sich freudig hingeben, aber man dürfe auch einem solchen das volle Recht, alles nach seinem Willen zu lenken, nicht einräumen, weil sonst seine Nachfolger, für deren Charakter er keine Bürgschaft leisten könne, dasselbe für sich beanspruchten. Und wenn diese nun ohne Schonung, ohne Rücksicht regierten, wer könnte alsdann die Bürger vor völliger Willkühr retten, besonders wenn er seine Diener sendete, die ohne Kenntniß des Landes und seiner Bedürfnisse nach Belieben schalteten und walteten, keinen Widerstand fänden und sich vor jeder Verantwortung sicher wüßten. Alba, der sich indessen wieder umgesehen hat, beschränkt sich darauf, dem Könige das Recht frei zu halten, durch sich zu herrschen und die Diener zu wählen, welche ihn am besten verstehen, verstehn wollen, welche seinen Willen unbedingt ausrichten. Aber Egmont findet es eben so gerecht, daß der Bürger nur von dem regiert sein wolle, der mit ihm geboren und erzogen, der mit ihm gleichen Begriff von Recht und Unrecht habe, den er als seinen Bruder ansehn könne. Wenn dagegen Alba die bittere, gegen Egmont gerichtete Bemerkung macht, der Adel habe aber doch wahrlich nicht brüderlich mit den Bürgern getheilt, so bezeichnet Egmont die Vorrechte des Adels als ein aus älterer Zeit erhaltenes, vom Volke ohne Neid anerkanntes Gut, dieses werde aber sich in fürchterlichster Gährung erheben, wollte man neue Menschen ohne Noth senden, die sich zum zweitenmale auf Unkosten der Nation bereicherten. Doch Alba findet sich durch diese Bemerkung beleidigt, da er ja auch ein Fremder sei, worüber ihn aber Egmont, den dieser so oft gereizt hat, beruhigt; daß er es ihm sage, beweise, daß er ihn gerade nicht meine. So hat denn Egmont das Festhalten an der Verfassung und die darin vorgesehene Regierung der Provinzen von eigenen Landsleuten Alba's despotischer Tyrannei gegenüber treffend vertheidigt.

Dieser aber tritt jetzt mit der Absicht des Königs unverhüllt hervor, womit er jede weitere Besprechung von Recht und Unrecht abschneidet, indem er den Beschluß des Königs — mit besonderer Kraft wird das Wort „der König" am Anfange von vier unmittelbar auf einander folgenden Sätzen wiederholt — als die einzige Richtschnur des Handelns hinstellt. Der König wolle das Volk zu seinem eigenen Besten einschränken, sein eigenes Heil, wenn's sein müsse, ihm aufdringen, die schädlichen Bürger aufopfern, damit die übrigen Ruhe fänden, des Glückes einer weisen Regierung zu genießen; diesen seinen Entschluß dem Adel mitzutheilen, habe er Befehl, und er fordere in seinem Namen von ihm Rath, wie dies auszuführen sei. Aber Egmont kann dem Könige zu einem solchen Beschlusse, wie ihn die allgemeine Stimme des Volks gefürchtet habe, kein Recht zugestehn. Der

König wolle die Kraft seines Volkes zerstören, um es bequem zu regieren, den innern Kern ihrer Eigenheit verderben, um sie glücklich zu machen, sie vernichten, daß aus ihnen ein anderes Etwas werde. Wenn die Absicht des Königs gut sei, so werde sie hier offenbar mißleitet, und nur dem mißleiteten Könige, nicht dem Könige als solchem stelle man sich entgegen. Alba aber will sich auf die Erörterung der Frage, was der König thun dürfe und müsse, nicht einlassen; es sei dieses alles gehörig erwogen, und ihre Ansichten darüber zu vereinigen würde ein vergeblicher Versuch sein; er habe nichts zu thun, als Gehorsam von dem Volke zu fordern, Rath und That vom Adel, als Bürgen dieser unbedingten Pflicht des Gehorsams. Egmont wird durch diese im strengsten Tone gehaltene Mahnung nicht eingeschüchtert. Mit gleichem Rechte, bemerkt er, könne man ihr Leben fordern; denn einer edlen Seele sei es gleich, ob sie das Haupt vor dem Beile ducken oder sich dem Joche schmählichen Unrechts fügen solle; er habe umsonst seine Stimme erhoben, auf die man nichts zu geben für gut finde. *)

Egmont's Edelmuth tritt in dieser glänzenden Vertheidigung der Rechte des Volkes und der Verwerfung despotischer Gewalt im reinsten Lichte hervor. Jedes Wort ist hier gediegenes Gold der Wahrheit, mit menschlichstem, sittlichstem Gefühl seelenhaft ausgeprägt. Daß das wahre Glück des Volkes, nicht des Herrschers Machtvollkommenheit der Zweck des Staates sei, daß das Volk nicht bloß die Pflicht des Gehorsams habe, sondern auch nach seinem geschichtlich entwickelten Charakter, nach seinen Eigenthümlichkeiten gerecht regiert zu werden fordern dürfe, daß der König an seine Verträge, an sein heilig gegebenes Wort gebunden sei, dieses alles ist mit einer so natürlichen Wahrheit in sprechendster Klarheit gedacht und dargestellt, daß es uns wie frischer Lebensodem umweht, wogegen die despotische Willkür Alba's, der nur zum Scheine sich in eine Unterredung einläßt, in bodenloser Menschenverachtung sich grausenhaft abspiegelt. **) Egmont bewegt sich nicht in idealen Träumen und Einbildungen, er spricht nur das reine Gefühl eines gesunden, für Recht und Menschlichkeit warm schlagenden Herzens aus, dem Volkseigenthümlichkeit und Volksbewußtsein als unverletzliche Heiligthümer gelten. Rührend ist es, wie er vor dem blutigen

---

*) Die letzte Aeußerung Egmont's von den Worten an „ob sich der Nacken" bildet mit zwei unbedeutenden Veränderungen fünf fünffüßige jambische Verse. Auch Alba's vorhergehende Rede schließt fast ganz jambisch.

**) A. H. Müller's Aeußerung, fast die ganze moderne Staatsweisheit habe nichts Höheres als diese Unterredung aufzuweisen (in den „Vorlesungen über die Deutsche Wissenschaft und Litteratur" 1807), dürfte noch heute in vollster Wahrheit bestehn.

Gewaltherrscher die Stimme des verläumdeten, geschändeten, auf sein Recht haltenden Volkes mit einem Eifer führt, der den Glauben, dieses Felsenherz zu erweichen, noch nicht aufgeben mag; und wie erhebend wirkt der hehre Muth, der auch da die Fahne nicht sinken läßt, wo die Niederlage entschieden ist, sondern sie hoch emporhält zum Zeichen, daß auch im Untergange der Muth noch ungebrochen in edler, starker Seele sich fest zusammenhält! Was auch Egmont als Staatsmann durch Leichtsinn gefehlt haben mag, die freie Sprache, die er gegen Alba führt, und besonders sein heldenhaftes Schlußwort haben dies vollauf gesühnt.

Ferdinand erscheint nun endlich mit einem Briefe, den er dem Vater als Zeichen von Silva's glücklicher Rückkunft übergibt. Während dieser seitwärts tritt, um dem Anschein nach den dringenden Brief zu lesen, unterhält sich Ferdinand mit Egmont über das schöne Pferd, welches die Diener eben gebracht haben, ihn abzuholen. Egmont ist ein großer Freund dieser edlen Thierart, aber er wechselt nach Liebhaberweise gern, und so bietet er, indem er leicht von der Aufregung, worein ihn das Gespräch mit Alba gesetzt hat, sich zu sammeln weiß, dem Sohn freundlich das schöne Thier an, worüber sie wohl des Handels einig werden dürften. Als er sich aber nun von Alba beurlauben will, tritt dieser ihm mit schärfstem Vorwurf über seine dem König feindliche Gesinnung entgegen, die weiter zu verrathen ihn die Dazwischenkunft Ferdinand's glücklich verhindert habe, glücklich, in sofern Alba solche Beleidigung des Königs nicht weiter anzuhören gezwungen gewesen; *) durch die unvorsichtige Enthüllung seines Innern habe er selbst sich weit strenger angeklagt, als die Gehässigkeit eines Widersachers vermocht haben würde. Dieser aber fühlt sich durch das schöne Bewußtsein, wie er dem Könige angehöre, weit mehr als viele, die in seinem Dienste nur ihren eigenen Vortheil oder Ruhm suchten, gegen jeden Vorwurf gesichert. Daß ihre Ansichten sich nicht vereinigen konnten, bedauert er, und um so mehr wünscht er, daß der Dienst ihres Herrn und das Wohl des Landes sie bald zu gemeinsamem Wirken vereinigen werde, doch will er auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß eine wiederholte Besprechung der heute verhandelten Frage in Gegenwart der übrigen Fürsten eine glückliche Ausgleichung ihrer

*) Man könnte die Worte: „Glücklich hat dich der Zufall verhindert, deinen Sinn noch weiter zu verrathen", so deuten wollen, es sei ein Glück, daß Egmont seinen Sinn nicht durch die That habe offenbaren, nicht im offenen Aufruhr sich dem Willen des Königs habe widersetzen können; aber hiergegen scheint uns die enge Verbindung mit den folgenden Worten zu sprechen, welche andeuten, daß seine Leidenschaft ihn zu unkluger Enthüllung seiner geheimsten Gesinnungen hinreiße.

Ansichten noch erwirken möge.*) Als aber Egmont sich nun entfernen will, fordert ihm Alba, der seinen Sohn vorher still bedeutet hat, seinen Degen ab, worauf sich sofort die Mittelthüre öffnet und man die Galerie mit Wache besetzt sieht. Der Held, über diesen argen Verrath in starres Staunen gesetzt, will sich mit seinem Degen zur Wehr setzen; da aber Alba ihn im Namen des Königs für seinen Gefangenen erklärt, und zugleich Soldaten aus den beiden Seitengemächern hereintreten, bricht Egmont über diese schändliche Mißleitung des Königs in den Krösusruf: „Oranien! Oranien!“ aus. Gefaßt übergibt er darauf den Degen, der weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als seine eigene Brust beschützt habe, und entfernt sich, von den ins Zimmer getretenen Soldaten und Alba's Sohn geleitet, durch die Mittelthüre, während Alba, dem der entscheidende Streich gegen den edlen, seiner guten Sache bewußten, an Recht und Ehre glaubenden Helden gelungen, ruhig stehn bleibt. Ueber Strada's Darstellung vgl. oben S. 273.

Klärchen's verzweifelte Anstrengung zur Rettung des vom schwärzesten Verrath umsponnenen Helden und Geliebten, im Gegensatz zu den durch die Gewaltthat in stumme Furcht gesetzten, in innerster Seele zerschlagenen Bürgern, schildert uns die erste Szene des fünften Aktes. Nirgendwo zeigt sich eine Hoffnung auf Befreiung; die Freunde sind fern oder ohnmächtig, die Bürger zagen und zittern, und das arme, heldenhaft aufflammende Klärchen vermag nur seine verzweifelnde Liebe für ihren Egmont aufzuwenden, der, wie sie noch vor kurzem sich geäußert hatte, die ganze Welt über sich richten lassen dürfte, den sie aber jetzt der wilden Rache blutiger Tyrannei verfallen sieht. Das sonst so sittsam nur beim sonntäglichen Kirchgange**) die Straße betretende, übertrieben ehrbar dem ansprechenden Geliebten zürnende Klärchen hat jetzt, wo die Nachricht von Egmont's Verhaftung ihre ganze Seele zur Verzweiflung getrieben, ihren Brackenburg bei anbrechender Dämmerung — die Verhaftung fand am Morgen statt — mit

*) Auch hier liegen drei fünffüßige jambische Verse fast ohne alle Veränderung vor.

**) Auffallen kann es, daß Goethe sein Klärchen nur Sonntags zur Kirche gehn läßt, wogegen sein Gretchen im „Faust“ täglich die Kirche zu besuchen scheint, wie es der alten frommen Sitte gemäß ist. Er dachte sich wohl, daß die Pflege ihrer alten Mutter und die jener für ihr geliebtes Kind sie mehr zu Hause hielt, wenn anders auf die von Brackenburg in scharfem Gegensatz und in leidenschaftlichster Aufregung gethane Aeußerung viel Gewicht zu legen ist. Eine Uebertreibung ist in solchen Fällen so natürlich als gewöhnlich.

Gewalt mit sich auf die Straße gezogen, wo sie die Bürger zur Befreiung Egmont's aufrufen will. Seinem bedenklichen Zurückhalten setzt sie die leidenschaftliche Ueberzeugung entgegen, daß sie Egmont befreien werden. Alle Bürger, die ja mit so unendlicher Liebe an ihm hingen, in deren Seele noch ganz frisch lebt, was sie ihm schuldig geworden, die es wissen, daß sein mächtiger Arm allein das Verderben von ihnen abhält, alle Bürger müssen die brennende Begier in sich fühlen, die Gefahr von seinem kostbaren Leben abzuwenden, dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben, und es fehlt nur die Stimme, die sie zusammenruft; um seinet- und ihretwillen müssen sie ja alles wagen. Und sie selbst, was kann sie mit ihrem Brackenburg auf's Spiel setzen, was kann sie abhalten, ihre Stimme zu erheben? sie kann ja nur ihr Leben verlieren, das, wenn Egmont umkommt, ganz werthlos ist. Umsonst hält Brackenburg der Unglücklichen die Gewalt entgegen, welche mit ehernen Banden alle Widerstandskraft gefesselt hält, sie scheint ihrem Glutverlangen nicht unüberwindlich. Und so läßt sie sich denn nicht abhalten, die eben vorübergehenden Bürger anzusprechen, sie nach Egmont zu fragen. Der besonnene Zimmermeister bittet Brackenburg, das Mädchen schweigen zu lassen, Klärchen aber beginnt sofort, ihren Plan zur Befreiung Egmont's mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit zu entfalten. Sie bittet die Bürger, näher zu treten, damit sie leise reden, bis sie sich vereinigt haben. Dringend schildert sie die Gefahr, die von der frechen Tyrannei noch in dieser Nacht dem Geliebten drohe. Sie sollen sich theilen, mit schnellem Lauf überall die Bürger zu den Waffen rufen; auf dem Markte sollen sie sich vereinigen, dort wird ein gewaltiger Strom sich ansammeln, der auch die Zaudernden mit sich fortreißt. Schon sieht sie die Feinde umringt, überschwemmt, erdrückt — denn wie sollte eine Handvoll Knechte ihnen widerstehn können? —, und Egmont kehrt in ihrer Mitte befreit zurück, kann ihnen einmal danken, die ihm so tief verschuldet sind. Die Gewißheit der Rettung, in die sie sich immer lebhafter hineindenkt und spricht, drückt sich zuletzt entschieden in den Worten aus: „Er sieht vielleicht — gewiß er sieht das Morgenroth am freien Himmel wieder." *) Da der Zimmermeister sie nicht ohne Rührung zu sich bringen möchte, begreift sie nicht, wie man sie mißverstehn könne; sie spreche ja von Egmont. Aber der ganz in Angst zerflossene, ehemals so geschwätzige Schneidermeister Jetter will den Namen

---

*) Der Schluß von Klärchen's Rede von den Worten „Auf dem Markte" an bildet zehn fünffüßige jambische Verse, nur daß dem ersten Verse die Anfangssylbe, dem vorletzten ein Fuß fehlt. Auch Klärchen's folgende Rede zeigt mehrere fünffüßige Jamben, besonders die Stelle: „Wer würfe sich — Fragt".

nicht hören, der schon allein tödlich sei. Klärchen kann diese Furcht vor Egmont's Namen nicht begreifen, den man bei jeder Gelegenheit nenne, der überall geschrieben stehe, den sie selbst so oft mit allen seinen Lettern in den Sternen gelesen habe. Sie sollen sich nur recht besinnen, nicht so ängstlich auf sie hinstarren, nicht so schüchtern nach allen Seiten sich umschauen; das, was sie ihnen zurufe, sei ja nur ihr eigenster Herzenswunsch; gebe es ja keinen unter ihnen, der nicht in dieser bangen Nacht auf seine Kniee sinke, um Egmont's Leben mit ernstlichem Gebet vom Himmel zu erflehn. Wer von ihnen spreche nicht ihr gern nach: „Egmont's Freiheit oder den Tod!" Aber Jetter geräth über jenes halsgefährliche Wort in schrecklichste Furcht, sieht sie schon sammt und sonders verhaftet, und will sich rasch entfernen. Klärchen's eindringliche, mit begeisterter Erhebung gesprochene Mahnung, nicht vor dem Namen sich scheu wegzudrücken, dem sie sich sonst so froh entgegengedrängt, hält sie zurück. In lebhaftester Darstellung schildert sie, wie sonst jede Brust dem von Gent ankommenden Egmont entgegengeschlagen, wie in allen Straßen, durch welche er kam, jeder alles zur Seite warf, um am Sonnenstrahl seines Angesichtes Freude und Hoffnung zu beleben, wie man seine hohe Gestalt als die Hoffnung besserer Zeiten den auf der Thürschwelle in die Höhe gehobenen Kindern zeigte. Was würden sie diesen sagen können, wenn sie einst nach ihm, nach den von ihm erwarteten besseren Zeiten fragten! Aber nicht länger sollen sie hier Worte wechseln; jeder Augenblick, den sie müssig verschwenden, ist ein Verrath an Egmont. Nur zu tief empfinden die Bürger die Wahrheit dieser Worte, aber die blasse Furcht vor der schrecklichen Uebermacht hält alle ihre Kräfte nieder, und so können sie nichts thun, als Egmont und das arme Kind bedauern, dessen Wegschaffung sie dringend wünschen, da es sonst rettungslos der Spanischen Rache verfallen werde. Deshalb spricht denn der Krämer Soest Brackenburg eindringlich zu, doch Klärchen nicht so gewähren zu lassen, sondern durch rasche Entfernung dem Unheile zu steuern, worauf dieser die Geliebte zur Heimkehr auffordert, mit Hindeutung auf die besorgte Strenge der Mutter; auch sei die Furcht um Egmont's Tod vielleicht unbegründet. Aber Klärchen unterbricht ihn voll leidenschaftlicher Aufregung. Sie ist kein Kind, das in einer solchen, alles entscheidenden Frage eines Vorwurfes der Mutter wegen sich von dem, was allein Hülfe bringen könne, abhalten lassen sollte; auch ist sie nicht so wahnsinnig, sich mit einem leichtfertigen „Vielleicht" abspeisen zu lassen, da sie die schreckliche Gewißheit hat, die Tyrannei dürste nach Egmont's Blut. Noch einmal erhebt sie ihre Stimme — sieht sie ja, wie die Bürger über sich selbst bestürzt sind, daß sie den Helden ganz hülflos der Tyrannei überlassen —, noch einmal erinnert sie an das, was Egmont ihnen gewesen, was sie in ihm

verlieren. Der Blick in die Zukunft, wie trostlos muß er ihnen sein, wenn mit Egmont's Athem der letzte Hauch der Freiheit hingeschwunden ist? Wie muß die Erinnerung an die Vergangenheit, wo Egmont nur für sie lebte und stritt, sie vernichten, wenn sie dieser großen Seele, die sie alle trug, ihre Hülfe versagen, seine jetzt auf sie gesetzte Hoffnung so schmählich täuschen? Der Zimmermeister geräth in immer größere Bestürzung, je mehr er Klärchen's Leidenschaft sich immer glühender entflammen sieht, und er will deshalb seinen Gevatter Jetter mit sich nehmen, dessen Gutmüthigkeit nicht ohne innersten Antheil bleibt. Aber Klärchen möchte ihren Muth und ihre Verachtung der Gefahr den Bürgern, denen es eben hieran fehlt, gern in's Herz gießen, da sie selbst nur ein Weib ist, dem die Kraft des Mannesarmes nicht zu Gebot steht. Mit feurigster Begeisterung will sie in ihrer Mitte einherschreiten, wie eine Fahne ein edles Heer von Kriegern anführt, soll ihr Geist um ihre Häupter flammen, daß Liebe und Muth alle Bürger zu einem fürchterlichen Heere vereinigen. Am Schlusse dieser Rede von den Worten an: „Wie eine Fahne wehrlos", schlägt das jambische Versmaaß wieder entschieden durch.

Die Bürger halten sich bei diesen begeisterten Freiheitsreden nicht länger sicher, und entfernen sich deshalb mit ängstlichem Bedauern. Brackenburg sucht Klärchen nun von neuem zur Rückkehr nach Hause zu bewegen. Diese aber bricht in verächtliche Klagen über diese „Memmen" aus, die, wie sehr sie auch Egmont in Mund und Herzen trügen, doch nicht wagten, für ihn zum Schwert zu greifen. Rührend ist es, wie sie auch ihren Brackenburg, ihre einzige und letzte Stütze, für Egmont begeistert hält, ohne zu ahnen, wie tief gerade ihr von unendlicher Liebe eingegebener leidenschaftlicher Aufruf für diesen sein Herz zerschneiden muß. „Brackenburg, und wir? — Schelten wir sie?" Denkt sie sich ja Brackenburg jetzt ganz als ihren mit ihr einstimmigen Bruder. Aber freilich ist niemand mehr für Egmont zu thun verpflichtet, als sie selbst, der jener alles gewesen; um so bitterer fühlt sie, daß ihre Arme, die ihn so oft festgehalten, nichts für ihn thun. Doch fehlt ihr die Kraft, so will sie es mit List versuchen, weshalb sie Brackenburg bittet, ihr einen Anschlag zu geben; er kenne ja Wege und Stege, kenne das alte Schloß. Goethe nimmt demnach hier an, man habe den Gefangenen aus dem Kuilemburgischen Hause auf das alte Schloß gebracht, während Egmont wirklich aus diesem Hause auf die Genter Citadelle geschafft wurde, was der Dichter, welcher alles einen raschern Gang nehmen lassen muß, natürlich nicht gebrauchen konnte. Aber Brackenburg drängt zur Rückkehr; an der Ecke sehe er schon Alba's Wache; gern wolle er für die Geliebte sterben, aber sie wären ja beide toll, wollten sie hier bleiben, und sich ihren Henkern übergeben; unmöglich könnten sie etwas

ausrichten. Als er aber Klärchen bittet, sich zu fassen, da sie ganz außer sich sei, fährt diese, die, in sich versunken, sich zu beruhigen geschienen hatte, lebhaft auf, da sie es abscheulich findet, ihre begeisterte Liebe für Egmont ein Außersichsein gescholten zu sehn; Brackenburg und die Bürger — sie betrachtet ihn jetzt nur als einen solchen, da seine eben gethane Aeußerung ihn ganz den feigen Bürgern gleichstellt — seien außer sich, nicht sie, welcher früher, wie sie Egmont lauschend aus ihrem halb aufgehobenen Fenster gesehen *), das Herz höher geschlagen habe, als jenen, die ihm laut zugerufen; auch jetzt, wo sie ihn öffentlich bekenne, während jene sich versteckten, ohne zu fühlen, daß sein Tod ihr Verderben sei, schlage ihr das Herz wieder höher. Auf Brackenburg's wiederholte Aufforderung, nach Hause zu gehn, versinkt sie wieder träumerisch in sich, so daß sie dessen weitere Bemerkung, wie sie ganz aus sich herausgeschritten sei, wie sie, das früher so ängstlich ehrbare Mädchen, jetzt hier vor den Augen der offenen Welt stehe, rede und handle, völlig überhört, und erst bei den Worten „besinne dich, Liebe!" wieder aufhorcht. Das Wort „nach Hause" hat ihr die Seele gewaltig aufgeregt; ja sie will jetzt nach Hause, sie will nach der höhern Heimat, wo nicht mehr die Gemeinheit der Erde herrscht, die ihr hier in der Feigheit der Bürger so abschreckend nahe getreten, wo sie ihren Egmont wiederfinden, wo sie ihm ganz angehören wird. Der Entschluß, dem geliebten Helden, an dessen Rettung sie nach ihrem vergeblichen Versuche ganz verzweifeln muß, in's Jenseits zu folgen, steht bei ihr fest, und sie deutet ihn in den Schlußworten: „Weißt du, wo meine Heimat ist?" bestimmt genug an. Daß Brackenburg hierauf nicht achtet, erklärt sich sehr wohl aus seiner eigenen ängstlich gespannten Aufregung, worin er nur auf die Entfernung der Geliebten bedacht ist.

Hat der Dichter uns Klärchen's Verzweiflung mit ergreifendster Wahrheit geschildert, die, da sie zur Rettung des geliebten Helden vergebens ihre ganze Seelenkraft aufgewendet, nun den Entschluß ergriffen hat, ihm in den Tod zu folgen, so muß er uns jetzt den Zustand des im Gefängniß seines Urtheils harrenden Helden selbst vorführen, muß uns zeigen, wie Verzweiflung und Hoffnung durch seine von der drückenden Gefangenschaft verdüsterte Seele schwanken. In dem bloß durch eine Lampe erhell-

*) Der Gegensatz hat hier die Abweichung von der frühern Darstellung veranlaßt, wonach Klärchen, wenn sie Egmont kommen hörte, gleich an's Fenster lief, oder hinter den Scheiben stehend auf ihn wartete, und ihn freundlich grüßte, wodurch sie bald seine Aufmerksamkeit erregte. Es ist dies einer der leicht zu übersehenden Widersprüche, deren sich der Dichter zu seinem Zwecke wohl bedienen darf, wie Goethe selbst dies mehrfach ausspricht. Vgl. Gespräche mit Eckermann III, 155 ff.

ten Gefängniß finden wir Egmont zur Nachtzeit auf einem Ruhebette liegen, aber vergebens harrt er des Schlafes, der sich immer so willig auf sein freies Haupt hernieder senkte. Selbst unter Waffen, im wildesten Gewirre suchte der Schlaf ihn freundlich heim, da ihm immer „der Kern des Herzens innerst ungeregt blieb". Aber diesmal fühlt er eine unheimliche Gewalt sein ganzes Wesen erschütternd durchzucken, es ist ihm, als ob sein Leben abzusterben begänne, was der Dichter durch den so treffend gewählten als herrlich ausgeführten Vergleich mit dem Baume darstellt, der allen Stürmen trotzt, so lange die innere Kraft in ihm lebt und treibt, aber urplötzlich niederstürzt, wenn die Axt den festen, hohen Stamm an seiner Wurzel untergräbt. Was ist aber jene unheimliche Gewalt, die ihn so bewegt, die ihm keine Ruhe gönnt? *) Nicht die Sorge vor dem Tode, dem er so oft muthig in's Auge geschaut, durchzieht wie ein schleichendes Gift sein Inneres, sondern die schwüle Gefängnißluft, der Mangel an Freiheit, die seines Lebens Leben ist, drückt und bewältigt ihn. **) Mit lebhaftesten Farben schildert uns Egmont seinen unwiderstehlichen Drang nach frischer Luft und freier Bewegung, wo der Mensch sich selbst, alle seine Kräfte und Sinne recht fühle und sich wahrhaft als Mensch empfinde. ***) Aber jetzt in dieser dumpfen Luft des öden Kerkers ist er nicht mehr er selbst, er kommt sich nur wie ein Bild vor, wie ein Erinnerungstraum des Glückes, das er so lang besessen. Das verrätherische Geschick hat ihn, statt ihm einen raschen Tod vor'm Angesicht der Sonne zu gönnen, in diesen dumpfen Kerker gestoßen, wo ihn des Grabes Vorgeschmack widrig anweht, sein Leben kalt erstarrt. „Und vor'm †) Ruhebette, wie vor dem Grabe scheut der Tod." ††) Aber warum

---

*) Mit den Worten: „Warum denn jetzt" beginnen vier sechsfüßige jambische Verse.

**) Auch in dieser Stelle von den Worten an „wie mit den übrigen Gestalten" bis „widerlich" bringt der jambische Rhythmus entschieden durch.

***) Höchst bemerkenswerth ist es, wie in dieser Stelle die Lebhaftigkeit der Schilderung die kleinern jambischen Verse zu größeren ausweitet, dann aber auch jedes umschlingende Versband durchbricht. Von den Worten an: „Da eilt' ich fort" haben wir zunächst drei fünf-, dann zwei neunfüßige Verse, dann folgen ein fünf- und drei sechsfüßige Verse; bei den Worten: „wo das Verlangen" wird das Versband gesprengt; dann kehrt die Rede bei der Stelle: „wo der Soldat" wieder zum jambischen Rhythmus zurück, und wir erhalten zwei fünf- und drei sechsfüßige Jamben, wenn wir nur das „und" vor „in fürchterlicher Freiheit" streichen.

†) Schon die zweite Ausgabe hat „vor dem" statt „und vorm".

††) Auch hier sind jambische Verse nicht zu verkennen. Auf einen fünffüßigen Vers:

Du bist nur Bild, Erinnrungstraum des Glücks,

befängt ihn die Sorge, daß er hier im Kerker hinschmachten werde, warum dieser bange Zweifel? Darf er ja noch auf die Gerechtigkeit des Königs, der er sein ganzes Leben vertraut, auf die Freundschaft der Regentin, die fast Liebe war, seine Hoffnung setzen. Und wird Oranien an der Spitze seiner Freunde nicht „wagend sinnen" *), wird nicht das Volk für ihn sich erheben? Freilich wollen die beengenden Mauern, deren dumpfe Oede ihn schaurig umfängt, alle frohen, muthigen Gedanken von ihm abhalten, aber seine an den Sieg der Freiheit und des Rechts unerschütterlich glaubende Seele überwindet alle bangen Zweifel. Er sieht, wie das Volk seine Rettung vom Himmel erfleht, und wenn Gott ihnen kein Wunder sendet, dann wird es mit Gewalt den Kerker stürmen, den Heißgeliebten der Freiheit froh entgegenführen. Wie wird er sich freuen, von so manchem bekannten Gesicht jauchzend empfangen zu werden! Aber kein lieberes Bild würde ihm hier entgegentreten, als sein edel und glühend ihn und sein ganzes Wesen verstehendes Klärchen; wäre sie Mann, so würde sie sicher allen vorauseilen, und niemand würde er lieber als ihr seine Freiheit danken, die anderen danken zu müssen einem edlen, muth- und kraftbeseelten Herzen so hart ist. **) Wie Klärchen ihren Egmont innigst erfaßt hat, so dieser das geliebte Mädchen, das über sich selbst und seine jungfräuliche Bescheidenheit hinausgegangen, als es die Bürger zur gewaltsamen Befreiung des Helden aufforderte.

So zeigt sich also Egmont's Wesen auch in diesem an manchen Stellen lyrisch erhobenen Selbstgespräche in reinstem Glanze. Seine Freiheitsliebe tritt nirgends bezeichnender als hier hervor, wo der Gedanke an eine längere Haft sein ganzes Blut in schrecklichste Wallung treibt, wie ein Gifttropfen es wild durchwühlt; nicht weniger erkennen wir in dem noch immer unerschütterten Glauben auf die Gerechtigkeit des Königs, in der Hoffnung auf die mannhaft sich bewährende Liebe des Volkes sein edles menschliches

---

folgen ein drei- und ein sechsfüßiger, dann zwei fünf- nnd zwei vierfüßige, endlich zum Schlusse ein sechs-, ein fünf- und ein vierfüßiger.

*) Der Ausdruck deutet auf den klug angelegten Plan, der lange, allen Vorbereitungen zum Trotz, in der Brust verschlossen bleibt, bis er zur Zeit entschieden, vollgerüstet hervortritt.

**) Auch der ganze Schluß von Egmont's Rede von den Worten an: „O Sorge! Sorge!" bewegt sich in jambischen Versen, von denen die meisten aus fünf oder vier, einige aus sechs, ein paar aus drei Füßen bestehen. Nur die Worte: „Und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen", widerstreben, wie es fast scheint, absichtlich dem jambischen Rhythmus; auch muß das „und" vor „mit anschwellender Gewalt" dem Verse weichen, und „einschließt" sich die Aenderung in „umschließt" gefallen lassen.

Vertrauen, und das tiefe Gefühl für Klärchen's reine, ihn ganz verstehende Seele springt wie ein heller, frischer Strahl aus seiner vollen Brust empor. Der Gedanke, daß Alba sein Leben bedrohe, liegt Egmont ganz fern; kann ja über ihn nur der König mit den Rittern des goldenen Vließes aburtheilen, und Alba wird es nicht wagen, so sehr alle Schranken des Rechts zu durchbrechen, die bitterste Wuth des Volkes durch einen gewaltthätigen Angriff auf sein Leben wach zu rufen.

Zwischen diesem Selbstgespräche und der folgenden Szene haben wir uns einen ganz Tag in der Mitte liegend zu denken, wie sich dies aus einer Aeußerung Egmont's im letzten Selbstgespräch ergibt; eine sonstige Andeutung dieser Zwischenzeit im Anfange der Szene selbst wäre erwünscht gewesen. Der Dichter führt uns zunächst zur Nachtzeit in das Haus Klärchen's. Die Nachricht, daß Egmont verurtheilt sei, ist gerüchtsweise zu ihr gedrungen; näheres zu erfahren hat sie Brackenburg abgesandt, der ihr noch diese Nacht weitere Kunde zu bringen versprochen hat. Eben glaubt sie Brackenburg auf der Straße vernommen zu haben, und sie kommt deshalb mit der Lampe und einem Glase Wasser aus der Schlafstube in's Zimmer, stellt das Glas auf den Tisch und tritt mit der Lampe an's Fenster. Sie ruft nach Brackenburg, aber überzeugt sich bald, daß es eine bloße Täuschung gewesen. Damit er sehe, daß sie noch wach sei, stellt sie die Lampe in's Fenster. Das, was er bringen soll, ist nicht die Nachricht, — denn diese ist bereits zu ihr gedrungen —, sondern die entsetzliche Gewißheit von Egmont's Verurtheilung. Und doch kann sie die Möglichkeit seiner Verurtheilung sich nicht denken. Kein Gericht ist befugt, ihn zu fordern —, das Ordenskapitel fällt nicht unter den eigentlichen Begriff eines Gerichtshofes —, und sie wagen es ihn zu verdammen. Wer hat ein solches Urtheil gewagt, der König selbst oder Alba? Auch vermag sie nicht einzusehn, weshalb die Regentin sich entzieht, warum Oranien mit seinen Freunden zaudert; sollten sie so wankelmüthig, so unzuverlässig sein, wie man ihr die Welt geschildert hat?*) Daß die Regentin und Oranien noch unmöglich etwas für Egmont's Befreiung thun konnten, da sie ferne sind und die Verhaftung Egmont's erst gestern erfolgt ist, hat der Dichter hier unberücksichtigt gelassen. Man würde die vielleicht erst später angefügten Worte: „Und die Regentin — ist dies die Welt?“ gern entbehren, wodurch auch die Verbindung eine viel natürlichere würde. Sie kann sich nicht denken, wie jemand böse genug sei, ihren Egmont anzufeinden, noch weniger, wie die Bosheit mächtig genug sein könne, den allgemein Erkannten so schnell zu stürzen. Und doch ist es wirklich so. An diesen Gedanken schließt sich

*) Die Worte: „Ist dies die Welt — empfunden habe“, bilden jambische Verse.

die schmerzliche Betrachtung ihrer eigenen Unfähigkeit an, ihm irgend Hülfe zu bieten. Wie sicher hatte sie ihn gehalten! wie glücklich hatte sie sich gefühlt, als er sie sein nannte, wie hatte sie ihr Leben ganz seinem Leben geweiht! Und jetzt sucht sie vergebens, ihn der Schlinge, die ihn faßt, zu entziehen, sie muß es dulden, daß er hülflos ist, während sie aller Freiheit genießt, die sie nicht zu seinem Besten verwenden kann. Wie wünschte sie jetzt nur, im tiefsten Kerker, in schwersten Ketten zu liegen, um sich dem süßen Traume hinzugeben, wie sie ihm helfen würde, wenn sie nur frei wäre! Jetzt aber, wo sie frei ist, empfindet sie die schrecklichste Angst ihrer Ohnmacht, daß sie bei vollstem Bewußtsein kein Glied zu seiner Hülfe rühren kann; auch sie ist, wie Egmont, gefangen, und wagt vergebens, sich zu erheben, auch sie „der kleine Theil" von Egmont's Wesen, „regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte". Jetzt hört sie Brackenburg heranschleichen, der sich durch Husten zu erkennen gibt. Wie muß sie, während sie die Thür des Zimmers aufschließt — diese szenarische Bemerkung hat der Dichter weggelassen —, wie muß sie den „elenden guten Mann" bedauern, dem seine Liebe nur Wehe schafft, den sie heute, wo sie ihm zum erstenmal zur Nachtzeit die Thüre öffnet *), zu einer unseligen Zusammenkunft einläßt! denn er soll sie zum letztenmal sehn. **)

Brackenburg kommt ganz bleich und schüchtern. Der Geliebten zu Gefallen hat er durch Gäßchen und durch Winkel, da er alle großen Straßen besetzt fand, durch Umwege und Gefahren sich zu ihr gestohlen, um ihr die schreckliche Gewißheit mitzutheilen, bei deren bloßer Erinnerung er sich der Thränen gerührtesten Mitgefühls nicht enthalten kann, wie wenig er auch Egmont geneigt sein konnte, der ihm sein bestes Gut, Klärchen's Liebe, geraubt hatte. ***) „Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geschaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben vor mir nieder, und zu verschmachten hofft' ich jeden Tag." †) Klärchen aber drängt den gefühlvollen, in seinen Schmerz sich ergießenden Mann, ihr endlich Gewißheit zu geben. Brackenburg hat ganz genau erfahren, daß die Verurtheilung erfolgt ist. Die weitere Frage, ob er noch lebe, kann er wider Klärchen's Zweifel,

*) Zu dem Ausdrucke „die nächtliche Thür" vgl. B. 24, 76 „die nächtliche Stadt", B. 1, 260 „die nächtlichen Thränen" und ähnliches in meiner Schrift über „Prometheus" und „Pandora" S. 76 Note 2.

**) Von den Worten „O Egmont" an fließt Klärchen's Rede fast ganz in jambischen freilich zum Theil kurzen Versen.

***) Brackenburg nennt die Geliebte in dieser Szene „Kläre", nicht „Klärchen", wie früher; ersteres schien dem Dichter wohl würdiger und ausdrucksvoller.

†) Die letzten Worte bilden zwei fünffüßige jambische Verse; auch unmittelbar darauf finden sich drei gleiche.

welche wähnt, die Tyrannei werde den Herrlichen zu nächtlicher Weile ermorden, entschieden bejahen, aber leider nur, um ihr die schreckliche Mittheilung zu machen, daß der Spanier dem Volke, das er zertreten wolle, in Egmont's Tod ein fürchterliches Schauspiel bereite, das jedes nach Freiheit sich regende Herz auf ewig zu zerknirschen vermöge. Jene aber, die schon den seligen Gefilden des Jenseits nahe schwebt, wo sie ihren Egmont bald zu finden hofft, bittet Brackenburg mit gelassener Ruhe, weiter in seiner Erzählung fortzufahren, worauf dieser denn in höchst bewegter Darstellung mit genauer Benutzung von Strada's Bericht (vgl. oben S. 279) die Aufrichtung des Schaffotes auf dem Markte beschreibt, die er aus einem Hinterfenster seines Vetters beim Scheine der Fackeln gewahrt habe, an welchen sein Auge sich nur mit Mühe zu gewöhnen vermochte. „Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählig wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheusliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoß zurückgekehrt.“ *) Klärchen bittet Brackenburg, nicht weiter zu erzählen, er möge die Hülle, in welche die Nacht den schrecklichen Anblick gehüllt, auf ihrer Seele ruhen lassen. **) Vor ihrem Geiste sind die Gespenster, die Schreckenserscheinungen, welche die Fackeln Brackenburg's Blicke offenbart hatten, jetzt verschwunden, und ihre Seele erhebt sich zu einer begeisterten Vision. Sie bittet die Nacht, ihren dunkel umhüllenden Mantel der Erde zu leihen, die gewaltig aufgährt, ihre tiefe Spalten grausend aufreißt, um das auf ihr lastende abscheuliche Mordgerüst knirschend zu verschlingen. Und zu gleicher Zeit sendet Gott einen Engel, derselbe Gott, den sie durch Aufstellung des Kruzifixes geschändet, wo er Zeuge ihrer wilden Wuth sein sollte; Riegel und Bande — mit den letzteren hat Goethe's Alba den Egmont verschont — lösen sich, der Bote des Himmels umgießt den Helden mit mildem Schein, und führt ihn durch die Nacht zur Freiheit sanft und still. ***) Auch sie will, von lebhaftester Einbildung ergriffen, ihm durch die Dunkelheit entgegeneilen. Aber Brackenburg hält sie zurück, und stößt sie in die traurige Wirklichkeit zurück, die ihrem ganz von Egmont hingerissenen, nur

---

*) Auch hier, wie im folgenden, schlägt der jambische Rhythmus entschieden durch, da die Worte meist ohne Aenderung fünf- oder sechsfüßige Verse bilden.

**) Der Anfang von Klärchen's Rede ist jambisch, wie sich auch im folgenden einzelne jambische Verse finden.

***) Die Worte bilden hier einen fünf- und einen sechsfüßigen jambischen Vers. Uebrigens schwebt dem Dichter hierbei ohne Zweifel die Stelle der Apostelgeschichte 12, 7 ff. von der Befreiung des heiligen Petrus vor, die dem in den Wundern des Christenthums wohl bewanderten Klärchen die Grundzüge zu ihrer Vision bietet.

in und mit ihm lebenden Herzen keinen Ausweg bietet, als freiwilligen Tod, zu dem sie bereits gestern sich fest entschlossen hat.

Aus ihrer gewaltig erhobenen Begeisterung, gleich dem gestörten Nachtwandler, zurückfallend, bittet sie Brackenburg, jetzt nur kein Geräusch zu machen, damit niemand erwache, damit sie selbst nicht zur schrecklichen Erkenntniß ihres Zustandes erwachen. Sie zeigt ihm das Giftfläschchen, das sie ihm scherzend genommen, als er ungeduldig gedroht, sein Leben zu enden — es ist dasselbe Fläschchen, dessen er am Ende des ersten Aktes in gleicher Weise gedenkt —, jetzt aber soll es ihr denselben Dienst leisten. Da aber Brackenburg dieses schreckliche Geständniß mit einem abwehrenden Beschwörungsrufe unterbricht, bittet sie ihn, ihr dieses sanfte, schnelle Ende nicht zu mißgönnen, da Tod einmal ihr Theil sei. Und hier an der Schwelle des Lebens, die sie mit entschiedenster Berechtigung freiwillig zu übertreten im Begriffe steht, muß sie ihm die geheimsten Geständnisse über ihr gegenseitiges Verhältniß machen. Mit einem warmen Händedruck möchte sie ihm gern sagen, wie sehr sie ihn geliebt, wie sehr bejammert habe. Nach dem frühen Tode ihres Bruders habe sie ihn gewählt, seine Stelle zu ersetzen; aber er habe sie und sich gequält, indem er heiß und immer heißer Liebe begehrt, die sie ihm nicht zu gewähren vermocht habe. Er möge ihr, bittet sie, den Schmerz vergeben, den sie ihm hierdurch verursacht; und sie wünscht ihm ein herzliches Lebewohl. Aber noch einmal muß sie ihn ihrer treuen Liebe versichern, als liebende Schwester will sie von ihm scheiden. „Laß mich dich Bruder nennen! Es ist ein Name, der viel Namen in sich faßt.“ Es ist ein herrlicher Zug unseres Dichters, daß Klärchen auch die Bruderliebe mit tiefster, innigster, seelenhaftester Gewalt empfindet, wie er die Liebe bei ihr in glühendster Reinheit aufblühen läßt. So manche Grade der Traulichkeit, Freundschaft und Neigung faßt sie in diesem einen schönen Namen zusammen. Wem drängt sich hierbei nicht des Dichters eigenes so liebevolles Verhältniß zu seiner Schwester, besonders aber sein späteres zu Frau von Stein mächtig auf, die er, da er ihr Liebhaber nicht sein durfte, als Schwester liebte und verehrte, wie sich dies besonders bezeichnend in den Versen vom 14. April 1776 an die geliebte Freundin ausspricht:

> Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
> Sag', wie band es uns so rein genau?
> Ach, du warst in abgelebten Zeiten
> Meine Schwester oder meine Frau,

und in dem zwei Tage spätern Briefschlusse: „Adieu, liebe Schwester, weil's denn nicht anders sein soll.“ Wie aus der schweren Entsagung Goethe's, der sich mit dem brüderlichen Verhältnisse zufrieden stellen mußte, das kleine

Drama „die Geschwister" hervorgewachsen, hat Adolf Schöll nachgewiesen.*) Jener Entsagung, die Goethe geübt, war Brackenburg nicht fähig, hätte auch Klärchen, wie es Frau von Stein bei unserm Dichter that, ihn frühzeitig über ihr Verhältniß aufgeklärt. Nicht unbemerkt dürfen wir es aber lassen, daß die Darstellung, welche Klärchen hier von ihrer Liebe zu Brackenburg macht, mit der frühern Schilderung nicht übereinstimmt. Sie hatte wirklich Brackenburg ihre Liebe zugewandt; war sie lange nur gut und freundlich gegen diesen gewesen, so hatte, wie der Geliebte uns selbst erzählt, seine treue Liebe sie endlich erweicht, und sie ganz zu ihm hingezogen. Freilich war es nicht jene unendliche Liebesglut, die ihr ganzes Wesen später in Egmont aufschmolz, wo sie denn von diesem höhern Gefühle aus ihrer Mutter das Bekenntniß ablegen konnte, sie hätte Brackenburg heiraten können, so gern habe sie ihn gehabt, glaube aber, sie sei nie in ihn verliebt gewesen. Mit diesem dem Dichter entschlüpften Widerspruche verhält es sich ganz ähnlich, wie mit dem oben (S. 356 **) erwähnten; wir empfinden ihn im raschen Gange des Drama's durchaus nicht, fühlen uns dadurch nicht gestört, während dem Dichter die Abweichung von der frühern, an ihrer Stelle bedeutsamen Darstellung hier zu einer auf keine andere Weise zu erreichenden zart rührenden Wirkung verhilft. Klärchen reicht dem unglücklichen Brackenburg den schwesterlichen Scheidekuß. „Nimm die letzte schöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß!" Den letzten Trost, den sie, die ihrem Egmont im Jenseits entgegenfliegt, dem treuen Brackenburg geben kann, faßt sie in den Worten zusammen; „Der Tod vereinigt alles, Brackenburg, uns denn auch." **)

Vergebens bittet Brackenburg um die Gunst, mit ihr sterben zu dürfen; reiche ja das Gift vollkommen hin, zwei Leben auszulöschen: ***) er solle, er könne leben, erwiedert sie. Ihrer Mutter soll er beistehn, die ohne ihn in Armuth sich verzehren würde; mit ihr soll er sie, das Vaterland und den beweinen, der es allein erhalten konnte. Daß ihr Egmont fallen kann, daß nicht das Volk sich zu seiner Befreiung gewaltsam erhebt, beweist ihr, daß die Zeit zu schwach, daß sie dem Joch der Tyrannei verfallen ist. „Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen." †) Brackenburg und ihre Mutter können noch

*) Im „Deutschen Museum" von Prutz I, 1, 17 ff.

**) Auch in dieser Rede Klärchen's finden sich einzelne jambische, besonders fünf- und sechsfüßige Verse, die aber Goethe an mehreren Stellen absichtlich gemieden zu haben scheint, wie z. B. die Rede ganz jambisch enden würde, hätte der Dichter nicht an vorletzter Stelle ein „denn" eingeschoben.

***) Brackenburg's Rede bildet zwei fünffüßige jambische Verse.

†) „Ihn nicht zu tilgen", d. h. das Volk zu entflammen, daß es diesem Jammer,

die schwache, niedergedrückte Zeit ertragen, die Welt, die heute mit Egmont's Tod stille steht, ihr Lebenspuls dagegen wird kaum noch wenige Minuten schlagen, da ohne Egmont zu leben ihr unmöglich ist. Brackenburg beschwört sie, um seinet- und um der Mutter willen zu leben.

Du tödtest uns in dir, o leb' und leide!

Ihre Liebe soll unzertrennlich ihr zur Seite stehn, und immer achtsam den schönsten Trost in ihren lebendig sie umfassenden Armen *) ihr bereiten.

Sei unser! unser! Ich darf nicht sagen, mein.

Aber Brackenburg verbittert ihr durch diese Erinnerung an das, was sie verlassen muß, nur den Abschied. Das Leben, das er ihr zeigt, ist für sie ja nur ein Leben der Verzweiflung, da sie es ohne Egmont führen müßte.

Wo Hoffnung dir erscheint, ist mir Verzweiflung.

Vergebens bittet er sie, mit den Lebendigen zu halten, denen noch die Hoffnung bleibe, er beschwört sie, in die Tiefe des Abgrundes zu schauen, in welche sie sich zu stürzen gedenke, und auf ihn und die Mutter, die sie zurücklasse, hinzublicken. Klärchen hat ihren Entschluß gefaßt, der unerschütterlich fest in ihr steht, sie hat sich durch alle Qualen und Schmerzen durchgearbeitet; drum bittet sie, er möge sie nicht auf's neue zum innern Streite aufrufen. Da aber Brackenburg sie im Gegentheil für betäubt, in Nacht gehüllt erklärt, und sie an das heitere Licht des Tages erinnert, das ihr noch nicht erloschen sei, da zieht er sie grausam wieder in die schreckliche Wirklichkeit hinein, der sie sich im Hinblicke auf jenseitige Vereinigung mit Egmont schon entzogen fühlte, er zerreißt den Vorhang, welcher ihr diese verdeckte. Brackenburg's Erinnerung an manchen Tag, der ihr noch zu leben bleibe, gemahnt sie an den nächsten herangrauenden Tag, an welchem die Welt das fürchterlichste Schauspiel in Egmont's Hinrichtung erleben soll. Vergebens wird der Tag alle Nebel um sich ziehen, vergebens die Sonne sich nicht hervorwagen, vergebens die Zeiger langsamer gehn **) — die gefürchtete Stunde wird herannahen. Plötzlich hält sie inne, als ob sie aufhorchte. Auch für sie ist es jetzt Zeit, die Ahnung des schrecklichen Morgens scheucht auch sie in's Grab. ***) Sie wendet sich zum Fenster, als

---

dieser schrecklichen von der Tyrannei ihm aufgelegten Noth ein Ende mache. Diese nebst den folgenden Worten bilden mit ein paar unbedeutenden Veränderungen fünf fünffüßige jambische Verse; nur das Ende der Rede ist unmetrisch.

*) Das Beiwort „lebendig" deutet den Gegensatz zum kalten, schaurigen, todten Grabe an.

**) Der Dichter bedient sich hier der Form „Zeiger", während wir weiter oben in Alba's Selbstgespräch „Seiger" finden. Sollte diese Verschiedenheit auf eine verschiedene Abfassungsform beider Stellen deuten?

***) Rötscher bemerkt („Cyclus dramatischer Charaktere" I, 297): „Aus Klär-

ob sie sich umsähe, und trinkt heimlich. Brackenburg, der es zu spät erblickt, ruft ihr mit bitterstem Schmerzgefühle zu, sie aber tritt an den Tisch, trinkt Wasser und reicht ihm den Rest des Giftes; sie will ihn nicht nachlocken, er möge thun, was er dürfe. Sie selbst begibt sich zur Ruhe, und bittet auch ihn, sich ganz stille zu entfernen, damit er die Mutter nicht wecke, und man ihn nicht für ihren Mörder halte. Auch trägt sie ihm noch sorglich auf, die Lampe zu löschen, und die Thüre hinter sich zuzudrücken. Brackenburg, von tiefstem Schmerz ergriffen, vermag nicht der Unglücklichen zu folgen.

Als er nun aber, aus seiner starren Betäubung erwachend, sich in dieser schaurigen Einsamkeit allein findet, da bricht sein verzweifelter Schmerz gewaltsam hervor. Brackenburg's Selbstgespräch, das Schiller mit Recht als schrecklich schön rühmt, besteht aus zwanzig fünffüßigen Jamben, von denen nur fünf einer kleinen Nachhülfe bedürfen. *) Auch diesmal läßt sie ihn allein, wie wir es bereits im ersten Akte fanden, aber im fürchterlichsten Schmerze, den eine Menschenbrust empfinden kann. Sie gönnt ihm nicht, mit ihr zu sterben, auch im Tode schickt sie ihn fort. Sie hat ihm den Rest des Giftes gegeben, aber zugleich ihn von sich weggeschickt, und ihn so zugleich nach sich gezogen und in's Leben zurückgestoßen. Wie glücklich muß er dagegen Egmont's Loos preisen, dem sie vorangeht, um drüben ihm den Kranz des Sieges, den ganzen Himmel in ihrer treuen Liebe ihm entgegenzubringen. Soll er ihr folgen, um im Himmel gleichfalls hinter Egmont zurückzustehn, von gleichem unauslöschlichen Neide gequält zu werden?

---

chen's todesmuthiger Stimmung in ihren letzten Augenblicken spricht der Geist der Geschichte, der sich dieses zarte Organ erwählt hat, um den blutigen Sieg des Despotismus in seiner scheußlichen Gestalt für die kommenden Geschlechter zu verkündigen, weil das Entsetzen vor der Tyrannei in Klärchen's Munde durch ihre Todesverachtung eine Wahrheit geworden ist." Aber aus Klärchen spricht nur die reine Begeisterung der Liebe, die sie in Egmont den freiesten und edelsten Helden verehren läßt, ohne welchen ihr das Leben zur verzweifeltsten Oede werden würde. Sie schaut noch nicht den durch Egmont's Tod zu erringenden Durchbruch der Freiheit, zu dessen Ahnung Egmont erst in den letzten Augenblicken sich erhebt, und hier erst ist es der Geist der Geschichte, der in vernehmlichen Worten uns die ewige Wahrheit zuruft, daß schändliche Unterdrückung sich ihr eigenes Grab gräbt.

*) Schon Schiller hat die Worte als Verse abgetheilt, aber da er einige Sätze ausläßt, nicht ganz richtig. Im ersten Verse hat man bloß „mich" umzustellen, V. 8 ist „und" vor „schickt" zu streichen, V. 10 „würdig" statt „preiswürdig" zu setzen. Am letzten Verse fehlt die Schlußsilbe. Die größte Veränderung erfordern die Worte „den unauslöschlichen Neid", die einen ganzen Vers ausfüllen müssen.

Wo soll er hin? Auf Erden ist für ihn kein Glück mehr, und der Himmel würde ihm, müßte er Egmont von Klärchen's Liebe beglückt sehn, gleiche Qual, wie die Hölle, bieten. Nur Vernichtung würde ihm, da nach Klärchen's Verlust ihm keine Freude mehr blüht, einzig willkommen sein.

Man kann Brackenburg kein größeres Unrecht thun, als wenn man ihn mit Rosenkranz einen „verdünnten Werther" nennt. Brackenburg's Schmerz ist viel schneidender, viel vernichtender. Grollt Werther mit dem Himmel, der ihm den Besitz Lottens versagt, deren Liebe ihm gewiß ist, so wird Brackenburg von glühendster Eifersucht auf Egmont verzehrt, der ihm Klärchen's Liebe geraubt hat. Hatte Brackenburg sein volles Herz an Klärchen hingegeben, sein ganzes Sein ihr zugewandt, so sollte die höhere Liebesglut, die Egmont in dieser weckte, ihn in grenzenlose Verzweiflung stürzen, da er sich einem andern von derjenigen vorgezogen sah, ohne die sein Leben halt- und werthlos war. Und wie hätte der träumerische Mann, der noch am letzten Hoffnungsschimmer, am letzten Zeichen ihrer Gunst sich schwankend hielt, zu einem mannhaften Entschlusse kommen, wie hätte er dem verzweifelten Leben rasch ein Ende machen können? Mit der Geliebten zu sterben, das wäre die einzige That gewesen, zu der sich Brackenburg verstehn konnte, aber auch diese wird ihm jetzt unmöglich, da Klärchen's Liebe dem Egmont gilt, den jenseits jubelnd zu empfangen sie dem Leben entsagt. Brackenburg ist mehr ein Hamlet'scher als ein Werther'scher Charakter; mit Hamlet hat er die Thatenscheu, das ewige Bedenken und Erwägen gemein, das nie zu festen Entschlüssen kommt, sondern sich den Umständen fügt, die endlich, aller seiner Vorsicht spottend, ihn zu Grunde richten, wie auch Brackenburg's Hoffnungsseligkeit ihn endlich bodenlosester, von Erde, Himmel und Hölle als gleich qualvoll sich abwendender Verzweiflung verfallen läßt.

Wenn der Dichter eine Musik Klärchen's Tod bezeichnen und die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen vergessen hat, noch einmal aufflammen und dann erlöschen läßt, so verfehlen diese symbolischen Andeutungen auf der Bühne keineswegs ihre Wirkung. Freilich können sie als nothwendige Theile des Drama's unmöglich gelten, schon deshalb weil man nach Klärchen's Abgang deren Tod ohne weitere Bestätigung voraussetzt, und vielleicht würde der Dichter sie auch hier gar nicht in Anwendung gebracht haben, hätte er nicht auf die in der nächsten Szene folgende Traumerscheinung einleitend vorbereiten wollen. Indessen darf man an dieser symbolischen Bezeichnung an sich so wenig Anstoß nehmen, als daran, daß die Personen in der Oper singend auftreten, wo der Gesang nur ein Mittel ist, durch welches der sprachliche Ausdruck dem Gefühl näher gebracht, tiefer und reiner der Seele eingeflößt wird, wenn auch in der Wirklichkeit kein

Mensch in dieser Weise singend sich mitzutheilen, sein Wollen und Empfinden zu äußern pflegt. Daß die Musik den schroffen Uebergang zur folgenden Szene wohlthätig mildert, und uns vor allem den tief tragischen, für Egmont selbst nicht besonders günstigen Eindruck des unglückseligen Brackenburg vergessen läßt, dürfte in keiner Weise zu leugnen sein, will man auch zugeben, daß das symbolische Erlöschen der Lampe etwas Spielendes habe; vielleicht wirkte auch hierauf des Dichters Aufenthalt in Italien bestimmend ein, wo der Gebrauch symbolischer Andeutungen viel weiter verbreitet und weniger anstößig oder gezwungen erscheint.

Der Schauplatz verwandelt sich nun wieder in's Gefängniß, wo wir Egmont auf dem Ruhebette schlafend finden. Der grausame Alba hat — und daß dies ein der Geschichte entnommener Zug sei, ward oben S. 292 bemerkt — die nächtliche Stunde gewählt, um Egmont sein Urtheil verkünden zu lassen. Silva, der Alba ganz ergebene, blind seinen Winken folgende Krieger, ist es, dem Goethe's Alba die Verkündigung des Urtheils übertragen hat, während nach der Geschichte der Bischof von Ypern diesen Dienst verrichtete. Ihm folgen außer Dienern mit Fackeln Gewaffnete, aber Alba hat auch seinen Sohn Ferdinand zur Theilnahme bestimmt, damit sein zu mild theilnehmendes Gefühl sich abstumpfe. Auf das Gerassel an der Kerkerthüre fährt Egmont aus dem Schlafe auf. Der trotzig wilde Aufzug der Krieger in dem durch die Fackeln unheimlich beleuchteten Gefängnisse muß dem eben aus dem Schlummer Aufgestörten um so grausenhafter erscheinen, weshalb er unwillig fragt, welchen Schreckenstraum der halberwachten Seele vorzulügen sie gekommen seien. Der fürchterliche Anblick scheint ihm beinahe nur ein böser Traum, und doch muß er sich gestehn, daß er der Wirklichkeit angehöre, aber er scheint ihm nur darauf berechnet, ihn zu schrecken. Da Silva ihm indessen erwiedert, sie seien gekommen, ihm sein Urtheil anzukündigen, bricht er in die leidenschaftliche, vom schärfsten Gefühl des ihm angethanen Unrechts eingegebene Frage aus, ob er denn nicht auch den Henker mitbringe, und obgleich Silva ihn auffordert, ruhig, was seiner warte, zu vernehmen, so kann er nicht umhin, es als ihres schändlichen Beginnens würdig zu bezeichnen, daß sie ihr in Nacht gebrütetes Unrecht auch in Nacht vollführen, und er ruft den Henker auf, nur mit seinem unter dem Mantel verhüllten Schwert hervorzutreten, um das freieste Haupt zu treffen, das die Tyrannei je vom Rumpfe gerissen. Als aber Silva mit unerschütterlicher Ruhe erwiedert, das, was gerechte Ritter beschlossen, würden sie auch vor'm Angesicht des Tages nicht verbergen, entsetzt er sich über diese jeden Begriff und Gedanken übersteigende Frechheit. Die Verlesung des Urtheils (vgl. oben S. 292) unterbricht er nur nach der Angabe, der König habe Alba auch die Gewalt übertragen, die Ritter

des goldenen Vließes zu richten, mit der hiergegen Widerspruch einlegenden Frage, ob denn der König auch das Recht habe, diese Gewalt gegen die Rechte des Ordens zu übertragen; war dies ja der Hauptpunkt, worauf Egmont sich berief, und die schmählichste Verletzung unverbrüchlichen Vorrechtes. Nach der Verlesung des Urtheils bemerkt Silva mit trockener, antheilloser Härte, es bleibe ihm nur wenige Zeit, sich in sein Schicksal zu ergeben, sein Haus zu bestellen und von den Seinigen Abschied zu nehmen. Diese letztere Hindeutung auf den Abschied von den Seinigen wirkt etwas störend, da eine solche Vergünstigung dem rohen Sinne Alba's, wie Goethe ihn schildert, ganz fern liegt, wie auch Egmont gar nicht darauf eingeht. Wir würden daher die Worte „dein Haus zu bestellen und von den Deinigen Abschied zu nehmen“, gar gern entbehren.

Nur Alba's Sohn bleibt nach Silva's Abgang noch auf der Bühne zurück, wodurch der Dichter zunächst Veranlassung erhält, das feindselige, tyrannische Verfahren des Herzogs noch einmal von Egmont scharf beleuchten zu lassen. Von der nahe liegenden Annahme ausgehend, Ferdinand wolle sein Erstaunen, sein Entsetzen über eine solche Gewaltthat durch seine Gegenwart noch vermehren, und er wünsche, seinem grausamen Vater die willkommene Botschaft bringen zu können, er habe unmännlich verzweifelt, spricht er sein Urtheil über den blutigen Henker in leidenschaftlicher edler Verachtung aus. Er solle gehn, beginnt er, und seinem Vater sagen, er werde weder ihn noch die Welt betrügen. Die Welt werde es immer lauter verkünden, daß er aus eigennützigen Absichten zum Kriege gerathen, damit er, der Krieger, im Kriege gelte, er habe die ungeheure Verwirrung bloß darum erregt, daß man seiner bedürfe. Er selbst falle als Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides, der lange darauf gesonnen und gedacht, ihn wegzutilgen. Die beiden Veranlassungen, bei welchen Egmont schon in frühen Jahren Alba's giftigen Neid erregt, sind aus Strada (vgl. S. 278) genommen und meisterlich dargestellt. *) Er solle seinem Vater, dessen Geschoß ihn jetzt treffe, es verkünden, daß er ihn kenne, und daß die Welt alle Siegszeichen verachte, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichte, indem er seinen schlechten Privatleidenschaften das allgemeine Wohl zum Opfer bringe. An ihn selbst, den Sohn des Wütherichs, zu welchem ihn eine geheime Neigung gezogen, richtet er die Mahnung, bei Zeiten, wenn es dem Sohne möglich sei, von der Sitte des Vaters zu weichen, sich für seinen Vater zu schämen, wie sehr er diesen auch aus kindlicher Neigung verehren möchte.

*) Die Worte „als wir an einem öffentlichen Feste — nun trifft“, bilden sieben jambische Verse, vier fünf-, zwei sieben- und einen sechsfüßigen Vers.

Ferdinand's Gegenwart hat aber außer dem angegebenen noch einen andern, besonders bedeutsamen Zweck: wie diese zuerst Egmont's ganzen Haß, seine ganze Verachtung Alba's zum Ausbruch bringt, so soll sie ihn gleich darauf in wohlthätigster Weise beruhigen, ihm den schweren Schritt durch die ihm hier so unerwartet entgegentretende Liebe erleichtern, und seine Hoffnung auf den Sieg der Freiheit erwärmend beleben, da Alba, vergebens bestrebt, in Ferdinand sich und der Despotie einen gleichgesinnten Nachfolger zu hinterlassen, die Liebe zum Recht und zur Freiheit nicht aus seiner Brust zu tilgen vermag. Freilich dürfte man wünschen, daß dieser letztere Punkt, der dem Dichter ohne Zweifel vorschwebte, wie man aus dem frühern Gespräche zwischen Alba und Ferdinand ersieht, klar und schärfer bezeichnet hervorgetreten wäre. Ferdinand's gewaltsame Klagen, daß er zu einem solchen Schauspiele gesendet sei, daß er den edelsten Mann in diesem Jammer sehn muß, wozu er selbst, ohne es zu ahnen, das Netz zusammengezogen *), diese Klagen versteht Egmont nicht; er hält sie für die Aeußerung später Reue, daß er der schändlichen Verschwörung seinen Dienst geleistet. Aber seine innerste Seele muß ihn hassen als denjenigen, der ihn gerade in das Netz hineingelockt. Sein glückliches Ansehen, seine Zutraulichkeit und Freundlichkeit hatten ihn ganz gewonnen, so daß er, so lang er ihn sah, mit seinem Vater versöhnt war, und sich ganz sicher wähnte — und dennoch verlockte er ihn in's wohlgezogene Netz. Drum dünkt er ihm viel abscheulicher als sein Vater, dem niemand trauen wird, wer ihn sieht, wogegen Ferdinand's Anblick innigstes Zutrauen erweckt, und er fordert, mit edlem Widerwillen sich abwendend, ihn dringend auf, ihm nicht durch seine unerwünschte Gegenwart die letzten Augenblicke zu rauben, damit er sich sammle, die Welt vergesse, und ihn zuerst, den abscheulichen Verräther. Der Dichter nimmt hier offenbar ein längeres Zusammensein mit Ferdinand an, und weist diesem einen bedeutendern Einfluß auf Egmont's Verweilen zu, als er oben gethan, wo er seinen Helden mit Recht einzig durch das Vertrauen auf sein gutes Gewissen und die Gerechtigkeit des Königs jene Sicherheit gewinnen läßt, die jede Ahnung der Gefahr aus seiner Seele verscheucht. Hier dagegen glaubte er zur größern Wirksamkeit des ganzen Auftritts ein innigeres, Egmont gleich an ihn fesselndes und mit vollstem Zutrauen er-

*) Die Vorwürfe Egmont's treffen Ferdinand, wie dieser es selbst in einem schönen Gleichniß ausspricht, nicht unmittelbar, da er freilich zum Verderben des Helden mitgewirkt hat, was er tief schmerzlich empfindet, aber ohne es zu wissen, woher er sich von jeder sittlichen Schuld frei weiß. Keulschläge auf einen Helm erschüttern zwar, aber sie dringen nicht durch, verwunden nicht das durch den Helm wohl geschützte Haupt.

füllendes Verhältniß zu Alba annehmen zu dürfen, so daß diese Stelle einen neuen Beleg zu dem oben S. 360 *) Bemerkten abgibt.

Je bitterer dieser Vorwurf Egmont's Ferdinand treffen muß, um so weniger sieht er irgend ein Mittel, diesen von seiner Unschuld zu überzeugen, da er seiner Versicherung, er habe erst ganz zuletzt die Absicht des Vaters gegen ihn erfahren, sei nur ein gezwungenes, lebloses Werkzeug seines Willens gewesen, keinen Glauben schenken werde. Auch könne es ja Egmont nichts fruchten, fügt er hinzu, wenn er eine bessere Meinung von ihm erhalte, da er ja doch verloren sei, und er ihm sein Unglück nur versichern, er ihn nur bejammern könne. Aber das tiefe, in weicher Rührung hinströmende Gefühl, dieses so rein und wahr sich aussprechende Bedauern öffnet Egmont's sich düster verschließende Seele; diese Sprache kann nicht Verstellung sein, sie muß aus der lautersten Tiefe des Herzens stammen. Ein unerwarteter Trost begegnet ihm hier auf dem Wege zum Grabe, der Sohn seines ersten, fast einzigen Feindes, bedauert ihn, ist nicht unter seinen Mördern. Wie soll er sich dieses nach allem, was er gesehen und erfahren, zurecht legen, wie es deuten? Ferdinand aber ergießt sich in den rührendsten Klagen über die Grausamkeit des Vaters, der ihn, dessen weiches Herz er so oft als das Erbtheil einer zärtlichen Mutter gescholten — des Leichtsinns derselben hörten wir Alba oben in Gegenwart des Sohnes tadelnd gedenken —, der ihn hierher gesandt habe, um sich ihm gleich zu bilden, der ihn gezwungen, einen solchen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlich ihm aufgedrungenen Todes zu sehn, auf daß er den tiefsten Schmerz empfinde, taub gegen alles Schicksal, unempfindlich werde, es geschehe ihm, was wolle. Egmont geräth über diese unerwartete Klage in Staunen, und bittet den jungen Freund, sich zu fassen, festzustehn und wie ein Mann zu reden. Aber Ferdinand möchte ein Weib sein, damit er diesen fürchterlichen Schmerz nicht empfinde, den als Vorbild seines ganzen männlichen Strebens ihm so lange vorschwebenden Helden auf solche Weise zu verlieren. Für ihn ist kein schrecklicheres Unglück. Egmont soll ihm ein größeres, ungeheureres Uebel sagen, ihm von einer schrecklichern That Zeugniß geben, und er will ihm dankbar bekennen, daß dieses Wehe, das er leidet, gar nichts sei. Vergebens sucht dieser ihn zu ruhiger Besinnung zurückzurufen; er will sich seiner Leidenschaft ganz hingeben, will nicht standhaft bleiben, wo sein ganzes Wesen in sich zusammenbricht. Daß er ihn, gerade ihn hier im Gefängniß an der Schwelle des meuchlerisch ihn umfangenden Todes sehn muß, das ist ihm entsetzlich. Doch er fühlt wohl, daß Egmont nicht verstehe, warum er gerade an ihm diesen ungeheuern Antheil nehme, und er fragt sich selbst, ob es denn auch wirklich gut sei, daß Egmont sein auf reinster Bewunderung gegründetes Verhältniß erfahre.

„Und sollst du mich verstehn?“ Allein die Liebe überwindet jeden Zweifel; mag er auch durch seine Eröffnung Egmont neuen Schmerz bereiten, er will von ihm nicht verkannt sein, und voll entschlossen, sich ihm ganz zu entdecken, fällt er ihm mit dem Ausruf: „Egmont! Egmont!“ um den Hals. Dieser verlangt nach der Lösung des Geheimnisses, und da Ferdinand leugnet, daß er ihm ein solches mitzutheilen habe, erklärt Egmont seine von ihm mißverstandenen Worte näher in der weitern Frage, wie ihn das Schicksal eines fremden Mannes so tief bewege, wodurch er denn die schöne Ausführung hervorruft, wie Egmont ihm nicht fremd sei, wie er seine beständige Hoffnung, sein neidlos angestauntes Musterbild gewesen, wie jetzt, als er zum erstenmal ihn persönlich gesehen, er ihn auf's neue gewählt, wie er gehofft habe, nun erst mit ihm zu sein, zu leben, ihn zu fassen, und wie er nun so grausam seine ganze fröhliche Aussicht weggeschnitten, ihn hier im Kerker sehn müsse. Auch Egmont versichert ihn gern, daß sein eigenes Gemüth ihm im ersten Augenblick entgegengekommen, wie er ihm schon früher, aber in ganz anderer Verbindung, das Geständniß gemacht, wie sehr er sich von ihm angezogen gefühlt habe. Indessen kann er Ferdinand's Verzweiflung nicht ganz begreifen, da er noch immer bei ruhiger Betrachtung nicht daran glauben mag, es sei wirklich der Wille seines Vaters, ihn zu tödten, da er das Urtheil nur für ein leeres Schreckbild hält, ihn zu ängstigen, ihn durch Furcht und Drohung zu strafen, ihn zu erniedrigen, um ihn dann mit Königlicher Gnade wieder aufzuheben. Aber Ferdinand muß ihm leider auch diese Hoffnung abschneiden, womit er sich selbst einige Zeit geschmeichelt, und er bricht darüber auf's neue in Klagen aus. „Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehn?“

Egmont, noch immer an der süßen Hoffnung des Lebens festhaltend, bittet den jungen Freund, dessen Seele so gewaltsam auf seine Rettung dringe, mit ihm zu seinen Freunden zu entfliehen, die in der Nähe seiner warteten. Der König selbst werde ihm dereinst ohne Zweifel für seine Rettung danken; jetzt sei er überrascht, und alles sei ihm vielleicht unbekannt; sein Vater wage das Entsetzliche, in der Ueberzeugung, der König müsse das Geschehene auch wider Willen billigen. Mit ängstlichster Sehnsucht hängt Egmont, dem vor einem solchen Tode schauert, an Ferdinand's Lippen, von denen er das Wort der Freiheit und Rettung sich erhofft. Allein dieser, dessen Verzweiflung durch jedes nach Befreiung sich sehnende Wort immer höher gesteigert wird, sieht keinen Ausweg, keinen Rath, keine Hülfe. Er selbst hat das Netz, ohne zu wissen, zu welchem Zwecke es gespannt wurde, fest zusammengezogen, so daß jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrannt sind. Auch hier ist eine Abweichung von der frühern Dar-

stellung nicht zu verkennen: denn offenbar kann hier nur von den Veranstaltungen die Rede sein, die vor Egmont's Verhaftung getroffen wurden; Ferdinand hat aber bloß die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung gehalten, und die Nebenzimmer besetzt, während Gomez die Zugänge zum Palast zu sichern hatte. Auch scheint Goethe hier, wie in der ersten Szene des Aktes (vgl. oben S. 359), die Verhaftung sich auf dem alten Schlosse, nicht im Kuilemburgischen Hause zu denken, da von einer Uebersiedlung dorthin keine Rede ist.

Ferdinand hat bereits alles versucht, um den Tod drohenden Arm seines Vaters zurückzuhalten, da eine Befreiung durch Gewalt oder List unmöglich schien; er hat zu seinen Füßen gelegen, ihn zu bereden gesucht, ihn angefleht, aber nichts weiter erwirkt, als daß er ihn wider Willen hierher sandte, um alle Lebenslust, alle Freude in ihm in einem Augenblicke zu zerstören. Die ganze Bitterkeit des lebenslustigen Helden, vom süßen Leben, von der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens so in vollstem Bewußtsein des genau vorausbestimmten tödlichen Streiches scheiden zu müssen, wird von Egmont, der vor Unwillen, daß keine Rettung sich ihm aufthun will, mit dem Fuße auf den Boden stampft, in tief gefühlter Weise ausgesprochen. „Ich soll", so redet er das Leben an, „deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen, und sagen: Fahre hin!" Wie Antigone, als sie lebendig sich dem Grabe vermählen soll, in die so natürliche Klage ausbricht, daß sie sterben solle, ohne daß sie der ehelichen Freuden genossen, so darf und muß auch Goethe's Held seine frische Lebenslust in diesem so bedeutsamen Augenblick mit entschiedenster Lebhaftigkeit aussprechen; denn heiteres Leben und Lebenlassen ist ja der Grundtrieb von Egmont's edler Seele. Aber Ferdinand muß den Helden glücklich preisen, der muthig das Unvermeidliche überstehn, sich selbst und die andern, die ihn gern im Leben zurückhalten möchten, überwinden kann, wogegen sein eigener Jammer, diesen Verlust nicht abwenden zu können, jedes Maß übersteigt. „O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer!" In Egmont verliert er sich selbst und alles, was ihm das Leben wünschenswerth macht. „Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft." Treffend ist es, daß Goethe uns auch Ferdinand, wie sein Vorbild, als Freund nicht bloß der Schlacht, sondern auch des heitern Mahles mit einem so ganz natürlich sich darbietenden einfachen Zuge schildert. Aber Egmont fühlt sich jetzt, wo Ferdinand's Liebe ihn so wärmend belebt, stark genug, nicht allein den jungen Freund zu trösten, der für ihn

die Todesschmerzen empfindet, sondern auch selbst heiter vom Leben Abschied zu nehmen. Ferdinand verliere ihn ja nicht; vielmehr solle, wie sein Leben, so auch sein Tod ihm ein Spiegel sein, in welchem er sich gern betrachte. Nicht bloß der Gegenwärtige, der Lebende lebe uns, sondern auch der Entfernte, der Abgeschiedene, und so werde er auch ihm leben. Ihn selbst aber brauche er nicht zu bedauern, da er sich genug gelebt habe; er habe eines jeden Tages sich gefreut, an jedem Tage mit rascher Wirkung seine Pflicht gethan, wie sein Gewissen sie ihm gezeigt. Nun höre er auf zu leben, wie sein Leben sich schon früher, schon bei Gravelingen, hätte endigen können, doch er dürfe sich sagen, er habe gelebt. So solle auch sein Freund gern und mit Lust leben, und gleich ihm den Tod, wenn er ihm nahe, nicht scheuen.

Aber Ferdinand's bitterer Schmerz läßt ihn dem Egmont den Vorwurf nicht ersparen, er hätte sich für seine Freunde erhalten sollen; er habe sich selbst getödtet, da er einen gefährlichen Weg gewandelt, manches in seiner Sorglosigkeit sich erlaubt, was man ihm in übelstem Sinne habe deuten und gegen ihn aufbringen können, und so finde sich auch so vieles in der Anklage gegen ihn, worüber er sich in seinen Antworten wohl zu entschuldigen gewußt habe, ohne aber beim strengen Richter sich dadurch von aller Schuld zu reinigen. Wir müssen gestehn, daß diese letztere Aeußerung in Ferdinand's Munde uns gar zu hart scheint; wie Goethe den Alba schildert, müssen die Anklagepunkte gegen Egmont ohne irgend eine erhebliche Bedeutung sein, dieser ihn nur deshalb verurtheilen, weil sein Freiheitssinn und seine Person ihm verhaßt waren. Uns scheint die Stelle durch Weglassung der Worte: „Wie oft wünscht' ich — zu befreien", bedeutend zu gewinnen, die leicht ein späterer Zusatz sein könnten. Egmont aber schneidet diese ganze Betrachtung, wie er anders und besonnener habe handeln können, durch die Bemerkung ab: „Dies sei bei Seite gelegt!" Er will über sein Leben nicht grübeln, zufrieden, nach Recht und Gewissen gehandelt zu haben; das übrige ist Sache des Schicksals. Nur das Schicksal seines Vaterlandes macht ihm noch ernste Gedanken; könnte sein Blut für die Freiheit fließen, so würde er willig sterben, aber er fürchtet, so gut dürfte es nicht werden, doch auch hierüber will er nicht weiter nachdenken. Ferdinand möge, wenn er könne, die verderbende Gewalt seines Vaters aufhalten, lenken, aber wer wird dies können? Und so sagt er dem Freunde, den er durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, ein herzliches Lebewohl. Egmont hat Ferdinand's Schmerz zu mildern gesucht; er selbst hat sich über sein Schicksal beruhigt, und er scheidet ohne Groll aus dem Leben, das er in frischer Heiterkeit genossen, worin er seinem Gewissen nach treu, redlich gewirkt; nur eines beunruhigt ihn noch, des

Vaterlandes Schicksal. So findet sich Egmont heiter ruhig; Alba's Schlag trifft nicht sowohl ihn als den eigenen Sohn, der in Egmont sich selbst verliert.

Da aber Ferdinand sich unmöglich entfernen kann, so benutzt Egmont diese Gelegenheit, ihm schließlich seine Leute zu empfehlen; er wünsche, daß diese guten Menschen nicht zerstreut, in die weite Ferne getrieben, nicht unglücklich würden. Auf die Frage nach seinem Schreiber Richard vernimmt er, zu innigstem Bedauern, daß dieser bereits des Hochverrathes wegen enthauptet worden. Daß diese Strafe Egmont's wirklichen Geheimschreiber am Tage vor seiner eigenen Hinrichtung traf, ward nach Strada oben S. 276 bemerkt. Aber noch einer Pflicht, die er nur schwer seinem jungen Freunde anvertraut, muß er sich entledigen, um sich dann zu einem kurzen Schlafe niederzulegen, dessen die ermüdete Natur auch vor der Pforte des Todes nicht entrathen kann. „Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen." Sein alter Adolf, von dem er zu seiner Freude hört, daß er noch lebt und frei ist, wisse ihre Wohnung, und er möge diesem bis zu seinem Ende lohnen, daß er ihm den Weg zu diesem Kleinod zeige. Diese einfachen, aber tief aus dem Herzen dringenden, fast in jedem Worte den hohen Werth, den er auf sein Klärchen legt, ausprägenden Worte sind wirksamer, als es jedes begeisterte Lob sein würde, was dazu leicht den Verdacht erweckte, als sollte Ferdinand sie für Egmont's Liebe entschädigen. Demnach bedarf es nicht der von Goethe selbst bald nach Vollendung des Stückes wegen der subordinirten Weise, in welcher Egmont Klärchen's erwähne, vorgebrachten Entschuldigung (B. 24, 177), das Interesse des Abschieds vom jungen Freunde habe durch eine weitere Aeußerung nicht geschmälert werden dürfen, und dieser sei ohnehin in diesem Augenblick nicht im Stande, etwas zu hören oder zu erkennen. Allein das Interesse des Abschieds von Ferdinand ist längst abgethan, und wäre dieser so sehr außer Stande, Egmont's Aufträge aufzufassen, so wäre die Empfehlung derselben an ihn höchst unnütz und thöricht.

Noch immer will sich Ferdinand nicht von Egmont trennen; dieser aber drängt ihn, da er der Ruhe bedarf, nach der Thüre zu, und verbittet sich jeden rührenden, aufregenden Abschied; an der Thüre, bis zu welcher er den jungen Freund begleitet, reißt er sich von ihm los, worauf Ferdinand, ganz betäubt dem angewiesenen Wege mechanisch folgend, sich entfernt. Unser Held aber spricht nach seinem Abgange die innere Ruhe aus, welche das Gespräch mit dem Sohne des feindseligen Mannes ihm gebracht, der nicht gewußt, welche Wohlthat er durch diesen ihn begeistert verehrenden

und innigst bedauernden jungen Freund ihm erzeigen werde. Hatte ihn die vorige Nacht die Unsicherheit seines Schicksals unruhig auf dem Lager wach gehalten, so schläfert jetzt die Gewißheit desselben beruhigend seine Seele ein. Auf das Ruhebett sich niederlassend, preist er die süße Gewalt des die strengen Gedanken auflösenden, alle Bilder des Gefühls, alle Gestalten der Einbildungskraft bunt vermischenden, willenlos die Seele hin und her treibenden Schlafes, dessen milde Hand ihn schon berührt.

Egmont ist seines eigenen Schicksals wegen vollkommen beruhigt, allein noch muß die drückende Bekümmerniß um des Vaterlandes Schicksal von seiner Seele genommen werden, er muß in dem seligen Bewußtsein fallen, daß seinem Blute die Saat der Freiheit entsprießen werde. Woher aber soll ihm diese Ueberzeugung werden? Freilich muß es seinem Herzen innigst wohl thun, daß der Sohn seines despotischen Henkers ihm, seinem Leben und Wirken innigst zugethan, wie er, ein Freund der Freiheit ist, aber auch nach dieser so erfreulichen Entdeckung hat Egmont keinen Glauben, daß sein Tod seinem Volke Frieden und Freiheit bringen werde; die Hoffnung hat ihn, den so hoffnungsvollen Mann, ganz verlassen. Hat der Haß und die Niederträchtigkeit des Despotismus ihn der Hoffnung beraubt, so kann diese nur die Liebe ihm wiederbringen, und so ist es denn wunderbar zart und wahr gedacht, daß Klärchen ihm im Traume die verloren gegebene Freiheit wieder zuführt. Das Spiel der Gedanken und Gefühle, wie sie in-, an- und durcheinander sich entwickeln, ist so geheimnißvoll, daß es uns bunten Traumgestalten gleich sich zu entwickeln scheint, und so liegt keine anschaulichere Entwicklungsform derselben uns näher als der Traum, wo die Fäden der Empfindungen in räthselhafter Geschäftigkeit hin und wieder weifen. So ist es denn die Liebe, die im milden Traume die Hoffnung wieder pflegt, welche, als nun Egmont vom Schlafe frisch gestärkt erwacht, am hellen Morgenstrahle, im Angesichte des von der Tyrannei ihm drohenden Todes, mit Allgewalt sich erhebt, und ihn mit jenem weissagenden Blicke, welcher die letzten Augenblicke schwungvoll erhebt, den Sieg der Freiheit begeistert verkünden läßt. Nur in dieser Weise findet die von Schiller als ein salto mortale in die Opernwelt getadelte Erscheinung Klärchen's ihre genügende Erklärung und Rechtfertigung. Goethe wurde keineswegs durch die Idee, Klärchen und die Freiheit, die herrschenden Gefühle Egmont's, in dessen Kopf allegorisch zu verbinden, zu dieser schönen Dichtung veranlaßt, sondern er wollte uns sinnbildlich darstellen, wie die gesunkene Hoffnung von neuem in der Seele des Helden sich erhebt. Auch die sinnige Deutung von Angelika Kauffmann, daß Egmont, der sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe nur durch den Genuß geschätzt, zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns gezeigt werde,

welche vornehme Stelle die Geliebte in seinem Herzen einnehme — auch diese Deutung trifft am wesentlichen Inhalt der Erscheinung vorbei. Wunderlich ist die von Rosenkranz gegebene physiologische und historische Erklärung; erstere findet er darin, daß man im Gefängniß nachdenklich und träumerisch werde, wogegen die andere darin liege, daß das Volk sich noch nicht rühre, die Freiheit mithin nur in Egmont's Traum vorhanden sei. Wodurch Egmont von seiner Hoffnungslosigkeit zur festesten Hoffnung gelange, daß sein Blut die Saat der Freiheit treiben werde, dies zu entwickeln, hat noch niemand versucht, wie denn das ganze Drama bisher nur höchst stiefmütterlich bedacht worden, da man sich dabei beruhigte, von der breiten Oberfläche behaglich zu schöpfen.

Nachdem Egmont unter Musik entschlafen ist, scheint sich die Mauer hinter seinem Ruhebette zu eröffnen, und man sieht die Freiheit, welche Klärchen's Züge trägt, in himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, auf einer Wolke ruhend. Sie neigt sich mit dem Ausdruck des Bedauerns gegen den Helden, faßt sich aber bald, und zeigt ihm mit aufmunternder Gebärde das Bündel Pfeile und den Stab mit dem Freiheitshute, das Wappen des spätern Freistaates; sie ermuthigt ihn, indem sie andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, und will ihm den Lorbeerkranz reichen; aber Egmont macht eine Bewegung, wodurch er mit dem Gesichte aufwärts gegen sie zu liegen kommt, wo sie denn den Kranz nun schwebend über seinem Haupte hält. Da erschallt von Ferne kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen, bei deren erstem Laute die Erscheinung verschwindet. Der Schall wird stärker und Egmont erwacht in dem vom Morgen mäßig erhellten Gefängnisse; seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen; er steht und sieht sich um, während er die Hand immer noch auf dem Haupte hält. Daß der theatralische Dichter ein Recht habe, auch Traumerscheinungen durch wirkliche Gestalten darzustellen, wird man nur vom Standpunkte der gewöhnlichsten täuschenden Nachahmung der Wirklichkeit bezweifeln können, die schon durch jeden Wechsel der Dekoration auf das empfindlichste gestört werden würde, um sonstiger Maß- und Zeitverhältnisse nicht zu gedenken, welche auf der Bühne unmöglich genau inne gehalten werden können. Wie oft muß sich die Bühne mit symbolischer Andeutung begnügen, und es wäre zum Besten der dichterischen Wirkung nur zu wünschen, daß dies viel häufiger geschähe, als es in unserer, die möglichste Genauigkeit in Dekoration und Kostüme fordernden, auf äußeres Schaugepränge hingerichteten Theaterwelt geschieht. Hiernach wird man die Traumerscheinung an sich gewiß nicht mit Schiller als eine muthwillige Zerstörung der sinnlichen Wahrheit verwerfen können, ja man dürfte eher im Gegentheil behaupten, der Dichter thue in der Ver-

sinnlichung zu viel. Dagegen scheint uns Goethe in der Ausmalung des Traumes viel zu weit zu gehn, und mehr symbolische Hindeutung hineinzulegen, als mit seinem nächsten Zwecke verträglich ist. Wozu zeigt die Freiheit dem Egmont das Wappen des Niederländischen Freistaates, das freilich wohl der geschichts- oder wappenkundige Zuschauer, aber nicht Egmont, auf den die Erscheinung doch berechnet ist, als solches erkennen kann? Das ist offenbar ein falscher Theatereffekt. Auch das Bedauern des Helden würde man der Freiheit gern erlassen, und sich bei dem dargebotenen Lorbeerkranz vollständig befriedigt fühlen. Aber man könnte auch weiter gehn, und die Darstellung des Traums durch eine wirkliche Erscheinung für ganz unnöthig erklären: und wirklich scheint uns die auf die Traumerscheinung folgende Rede Egmont's für sich verständlich, und vollkommen genügend; und bemerken wir, daß die Art, wie Egmont die Erscheinung der Freiheit schildert (mit blutbefleckten Sohlen, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt), mit der in der szenarischen Beschreibung angegebenen Erscheinung nicht stimmt, so liegt die Annahme sehr nahe, daß diese ganze theatralische Pantomime ein späterer, leicht auszuscheidender Zusatz ist. Die Egmont's Traum bezeichnend begleitende Musik nebst der Bewegung Egmont's und dem Greifen der Hand nach dem Haupte dürfte vollkommen hinreichen.

Der Kranz, den Egmont im Traume über seinem Haupte schweben gesehen hatte, ist hin, das ganze schöne Bild vom Lichte des eindringenden Tages verscheucht. Die beiden süßesten Freuden seines Herzens hat er vereint im Traume gesehen, so daß er nicht zu sagen weiß, ob die göttliche Freiheit die Gestalt seiner Geliebten geborgt oder das reizende Mädchen sich in der Freundin himmlisches Gewand gehüllt habe. Vereinigt erschienen sie ihm in einem ernsten Augenblick, ernster als lieblich. Ihre Sohlen und die wehenden Falten ihres Saumes waren mit Blut befleckt; durch sein und vieler Edlen Blut war sie geschritten, aber dies Blut war nicht vergebens geflossen. Die Liebe hat ihm die ersehnte Freiheit zugeführt, welche ihm als Sieger den Lorbeerkranz gereicht; die Hoffnung, die er im Traum erschaut hat, kräftigt sich am eindringenden Tageslicht, und so ruft er denn seinem braven Volke zu, das despotischer Gewalt nur kurze Zeit verzweifelnd unterlegen ist, es möge muthig durchschreiten, da die Siegesgöttin es anführe, es möge den Wall der Tyrannei zusammenreißen, um sie ersäufend vom angemaßten Grunde wegzuschwemmen. Die immer näher erschallenden Trommeln erinnern ihn, wie oft ihn dieser Ton zum freien Schritt nach dem Felde des Streites und des Siegs gerufen, wie munter dann die Gefährten auf der gefährlichen, aber rühmlichen Bahn einherge-

schritten.*) Auch er schreitet jetzt einem ehrenvollen Tod entgegen; denn er stirbt als Opfer für die Freiheit, für die er gelebt und gefochten. Je näher ihm der Tod rückt, um so muthiger und begeisterungsvoller fühlt er sich gehoben. Die mit Hellebarden einrückenden, den Hintergrund besetzenden Spanischen Soldaten schrecken ihn nicht; ist er ja gewohnt, vor Speeren und gegen Speere zu stehn, und rings vom drohenden Tod umgeben, nur doppelt rasch das muthige Leben zu fühlen. Die immer näher rückenden Trommeln versetzen ihn in den Kampf; er sieht sich an der Spitze des gegen den Andrang der Tyrannei kämpfenden Volkes, und so ruft er diesem zu, muthig für die Seinigen zu kämpfen.

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein!
Es blinken Schwerter; Freunde, höhern Muth!
Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

Die Spanischen Söldner kämpfen nur für ein Nichts, auf Befehl ihres Herrn, wogegen sie ihre Güter, ihr Liebstes zu vertheidigen haben, für welches sie freudig fallen müssen, wie er sich der Freiheit zum Opfer bringt.

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers,
Nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter,
Und euer Liebstes zu erretten,**)
Fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.

So erhebt sich vor dem Geiste des dem Tode zueilenden Helden das Ideal glücklicher bürgerlicher Freiheit; daß dieses ihm bloß in Klärchen's Traum erscheint, ist nur ein bis auf Rötscher***) herab stetig fortgepflanzter Irrthum.

Während die Trommeln ganz nahe erschallen, geht er gefaßt auf die von Wachen besetzte Hinterthüre zu, worauf der Vorhang fällt und das Stück mit einer Siegessymphonie schließt. Wie der Dichter, seinem Zwecke gemäß, jede geistliche Vorbereitung zum Tode zur Seite lassen mußte, so wich er auch darin von der nüchternen Prosa der Wirklichkeit ab, daß er nicht etwa den Silva oder sonst einen Hauptmann den Egmont zum letzten

---

*) In den Worten: „Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen, rühmlichen Bahn!“ könnte man „auf“ mit „traten“ verbinden, so daß es in einer auch in Goethe's Prosa nicht ungebräuchlichen Weise den Genitiv von dem Hauptworte trennte, zu welchem er gehört.

**) Dieser und der vorige Vers — denn als solche glaubten wir den lyrisch erhobenen Schluß abtheilen zu dürfen — sind vierfüßige, wie auch mehrere in der „Iphigenie“.

***) Cyclus dramatischer Charaktere II, 54.

Gange auffordern läßt; die Soldaten erscheinen stumm, und er geht unaufgefordert ihnen voran, eilt sichern Schrittes aus dem Kerker, um der Freiheit zum heiligen Opfer zu fallen.

Egmont, der muthkräftige, vertrauensvolle, heiter selbstbewußte edle Held, unterliegt der schleichenden List der Despotie, aber der schreckliche in seinem Tode als blutige Grausamkeit zu Tage tretende Wortbruch hat die Grundlage des Königthums untergraben; der so streng konservative, von der Heiligkeit der Majestät ganz ergriffene, an Karl's Sohne vertrauensvoll hängende Aristokrat erkennt selbst die Nothwendigkeit an, mit Gewalt der angemaßten Despotie entgegenzutreten, und sie vom Niederländischen Boden wegzuschwemmen. Auch der Gehorsam gegen den Herrscher hat eine Grenze, wo er zum Verrath am Recht, an der Freiheit, an der Volkseigenthümlichkeit wird. Egmont will noch immer, trotz Oranien's Warnung, nicht daran glauben, daß der König zur Verhöhnung alles Rechtes schreiten werde, bis er es selbst auf schrecklichste Weise an sich erfährt; da erst erkennt er den Widerstand, die Abschüttlung des fremden Joches für gerechtfertigt, und er fällt im schönen Vorgefühl der nahen Freiheit als ihr edelstes Opfer. Egmont ist nichts weniger als ein Staatsmann, als ein Politiker, der stets die Augen wachsam offen halten, alle Schritte der Gegenpartei mit spürender Vorsorge beachten muß; ein solcher ist Oranien, der sich zum Glücke für die Niederländische Freiheit gerettet hat, als deren siegreicher Führer er erscheint, wie Egmont als ihr edles Opfer. Von einer eigentlichen Idee des Stückes, als der Wurzel, aus der es hervorgewachsen, kann beim „Egmont" gar nicht die Rede sein; er ist, ähnlich wie „Götz", nur ein dichterisches Abbild des Niederländischen Helden in seiner durch unbefugte Einschränkungen, denen sich das Volk mehr oder weniger leidenschaftlich entgegenstellt, zur Despotie vorschreitenden Zeit, wenn auch das Stück uns manche politische Lehre mit lauter und um so eindringlicherer Stimme zuruft, als es das Schicksal des edlen Aristokraten, des Siegers bei St. Quentin und Gravelingen, ist, welches uns daran mahnt. Oranien's staatsmännische Weisheit und Egmont's Vertheidigung der Rechte des Volkes, das zu drücken, nicht zu unterdrücken ist, bilden neben Egmont's Tod, der als nothwendiges Opfer fällt, um die Scham- und Rechtlosigkeit der mit eiserner Strenge durchschreitenden Despotie und die Berechtigung zum Aufstande uns lebhaft vor Augen zu stellen, diese bilden den eigentlichen politischen Gehalt des Stückes. Wir dürfen es deshalb aber noch nicht mit Rosenkranz ein politisches Drama nennen, das die Entwicklung eines Volkes zum Staatsbewußtsein darstelle; denn von einer solchen Entwicklung findet sich auch nicht die geringste Spur, nirgendwo ist, was Rosenkranz hineinlegt, der Gedanke angedeutet, daß es zu einer

allgemeinen Verfassung kommen, daß „die vielen Pfeile der spröden Individualitäten in ein Bündel zusammengefaßt werden“ sollen. Das Volk will von Anfang an seine Freiheiten, seine Eigenthümlichkeiten gewahrt wissen; hiervon geht es nicht ab, wenn auch zuerst die Unruhen es etwas scheu, bedenklich und uneins unter sich machen, die einreißende Despotie es völlig einschüchtert und kraftlos auf den Augenblick niederwirft. Egmont sieht in seiner Vision das Volk sein Joch abschütteln und zur Freiheit frisch erstehn, ohne daß von einer neuen Staatsform, von der Verbindung aller Provinzen zu einer geschlossenen Einheit irgend die Rede wäre. Die Niederländer werden sich vom Spanischen Despotismus frei machen, aber auf die neue, dadurch nothwendig werdende Staatsform wird nicht im geringsten hingewiesen. Egmont, wie der ganze Adel, der auf seine „schönen Vorrechte“ eifersüchtig wacht, wie die Niederländer alle gesammt, ist konservativ; er will keinen Umsturz, der nur von Spanischer Seite erfolgt, wo er denn das um seine Rechte betrogene Volk endlich zu den Waffen ruft. Egmont hält an den beschworenen, verbürgten Rechten des Volkes fest, deren Verletzung dieses zum gewaltsamen Aufstande berechtige: die Lehre, daß der König nach seiner höhern Einsicht sein gegebenes Wort zurücknehmen, das Volk zu seinem Glücke zwingen dürfe, ist seinem edlen, auf Menschenrecht und Menschenwürde haltenden Geiste ein Greuel; nur eine solche Verhöhnung alles Rechts scheint ihm einen gewaltsamen Widerstand zu berechtigen und zu fordern, und sein Glaube an den Menschen und an sein Recht auf Freiheit ist so fest begründet, daß er einem solchen Widerstande den siegreichsten Erfolg verheißen muß.

Die Darstellung der Charaktere, die überall auf der feinsten Erfassung ihres Wesens ruht, zeigt in der Ausführung die wunderbarste Naturwahrheit. Alle diese Gestalten von dem tauben Invaliden Ruysum an bis zu den Fürstlichkeiten, bis zu Egmont, Oranien und der Regentin, von dem Seifensieder und Schneidermeister an bis zu Klärchen's heldenhafter Liebesseele, vom schlechten Volksaufwiegler Vansen bis zum feinen Macchiavell, alle bewegen sich mit ureigenem Leben, aber sie sind nicht geradeweg aus der Wirklichkeit aufgegriffen, sondern vom Geiste des Dichters angehaucht und gleich Werken der bildenden Kunst idealisch gehoben. Man fühlt lebhaft den Unterschied zwischen den der Natur abgehorchten Gestalten des „Götz“ und diesen mit tiefster Durchdringung erfaßten, gleichsam aus einer künstlerischen Auflösung hervorgegangenen Personen des „Egmont“. Gleicherweise verhält es sich mit der Sprache, welche im „Egmont“ zuerst jenen hellen, reinen Glanz höherer Bildung empfing, der im „Wilhelm Meister“ uns so heiter entgegenstrahlt. Was für die poetische Darstellung „Iphigenie“, das ward für Goethe's Prosa die immer wieder durchgearbeitete und aus

dem frühern „studenthaften" Tone herausgerückte „Egmont". Eine Ungleichheit der sprachlichen Darstellung, die manche haben bemerken wollen, ist durchaus nicht vorhanden, wenn man nicht etwa der Ansicht ist, Egmont dürfe nicht anders reden, als Vansen und Klärchen vor ihrer Mutter nichts voraus haben. Goethe hat den Ton überall auf das feinste und glücklichste getroffen, und wenn Egmont, Brackenburg und Klärchen zuweilen in lyrischer Erhebung sich ergehen, wo denn auch zum Theil jambische Verse eintreten, so ist dies durchaus der Sache gemäß. „Iphigenie" und „Egmont" wurden in Italien in die reinste Form gegossen, und die an ihnen erprobte Sprachbildung darauf an „Tasso" und „Wilhelm Meister" mit freiestem Sinne in Anwendung gebracht.

Wie vortrefflich aber auch Egmont in jeder Beziehung uns entgegentreten mag, so nahm doch die damalige Lesewelt das Stück kalt und bedenklich auf. Wußte ein Schiller sich in das herrliche Drama so wenig zu finden, daß er fast nur stellenweise lobte*), das Ganze als mißlungen ablehnte, wie viel weniger war da von anderer Seite eine würdige Aufnahme zu erwarten? Man tadelte dies und das, an eine reine, das Werk als solches erfassende und würdigende Anerkennung war nicht zu denken. So sollte also Goethe an seinem „Egmont" nicht mehr Freude erleben, als an seiner gleichfalls fast theilnahmlos aufgenommenen „Iphigenie". Schon im Jahre 1791 hatte das Stück die Weimarer Bühne betreten, aber die Aufführung keinen günstigen Eindruck gemacht. Iffland's Anwesenheit im März und April 1796 veranlaßte Schiller, den „Egmont" für das Theater zu bearbeiten, und so erschien das Stück denn in der zweiten Hälfte des April zweimal auf der Weimarer Bühne, nicht ohne Beifall zu finden, doch ließ es Goethe bis zu Iffland's zweitem Gastspiele im Jahre 1798 liegen, da er keinem andern Schauspieler die Rolle des Helden anvertrauen mochte. Schiller selbst nennt in seinem Briefe an Körner vom 10. April 1796 diese Bearbeitung ein gewissermaßen Goethe und ihm gemeinschaftliches Werk, da er verschiedene neue Szenen darin habe machen, und mit den alten sich manche Freiheit habe herausnehmen müssen. Die Szenenfolge der Schillerschen „grausamen" Redaktion hat Goethe im Jahre 1815 im Aufsatze „über das Deutsche Theater" (B. 35, 354 ff.) uns mitgetheilt.

Die Hauptveränderung, die sich Schiller erlaubte, und wodurch auch die meisten übrigen bedingt sind, war die Entfernung der Regentin, welche

*) Auch Jacobi, dessen Herz für wahre Freiheit schlug, fand nur an manchen Stellen Gefallen, die schöne reine Sinnlichkeit des freilich keineswegs in erhabenstem Stile gehaltenen Helden stieß ihn ab. „Mich erfreut sehr", schreibt Goethe am 21. Juli 1788, „daß dir an Egmont manches gefällt."

ihm den raschen Gang des Stückes aufzuhalten schien, da sie vielmehr die Erwartung spannt, und uns den Uebergang von einer die Zügel etwas straffer anziehenden Gewalt zum herben Despotismus, wie auch die völlige Entbehrlichkeit von Alba's Blutregierung lebhaft darstellt, abgesehen davon, daß die hier angedeutete Stellung Egmont's zur Regentin und die der letztern zum Könige und seinen Räthen zur richtigen Würdigung der Verhältnisse von wesentlicher Bedeutung ist. Die vortreffliche, wohl berechnete Komposition des Stückes scheint Schiller kaum geahnt zu haben, sonst hätte er dieselbe nicht so barbarisch vernichten und das Stück verzerren können. Mit Recht bemerkte Goethe gegen Eckermann (II, 75): „Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die in's Ganze gedacht worden, und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war." Eckermann selbst hatte gegen Goethe geäußert, die Regentin sei dem Stücke durchaus nothwendig, da nicht allein das Ganze durch die Fürstin einen höhern, vornehmern Charakter erhalte(?), sondern auch die politischen Verhältnisse, besonders in Bezug auf den Spanischen Hof, durch ihre Gespräche mit Macchiavell durchaus reiner und entschiedener hervorträten, worauf Goethe erwiederte: „Ganz ohne Frage. Und dann gewinnet auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, so wie auch Klärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmont's ganze Liebe besitzt. Dieses sind alles sehr delikate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf." Auch billigte Goethe, dem übrigens das Stück im einzelnen nicht mehr klar vorschweben mochte, Eckermann's weitere Bemerkung, bei den vielen bedeutenden Männerrollen erscheine eine einzige weibliche Figur, wie Klärchen, zu schwach und etwas gedrückt, durch die Regentin erhalte das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht.

Schiller schließt unmittelbar an das Armbrustschießen die ganze auf der Straße spielende Bürgerszene des zweiten Aktes an, wo es ohne vielfache Veränderungen nicht abgehn konnte. Aber abgesehen davon, daß beide Szenen sehr unpassend an denselben Ort verlegt werden, gewinnen diese den ganzen ersten Akt einnehmenden Bürgerszenen ein zu entschiedenes Uebergewicht und eine sehr lästige Breite, während sie in richtiger Vertheilung höchst anmuthig die Handlung beleben. Die Wuth der Bilderstürmer, die Bestürzung der Regentin, die Stellung derselben zum König, zu Egmont und Oranien treten nicht deutlich hervor, wie es durch die aus-

gelassene erste Szene der Regentin geschieht, und vór allem wird die allseitige Darstellung von Egmont vermißt, wie sie Goethe's erster Akt in so meisterhafter Berechnung uns bietet. Der zweite Akt enthält bloß Egmont's Gespräch mit seinem Geheimschreiber und die Unterredung mit Oranien. Am Anfang des dritten Aktes ist die Szene der Regentin ausgefallen, worin wir von der beschlossenen Ankunft Alba's, von dessen herrschsüchtigem und blutgierigem Charakter unterrichtet, und in bange Furcht wegen der nächsten Zukunft versetzt werden. Ihre Stelle nimmt die Bürgerszene des vierten Aktes ein, so daß die Ankunft Alba's bereits erfolgt ist. Darauf kommt denn Egmont's Besuch bei Klärchen; die derselben vorhergehende Unterredung mit der Mutter müßte in ein Selbstgespräch Klärchen's umgewandelt, und der Anfang des Besuches selbst durch den Ausfall von Klärchen's Mutter wesentliche Veränderungen erlitten haben, wenn Goethe's Beschreibung genau zutreffen sollte, in welcher es heißt: „In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen, fährt fort in Freud und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken.“ Aber bei der Berliner Aufführung vom Jahre 1819 fehlte Klärchen's Mutter nicht, und so dürfte Goethe's Darstellung ungenau sein. Es kann keine Frage sein, daß Klärchen in der neuen Bearbeitung für die Wichtigkeit, welche sie für unsern Helden hat, viel zu spät auftritt, und daß ihr Verhältniß zu jenem in dieser einen Besuchsszene sich nicht wohl in seiner Entstehung und seiner ganzen charakteristischen Eigenthümlichkeit entwickeln läßt. Den vierten Akt nehmen die Szenen im Kuilemburgischen Hause bis zu Egmont's Verhaftung und der aus dem folgenden Akte herübergenommene Versuch Klärchen's ein, die Bürger zu Egmont's Rettung aufzurufen. Wie treffend Egmont's Verhaftung ursprünglich den vierten Akt schließt, und wie sehr die unmittelbar darauf folgende Szene Klärchen's auf der Straße abfallen muß, bedarf keiner Ausführung. Der fünfte Akt beginnt mit der Szene in Klärchen's Zimmer bis zu Brackenburg's Abgang. Die herrliche erste Szene im Gefängnisse, welche uns den Eindruck der Gefangenschaft auf Egmont's freies, dem frischen Leben zugewandtes Herz schildert, hat weichen müssen, weil Schiller ihre Bedeutung nicht erkannte. Oder sollte ein Theil dieses Monologs an den Anfang der letzten Szene gestellt worden sein, wie man aus Goethe's Worten schließen könnte: „Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt.“ Eine wunderliche Erfindung Schiller's war es, daß er in der letzten Szene den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an der Wirkung zu weiden, die das Todesurtheil auf Egmont üben werde; dieser stieß ihm den Helm vom Kopf, und sprach gegen ihn

alle Verachtung aus, welche der Dichter selbst ihn gegen Ferdinand äußern läßt.*) Wenn Goethe behauptet, auf seine Einrede sei Alba weggeblieben, so mag dies von der zweiten Vorstellung auf dem Weimarer Theater gelten, später war dieser Alba in der Gefängnißszene unvermeidlich, wie sehr auch dadurch die schön eingeleitete Unterredung mit Ferdinand gestört wird, und dieser schlechte Theaterstreich der ruhigen Würde des Stückes widerstrebt. Auch gegen die Erscheinung Klärchen's war Schiller entschieden, doch Goethe und das Weimarer Publikum dafür, und so ward sie denn erhalten.

Schiller's Bearbeitung beruht auf dem offenbarsten Verkennen des Organismus des ganzen, auf ruhige Entwicklung und Schilderung des Helden in der ihn gewaltig umdrängenden Zeit gerichteten Stückes, dem er einen raschern Gang und schlagendere Wirkungen, wie sie ihm selbst eigen waren, aufzudrängen sich bemühte. Dennoch ging diese unglückliche Bearbeitung auf unseren Theatern durch, und hat sich noch heute auf bedeutenden Bühnen erhalten, was, wie Devrient richtig bemerkt, ein um so ärgerer Mißgriff ist, als Beethoven's Musik, welche die Reichardt'sche Komposition verdrängt hat**), in die Schiller'sche Akteintheilung durchaus nicht paßt. Auf der Weimarer Bühne — Goethe gedenkt in den „Annalen" der Aufführung des Stückes in den Jahren 1806, 1812 und 1814 — sah Eckermann die Schiller'sche Bearbeitung noch im Jahre 1829. Als er bei dieser Veranlassung sein Bedauern äußerte, daß Goethe seinem Freunde so unbedingte Freiheit über das Stück gegeben habe, erwiederte ihm dieser: „Man ist oft gleichgültiger als billig. Und dann war ich in jener Zeit mit anderen Dingen tief beschäftigt. Ich hatte so wenig ein Interesse für „Egmont" wie für das Theater***); ich ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt da steht, und daß es Bühnen gibt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung ganz so aufzuführen, wie ich es geschrieben." Auch nach Berlin kam Schiller's Bearbeitung durch Iffland. Einer Aufführung des Jahres 1811 gedenkt Zelter (I, 452). Auch im Oktober 1819 erschien „Egmont" wieder auf der Berliner Bühne, nachdem Goethe vier Jahre früher sich über die „grausame" Redaktion Schiller's ausgesprochen hatte, in welcher eine solche Konsequenz sei, daß man nicht gewagt habe, die vom Weimarer Publikum ungern vermißte persönliche Gegenwart der

*) Gespräche mit Eckermann I, 197 f. Devrient III, 251.

**) Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Zelter I, 143 f. II, 76 f.

***) Dieses ist irrig; das Theater nahm ihn damals gerade sehr lebhaft in Anspruch, aber es fehlte ihm an Zeit, die Bearbeitung des „Egmont" selbst zu übernehmen, und er hoffte wohl kaum auf einen großen Erfolg.

Regentin wieder einzulegen, weil andere Mißverhältnisse sich in die gegenwärtige Form einschleichen würden. Nach einer Beurtheilung von Friedrich Schulz*) wäre das Stück damals, am 20. und 25. Oktober 1819, nach der „neuesten eigenhändigen Bearbeitung" des Dichters selbst aufgeführt worden, indessen dürfte sich diese „neueste Bearbeitung" bloß darauf beschränken, daß eine oder die andere Aenderung Schiller's verdrängt wurde; daß Schiller's Redaktion in allen wesentlichen Punkten zu Grunde lag, ergibt sich aus den Anführungen des Beurtheilers selbst. Je festern Fuß Schiller's das schöne Drama verzerrende Bearbeitung auf den Deutschen Bühnen gefaßt hat, um so dankenswerher muß es erscheinen, daß ein so begabter und denkender Künstler, wie wir ihn in Emil Devrient verehren, den ächten „Egmont" auch jenseits des Kanals würdig eingeführt und ihm die verdiente Anerkennung im reichsten Maße verschafft hat.

Möge diese gereifte, eben so anmuthige als gehaltvolle Frucht des Goethe'schen Geistes, die freilich Vilmar's unbefugtem Tadel nicht entgehn konnte**), in ihrer ursprünglichen Reinheit immer wieder und wieder dem Deutschen Volke von der Bühne herab in lebendigster Darstellung entgegentreten, es mit jenem Gefühle wahrer, schöner, reiner Menschheit und unveräußerlicher Freiheit durchdringen, welches dem edlen Bewußtsein menschlicher Würde und der Heiligkeit des Rechtes entspringt. Sind ja Götz und Egmont ächt Deutsche tragische Helden; denn ihr Glaube an die Unverbrüchlichkeit des Wortes bereitet ihnen den Untergang, und die Seele ihres Lebens ist das tiefe Sehnen nach edler Freiheit.

---

*) In den Haude- und Spener'schen „Berlinischen Nachrichten" 1819 Nro. 127, abgedruckt bei Nicolovius „über Goethe" S. 343 ff.

**) Wir stellen diesem Mißurtheil die schöne Anerkennung Herder's entgegen, der am 6. Dezember 1787 an F. L. W. Meyer schreibt: „Jetzt habe ich seinen (Goethe's) „Egmont" und lasse ihn abschreiben. Ein historisches Trauerspiel, das mich Szene für Szene in seiner tiefen, männlich gedachten Wahrheit fast zu Boden gedrückt hat. Leges et senties." Vgl. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer I, 171.

Anhang.

Ueber die verschiedenen Ausgaben des „Götz" und „Egmont".

Die Kritik des noch an manchen Entstellungen und Ungleichheiten leidenden Goethe'schen Textes kann nur durch die genaueste Untersuchung der verschiedenen Ausgaben und des vielfachen Mißgeschicks derselben wesentlich gefördert und zu einem sichern Abschluß gebracht werden. Einen kleinen Beitrag zur Lösung dieser höchst schwierigen Aufgabe glauben wir in der folgenden Darlegung zu geben, welche die völlige Haltlosigkeit mancher bis auf den heutigen Tag verbreiteten, durch bloßes Versehen des Setzers verschuldeten Lesarten in's Licht stellen wird.

Schon in der zweiten ächten Ausgabe, vom Jahre 1774 (vgl. oben S. 117), ließ Goethe einzelne Veränderungen eintreten. S. 37 (wir führen die Seitenzahlen der vierzigbändigen Ausgabe an) fügt diese zweite Ausgabe nach: „Du siehst nicht ganz frei", die Anrede „Adelbert" hinzu. S. 45. hatte die erste Ausgabe an der Stelle des Wortes „Matt" die weitere Ausführung: „Schach dem König, und nun ist's aus!" S. 46 lesen wir „Berlichingen" statt „der Berlichingen," S. 62 „die unruhigen Köpfe" statt „unruhige". S. 71 hat die zweite Ausgabe: „Euere großen Anschläge könnten drüber zu Grunde gehn", an der Stelle des breitern: „Das hieße euere großen Anschläge im Keim zertreten", und gleich darauf: „Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen", statt „könnt". S. 72 las die erste Ausgabe: „sie abzuholen" statt „Marien abzuholen". S. 86 heißt es: „Das Glück fängt mir an wetterwendisch zu werden", statt: „Das Glück fängt an launisch mit mir zu werden", und unmittelbar darauf: „Ich ahndet's aber", statt: „Ich ahndet' es", S. 90: „kommen überall durch", statt: „mangeln nie eines Pfads". S. 97 ist „begleiten" richtig statt „bekleiden" geschrieben. S. 128 ff. ist in der Personenangabe „Maria" statt „Marie" durchweg geändert, S. 130 „Maria, und geh", statt „Marie".

Folgende neue Druckfehler haben sich in die zweite Ausgabe eingeschlichen: S. 6 „Strich“ statt „Streich“ und „über ein einander“ statt „über einander“, S. 24: „Was will will aus dem allen werden“ statt des einfachen „will“ — die falsche Verdoppelung ist in alle folgenden Ausgaben übergegangen —, S. 46 „Wollt ihr“ statt „Wollt ich“, S. 62 „deine Gütet“ statt „deine Güter“, S. 79 „Es schlägt“ statt „Er schlägt“, S. 99, „Ich wart“ statt „Ihr wart“, S. 122 „meine Kleider“ statt „Kinder“. S. 81 sind zwei Reden des ersten Knechts irrig dem zweiten beigelegt, und die Seitenzahlen 173—200 stehen fälschlich statt 133—160. Von den Druckfehlern der ersten Ausgabe sind verbessert, außer der Verwechslung von u und n in „Mutter“ (S. 18) „giengst“ statt „gienst“ (S. 51. 72), „bedenkt“ statt „bedent“ (S. 98), „gehalten, wie er“ statt „wir“ (S. 135). Beiden Ausgaben gemein sind S. 55 „verleiten“ statt „verleiden“, S. 56 „auf diesen Weg“ statt „diesem“ und in der szenarischen Bemerkung „Gehn ab“ statt „Geht“, S. 61 „geht ihn“ statt „hin“, S. 68 „schwiret“ statt „schwirrt“ oder „schwirret“, S. 71 „stürzen konnte“, statt „könnte“, S. 116 „und er ihrer Wuth“ statt „der“, S. 134 „Schuldern“ statt „Schultern“ und S. 136 „hälst“ statt „hältst“.

Eine genaue Durchsicht des Stückes unternahm der Dichter bei der Herausgabe seiner Werke in acht Bänden, von denen der zweite den „Götz“ (1787) brachte. Vgl. oben S. 182 f.*) Hierbei lag offenbar die zweite Ausgabe zu Grunde, deren meiste Drückfehler in den neuen Abdruck nicht übergingen.

Wesentliche, den Inhalt betreffende Aenderungen hat sich der Dichter hier nicht erlaubt. Des einzigen Zusatzes in einem Gespräche zwischen Adelheid und Weislingen gedachten wir oben S. 147 Note *. Auch begegnen wir nur einer einzigen bedeutenden Auslassung, nämlich im Gespräch zwischen Weislingen und dem Bischof, wo letzterer seine Erwiederung auf die Aeußerung Weislingen's: „Es kann sich vieles ändern“, früher mit den jetzt weggefallenen, leicht entbehrlichen Worten begann: „Es hat sich leider schon zu viel verändert.“ In der Szene im Lager S. 84 sind nach „umbringen“ die Worte „ihr tausend sackerment“, und nach „fortzulaufen“ das unanständige „wie die Scheiskerle“ ausgefallen, wogegen bald darauf in der Erwiederung des Götz an den Trompeter das derbe „im Arsch lecken“ nur durch freilich kaum anständigere Gedankenstriche angedeutet wird.

---

*) S. 122 findet sich hier der auch in die achtbändige Ausgabe übergegangene bemerkenswerthe Druckfehler „denn besser“ statt „desto besser“ in den Worten Sickingen's (S. 70).

Von bedeutenderen, sich auf mehr als ein einzelnes Wort beziehenden Aenderungen sind folgende zu bemerken. S. 6: „Nur immer zu" statt „Ich bitt dich, erzähl's doch noch einmal", was besonders nach dem vorhergegangenen: „Erzähl' das noch einmal von Berlichingen", sich als weniger passend herausstellt. S. 26: „Recht und Gerechtigkeit zu handhaben", statt des hier ferner liegenden: „die Staatsverhältnisse näher zu bestimmen". Treffend finden wir die Worte von Olearius: „Es gelangt niemand (zu Frankfurt) zur Würde eines Richters als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zustandes der Stadt sich erworben hat. So sind die Schöffen lebendige Archive, Chroniken, Gesetzbücher, alles in einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger und die Nachbarschaft", in folgender Weise umgestaltet (S. 31): „Man glaubt, es sei genug, durch Alter und Erfahrung sich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zustandes der Stadt zu erwerben. So werden nach altem Herkommen und wenigen Statuten die Bürger und die Nachbarschaft gerichtet." S. 36 hieß es früher: „Und schwindet nicht alle Entsagung gegen den Himmel voll Aussichten!", statt der jetzigen das stete Vorschweben des Glückes Weislingen's bezeichnenden Fassung: „Und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritte begleiten!" S. 37. Auf Götzens Frage, ob er für Marien ja sagen dürfe, erwiederte dieser früher: „Bestimmt meine Antwort nach dem Werthe seiner Verbindung mit euch", wogegen sie jetzt ihren Wunsch nach der Beistimmung des Bruders deutlicher in den Worten ausspricht: „Wenn ihr es mit mir sagt". Vgl. oben S. 134. Der Anfang des Liedes von Liebetraut S. 43:

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen,
Mit Fackel im Brand,
Wollt muthilich kriegen
Und männilich siegen,*)

ist in der dritten Ausgabe also umgeändert:

Mit Pfeilen und Bogen
Kam Amor geflogen,
Die Fackel in Brand,

*) „Muthilich" und „männilich" sollen wohl abgeschliffene mundartliche Formen statt „muthiglich, männiglich" sein. Letzteres findet sich im Briefwechsel mit Schiller III, 150. Vgl. Lehmann „Goethe's Sprache und ihr Geist" S. 304 ff.

Wollt muthig bekriegen,
Und männlich besiegen,

wo die Aenderungen des zweiten und dritten Verses jedenfalls als Verbesserungen gelten müssen. *) Rücksicht auf Anstand scheint die Aenderung der zweideutigen Worte: „Und spielte gern mit den Damen und auf der Dame", in: „Und spielte gern Dame und mit den Damen", veranlaßt zu haben. S. 67: „Wenn ich Krieg führte, müßten sie mit mir zu Felde", statt des mattern: „müßt' ich sie unter meiner Armee haben". S. 68: „Bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung, jemals wieder empor zu kommen, völlig abgeschnitten haben", statt des unbestimmtern: „und alle Aussicht auf die Zukunft ihnen abgeschnitten haben". S. 78 ist das ungefügere: „Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dammhirsch, sie wären gesplittert wie Glas", treffend verbessert: „Das stärkste Geweih wäre gesplittert wie Glas." S. 96 steht in der dritten Ausgabe bezeichnender „des kindlichen Gehorsams" statt „der kindlichsten Ergebenheit"; mit bestimmterer Hinweisung auf das im folgenden angedeutete Gebot Gottes. S. 108 ist das ungeschicktere: „den der Titel meines Gemahls nicht schmeichelte", verändert: „den der Besitz meiner Gunst n. s." Hier gedenken wir auch der wesentlichen Verbesserung der Stelle S. 25: „Kastor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so nannte", wo das frühere „zutrank" ein unwahrscheinliches Verhältniß des Markgrafen zu seinen Edelknaben voraussetzt.

S. 31 ist das zu knappe „Daher kommt's", zu: „Aber das kommt daher" erweitert, S. 32 die Härte der Verbindung: „Und sind wie rasend, daß sich dort keine (Juristen) anbauen", glücklich beseitigt durch die Aenderung: „wenn einer dort sich niederzulassen gedenkt". S. 28 fordert die Sprache (vgl. Lehmann S. 364 ff.) die Verbesserung von „um nicht zu sehen", in „daß ich nicht sehen sollte". S. 110 wird: „Setz' ich nicht" treffend verändert in „Setz' ich so oft". Statt des einfachen, wohl hinreichenden adverbialen „wunder" ist S. 27 „wunder wie!" gesetzt, dagegen S. 41 statt „viel vieles" (vgl. meinen Faustkommentar II, 26 Note 2. Lehmann S. 332) das einfache „vieles". An anderen Stellen hat der Ausdruck durch Einfügung eines Beziehungswortes wesentlich gewonnen. So lesen wir jetzt S. 12: „Aber wir, wenn wir gegessen und

---

*) Die Ausgabe in zwanzig Bänden (1816) hat das Lied in seiner frühern Gestalt gegeben und nur die Verbesserung des dritten Verses aufgenommen, obgleich die Auslassung des Zeitwortes im zweiten Verse gar nicht zu entschuldigen sein dürfte.

getrunken haben", S. 24: „Glückselige Zeiten, ihr seid vorbei", S. 39: „Götz, theurer Götz, du hast mich mir selbst wiedergegeben", S. 40: „Daß es nicht zu sagen ist", S. 43: „Kann ich's nicht übel nehmen" *), S. 40: „Ich hab' sie wieder vergessen", S. 45: „Zu thätig, um ein Gelehrter zu sein", wogegen beim unmittelbar darauf folgenden: „Zu unlenksam, ein Weltmann zu sein", kein „um" eingefügt ward. S. 49: Er fühlte einen neuen Zug", wo zugleich „sich" nach „fühlte" ausgefallen ist. S. 54: „Du wirst ein Sklave eines Edelmanns werden." S. 66: „Der eine hat nur Eine Hand." S. 85: „Eh' er sich wieder erholt." S. 94. „Wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte." S. 115: „Ihr würdet immer wähnen." S. 120: „Ist an ihrer Spitze gezogen." S. 131: „Stärke mich, o Gott!" An anderen Stellen bemerken wir den die Rede kräftigenden Ausfall von Beziehungswörtern. S. 22: „Ich bin gefangen, [und] das übrige ist eins." S. 44: „[Es ist] nicht darum." S. 51: „Laßt ['s] nur!" S. 52: „Und wollte doch" statt: „Und ich wollt' doch." S. 69: „Sie sitzt, das arme Mädchen, [und] verjammert und verbetet ihr Leben." S. 71: „Sorg' du. [Und] es sind lauter Miethlinge." S. 83: „Kommt, [ihr] Kinder." S. 101: „Zuzusagen" statt „zusagen". S. 117: „[Und] die wissen." Fortlaufen" S. 84 statt „fortzulaufen" ist wohl bloßer Druckfehler. Auch der Ausfall des Wortes „heut" in der Aeußerung des Götz S. 87: „Ihr beginnt heut zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen", dürfte nicht zu billigen sein, und auf bloßem Druck- oder Schreibfehler beruhen. Nur an wenigen Stellen ist der Artikel eingefügt, so daß sich „an Kopf", „in Stall", „in Sack", „in Wurf" u.a. erhalten hat. Hierher gehören S. 12: „In den Garten." S. 53: „So seid ihr ein Chamäleon?" S. 62: „Und ich im (statt „in") Besitz des strittigen Stücks." S. 77. „So kommen wir ihnen im (statt „in") Rücken." S. 105: „Ich war schon mehr im Unglück" statt „in". S. 119: „Sie soll vom (statt „von") Hof auf mein Schloß." Umgekehrt fällt der Artikel zuweilen aus. S. 13: „Wollte Gott, meine Schultern fühlten [sich] Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm [die] Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen." S. 33. „Selbitz mit einem Fuß" statt „mit dem einen Fuß". S. 54: „Bilde dir ein, [ein] Geselle von ihm zu sein." S. 113: Und [die] Erd' und Himmel."

Zuweilen ist in der dritten Ausgabe der Kraft oder dem leichten Flusse des Ausdrucks zu Liebe eine Wortumstellung erfolgt. S. 28:

---

*) Auch an anderen Stellen wäre ein solches es wünschenswerth, wie S. 115: „Ihr würdet immer wähnen, ich thät' nicht von Herzen."

„Als jemanden die Luft zu verdanken", statt: „Als die Luft jemandem zu verdanken." S. 93: „Und Lieb' der Unterthanen" statt „und der Unterthanen Lieb'". S. 109: „Eher wollt' ich mir", statt: „Ich wollt' mir ehe." S. 117: „Ihm bei Strafe streng nachzukommen", statt des zweideutigen und ungelenken: „Bei Strafe ihm streng nachzukommen", obgleich die beiden mit str anfangenden unmittelbar auf einander folgenden Wörter eine unleugbare Härte bilden. S. 121: „Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich", statt „mich nicht". S. 129: „Weislingen, mein Bruder verkranket", statt des die Anrede weniger kräftig hervorhebenden: „Mein Bruder, Weislingen, verkranket."

Wenden wir uns weiter zur Vertauschung einzelner Wörter, so haben wir zunächst der Fälle zu gedenken, wo Fremdwörter durch einheimische ersetzt worden sind. S. 13: „Wiederkehr" statt „Retour". S. 45: „Meinen Auftrag" statt „Meine Commission", doch wird bald darauf das Wort „Commission" beibehalten. S. 48: „Ich weiß nicht, gefiel mir so wohl", statt: „War so interessant." S. 49: „In den Nachtheil", statt „in Desavantage". „Allerlei durcheinander, Großes und Kleines", statt: „Und ging sehr in's Detail." „Alte Erinnerungen" statt „alte Ideen". S. 55: „Für einen Antheil" statt: „für ein Interesse". S. 59: „Scheltet die Weiber", statt: „Deklamirt wider die Weiber." S. 60: „Denen ich wohl will", statt: „Die mich interessiren". S. 65: „Den langen Gang", statt: „die lange Allee". S. 79: „Einen Haufen" statt „ein Detaschement". S. 90: „Wir haben schlecht bestanden", statt: „Wir haben uns prostituirt". Daselbst: „Reichsknappe" statt „Reichsmusje". S. 105: „Unter seinem Heer" statt: „unter seiner Armee". S. 107: „Einen großen Begriff" statt: „eine große Idee". S. 114: „Sie sind um einen Hauptmann verlegen," statt des gewagten: „Sie deliberiren einen zum Hauptmann", „gegolten" für „passirt". Allein an manchen Stellen haben sich die Fremdwörter der bessernden Hand entzogen, wie wir ganz dasselbe in der zweiten Ausgabe von „Meister's Lehrjahren" finden, wo gleichfalls manche Fremdwörter durch Zufall stehn geblieben sind, weil der Dichter nicht die gehörige Sorgfalt auf die Durchsicht verwandte. So stehen noch jetzt in Folge der ungenauen Durchsicht „despectirlich" (6), „Apartes" (22), „Explicationen" (28), „Discurs" (33. 116), „Commissarien" und gar „Commissarii" (37. 97), „Aequivalent", „absolut" (40), „profitabler" (45), „Historie" (49), „Commission" (58), „Projecte" (61), „Reverenz", „Visitationen" (63), „impertinent" (80), wogegen S. 85 schon ursprünglich in derselben Verbindung „arg" steht, „Extremität" (87), „Armee" (88), „Manier" (91), „Proviant" (94), „die deputirten Räthe" (97), „sondiren" (105), „Gaudium" (114) u. a. Schade, daß diese

fremdländischen, leicht zu vermeidenden Ausdrücke die schöne, ächt deutsche Dichtung entstellen, da der Dichter bei allen folgenden Ausgaben sie unbeachtet durchgehn ließ!

Unanständige oder sonst bedenkliche Ausdrücke sind durch andere ersetzt. So lesen wir S. 8 „Lumpenhunde" statt „Scheißkerle", S. 73: „Der von Sirau" statt „Baron von Sirau", S. 104: „Nun haben wir sie", statt: „die Kerls", obgleich nicht bloß die Bauern S. 7 von „Kerls" sprechen, und Götz selbst S. 83 f. 125, sondern auch der Abt von Fulda S. 33 fürchtet, daß „die Kerl (sic) einen am End in Sack stecken". An die Stelle von „Mensch" ist das edlere Wort S. 108 getreten: „Karl! Großer, trefflicher Mann!" Franz sagt jetzt daselbst: „Ich habe keinen Blutstropfen in mir", statt „keine andere Faser". In den Worten des wilden Metzler S. 113: „Wie sie haudern und trenteln, die Esel!" ist statt des mundartlichen Ausdrucks das weniger bezeichnende „zaudern" eingetreten. Der kleine Karl nennt den Götz jetzt nicht mehr „Papa", sondern „Vater". S. 33 redet Olearius den Bischof von Bamberg „Ihro Fürstliche Gnaden" an, statt „Bischöfliche", weil die Hindeutung auf seine weltliche Macht diesem erwünschter sein muß. Das Gartenhaus des „Sapupi heißt jetzt S. 64 „prächtig" statt „fürtrefflich". Auch ist der „hohe Befehl" des Kaisers S. 98 ordnungsmäßig in den „höchsten" umgeändert. S. 27: „denkt er", statt „meint er", weil das Wort „meinen" mehrfach vorhergegangen ist. Daselbst steht jetzt passender: „des Reichs" statt „des Staats", wie S. 94: „die Ruhe des Reichs" statt „die Ruhe des Ganzen". Rein sprachliche Gründe liegen den folgenden Veränderungen zu Grunde. S. 9: „Ich wollt den Harnisch ausschnallen, statt „ihn", was auf das zu weit entfernte „Küraß" sich beziehen soll. S. 34: „Der Letztere (Letzte)" statt „dieser letztere". S. 44 zweimal „dies Spiel" statt „das Spiel". S. 116: „Und der ihrer Wuth" statt „er". S. 130: „Die übrige (übrigen) Commissarien" statt „andere". S. 19: „Daß ihr so lang ausbleibt", statt „bleibt". S. 22 in der szenarischen Bemerkung „zieht sich aus und an" statt „legt". S. 73: „Beruhige dich" statt „gib dich zur Ruhe", was der Dichter ohne Zweifel ursprünglich in der eigentlichen Bedeutung genommen hatte, wobei das Hysteron Proteron ohne allen Anstoß ist; die frühere Lesart dürfte hier den entschiedensten Vorzug verdienen. S. 100: „Wenn ich mich könnte bereden lassen", statt „überreden". S. 106: „Die übrigen Bäche folgen von selbst", statt „geben sich". S. 103: „Sie zu behaupten", statt „halten", was kurz vorhergegangen ist. S. 113: „Einander anstarrten", statt „ansturten" (vgl. B. 2, 180). S. 122: „Wendet Fleiß an", statt „zu". S. 126: „Wir wollen dir zuvorkom-

men", statt „vorkommen". S. 127: „In ein Kloster sperren", statt „versperren". S. 41 und 105: „Nach Hof gehn", statt „an", doch hat sich letzteres S. 50 erhalten. S. 61: „Der Politik wegen", statt des auch sonst ohne „um" stehenden „willen". S. 82: „An deinem Hochzeittag", statt des bloßen Akkusativs „deinen Hochzeittag". S. 109 in der szenarischen Bemerkung: „Vor Verdruß" statt „mit" und „um den Hals" statt „an". S. 74: „Da ich — eher den Verlust — zu fürchten hatte", statt „vielmehr". S. 93: „Wir würden noch immer zu thun genug finden", statt „deswegen noch". S. 104 f.: „Er hat immer gewünscht", statt „von jeher". S. 30: „Und was ja noch abgängig oder dunkel wäre", statt „oder". S. 41: „Das letztemal, da", statt „daß". S. 48: „Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat" statt „als", als Antwort auf die Frage: „Wie gefällt er dir?" Ein gleich anstößiges „als" hat sich S. 126 erhalten. S. 93 wird vor den Worten „Verehrung des Kaisers" statt des verbindenden „und" aus dem vorhergehenden Satze „daß" kräftig wiederholt. S. 82: „Bauz! er stürzt", statt „Bau". S. 113: „Paff! schoß ihn vor'n Kopf", statt „plaff", wogegen sich „blaff" S. 89 erhalten hat.

Den Singular statt des Plurals finden wir hergestellt S. 86: „In unsere Unternehmung", wo der Singular leicht auf einem Druckfehler beruhen könnte, und S. 91: „Mit keiner Wünschelruthe", umgekehrt den Plural S. 120: „Keine Thathandlungen". S. 115 ist „viel feurige Flamme" ein auf die folgenden Ausgaben fortgepflanzter Druckfehler statt „Flammen". Das Geschlecht betreffend sind zu bemerken „auf dem Wege" statt „auf der Wege" (S. 19), und „auf den Weg" statt „auf die Wege" (S. 104), „ein Wams" statt „einen Wams" (S. 9) und „mein Wams" statt „meinen Wams" (S. 21), „einen Schlagfluß" statt „ein Schlagfluß" (S. 35). „Ein Lammsbraten" hat sich S. 23 als Akkusativ in der Rede von Götzens Söhnchen erhalten, dagegen steht S. 90 „den Braten", S. 93 „einen Braten". In Bezug auf den Gebrauch der Kasus ist S. 56 „auf diesem Weg" statt „diesen", S. 71 „gegen die Menge" statt „gegen der Menge" richtig hergestellt. S. 83 steht: „Ich wie der Blitz auf seinen Gaul", statt des weniger lebhaft anschaulichen „seinem". S. 26: „Einen jeden — genießen zu machen", statt „einem". In den szenarischen Bemerkungen finden wir: „schlägt ihn hinter die Ohren", „haut ihn über den Kopf" (S. 6. 122), statt „ihm". Der Ausdruck „Kaiserliche Majestät" findet sich jetzt zweimal deklinirt (S. 66. 98), wie schon ursprünglich S. 99 „Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade" stand, wogegen sich S. 89 „vor Ihro Kaiserliche Majestät" erhalten hat. Endlich mag hier auch der Verbesserungen: „Mit geschäftiger Geschwindigkeit der Fra-

gen“ statt „mit der geschäftigsten Geschwindigkeit von Fragen“ (S. 40) und: „Er thut sich was zu gut“ statt „guts“ (S. 76) Erwähnung geschehn.

Ueber die Veränderungen in den Zeitformen ist nur weniges zu bemerken. S. 60: „Laß uns zu ihr“, statt des wohl den Vorzug verdienenden „laßt“. Ein bloßer Druckfehler ist wohl S. 109: „Geht mir aus dem Gesicht“, statt „geh“. S. 49 ist: „Wollet ihr sagen“, statt „wollen sie“ hergestellt, wie Liebetraut Adelheid auch sonst mit „ihr“ anredet. Der Druckfehler „stürzen konnte“ ist S. 71 in „könnte“ verbessert, dagegen sind die Infinitive: „Wollen ihr Ruh haben!“, „Was fangen ihr an?“ (S. 7) und „Ihr wollen nicht — bleiben?“ (S. 65) aus der Volkssprache beibehalten. S. 55 steht seit der dritten Ausgabe: „Was ich für einen Antheil dran nehme“, statt des weniger passenden „nahm“. S. 60: „Den sah ich auf einmal“, statt „seh'“, wo „sah“ bereits vorherging. S. 67: „Die sie bisher so unerhört mißbrauchten“, statt des nicht zu mißbilligenden, vielmehr die ganze Folge der Zeit bis zur Gegenwart treffend bezeichnenden „mißbrauchen“. S. 74: „Daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht“, statt des die Sache als abgeschlossene Vergangenheit darstellenden „gemacht habt“. S. 111: „Wie ihr uns prophezeitet“ statt „prophezeiet“. S. 15: „Sie sagen, er sei ein Reiter gewesen,“ statt „wäre“. S. 131: „Der ihr die Nachricht bringe“, statt „brächte“.

Bei der Formbildung betrachten wir zunächst die Wortbildung, und zwar beginnen wir mit den zusammengesetzten Wörtern. S. 41 lesen wir jetzt „Weibesgestalt“ statt „Weibergestalt“, S. 4. 114: „Branntwein“ statt „Brandtewein“, S. 110: „Wirthsstube“ statt „Wirthstube“, S. 120: „liebevoller“ statt „liebvoller“, S. 46: „Gnaden“ statt „Genaden“, S. 83. 133: „genug“ statt „gnug“, welches letztere anderswo geblieben ist, wie „Gleit“ S. 41, „gleit'“ S. 121 nach dem Vorgang der Lebensbeschreibung des Götz neben „Geleit“ S. 91. „Darzu“ ist an vier Stellen (S. 33. 38. 49. 58) in „dazu“ verändert, wie schon ursprünglich S. 43. 107. 118 steht, wogegen sich „darzu“ S. 52 bis heute erhalten hat. „Hieher“ statt „hierher“, das S. 114 geblieben, findet sich S. 103 geschrieben und steht an allen übrigen Stellen, wogegen durchweg „darnach, wornach“, aber „dabei“. „Hinein“ statt „'nein“ S. 78, aber „'naus“, „'rein“ (S. 7. 122) sind geblieben. „Draus“ ist dreimal statt „draußen“ hergestellt (S. 7 f. 126), dagegen „drinn“ statt „drinnen“ (S. 113). S. 111: „Warum“ ich warb“ statt „worum“. Die Schreibung eines zusammengesetzten Wortes als zwei unverbundene hat sich in „Nacht Ims“ (Imbiß) S. 65 erhalten, wogegen S. 93 „Familien-Schatz“ geschrieben,

S. 115: „blut gelb roth“ in ein Wort verbunden ist. Wenden wir uns zu den einfachen Wörtern, so haben wir zunächst den Gebrauch der vollen statt der verkürzten Form zu betrachten. Hierher gehören S. 115: „Können wir ihn recht sehen“, statt „wir'n“. S. 17: „Ihm das Kind“ statt „'s Kind“. S. 20: „Gleich das Essen“ statt „'s Essen“. S. 22: „Ward das Männlein“, statt „wurd's Männlein“. S. 36: „Durch dieses Opfer“, statt „dies“. S. 45: „Wenn das wahr ist,“ statt „wenn's“. S. 48: „Ich glaub' es kaum“, statt „glaub's“. „Gnädige“ statt „gnäd'ge“ finden wir S. 52. 73, dagegen das unveränderte „gnäd'ge“ S. 119. „Eure“ statt „Euere“ S. 71, „wackre“ statt „wackere“ S. 117, obgleich durchweg „andere“, aber „andrer“, womit „tapferer“ S. 13 nicht stimmt, „Ansehn“ statt „Ansehen“ S. 31, „unterwegs“ statt „unterweges“ S. 74. „Vorn“ (vgl. meinen Faustkommentar II, 409) statt „vorne“ S. 63, dagegen „lange“ statt „lang“ S. 14, 92. Das zum Wortstamm gehörende e ist hergestellt in „Bube“ S. 8 (wogegen „Bub“ S. 10 und „Knab'“ S. 37. 39. 123. 132 sich erhalten haben), „müde“ S. 10 (wogegen „müd'“ S. 73 geblieben), „Küche“ S. 23, „Messe“ S. 66 (schon ursprünglich stand die volle Form S. 47), „eine Maus“ S. 79 (wogegen in der Zigeunerszene noch jetzt „ein wullen Deck“ steht), „Bette“ S. 88 (vgl. Lehmann S. 350), „Seite“ S. 91, „Hülfe“ S. 120, „Gewölbe“ S. 131, „Wille“ S. 134 (in den dem Gebet des Herrn entnommenen Worten: „Sein Will' geschehe“, ist „Will'“ erhalten) „Ruhe“ S. 134. Unverändert sind geblieben „Herd', Fehd', Klag', Löw'“ (S. 20. 101. 152. 136). Der Umlaut ist mehrfach hergestellt, wie in „mißmüthig“ S. 61 (wogegen „mißmuthig“ S. 106 geblieben), „Ungläubigen“ S. 62, „träumen“, das auch sonst ein paarmal steht, statt „traumen“ S. 62, „Perücken“ S. 63, „verläufst“, „läufst“ S. 76. 79, „bläuen“ statt „plauen“ S. 7, „Bürgerkriegs“ statt „Burgerkriegs“ (wie „Burgermeister“) S. 67, „güldenen“ S. 47, „auszudrücken“, „ausrücken“, „gerückt“ S. 41. 78. 111, wogegen „nachrucken“ sich S. 74 bis heute erhalten hat, wie umgekehrt neben „kauen“ „verkäuen“ S. 88, „Goldgülden“ S. 64 neben „Goldgulden“ S. 63. Daselbst ist „funfzehn“ hergestellt statt „fünfzehn“, S. 91 „zuckt“ statt „zückt“, S. 49. 58 „schwatzte“ statt „schwätzte“ neben „beschwätzte“ S. 50. Für ü ist i durchweg geschrieben in „Gebirge, Wirkung, wirklich, Verdrießlichkeit, Kittel“, für eu ei in „Reiter, heiraten“. Statt „ohngefähr“ findet sich „ungefähr“ (S. 24), „Hundsfott“ statt „Hundsfutt“ (S. 58. 88), „betriegen“ statt „betrügen“ (S. 28), „ergetzen“ statt „ergötzen“ (S. 93), „Titel“ statt „Titul“ (S. 10), „dann“ statt „denn“ (S. 32), „wenn“ statt „wann“ (S. 84). Hierher gehört auch „vortrefflich“ statt „fürtrefflich“ und die Herstellung von „für“ statt „vor“ (S. 23. 34. 94. 102. 105. 133),

wie umgekehrt „vor“ statt „für“ (S. 13. 53. 243), doch hat sich „für Freuden“ (S. 17), „an und vor sich“ (S. 30), und „unser Leben lassen wir vor euch“ (S. 125), wo „für“ jetzt hergestellt ist, noch erhalten. Bemerkenswerth ist in den Worten: „Wenn ich ihn nur einmal beim Lippen habe“ (S. 69) die Aenderung in „Lappen“. Die sprichwörtliche Redensart findet sich noch im Briefe Goethe's an Frau von Stein vom 30. Juni 1780, wo er schreibt: „Ich habe beschlossen, die Frau (Herder's) nächstens beim Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu sagen.“ Für „Männlin“ ist S. 22 „Männlein“ hergestellt, für „Scharwenzen“ S. 25 „Scherwenzen“, „thunlicher für „thulicher“ S. 67. In der Personenangabe heißt Götzen's Schwester immer „Maria“, im Text selbst „Marie“, „Maria“ nur S. 35 f. 43. 85. 136. „Weislingen ist statt „Weisling“ S. 52. 105 hergestellt, ebenso im Akkusativ S. 40, dagegen hat sich letzteres S. 46 bis heute erhalten. Statt „gleich Cherubs“ heißt es jetzt S. 93 „wie Cherubim“. „Zwo“ ist S. 66 zum gangbaren „zwei“ geworden. Statt „Ordre“ (S. 100) steht „Order“ S. 69 bis heute. „Thörig“ ist zu „thöricht“ geworden, aber S. 110 geblieben. „Nit“ hat sich in den Reden gewöhnlicher Leute durchweg neben „nicht“ erhalten. Vgl. S. 7. f. 58. 63. 76. 125.

Wenden wir uns nun zu den Biegungsformen, und zunächst zu den substantivischen, wobei wir der Ordnung der Kasus folgen. a. Singular. 1) Nominativ. „Mancher schöne Thaler“ statt „schöner“ (S. 63). „Ein Jubiliren und ein Tumultuiren“ statt „ein Jubilirens und ein Tumultuirens“ (S. 113). 2. Genitiv. „Todes“ statt „Tods“ (S. 131. 136), das S. 120 geblieben ist, „Standes“ statt „Stands“ (S. 12, „sein's“ statt „seines“ im Munde der Zigeunerin S. 123, „eures, unsres“ statt „euers, unsers“, „Eurer Majestät“, wie auch S. 68 stand, statt „Euer Majestät“ S. 66. 3. Dativ und Ablativ. Das schließende e ist vielfach hinzugefügt worden, sowohl am Ende des Satzes, wie in der Mitte. So in „Pferde“ (S. 13), „Tische“ (S. 23. 91), „Bürgerstande“ (S. 29), „Vaterlande“ (S. 81 f.), „Kreise“ (S. 36), „unbekannter Weise“, „unschuldiger Weise“ (S. 42. 59), wogegen noch „tropfenweis“, „kreuzweis“ (S. 92. 112), „Vorhofe“ (S. 41), „Spiele“ (S. 44), „Freunde“ (S. 51), „Manne“ (S. 52), „Hause“ (S. 90. 102), „Schlosse“, „Tode“ (S. 105), „Hofe“ (S. 107), „Morde“ (S. 129). Doch ist das e nicht überall hinzugefügt, wie wir z. B. noch jetzt „Pferd“ (S. 13), „Tod“ (S. 40), „Schloß“ (S. 107. 116), „Hof“ (S. 107. 119) und vieles andere lesen, ja S. 87 ist „Sturze“ in „Sturz“ verändert, wegen des unmittelbar darauf folgenden „nahe“. „Kameraden“ statt „Kamerad“ (S. 25), „Markgrafen, Pfalzgrafen“ statt „Markgraf, Pfalzgraf“ (S. 27. 71), „Marien“ statt „Ma-

rie" in der szenarischen Bemerkung S. 129, wogegen „Marie" S. 86 bleibt, dagegen „von sich selbst" statt „von sich selbsten" (S. 67). „Eurem" ist durchweg zu „euerm" geworden, wie auch ganz in derselben Weise überall „euerm, eiteln, Schmeicheln, feiern, Bauern, lauern, lauerte, lauernde" statt „eurem, eitlen" u. s. w. geschrieben ist. 4. Akkusativ. Die Akkusativform ist in „Götzen" statt „Götz" S. 103 hergestellt, wo früher nach „Götzen" der Akkusativ „Götz" folgte; ebenso lesen wir „Weislingen" statt „Weisling", wogegen sich „Marie" S. 86 statt des sonst mehrfach vorkommenden „Marien" bis heute erhalten hat. In den Worten des Zigeunerbuben S. 124 steht jetzt zweimal „ein'n" statt „ein". Sonst sind zu bemerken S. 19: „So viel Liebes und Gutes" statt „Liebs und Guts" (wogegen anderwärts „Liebs und Leids, angenehmers, angelegners" unverändert stehn geblieben ist), S. 36: „In mein sechzehntes Jahr" statt „sechzehnt", S. 56: „Das kann ich doch alles thun," statt „alle." B. Plural. 1. Nominativ und Akkusativ. Hier gedenken wir zunächst der richtigen Formen „Vetten, Fädchen" statt „Vetter, Fädcher" (S. 15. 49), „Jungen, Mädchen, Fräulein", statt „Jungens, Mädels, Fräuleins" (S. 25. 93), wogegen sich „Kerls" erhalten hat (vgl. oben S. 396), „Landfrieden" statt „Landfriedens" (S. 33), wie auch im Dativ „Porträten" statt „Portraits" S. 53, woneben wir noch S. 45 lesen „mit ihren Portraits", „Bursche" statt „Burschen" (S. 93). Statt „Mäus" ist S. 51 „Mäuse" geschrieben, wie „Hände" statt „Händ" (S. 27), „Frösche" statt „Frösch" (S. 114), wogegen „Wölf, Leut'" (S. 20. 58) u. a. geblieben. „All" ist S. 20. 103. 113 in „alle" verändert, dagegen „viele Deutsche" S. 29 in „viel Deutsche", wie gleich darauf „viel Hessen", S. 92 „viel ihres Gleichen" steht. Neben der Form „Sinnen" (S. 109) findet sich „Sinne" (S. 41. 115). An einigen Stellen ist statt der starken Form des Adjektivums, nach dem Artikel und den die schwache Form fordernden Fürwörtern die letztere eingetreten So lesen wir S. 29 „die großen Pokale", „die glänzendsten Verdienste", S. 33 „die angrenzenden Länder", S. 68 „die gefährlichsten Folgen", auch S. 95 „alle die Belagerten" statt der starken Formen, wogegen sich unverändert erhalten haben „die verschossene Bolzen" (S. 9), „die müßige Leut" (S. 12), „die Bürgerliche" (S. 29), „die schändliche Verbindungen" (S. 39), „die messingene Buchstaben" (S. 40), „die weltliche Stände" (S. 52), „die seidne Buben" (S. 58), „unsere bedrängte Umstände" (S. 66), „ihre aufrührische Unternehmungen" (S. 67), „ihre Leibeigne" (S. 68), „die beide Expeditionen" (S. 72), „die drei schwarze Federn" (S. 81), „meine Bevollmächtigte" (S. 106), „die grausame Gesichter" (S. 115), „ihre innerste Tiefen" (S. 129), „die übrige Commissarien" (S. 130). Richtig

stand im „Götz“ schon ursprünglich „unsere liebsten Hoffnungen“ (S. 59), „eure großen Anschläge“ (S. 71), „die vielen Leute“ (S. 89) u. ä. 2. Genitiv. „Euer“ statt „eurer“ (S. 15), wogegen sich „eurer“ S. 74. 85 erhalten hat. „Unser“, wie schon S. 81 stand, statt „unserer“ (S. 62. 66. 74. 83). Neben „unsrer“ findet sich „unserer“ unverändert bis heute S. 45. 3. Dativ. „Mit flammenden Schwertern“ statt „Schwerdten“ S. 93. „Den Herren, den Fürsten, den Perücken“ statt „denen“, wogegen „denen von Nürnberg“ S. 47 noch heute steht.

Beim Verbum gedenken wir zunächst der Zeitformen. „Warf“, das auch S. 83 steht, findet sich statt „wurf“ S. 72. „Hob“ statt „hub“ S. 10, wogegen sich „huben“ S. 77 bis heute erhalten hat. „Ward“ statt „wurd“ S. 22. Die Formen „stund, stunden“ haben sich unverändert erhalten. „Gegessen und getrunken“ statt „gessen und trunken“ zweimal S. 11, doch hat sich „gessen“ in den Worten von Götzens Söhnchen S. 17 erhalten, wie „bissen“ in der Zigeunerszene S. 123. „Gekommen“ statt „kommen“ S. 104, wie noch S. 134 steht. „Gangen“ und „worden“ S. 21. 111 sind geblieben. „Redte“ (S. 57 in der Erzählung Georg's) neben „redete“ (S. 49. 106), „bauete“ (S. 17). Die Partizipia „abgeredt, verwundt“ nur S. 74. 82. Im Infinitiv finden sich „gehn, sehn“ und „gehen, sehen“ fast gleichmäßig nebeneinander. Statt: „Mir drohn!“ lesen wir jetzt S. 126: „Mir drohen!“ Wenden wir uns zu den Personalendungen, so finden wir das abgefallene schließende e mehrfach am Schlusse des Satzes, oder, wenn das folgende Wort nicht vokalisch anlautet, hinzugefügt; so in „halte, habe, zeuge, kenne, sage, ginge, kehre“ (S. 9. 56. 82. 91. 100. 104. 107. 130). Vor Vokalen ist das ursprünglich vorhandene e häufig ausgefallen. So lesen wir jetzt „wär' euer“, „ich hatt' ihn“, „ich komm' erst“, „paßt' ich“, „jetzt wär' eine schöne Gelegenheit“, ich hab' einen Knecht“, „ich bitt' euch“, „ärger' ich“, „würd' es“ (S. 12. 28. 57. 68. 70. 86. 110. 132), statt der vollen Formen. „Seie“ (S. 103) ist in „sei“ verändert, dagegen haben sich „sahe“ (S. 41. 57) und „flohe“ (S. 83) erhalten. Das e der Endung et ist weggefallen in „meint, schwirrt, brennt“ statt „meinet, schwirret, brennet“ (S. 13. 68. 116), wogegen umgekehrt „erlebet“ statt „erlebt“ S. 29.*) „Verschwindt, findt, redst“ (S. 82. 84. 19. 109) sind erhalten,

*) In den szenarischen Bemerkungen „er küßt, er zieht“ ist das „er“ weggefallen, S. 5 zu „leise“ das näher bezeichnende „zu Sievers“ hinzugefügt, S. 45: „Sie stehen auf“ u. ä. Auf die veränderte Schreibung, wie „thöricht“ statt „thörig“ „Markgraf“ „Marggraf“, „Bischof“ statt „Bischoff“, können wir hier nicht näher eingehn.

„verbind" (S. 125) in „verbindt" verbessert. In der Endung en wird das e nach einem h bald gesetzt, bald weggelassen. „Begehen" ist S. 18 in „begehn" geändert; „ziehn, fliehn" finden sich nur S. 82, sonst die Formen mit e. Seien ist S. 104 statt „sein" geschrieben, wogegen umgekehrt S. 38 „sein" statt „seien". Der Abfall der ganzen Endung et hat sich mehrfach aus der Volkssprache erhalten; so in „richt, reit, bedeut, leucht" (S. 6. 34. 84. 112. 114), ebenso „hütt" statt „hütet" (S. 20), wogegen „hat" (statt „hatte") richtig in „hatt" S. 111. 114 verändert worden. S. 38 ist „sollt" in „sollst" verbessert, aber „willt" S. 134 beibehalten. In den Worten von Götzens Söhnchen S. 16 und in der Rede des Brautvaters S. 63 findet sich noch immer „is", was sich auch in der „Stella" (B. 9, 309) erhalten hat, statt „ist", wogegen es S. 18 in „ist" verändert wurde. S. 123 ist „gewohne" statt „gewohnt" aus der Volkssprache beibehalten, wie auch S. 10 „lerne" statt „lehre".

Neben der Ausgabe in acht Bänden veranstaltete der Verleger wider Goethe's Wissen und Willen (vgl. Goethe's Brief an Schiller Nro. 965) eine wohlfeilere in den Jahren 1787 bis 1791 erschienene in vier Bänden, deren erster den „Götz" enthält. Diese Ausgabe unterscheidet sich von der achtbändigen durch eine Anzahl von Druckfehlern, an denen der Dichter selbst, der von der ganzen Ausgabe nichts wußte, nicht die allergeringste Schuld trägt. So liest man hier S. 249 (43) „leidet" statt „leitet", S. 281 (68) „En" statt „Ein", S. 353 (126) „läß'ts" statt „läßt's". Eine Anzahl anderer Druckfehler ist leider dadurch bemerkenswerth geworden, daß sie auf die folgenden Ausgaben durch ein seltsames Mißgeschick fortgepflanzt wurden; denn unglücklicher Weise legte Goethe, als er im Jahre 1806 an die neue Herausgabe seiner Werke ging, die vierbändige Ausgabe zu Grunde, ohne zu ahnen, daß diese durch so arge Druckfehler entstellt sei. Die hierher gehörigen Druckfehler im „Götz" sind folgende: S. 208 (10): „Es wird eine Zeit werden", statt „eine theure Zeit". S. 231 (28): „Drum nahmt" statt „darum". S. 278 f.: „So viel halbe verunglückte Unternehmungen", statt: „So viel halbe, so viel verunglückte Unternehmungen". S. 327 (105): „Ich seh', ich seh' im Geist meine Feinde niedergestürzt", statt „meine Feinde, deine Feinde". S. 355 (127): „Seiner Seele" statt: „Seelen". Aus der vierbändigen Ausgabe haben sich diese Druckfehler über alle folgenden Ausgaben verbreitet, nur in der dreißigbändigen ist auf meine Veranlassung an zwei Stellen das Richtige hergestellt, was selbstredend auch an allen übrigen geschehn muß; nur an der letzten Stelle könnte man Bedenken tragen, ob Goethe nicht später „Seele" geändert haben würde, doch ließ er bald darauf „dieser Erden", „zur Erden" in allen Ausgaben unverändert.

Unter den Aenderungen der Ausgabe vom Jahre 1807 im fünften Bande der Werke ist zunächst die Herstellung der schwachen Form des Adjektivums im Nominativ Plural nach dem Artikel und den diese Form fordernden Fürwörtern zu bemerken. Fast alle der oben S. 401 angeführten Stellen sind in dieser Weise verbessert; erhalten haben sich nur „ihre aufrührische Unternehmungen" (S. 67), „die drei schwarze Federn" (S. 81) und „meine Bevollmächtigte" (S. 106). In „keine weite Sprünge" (S. 57) ist „weiten" geschrieben, wogegen „keine unruhige Köpfe" (S. 93) und „keine fröhliche Aussichten" (S. 105) unverändert geblieben. Mehrfach ist ein e hinzugefügt. „Thüre" statt „Thür" steht S. 7, wogegen letzteres an vielen Stellen geblieben ist. S. 12 findet sich „mißverstandener" statt „mißverstandner", S. 103 „wäre nur" statt „wär' nur", S. 25 „Freundes" statt „Freunds", S. 120 „Todes" statt „Tods", S. 121 „geleit" statt „g'leit". Umgekehrt heißt es S. 49: „wollt" statt „wollet", S. 74: „Wir sahn" statt „sahen", S. 101: „Unrechts" statt „Unrechtes", S. 132: „Händ" statt „Hände". Weiter sind zu bemerken „Margarete" statt „Margrethe" (S. 56), „gutes Muthes", wie auch an zwei anderen Stellen gelesen wird, statt „guten Muths" (S. 21), „etwas" statt „was" (S. 27), „sechszehntes" statt „sechzehntes" (S. 36), wogegen „sechzehn" S. 27. 74 stehn geblieben, „denn" statt „dann" (S. 76), „in Rücken" statt „im Rücken" (S. 77. vgl. oben S. 394) „hinter drein" statt „hinten drein" (S. 80), obgleich S. 82 „hintendrein" folgt, „edlen" statt „edeln" (S. 110), „gewohnt" statt „gewohne", wenn ersteres nicht etwa dem Setzer gehört, in der szenarischen Bemerkung S. 56 „Geht ab" statt „Gehn ab". Als absichtliche Aenderungen müssen auch gelten S. 21 „gar ein lieber Herr" statt „ein gar lieber Herr" (über die Stellung des Adverbiums vgl. meinen Faustkommentar II, 407) und S. 90: „Da mich mein Vater zeugte", statt des anstößigern „machte". Aber es fehlt auch nicht an Druckfehlern, von denen nur zu viele sich bis heute fortgepflanzt haben. Mehrfach ist ein Wort ausgefallen. Hierher gehören (wir fügen das ausgefallene Wort in Klammern bei) S. 15: „So kann [ich] mit Einer —". S. 18: „Bringt er [mir] wieder mit?" S. 25: „Es wäre alles [gut] geblieben." S. 32: „Und wenn er sich noch [so] sehr dadurch verbessert." S. 67: „Müßten sie [mit] mir zu Felde". S. 85: „Jetzt gleich [auf] und grad gegen Jarthausen zu." S. 89: „Wir werden schwerlich [lang] aushalten können." Nur an der vierten Stelle wurde das ausgefallene Wort in der vierzigbändigen Ausgabe hergestellt; auf meine Veranlassung ist in der Ausgabe von dreißig Bänden an zwei Stellen das Richtige eingeführt. Auf dem Ausfall einer Silbe am Ende der Zeile beruht S. 42: „Und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides", statt

„berührte“. Nicht weniger als dieser haben auch folgende Druckfehler sich fortgepflanzt, von denen nur zwei in der dreißigbändigen Ausgabe verbessert sind. S. 21: „Frag seine Knechte“, statt „fragt“. Daselbst: „Gar ein lieber Herr“, statt „ein gar lieber Herr“. S. 83: „Bis sich Franz zu uns hereinschlug“, statt „Franz sich“. S. 100: „Seinen Regenten“ statt „seinem“. S. 114: „Vor dem alles Volk Respekt hält“, statt „hätt“. Der Druckfehler im Personenverzeichniß „Pfalzgräfliche Diener“ statt „Pfalzgräflicher“, ist schon in der folgenden Ausgabe verbessert worden, ebenso S. 7 „Thüre“ statt „Thür“, S. 18 „bringet“ statt „bringt“, S. 25 „erwurgen“ statt „erwürgen“, wogegen die Versehen „Weck'„ statt „Weck“ (S. 18), „seinen Kameraden“ statt „seinem Kameraden“ (S. 25), „gedudelsten“ statt „gesudeltsten“ (S. 101) und der zwischen „Gesicht —“ irrig eingefügte Punkt auch in diese übergegangen sind.

Betrachten wir die letztgenannte Ausgabe (vom Jahre 1816) genauer — „Götz“ erschien in der zwanzigbändigen Ausgabe im sechsten Bande —, so hat auch diese leider die schon vorhandenen Druckfehler nicht unbeträchtlich vermehrt. Die bedeutendste absichtliche Veränderung besteht in der Herstellung der ursprünglichern Form des Liedes des Liebetraut. Vgl. oben S. 393 Note *. S. 7 wird in der szenarischen Bemerkung nach vorhergegangenem „leise“ mit Recht das entsprechende „laut“ eingefügt. Fraglich ist es, ob daselbst die Veränderung der Infinitive „wollen“ uud „fangen“ in „wollt“ und „fanget“ dem Dichter oder Riemer angehört, oder bloß dem Setzer ihren Ursprung verdankt; wenigstens ist der ganz gleiche Infinitiv „wollen“ S. 65 geblieben, und erst in der folgenden Ausgabe gestrichen. Eben so verhält es sich S. 17 mit „glänzender Heiliger“ statt „glänziger Heiliger“, welches letztere im Munde des kleinen Karl den Vorzug verdient. S. 108 heißt es jetzt „dem nicht schmeichelte“ statt „den“. S. 6 ist „Streich“, wie die erste Ausgabe hat, statt „Strich“ hergestellt. Könnte man letzteres auch in der Bedeutung „Fang“ vertheidigen, so spricht doch für ersteres der häufige Gebrauch dieses Wortes im „Götz“. Vgl. besonders S. 42. Ein paarmal finden sich in dieser Ausgabe richtigere Wortformen. S. 24 „des Markgrafen“ statt „des Markgrafens“, S. 67 „ihre aufrührischen Unternehmungen“ statt „aufrührische“, S. 106 „meine Bevollmächtigten“ statt „Bevollmächtigte“. In der Schreibung der Wörter sind mehrfach Veränderungen eingetreten. Hierher gehören „keuchen“ statt „keichen“ (S. 12), „betrügen“ statt „betriegen“ (S. 28), „Kissen“ statt „Küssen“ (S. 62. 101. 104), „gewohnt“ statt „gewöhnt“ (S. 13. vgl. S. 123), hieher“, wie sonst überall steht, statt „hierher“ (S. 114). Für „ahnden“ findet sich jetzt überall „ahnen“ (S. 61. 87. 127. 136), wobei nur die Ungleichheit von „ahnete“ neben „ahnt's“,

„ahnte“ auffällt. „Namen“ und „holen“ haben, letzteres nicht durchweg, ihr dehnendes h verloren. Bemerkenswerth ist auch der hier eingeführte Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben in „Mancher“, „Alle“, „Jedermann“, „Einer“, „zum Erstenmal“, „das Unausstehlichste“, „was Apartes“, u. ä. Das ß vor folgenden Konsonanten wird regelmäßig, zuweilen auch sonst, zu ss. „Stuttgard“, „Cölln“ sind zu „Stuttgart“, „Cöln“ geworden, wogegen „Haidelberg“ sich bis zur vierzigbändigen Ausgabe fortgepflanzt hat. Bei der Interpunktion sind die Kommata an manchen Stellen als unnöthig gestrichen, an anderen durch stärkere Zeichen ersetzt. Statt des Ausrufungszeichens ist ein paarmal passender das Fragezeichen gebraucht. An die Stelle des Punkts tritt das Ausrufungszeichen oder es wird letzteres hinzugefügt. Mit Recht ist S. 52 der Punkt zwischen „hatte —“, S. 130 zwischen „Weib —“ getilgt, S. 21 ein Punkt statt des Komma's nach „thun“ gesetzt. Manche übrig gebliebene Ungleichheiten der Schreibung und Interpunktion übergehen wir.

Offenbare, mit drei Ausnahmen in die folgenden Ausgaben übergegangene Druckfehler sind folgende: S. 19 „mit falschen niedrigen Vorstellungen“ statt „widrigen“, S. 20 „auf dem Schwarzenberg“ statt „auf Schwarzenberg“, S. 34 „der letzte“ statt „der letztere“, S. 36 „Was die Gnade“ statt „Was ist die Gnade“, wie in der folgenden Ausgabe wieder steht, S. 44 „nahen so witzig“ statt „nahmen so willig“, wo „nahmen“ gleichfalls schon in der Ausgabe letzter Hand wieder eingeführt wurde, daselbst „das Geheul des knurrischen Hofhunds Gewissen“ statt „Gebell“ („Geheul“ ist irrig aus dem vorhergehenden wiederholt), S. 55 „vor einen Antheil“ statt „für“, S. 62: „Geht“ statt „Geht nur“, S. 63 „gehört“ statt „gespürt“, S. 82 „mitten drein„ statt „mitten drin“, S. 83 „Komm' in mein Schloß“ statt „Kommt“, S. 100 „bewiesen“ statt „gewiesen“ (nach dem im „Götz“ herrschenden Gebrauch von „weisen“), S. 101 „Kommt mir nicht zu nah“, statt „Komm“, S. 105 der Punkt nach „deuten mir“ statt Komma oder Doppelpunkt, S. 108 „meinens Busens“ statt „meines“, S. 118 „zusammen sein“ statt „beisammen“, S. 119 war gezwungen“ statt „ward“, S. 124 „springt“ statt „sprengt“, S. 133 „unfreundlich“ statt „zu unfreundlich“. In gleicher Weise scheinen mir auf bloßem Versehen zu beruhen: S. 20 „den Kellerschlüssel“ statt „die Kellerschlüssel“, S. 32 „nenn'“ statt „nennt“, S. 107: „Er frißt mir am Herzen, der fürchterliche Gedanke“, statt „Es frißt mich“.*) Auch einzelne unbedeutende Veränderungen in den Wortformen möchten bloß dem Setzer angehören. Von dieser Art sind S. 6 „genaueste“ statt „genauste“, S. 26

---

*) Vgl. im „Egmont“ Klärchen's Aeußerung (B. 9, 156): „Mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt.“

der Ausfall des Komma's nach „einem jeden", S. 36 „Schritt" statt „Schritte" (wie umgekehrt S. 56 „Wege" statt „Weg"), S. 42 „Stirn" statt „Stirne", S. 44. 59 „eurem" statt des sonst vielfach vorkommenden „euerm", wie S. 136 „unsrem" statt „unserm", S. 69 „daran" statt „dran", S. 70 „darüber" statt „drüber", während sich sonst die kürzern Formen finden, S. 70 „ungelegner" statt „ungelegener" neben „gelegener", S. 81 „Wartthurm" statt „Wartthurn", obgleich sonst im „Götz" überall das alte „Thurn" sich erhalten hat, S. 84 „eigner" statt „eigener" („eigenen" S. 88), S. 105 „darauf" statt „drauf", S. 107 „sähest" statt „sähst", S. 112 „gesehn" statt „gesehen", S. 119 „gnäd'ge" statt „gnädige", S. 128 „zittre" statt „zittere", S. 131 „im Verborgnen" statt „im Verborgenen", welches letztere neben jenem in derselben Zeile und zweimal auf S. 133 beibehalten worden. Als offenbare Versehen ergeben sich S. 15 „eine Hand" statt „Eine", „Du" statt „du", S. 23 „weiß" statt „weißt", S. 61 „einen Tag", wie man noch jetzt liest, statt „Einen".

In der Ausgabe letzter Hand (1827) wurden nur wenige Druckfehler des zu Grunde liegenden eilf Jahre früher erschienenen Abdrucks verbessert: S. 15 „Eine Hand" statt „eine Hand", daselbst „du" statt „Du", S. 31 „Einer Generation" statt „einer G.", S. 32 „Eine Ursache" statt „eine U.", S. 43 „nahmen" statt „nahen", S. 101 „gesudeltsten" statt „gedudeltsten", S. 108 „meines" statt „meinens", S. 109 „Geh'" statt „Geht". Aber nicht allein blieb die große Zahl überlieferter Druckfehler stehn, sondern es kamen auch mehrere neue hinzu: S. 17 „ein Frühstück" statt „sein Frühstück", S. 24 „losgearbeitet habe" statt „losgearbeitet hatte", daselbst „umher zogen" statt „herum zogen", S. 27 „um den Landfrieden" statt „mit dem Landfrieden", S. 62 „hübschen" statt „hübschten" („hübschsten"), daselbst „ich sie" statt „ich sie ihm", S. 67 „müßten sie mir" statt „müßten sie mit mir", S. 88 „Thurm" statt des sonst überall (mit Ausnahme von „Wartthurm", vgl. oben Zeile 7) beibehaltenen „Thurn", S. 123 „die Feuerzeichen" statt „der Feuerzeichen". Von absichtlichen Veränderungen der Wortformen haben wir folgende zu erwähnen, die nur zum Theil als wirkliche Verbesserungen gelten dürfen. S. 7 „Berliching'sche", wie auch im Personenverzeichniß gedruckt ist, statt „Berlichingische", S. 15 „ehrwürd'ger Herr" statt „ehrwürdiger Herr", S. 18 „begehen", wie auch die ersten Ausgaben lasen, statt „begehn", S. 20 „liebe Gesellen" als Vokativ statt „lieben Gesellen", S. 21 „gutes Muths", was sich auch sonst im „Götz" findet, statt „guten Muths", daselbst „gegangen" statt „gangen", obgleich ähnliche verkürzte Partizipia sich sonst erhalten haben, S. 35 „Gottespfennig" statt „Gottspfennig", S. 65 „wollt" statt des Infinitivs „wollen" (vgl. oben S. 405), S. 81 „die drei schwarzen Federn" statt

„schwarze", S. 87 „künftiges Elends" statt „künftigen Elends", S. 102 „edlen", wie auch S. 110 steht, statt „edeln" was sich S. 116. 136 findet, S. 122 „dir feigem Kerl" statt „feigen", wogegen S. 39 „mir Unwürdigen" beibehalten ist, S. 125 „für euch" statt „vor euch", S. 129 „O" statt des auch sonst vorkommenden „Oh", S. 131 „Verborgnen", wie in derselben Zeile steht, statt „Verborgenen", das S. 133 unverändert erhalten wurde. In Bezug auf die Schreibung bemerken wir, daß das verdrängte ß wieder in die Stelle von ss getreten, y in manchen Wörtern zu i geworden, wie in „bei", „beide", „frei", „freilich", „allerlei", „meinen", wogegen umgekehrt „Feyer" statt „Feier". Auch die großen Anfangsbuchstaben sind vielfach verschwunden, wie in „mancher", „jeder", „alles", woneben „Vieles" beibehalten ist; ja wir finden sogar „dem eurigen" (S. 64), „das seinige" (S. 93). Von einzelnem erwähnen wir „Bischoff" statt „Bischof", „Cither" statt „Zitter", „krüpplig" statt des unrichtigen „krüpplich", „krabbeln" statt „krabeln", „Königin" statt „Königinn" u. ä. In „Hiobs-Post" (S. 34) und „Nacht-Ims" (S. 65) sind hier zum erstenmal die Bindestriche hinzugefügt, „heraus gaben" (S. 18), „vorbei ziehen" (S. 74), „herein schlug" (S. 83) in ein Wort geschrieben. An einigen Stellen ist auch eine bezeichnendere Interpunktion eingetreten, wie z. B. S. 10 der Doppelpunkt nach Zeit werden statt des einfachen Punkts, S. 24 das Fragezeichen statt des Punkts nach strebe, das trennende, durchaus nöthige Komma nach „vor sich" in der szenarischen Bemerkung *), doch herrscht weder in der Interpunktion **) noch in der Schreibung die erforderliche Gleichheit.

Die von Riemer und Eckermann besorgte, von diesen einzig zu vertretende Ausgabe in vierzig Bänden vom Jahre 1840 hat eine Anzahl Druckfehler beseitigt. So lesen wir hier S. 20 „auf Schwarzenberg" statt „auf dem Schwarzenberg", S. 23 „weißt" statt „weiß", S. 24 „losgearbeitet hatte" statt „habe", S. 25 „seinem Kameraden" statt seinen", S. 27 „mit dem Landfrieden" statt „um den Landfrieden", S. 32 „noch so sehr" statt „noch sehr", daselbst „nennt" statt „nenn'", S. 36 „Was ist die Gnade" statt „Was die Gnade", S. 44 „willig" statt „witzig", S. 55 „für statt „vor", S. 81 „Wartthurn, wie S. 88 „Thurn", S. 82 „drin" statt „drein", S. 101 „komm" statt „kommt", S. 105 „mir, brich" statt „mir. Brich", S. 124 „sprengt" statt „springt" u. a. Aber es fehlt

*) S. 87 war zwischen dem doppelten „Schwester" das frühere Ausrufungszeichen besser an der Stelle als das jetzige Komma.

**) So fehlt zwischen „Fort fort!" das nöthige Ausrufungszeichen, obgleich sonst richtig mehrfach „Auf! Auf!" steht.

viel, daß alle Druckfehler verbessert wären *), und es sind noch mehrere neue hinzugekommen, wie S. 54 „eine Sklave" statt „ein Sklave", S. 57 „rede" statt „redte", S. 81 „vor'n" statt „vor'm", S. 113 „und Tumultuiren" statt „und ein Tumultuiren". Von sonstigen Veränderungen ist zu bemerken, daß S. 7 wieder die Infinitive „wollen" und „fangen" hergestellt sind, wogegen S. 65 „wollt" nicht wieder in den Infinitiv zurückgekehrt, sondern zu „wollet" geworden. S. 6 steht wieder „genauste" statt „genaueste", S. 87 „künftigen" statt „künftiges", und S. 72 ist in der szenarischen Bemerkung mit Unrecht das Komma nach „vor sich" weggelassen. In Bezug auf die Schreibung bemerken wir S. 34 „Manns" statt „Mann's", S. 35 „sey'n" statt „seyn", S. 74 „sah" statt „sah'", S. 93 „ergötzte" statt „ergetzte", um anderes Unbedeutendere zu übersehen. Eine Gleichheit der Schreibung und Interpunktion wird auch hier vermißt. Eine solche habe ich in der dreißigbändigen Ausgabe durchzuführen versucht, welche auch eine große Anzahl von Druckfehlern beseitigt hat. Der neue in der „Volksbibliothek der deutschen Klassiker" erscheinende Abdruck unterscheidet sich von der vierzigbändigen Ausgabe durch Tilgung der meisten dort stehn gebliebenen Druckfehler, und dürfte den Text des „Götz" reiner bieten als alle bisherigen Ausgaben.

Das eben nachgewiesene unglückliche Verhältniß zwischen den verschiedenen Ausgaben von Goethe's Werken bewährt sich auch beim „Egmont". Die vierbändige Ausgabe zeigt mehrfache, vom Willen des Dichters ganz unabhängige Abweichungen gegen die zu Grunde liegende in acht Bänden, die aber in die folgenden Ausgaben übergegangen sind. Als Verbesserungen von Druckfehlern der ersten Ausgabe ergeben sich S. 154 „auf dem Herzen" statt „den", S. 175 „eure Hand" statt „Eure Hand", S. 234 der Ausfall des Komma's nach dem Worte „versenkt", S. 236 „sandtest" statt „sandest", S. 239 das Fragezeichen statt des Punkts nach „Jammer". Bloße Abweichungen der Schreibung sind S. 166 „probirt" statt „probiert", S. 171 „lang" statt „lang'", S. 205 „Verträu" statt „Vertrau'" S. 229 „sah'" statt „sah", S. 232 „hinüber tragen" statt „hinübertragen", S. 243 „Geberde" statt „Gebehrde". Wir führen diese Kleinigkeiten nur deshalb an, weil auch sie den Beweis liefern, daß gerade die vierbändige Ausgabe später von Goethe zu Grunde gelegt wurde. Ein e ist ein paarmal aus-

*) So steht noch S. 10 „Zeit" statt „theure Zeit", S. 13 „fühlten" statt „fühlten sich", S. 15 „kann" statt „kann ich", S. 17 „ein Frühstück" statt „sein Frühstück", „glänzender" statt „glänziger", S. 18 „er wieder" statt „er mir wieder", S. 19 „niedrigen" statt „widrigen", S. 20 „den Kellerschlüssel" statt „die Kellerschlüssel", S. 21 „Frag'" statt „Fragt", S. 24 „umherzogen" statt „herumzogen", S. 25 „alles geblieben" statt „alles gut geblieben" u. s. w.

gefallen; so lesen wir S. 187 „zugerittnen" statt „zugerittenen", S. 201 „versichre" statt „versichere", S. 214 „Zutraun" statt „Zutrauen", S. 219 „schwör' es" statt „schwöre es", S. 234 „umzusehn" statt „umzusehen", dagegen S. 159 „konnte ich" statt „konnt' ich", S. 225 „Erinnerungstraum" statt „Erinnrungstraum", S. 227 „Thüre" statt „Thür", das sich S. 232. 241 erhalten hat. S. 153 lesen wir „nützt" statt „nutzt", obgleich „nutzen" vorhergegangen ist. Bedeutendere, in die folgenden Ausgaben übergegangene Druckfehler sind S. 174 „Gebühren" statt „Gebühr", S. 180 „segeln" statt „durchsegeln", S. 201 „da etwas", statt „hier etwas", S. 206 „die Schale" statt „diese Schale", S. 229 „Zeichen" statt „Zeugen", S. 239 „Streit" statt „Schritt". S. 192 ist „mein" vor „Kind" ausgefallen, S. 197 „noch Ehre" nach „an Leibe", S. 222 „eben" nach „allen". Diese schweren Druckfehler haben sich größtentheils bis zur neuesten Zeit erhalten.

Die Ausgabe vom Jahre 1807 läßt sich eine durch die Wiederkehr derselben Worte veranlaßte bedeutende Auslassung zu Schulden kommen; denn in der Aeußerung Jetter's S. 144: „Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen. Sie sind wahrlich gar schön in Reimen gesetzt, und haben recht erbauliche Weisen. Die sollen wir nicht singen, aber Schelmenlieder, so viel wir wollen", ist die gesperrt gedruckte Stelle weggeblieben, und sie fehlt in allen folgenden Ausgaben mit Ausnahme der dreißigbändigen, in welcher ich sie hergestellt habe. Von den Druckfehlern der Ausgabe in vier Bänden ist kein einziger verbessert, ja noch ein neuer hinzugekommen; denn in den Worten S. 146: „Und dort bei einer Mühle hielten", ist „dort" ein falscher, durch das doppelte Vorkommen dieses Wortes veranlaßter Zusatz. Auch S. 230 scheint das vor „verlangtest heiß und immer heißer" hinzugefügte, später mit Recht wieder weggelassene „du" dem Setzer anzugehören. Unter den absichtlichen Veränderungen des Dichters sind wenige von großer Bedeutung, da die meisten bloß die Wortform betreffen. S. 208 heißt es jetzt: „Was werd' ich dir nicht für diese Liebe schuldig", statt des ungefügern „nicht dir". S. 222 schrieb Goethe „im Angesicht der Sonne" statt „vorm A. d. S.", wogegen S. 233 „vorm Angesicht des Tages" und „vorm Angesicht des Volks" beibehalten ist. Vgl. auch B. 21, 176: „Vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes" und oben S. 102 Note †. Das bald darauf folgende „vorm Ruhebette" ist zum vollern „vor dem Ruhebette" geworden. S. 236 ist in den Worten: „Soll ich dich versichern", richtig „dir" gesetzt, wie gleich darauf „dir's zu versichern" sich findet. S. 174 lesen wir „vielem Verhaßten" statt „viel Verhaßtem", S. 183 „mit einmal" statt „mit Einemmale". In den szenarischen Bemerkungen ist gleich am Anfang

bei der Bezeichnung von Jetter und Soest der unbestimmte Artikel vor „Schneider" und „Krämer" weggefallen, dagegen S. 168 in der Personenangabe „ein" vor „Anderer" (bei den Worten „Den Gelahrten?") hinzugefügt.

In Betreff der Wortformen bemerken wir „Spione" statt „Spionen" (S. 150), „Tröpfe" statt „Tropfe" (S. 167), „verbärge" statt „verbürge" (S. 159. 201), „ausgegrätschten" statt „ausgekrätschten" (S. 197), „dran" statt „daran" (S. 207), wie „dran" sich auch S. 176 findet, „wann" statt „wenn" (S. 224), „davor" statt „dafür" (S. 238). Ein e ist eingefügt in „neuesten" und „genaueste" (170. 204), in „Zutrauen", wie schon die erste Ausgabe hatte (S. 195) und sich auch zweimal S. 213 f. findet, in „Jahres" (S. 199), „Vergangene" (S. 221), „abgehen" (S. 234); den Ausfall desselben bemerken wir in „andre" (S. 146. 197), wogegen sich „andere" an mehreren Stellen (S. 146. 151. 164. 168. 199. 205) erhalten hat, in „verwegner" (S. 199), „muntre" (S. 241), obgleich „vorgezogenen", „Gefangener" (S. 180. 218) unverändert geblieben. Statt „seines Herren" steht jetzt S. 214 „seines Herrn", wogegen ersteres S. 141 sich erhalten hat; in der Mehrheit steht „Herren" S. 146. 164, dagegen ohne e S. 163. „Liegt" statt „lieget" S. 242, aber „regieret", „entsetzet", „verscheuchet", (S. 152. 238. 243) sind bis heute geblieben. An manchen Stellen ist die schwache Form des Adjektivs statt der starken mit Recht hergestellt. So finden wir jetzt „die vier neuen Bischofsmützen" (S. 147), „diese schrecklichen Begebenheiten" (S. 147), „wir Großen" (S. 148), „jede anderen Mittel" (S. 150), „diese willkürlichen Veränderungen" (S. 215), „eure armen Väter" (S. 221), wogegen „die vier nackte Wände" (S. 162) stehn geblieben, „seine eigne Absichten", „alle tägliche Runden" (S. 193 202) sich bis heute erhalten haben. S. 151 ist in den Worten „an die hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen" der Artikel gestrichen worden.

Die unglückliche Ausgabe in zwanzig Bänden hat auch zum „Egmont" folgende stattliche Reihe neuer, zum großen Theil später fortgepflanzter Druckfehler geliefert: S. 142 „Buchse" statt „Büchse", S. 143 „Aldes" statt „Alles", S. 143 „neue" statt „neuen", S. 147 in der szenarischen Bemerkung „doch, daß" statt „doch so, daß", S. 162 „ausgezehrt" statt „aufgezehrt", S. 169 „habt mir" statt „habt mit", S. 170 „Hast da" statt „Hast du", S. 171 „Euern" statt „Euerm", S. 190 „dich doch" statt „dich noch", S. 199 „Gehe" statt „Geht", S. 205 „blieben" statt „bleiben", S. 216 „unbedienten" statt „unbedingten", S. 222 „die ihm" statt „die ihn", S. 226 „von ihren Händen" statt „vor ihren Händen", S. 227 „kleinste" statt „kleine", S. 230 „bereitest" statt „bereitetest", S. 232 „Unseligen" statt „Unglückseligen", S. 234 (gleich am Anfange)

„im" statt „am", S. 235 „auf einem" statt „auf einen".*) Auch der Wegfall des Ausrufungszeichens nach „Gewißheit" S. 226 ist bloßes Druckversehen. Nicht weniger dürften manche der folgenden Veränderungen in den Wortformen als zufällige Abweichungen gelten: „Seines Herrn" statt „seines Herren" (S. 141), „Sinne" statt „Sinnen" (S. 148), wogegen S. 162 umgekehrt „Sinnen" statt „Sinne", S. 242 „Sinnen" sich erhalten hat, „jede andre Mittel" statt „anderen" (S. 150), „gerade" statt „grade" (S. 160), „hieher" statt des sonst überall stehenden „hierher" (S. 160. 204) „stehen", „hingehen", „sehen" statt „stehn", „hingehn", „sehn" (S. 163. 173. 189), „rechtschaffner" statt „rechtschaffener" (S. 165), „Tisch" statt „Tische" (S. 171), „unsere" statt „unsre" (S. 180. 181. 212), „euren" statt „euern" (S. 187), „ehemals" statt „ehmals" (S. 187), „Palast" (vgl. S. 204. 208) statt „Palaste" (S. 202), „Vertraue" statt „Vertrau" (S. 205), „Zutrauen" statt „Zutraun" (zweimal S. 214), „eigne" statt „eigene" (S. 220), „sah" statt „sah'" (S. 229), „Hochverraths" statt „Hochverrathes" (S. 233), „verzehrte" statt „verzehrt" (S. 235), „Abgeschiedene" statt „Abgeschiedne" (S. 240), „entfernt" statt „entfernet" (241), „höhern" statt „höheren" (S. 244). In der Schreibung der Wörter und der Interpunktion befolgt die Ausgabe dieselben Grundsätze, wie im „Götz", nur daß an keine gleichmäßige Durchführung zu denken ist, vielmehr herrscht hier ein buntes Durcheinander, besonders in den großen Anfangsbuchstaben und in der Setzung der Kommata. Wir bemerken bloß „sey'n" statt „seyn" (S. 148), „Ahnung" statt „Ahndung" (S. 231), „meinen" statt „meynen", „zuvörderst" statt „zuförderst" (S. 192). Als Berichtigungen von Druckfehlern wüßten wir bloß die Herstellung der richtigen Interpunktion S. 172, wo sich die Interpunktionszeichen nach „geschwind" und „Relation" verschoben hatten, und die Auslassung des falsch eingeschobenen „du" S. 230 zu nennen. Absichtliche Veränderungen sind S. 156 im Liede Klärchen's „'naus" statt „aus" und „dadrein" statt „darein", S. 201 das vor „sachte" eingefügte „recht", wenn dies nicht anders dem Setzer seine Entstehung verdankt, S. 206 in der szenarischen Bemerkung der Ausfall der Worte „seinem Sohn" vor „Ferdinand" und S. 233 „liest's" (vielmehr „lies't's") statt „liest".

In der Ausgabe letzter Hand übersteigt die Bedeutung der neu hineingekommenen Druckfehler bei weitem die der verbesserten. Von den zahlreichen überlieferten Druckfehlern finden sich nur folgende wenige verbessert: „an euch" statt „an Euch" (S. 142), wie S. 147 „eure" statt „Eure" (S. 222), „für euch" statt „für Euch", „Büchse" statt „Buchse" (S. 142),

---

*) „Keulenschläge auf einen Helm" ist als ein Begriff zu fassen.

„Alles“ statt „Alldes“ (S. 143), „die neuen“ statt „die neue“ (S. 143), „Euerm“ statt „Euern“ (S. 177), „die ihn“ statt „die ihm“ (S. 222). Dagegen sind als neue Fehler anzuführen: S. 143 die einmalige Auslassung von „und abermal hoch“ in dem Hoch auf Egmont, S. 177 „selbst ein verfehlter Schritt“ statt „ein selbst (d. h. durch eigene Schuld) verfehlter Schritt“, S. 190 die Weglassung des Komma's nach „jauchzend“, S. 191 der Ausfall der beiden ersten Buchstaben von „Wie“, S. 200 „aufzuschreiben“ statt „abzuschreiben“, S. 230 „mir selbst“ statt „dir selbst“, S. 236 „dich“ statt „mich“ und „schrecklichen“ statt „schrecklichern“. Sonstige Veränderungen sind: S. 150 „jede andern Mittel“ statt „andre“, S. 162 „die vier nackten Wände“ statt „nackte“, S. 165 „Ein jeder rechtschaffne Bürger“ statt „rechtschaffner“, S. 169 „eures“ statt „euers“, S. 187 „grad“ statt „gerad“, S. 203 „angelegener“ statt „angelegner“, S. 211 „Wann“ statt „Wenn“, S. 222 „tückisches Mordes“ statt „tückischen“, S. 243 „stehn“ statt „stehen“. Eine nur irgend genügende Gleichheit in der Schreibung und Interpunktion vermißt man gar sehr, ja durch die nicht durchgreifend ausgeführte Veränderung ist die Ungleichheit noch sehr vermehrt worden, wie man z. B. S. 206 unmittelbar nebeneinander liest, „das gemeine, das Nichtswürdige“, da man bei der Durchsicht vergaß, auch bei „Nichtswürdige“ den kleinen Anfangsbuchstaben einzuführen.

Riemer und Eckermann haben in der vierzigbändigen Ausgabe eine ziemliche Anzahl zum Theil älterer Fehler verbessert. S. 143 ist „und abermal hoch“ hinzugefügt, S. 147 das ausgefallene „so“ in der szenarischen Bemerkung eingeschoben, S. 162 „aufgezehrt“ statt „ausgezehrt“ geschrieben, S. 170 „Hast du“ statt „Hast da“, S. 180 „durchsegeln“ statt „segeln“, S. 190 das Komma nach „jauchzend“ eingefügt, S. 190 „doch“ in „noch“ verbessert, S. 199 „Geh“ in „Geht“, S. 200 „aufzuschreiben“ in „abzuschreiben“, S. 205 „blieben“ in „bleiben“, S. 216 „unbedienten“ in „unbedingten“, S. 230 „mir“ in „dir“, „bereitest“ in „bereitetest“, S. 232 „Unseligen“ in „Unglückseligen“, S. 234 „im“ in „am“, S. 236 „schrecklichen“ in „schrecklichern“, S. 239 „Streit“ in „Schritt“. Aber eine große Anzahl anderer Druckfehler ist stehn geblieben (der Ausfall zweier Zeilen S. 144, das falsch eingeschobene „dort“ S. 146, wie „recht“ S. 201, „mir“ statt „mit“ S. 169, „Gebühren“ statt „Gebühr“ S. 174, „selbst ein verfehlter Schritt“ S. 177, „mein Kind“ statt „Kind“ S. 192, der Ausfall der Worte „noch Ehre“ S. 197 und von „eben“ S. 222, „da etwas“ statt „hier etwas“ S. 201, „von“ statt „vor“ S. 226, „kleinste“ statt „kleine“ S. 227, „Zeichen“ statt „Zeugen“ S. 229, „einem“ statt „einen“ S. 235, „dich“ statt „mich“), und es sind

zwei neue hinzugekommen, S. 175 „barsch“ statt „harsch“ und S. 199 „nach wie vor“ statt „vor wie nach“. Von sonstigen auch nicht immer absichtlichen Abweichungen bemerken wir S. 159 „konnt' ich“ statt „konnte ich“, S. 187 „gerad'“ statt „grad'“, S. 190 „Kopf“ statt „Kopfe“, S. 199 „verwegener“ statt „verwegner“, S. 200 „gesehen“ statt „gesehn“, S. 222 die Herstellung von „tückischen“ statt „tückisches“ und S. 233 „lies't“ statt „lies't's“. In Hinsicht der Schreibung heben wir nur „ergötzen“ statt „ergetzen“, „dieß“, „deßwegen“ u. s. w. statt „dies“, „deswegen“ und „Madrid“ statt „Madrit“ hervor. Auch hier wie im „Götz“ herrscht in Schreibung und Interpunktion die größte Ungleichheit. Von den beiden späteren Ausgaben gilt auch beim „Egmont“ das oben vom „Götz“ Bemerkte.

Dasselbe Schicksal, wie der Text dieser beiden Stücke, haben mehr oder weniger alle Goethe'schen Werke erlitten, so daß sich uns hier ein treues Abbild der unseligen Verunstaltungen darbietet, welche sich in wunderlichster Weise in unserm größten Dichter angehäuft haben. Das Verhältniß der verschiedenen Ausgaben zueinander ergibt sich aus dem Mitgetheilten auf das deutlichste, nicht weniger die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die sich der Herstellung eines reinen Textes von Goethe's Werken entgegenstellen, da oft schwer zu unterscheiden ist, ob eine Lesart wirklich vom Dichter oder von Riemer oder vom Setzer herrührt. Eines der sichersten Ergebnisse unserer Vergleichung ist die Verwerflichkeit der großen Anzahl solcher Lesarten, die im Abdruck in vier Bänden ihre sehr unreine Quelle haben. Auch die Ausgabe in zwanzig Bänden erweist sich als eine von vielfachen Druckfehlern entstellte, und in der vorhergehenden sind nicht selten einzelne Worte oder Silben übersehen worden. Leider hat es der Dichter verschmäht, auf eine genaue wörtliche Durchsicht seiner Werke die gehörige Sorgfalt zu verwenden und die, welche er mit diesem Geschäfte betraute, haben die Sache zu leicht genommen. Auch der durch das schnelle Erscheinen bedingte rasche Druck trägt einen Theil der Schuld. Mögen die Nachkommen des großen Dichters es endlich für eine heilige Pflicht halten, der Cotta'schen Verlagshandlung, die von dem rühmlichsten Eifer für die würdigste Ausstattung der Goethe'schen Werke erfüllt ist, einen durchaus berichtigten Text zu liefern, der den strengsten Anforderungen einer gesunden Kritik genügt, wozu es freilich umfassendster, treufleißigster Vergleichungen, vertrautester Kenntniß des Dichters und des Sprachgebrauches seiner Zeit, so wie eines scharfen Blickes bedarf.

Druck v. M. Bruhn in Braunschweig.

